Deutsch-Südwest-Afrika.



Forschungsreisen

von

Dr. Hans Schinz.

Oldenburg,
Schulzesche Hof-Buchhandlung.
(A. Schwartz)

It. sing. 932 d

4

<36604128020010

<36604128020010

Bayer. Staatsbibliothek

Herrn [illegible]
hochachtungsvoll
der Verfasser.

Dr. Hans Schinz:

Deutsch-Südwest-Afrika.

252 [illegible]



Adolf Lüderitz.

Deutsch-Südwest-Afrika.

Forschungsreisen

durch

die deutschen Schutzgebiete

Gross-Nama- und Hereroland,

nach

dem Kunene, dem Ngami-See und der Kalaχari.

1884—1887.

Von

Dr. HANS SCHINZ.

Mit einer Karte,
18 Vollbildern und vielen Text-Illustrationen in Holzschnitt.

Oldenburg und Leipzig.
Schulzesche Hof-Buchhandlung und Hof-Buchdruckerei.
(A. Schwartz.)

Fg V h/58/72

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Dem Andenken

meines Vaters

gewidmet.

Vorwort.

Die Erbringung des Beweises der Existenzberechtigung dieses Buches ist nicht Sache des Vorwortes, sondern des dem Vorworte folgenden Textes; an dieser Stelle möchte ich nur die Gesichtspunkte hervorheben, die mich bei der Redaction geleitet.

Die Schilderungen, die ich von dem deutsch-südwestafrikanischen Schutzgebiete, dem Schmerzenskinde unter den kolonialen Erwerbungen des Deutschen Reiches entwerfe, sind arm an aufregenden Scenen, denn ich habe weder Gelegenheit gehabt von Löwen belagert, noch von feindlichen Pfeilen — mehr als bedroht zu werden. Wenn ich trotz dieses offenbaren Mangels den Versuch wage, für meine Erlebnisse und Studien das Interesse eines den Familien- und Freundeskreis überschreitenden Publikums zu gewinnen, so geschieht es im Glauben, etwas besseres als eine spannende Reisenovelle bieten zu können, nämlich ein, wenn auch nüchternes, so doch den tatsächlichen Verhältnissen entsprechendes Bild von Land und Leuten, der Pflanzen- und Tierwelt der dortigen Interessensphäre Deutschland's, das einerseits das ungerechtfertigte Misstrauen, anderseits jene törichte Überschätzung, die eine Ernte sieht, bevor zur Saat geschritten worden, zerstören soll und mit dessen Hülfe ich gerne den Bann der Gleichgültigkeit, der zum grossen Nachteile des Landes auf diesem lastet, heben möchte.

Die im Nachfolgenden zu Papier gebrachten Bilder sind nun aber nicht die ausschliessliche Äusserung der auf der Reise empfangenen subjektiven Eindrücke, sondern — soweit sie

nicht den Verlauf der Reise behandeln — gewissermassen das Facit, berechnet aus der Gesamtsumme zahlreicher eigener und fremder Beobachtungen. Wo eine Differenz zwischen der Anschauung anderer Forscher und der meinigen zu Tage trat, da habe ich es nie unterlassen, von meinen im Lande wohnenden Freunden, namentlich den Missionaren, den streitigen Punkt nachträglich nochmals untersuchen zu lassen.

Wenn im Verlaufe meines Reiseberichtes die botanische Seite ab und zu auf Kosten der anderen Gebiete der naturwissenschaftlichen Forschung in den Vordergrund tritt, so wird der Leser mir dies sicher verzeihen; als Botaniker hat mich natürlich die Pflanzenwelt nicht nur vorab interessiert, sondern sie war es auch überhaupt, die mich in die Ferne gelockt hat.

Was die Aussprache der Ortsnamen etc. betrifft, so verweise ich auf den Anhang, wo ich, so weit nötig, die der deutschen Zunge ungeläufigen Laute erkläre. Ich habe von der mitunter so beliebten „Verdeutschung“ Umgang genommen, denn eine solche scheint mir vor der Hand noch nicht das notwendigste Erfordernis zum Gedeihen des dortigen Schutzgebietes zu sein. Mögen dann die verdeutschen, deren Zunge sich keiner fremden Sprache anzupassen vermag.

Dass ich meine Reise glücklich durchführen konnte, ist, ich anerkenne dies gerne, zum nicht geringen Teil das Verdienst zahlreicher Freunde. Neben den berühmten Namen Professor Ascherson, Schweinfurth, Rohlfs, deren Empfehlungen ich die Aufforderung zur Teilnahme an der von Lüderitz ausgesandten Expedition verdanke, nenne ich die Herren Dr. jur. Roth, den in Berlin accreditierten Gesandten der schweizerischen Eidgenossenschaft, Carl Poppe vom Hause Poppe, Russouw & Cie. in Capstadt und meinen Onkel, Ingenieur Albert Voegeli, die alle in kritischer Zeit meine Interessen tatkräftigst vertreten und verfolgt haben.

Nicht zu zählen sind die Liebesdienste, die mir von den im deutschen Schutzgebiete stationierten Sendboten der rheinischen und finnischen Missionsgesellschaften in jeder Lage und ohne einstiger Anerkennung versichert zu sein, erwiesen wurden. In

den beiden Missionaren Fenchel und Rautanen habe ich gewissermassen im Feuer erprobte Freunde auf Lebenszeit gefunden. —

Nicht ohne Absicht habe ich meinem Buche das Bild des verstorbenen Adolf Lüderitz vorangestellt, des Mannes, dessen Name einstens in aller Mund war, dem heute aber, wer möchte dies bestreiten, bereits Vergessenheit droht. Lüderitz hat nicht das Glück gehabt, sein Unternehmen von Erfolg gekrönt zu sehen und ich habe nicht gezögert, an passender Stelle mich über die Ursache des Misslingens rückhaltlos auszusprechen. Sollte dies aber das Deutsche Volk der Pflicht der Dankbarkeit gegen den Mann, der es verstanden hat, den Gedanken eines kolonialen Besitzes in ganz Deutschland anzufachen und volkstümlich zu machen, der diesem Unternehmen den höchsten Einsatz, sein Leben, gezollt hat, entbinden? Ich glaube kaum. So lange Deutschlands Adler an fernen Gestaden weht, so lange darf auch der Name Lüderitz nicht vergessen werden. Dem kleinlichen Bemäkeln, in dem sich jene lichtarmen Gestirnchen erfreuen, die sich ärgern, dass sie sich ihr Licht von der Sonne erborgen müssen, soll schrankenlose Anerkennung dessen, was Lüderitz Gutes geleistet, gegenüber gestellt werden! —

Ich erwähne hier auch noch das Entgegenkommen, dessen ich mich von Seite der Regierung der Capkolonie erfreute, die mir die Erlaubnis erteilte, die einst von Palgrave auf Kosten jener Regierung aufgenommenen Photographien von Hererotypen etc. reproducieren und meinem Buche beifügen zu dürfen. Ebenso gestatteten mir auch die Herren August Lüderitz, der Bruder des verstorbenen Adolf Lüderitz, und Iselin zu demselben Zwecke eine Auswahl unter den von ihnen aufgenommenen, in jeder Beziehung ausgezeichneten Ansichten zu treffen, und ich bin daher auch diesen Herren für ihre Uneigennützigkeit in hohem Grade verbunden.

Des Dankes endlich, den der Sohn der Mutter, die diesen in schwerer Krankheitsstunde scheiden sah, schuldet, bedarf es an dieser Stelle keiner Worte; ich gebe ihm äusserlich Ausdruck, indem ich die hier vorliegende Frucht meiner Reise auf ihren Wunsch dem Gedächtnisse meines Vaters widme.

Schliesslich auch noch meinen Dank denen, die mir bei der Redaction ihre Hülfe angedeihen liessen: meinen Freunden Pfarrer Bänziger und Theod. Koller. Besondere Anerkennung gebührt auch dem Inhaber der Verlagsbuchhandlung, Herrn A. Schwartz, für vielfache Winke und Ratschläge, hauptsächlich aber für die Bereitwilligkeit, das vorliegende Buch in Verlag zu nehmen, zu einer Zeit, da die deutschen Interessen, was Afrika anbetrifft, voll und ganz von Ost-Afrika absorbiert werden. —

Einige sinnentstellende Fehler und Unrichtigkeiten habe ich im Register zu berichtigen gesucht, für die übrigen erbitte ich mir die Nachsicht des Lesers.

Zürich, im April 1891.

Dr. Hans Schinz.

Inhaltsverzeichnis.

I. Kapitel.

Veranlassung zur Reise. — Von Hamburg bis Angra Pequena. — Pag. 1—6.

II. Kapitel.

Angra Pequena. — Dr. Nachtigal. — Reise mit Dr. Schenck nach |Aus. — |Aus. — Fahrt nach Keetmanshoop. Pag. 6—36.

III. Kapitel.

Walser. — Die Missionsstation Keetmanshoop. — Der Häuptling Jonathan Zeib. — Reise nach Stampriet und Rückkehr nach Keetmanshoop. — Reise nach Groendorn am Xamob. — Misshelligkeiten mit den Eingeborenen. — Flucht nach Keetmanshoop. — Über Bethanien nach Angra Pequena zurück. Pag. 37—55.

IV. Kapitel.

Ankunft und Untergang der „Tilly". — Besuch der Korvette „Skobeljef". — Die Expedition wird nach |Aus verlegt. — Trennung von der Expedition. — Fahrt nach Angra Pequena und Vorbereitungen zu einer Durchforschung des Nordens. — Reise nach Rehoboth. — Beraubung durch die Hottentotten. — Ankunft und Empfang in Rehoboth. Pag. 55—74.

V. Kapitel.

Anthropologische und ethnographische Schilderung der Gross-Namaland bewohnenden Elemente, der Hottentotten, Bastards, Bergdamara und Nama-Buschmänner. Pag. 74—127.

VI. Kapitel.

Fortsetzung der Reise nach Omaruru. — Besuch der Missionsstationen Otjizeva, Otjikango, Otjimbingue, Omaruru und Omburo. Pag. 127—140.

VII. Kapitel.

Die Ovaherero. Pag. 141—162.

VIII. Kapitel.

Sitten und Gebräuche der Ovaherero. Pag. 162—188.

IX. Kapitel.

Geschichte der Kriege zwischen Hottentotten und Ovaherero. Pag. 189—202.

X. Kapitel.

Reise nach Olukonda. — Omūlonga und Omandongo. — Untergang der römisch-katholischen Mission in Uukuanjama. Pag. 203—230.

XI. Kapitel.

Kreuz und quer durch Amboland. Pag. 230—271.

XII. Kapitel.

Die Ovambo. Pag. 271—303.

XIII. Kapitel.

Gesellschaftliche Verhältnisse, Sitten und Gebräuche der Ovambo. Pag. 303—322.

XIV. Kapitel.

Rekognoszierungsreise nach dem Osten Ondonga's. — Zerwürfnis mit Kambonde und Flucht aus Ondonga. — Schwierige Reise nach Grootfontein. — Die Geschichte und Ansiedlung der Boers in Grootfontein. — Upingtonia. — Tod Jordan's. Pag. 322—353.

XV. Kapitel.

Werbung neuer Begleiter. — Aufbruch nach dem Ngami-See. — Im Omuramba ua Matako. — Karakobis und Lewisfontein. — Verweigerung des Gehorsams. — Am Okavango. — Robertson Vater und Sohn. — In Moremi's Residenz. — Abschied von Moremi und Robertson. — Eine Katastrophe. — Moremi als Gastgeber und Richter. — Wiederum auf der Fahrt. Pag. 354—377.

XVI. Kapitel.

Die Seebewohner: Makoba und Batovana. — Invasion der Matebele. — Dem Süden zu. — Xansis. — Van Zeyhl. — Ankunft und Aufenthalt bei Robertson. — Kalaχari-San. — Ethnographie der Buschmänner. — Zwergvölker Inner-Afrika's. Pag. 377—399.

XVII. Kapitel.

Abschied von ǀNoi χas. — Aufenthalt in Rietfontein. — Olifantskloof. — Gobabis und Witvley. — Ohne Pfad. — Hunger und Durst. —

Hülfe in hoher Not. — Okahandja zu. — Ankunft bei Kahemoma. — Missionar Irle. — In Otjosazu. — Von Okahandja nochmals nach Grootfontein. — Auf Schleichwegen zurück. — Über Omaruru und Okahandja nach Otjimbingue. — Der Küste zu. — Walfischbai. — An Bord des „Louis Alfred". — Wiederum in Capstadt. — Zu Hause! Pag. 399—428.

XVIII. Kapitel.

Allgemeine Gliederung der deutschen Interessensphäre. — Küste und Hinterland. — Geologischer Bau. — Klimatologie. — Hydrographie. Flora und Fauna. Pag. 429—484.

XIX. Kapitel.

Die christliche Mission in Südwestafrika. Pag. 485—497.

XX. Kapitel.

Anfänge und Entwicklung des Lüderitz'schen Unternehmens. — Die deutsche Schutzherrschaft. — Die deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika. — Lüderitz's Tod. — Die Goldfunde im Hererolande. — Ausblicke in die Zukunft. Pag. 498—525.

Anhang.

Zoologische und sprachvergleichende Reisefrüchte. Pag. 527—552.

Illustrationen.

Vollbilder.

		Seite.
	Adolf Lüderitz	Titelblatt.
I.	Afrikanischer Reisewagen; im Hintergrunde Girafenakazien	8
II.	Afrikanischer Zugochse (Transvaal-Rasse)	16
III.	ǀUǁgama (Brackwasserquelle inmitten der Sandwüste)	64
IV.	Jan Afrikaner	112
V.	Bergdamara (Mann)	128
VI.	Bergdamara (Frau)	129
VII.	Missionsstation Otjikango	136
VIII.	Ovatjimba	144
IX.	Omuherero	152
X.	Ovaherero	153
XI.	Flussbett des Omaruru, von den Ovaherero als Ackerfeld benutzt	160
XII.	Bergdamara-Gruppe	208
XIII.	Aandonga	280
XIV.	Buschmänner von Südost-Ondonga	336
XV.	Missionskinder in Walfischbai	424
XVI.	Quer- und Längsprofile durch Deutsch-Südwestafrika	432
XVII.	Westabfall des Tschirubgebirges in Gross-Namaland	464

Textbilder.

		Seite.
Fig. 1.	Angra Pequena	7
„ 2.	Kuibes	27
„ 3.	Kirche von Keetmanshoop	38
„ 4.	Missionsgebäulichkeiten von Bethanien	52
„ 5.	ǀAus	60
„ 6.	Grundriss einer Herero-onganda	156
„ 7.	Missionsstation Olukonda	225

		Seite
Fig. 8.	Missionsstation Omandongo	229
„ 9. „ 10.	Mädchen von Oṅkumbi	250 253
„ 11. „ 12.	Verheiratetes Ondonga-Mädchen	282 283
„ 13.	Grundriss einer Werft in Ondonga	287
„ 14.	Kornstampfende Ondonga-Weiber	289
„ 15.	Handelskarawane	291
„ 16.	Girafenakazie	367
„ 17.	Kamaharero	416
„ 18.	Kambazembi	417
„ 19.	Walfischbai	426
„ 20.	Granitblöcke	431
„ 21.	Tafelberge	433
„ 22.	Trockenes Flussbett bei ǀAus	463
„ 23.	Matrose Steingröver	512

[IV, V, VI, VII, XI und XIII nach Palgrave, I, VIII, XII, XV, 17, 18 und 19 nach Lüderitz, III, XVII, 1, 2, 4, 5, 16, 20, 21, 22 und 23 nach Iselin, die übrigen Bilder nach eigenen Aufnahmen.]

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

I. Kapitel.

Veranlassung zur Reise. — Von Hamburg bis Angra Pequena.

Es war gegen Ende der ersten Hälfte des Jahres 1884, als unerwartet auf Veranlassung meines Gönners, Herrn Professor Schweinfurth, die Aufforderung an mich erging, mich einer von F. A. E. Lüderitz ausgerüsteten und nach Südwest-Afrika bestimmten Forschungs-Expedition anzuschliessen. Als Ausgangspunkt war die Mündung des Oranjeflusses, im Norden der englischen Kap-Kolonie, ins Auge gefasst und den Teilnehmern die Aufgabe gestellt worden, eine möglichst umfassende geognostische Untersuchung der gegen den Fluss abfallenden Gebirgsmassen, sowie im Verein damit eine botanische Exploration des ganzen von Lüderitz erworbenen Territoriums vorzunehmen. Die unmittelbare Nachbarschaft der im Bereiche der Kolonie liegenden Kupferwerke in Ookiep liessen die Annahme einer Fortsetzung der erzführenden Schichten in das deutsche Gebiet hinüber als gerechtfertigt erscheinen, und die dort von englischen Reisenden und Händlern in früheren Jahren bereits tatsächlich gemachten Kupferfunde mussten den Unternehmer in jener Ansicht nur bestärken. Die mir übertragene botanische Durchforschung verfolgte neben dem rein wissenschaftlichen auch den praktischen Zweck, allfällig vorkommende technisch oder medizinisch verwendbare Pflanzen ans Licht zu ziehen und sowohl deren Verbreitung als auch ihren Handelswert zu studieren.

Nach gepflogener mündlicher Besprechung mit dem Chef des Bremer Hauses war mein Entschluss, dem Rufe zu folgen, bald gefasst; in aller Eile wurden die nötigen Anschaffungen besorgt und 14 Tage später war die Expedition — bestehend aus den Herren Direktor Pohle, Dr. Schenck, de Jongh, meiner Wenigkeit und sechs Bergleuten aus Freiberg — bereits an Bord der stattlichen U. S. S. „Trojan", dem Kap der guten Hoffnung zudampfend.

In Madeira legte das Schiff angesichts Funchal's für einige Stunden bei, um Kohlen einzunehmen; der beabsichtigte Besuch des schönen Eilandes musste zu unserem Leidwesen der Choleraquarantaine halber unterbleiben. Um so freundlicher entschädigte uns der Gruss, den uns die „glücklichen Inseln" sandten; denn unverhüllt von neidischen Wolken und Nebelstreifen erstrahlte die imposante Pyramide des Pico de Teyde in ihrer ganzen Pracht und Grossartigkeit: ein Anblick, wie er sich nur selten dem flüchtig Vorbeieilenden bietet.

Hatten wir uns bis dahin eines meist wolkenlosen herrlichen Himmels erfreut, so trat nun ein rascher Wechsel ein; die Witterung wurde recht trübe, ja beim Passieren der Linie sollten wir sogar eine bescheidene Ahnung äquatorialer Niederschläge erhalten. Bei einer Temperatur von nur 9^0 [1]) (11^h a. m.) goss der Regen in Strömen auf die empörte See hernieder und wohl jeder mag sich erleichtert gefühlt haben, als endlich nach 21tägiger Reise am 19. September in frühester Morgenzeit im Hafen von Capstadt das donnernde Rasseln der Ankerkette den jäh aus dem Schlafe geweckten Passagieren die längst ersehnte Befreiungsstunde verkündete. Einige voreilige, neugierige Sonnenstrahlen vergoldeten eben die obersten Sandsteinzinnen des Löwenkopfes, da fand ich den Wunsch meiner Jugend und Studienjahre mit Einem Schlage zur greifbaren Wirklichkeit geworden; nichts hielt mich mehr zurück, den Fuss auf afrikanisches Festland zu setzen. Gleich dem weit hergereisten Mekkapilger, der,

[1]) Die Tempertaurangaben beziehen sich stets auf das hundertteilige Thermometer.

die letzten kahlen Höhen übersteigend, auf die heiligste der Städte niederschaut und sich von Begierde durchglüht fühlt, das Heiligtum zu betreten, so war auch ich gewissermassen von Sehnsucht überwältigt, dem längst erstrebten Ziele entgegeneilen zu dürfen.

Welch eigenartiges und farbenreiches Bild bot sich uns dar! Schwarze und braune Gesichter in allen nur denkbaren Nüancen halten unsere Augen in steter, bis zur Ermüdung sich steigernder Bewegung, schreiende Kuli stossen und drängen der Landungsbrücke zu, dem Neuankommenden ihren Dienst mit einem unverständlichen Wortschwall anbietend, übertönt von dem langgezogenen schrillen Pfiff eines abgehenden Steamers oder dem betäubenden Gerassel des Dampfkrahns. Nicht ohne Mühe bahnen wir uns durch die für uns sich lebhaft interessierende Menge einen Weg, bemächtigen uns eines von einem Malajen geführten Wagens und lassen uns — froh, den Schiffsplanken entronnen zu sein — dem Weichbilde der Stadt zuführen.

Gleich am ersten Tage sollte unser eine unangenehme Enttäuschung harren! Nachdem wir nach langem Herumlaufen für die Expeditionsmitglieder Quartier gesichert hatten (es war zu dieser Zeit grosse Kolonial-Ausstellung in Kapstadt und daher jeder Winkel besetzt), statteten wir den Agenten von Lüderitz, den Herren Poppe, Russouw u. Co. unsern Besuch ab, und mussten daselbst erfahren, dass der zu unserer sofortigen Weiterbeförderung bestimmte kleine Schoner „Meta“ kurz vor Ankunft der Expedition nach der Westküste gesegelt, und dessen Rückkehr daher kaum vor 4 oder 6 Wochen zu erwarten war. Dies war die erste, aber leider noch lange nicht die letzte Enttäuschung!

Der von Lüderitz gewünschte Versuch, mittelst eines Segelbootes die Einfahrt in den Oranjefluss zu erzwingen, wurde von allen mit der südwestafrikanischen Küste vertrauten deutschen Seeleuten — und nur solchen wurden diese Pläne zur Prüfung vorgelegt — als absolut unausführbar erklärt, und zwar hauptsächlich der breiten, der Flussmündung vorgelegten Sandbarre halber. Allem Anschein nach würde sich auch kaum ein zuverlässiger

Kapitän zur Übernahme der mit einem solchen Experiment verbundenen Verantwortlichkeit bereit erklärt haben, und der Leiter unserer Expedition, Herr Pohle, beschloss daher, sich mit dieser über See nach Angra Pequena zu begeben, um von dort aus die Landreise nach dem Flusse anzutreten. Nachdem Herr Lüderitz, der telegraphisch um seine Zustimmung angegangen worden war, sich auf demselben Wege mit unseren Plänen einverstanden erklärt hatte, wurden sofort die zur Reise notwendigen vier Ochsenwagen beordert, sowie eine Anzahl von Fuhrleuten, Ochsenhütern und ein deutscher Koch engagiert.

In der Zwischenzeit war nun auch die „Meta", die sich auf ihrer Fahrt eines unerwartet günstigen Windes zu erfreuen gehabt hatte, wieder in Capstadt eingelaufen; da aber der kleine Schoner von nur 32 Tonnen Gehalt unmöglich die jetzt 19 Mann starke Expedition samt den Wagen und den unzähligen grossen und kleinen Kisten unter das Deck bringen konnte, so wurde von unsern Agenten die geräumige Brigg „Formica" gechartert und endlich Montag den 20. Oktober 1884 nach einem vierwöchentlichen Aufenthalte in Capstadt unter Segel gegangen.

Begünstigt von einem „steifen Southwester" kamen wir schon nach viertägiger Fahrt in Sicht der Diazspitze, einer schmalen Landzunge, die sich schützend der nördlich liegenden Bucht vorlegt, und die ein historisches Interesse beansprucht, als sie, wie der Name besagt, erinnern soll an die denkwürdige Fahrt des kühnen Bartholomäus Diaz, der dort vor vier Jahrhunderten auf Befehl des Don João II., des „Herrn von Guinea", zum Gedächtnis für künftige Geschlechter ein mit dem königlich portugiesischen Wappen geziertes Marmorkreuz errichten liess.[1])

[1]) Während mehr als 300 Jahren vermochte der steinerne Wappenpfeiler siegreich den elementaren Gewalten zu trotzen um dann schliesslich der Pietätlosigkeit Schätze suchender Menschen zum Opfer fallen zu müssen. Im Anfange dieses Jahrhunderts fand, wie Owen berichtet, (W. E. Owen Narrative of Voyages to explore the shores of Africa, Arabia and Madagascar, London 1833) Kapitän Vidal auf seiner Explorationsreise längs der Küste das Kreuz umgestürzt und zerbrochen; er nahm die Fragmente an sich und übergab sie dem Museum zu Capstadt, von wo sie später nach Lissabon gewandert sein sollen.

Da lag nun vor uns das vielgeschmähte und vielgepriesene Angra Pequena! Eingerahmt von niedrigen Höhenzügen am öden, sandigen Strande die vier ansprechenden, sauberen Holzhäuser der Lüderitzschen Faktorei, rechts und links die, von der donnernden Brandung zernagte und in der Ferne im Ocean sich verlierende Küstenlinie und im Hintergrunde endlich, den Horizont coulissenartig abschliessend, die gewaltigen Sanddünen, die, beschienen von der vollen Sonne und eingehüllt in einem perpetuellen Sandsturm, einen Anblick boten, der jeder Beschreibung spottet. Weit und breit, soweit das Auge reicht, kein grünes Blatt!

Wie ein Pfeil schoss die „Formica" unter dem Drucke des Windes zwischen den gefährlichen Klippen und Inseln hindurch in den kleinen aber geschützten Hafen, und auf flog die schwarz-weiss-rote Flagge, den deutschen Landsleuten am Strande drüben den ersten Gruss entbietend. Kaum hatten wir beigedreht und Anker geworfen, so erschienen jene, herübergerudert von Hottentotten, an Bord, um uns willkommen zu heissen auf deutschem Gebiet und sich erzählen zu lassen vom fernen Heimatlande, als dessen Pioniere sie hier ein entsagungsreiches Leben führten. Der Einladung, an Land zu kommen, konnten wir vor der Hand noch nicht Folge leisten, da unser Boot zu klein war, um uns alle auf einmal aufzunehmen, und ein mehrmaliges Hin- und Herfahren bei dem heftigen Winde nicht ratsam schien; wir verblieben diese Nacht deshalb noch auf unsern schwankenden Brettern, und liessen uns dann am frühen Morgen ans Ufer bringen. Da der Strand unmittelbar vor der Faktorei sehr flach ist, so ist man gezwungen, sich, ehe man trockenen Boden gewinnt, den Schultern eines Hottentotten anzuvertrauen. Aufrecht im Schiffchen stehend und mühsam balancierend wartet man den richtigen Moment ab; schnell, ehe jene grosse Woge uns fasst, schwingen wir uns auf das zweibeinige Reitpferd und grinsend trägt dieses seine wertvolle Last ans Ufer. Wer sich eines grösseren Körperumfanges zu erfreuen hat, wird bis zuletzt aufgespart und die Chancen, unbenetzt über das Wasser getragen zu werden, sind für ihn bedeutend geringer als für uns, er mag

sich glücklich schätzen, wenn der Träger nicht halbwegs, sei's aus Entkräftigung, sei's aus „Spass“, zusammenknickt!

In Abwesenheit des Faktoreiverwalters, Herrn Heinrich Vogelsang, der mit dem deutschen Generalkonsul Dr. Nachtigal auf einer Mission nach Bethanien begriffen war, nahm uns dessen Stellvertreter, Herr Franke, in Empfang; wir wurden, so gut es ging, in den verschiedenen Räumlichkeiten untergebracht, und es war nun jedem überlassen, sich selbst so wohnlich als möglich einzurichten, sollte doch Angra Pequena zum mindesten für die nächste Zeit noch unser Hauptquartier bleiben. Nach Löschung der Ladung und Aufnahme des Herrn Belck, der einer im Norden Gross-Namalandes operierenden Expedition angehörte, stach die „Formica“ wiederum in See, um nach der Walfischbai zu segeln, während dessen wir uns ohne Verzug unsern bezüglichen Aufgaben zuwandten, belebt von dem Wunsche, nach Möglichkeit den in Bremen gehegten Erwartungen entsprechen zu können.

II. Kapitel.

Angra Pequena; Dr. Nachtigal; Reise mit Dr. Schenck nach |Aus; |Aus; Fahrt nach Keetmanshoop.

Einer meiner ersten Ausflüge galt der in unmittelbarer Nähe der Faktorei-Gebäude sich erhebenden, 95 Meter hohen Nautiluskuppe — so getauft von dem Kommandanten des deutschen Kanonenbootes „Elisabeth“ — von dessen Spitze aus sich ein zwar kleines, aber nicht uninteressantes Panorama entrollt. Wenn wir, neben dem einfachen, die Spitze zierenden Holzkreuze stehend, unser Auge nach Westen wenden, so erblicken wir zu unsern Füssen, in langgestreckter Front drei steil aus dem blauen Wasser emporsteigende kahle Eilande; es sind die englischen Guanoinseln „Seal-, Shark- und Pinguin-island“; beiderseits nur durch wenig breite und nicht ungefährliche Wasserstrassen vom Festlande getrennt. Jenseits dieser schroffen,

von Tausenden von Pinguinen und Seemöven bewohnten Inselgruppe beginnt das Reich des Oceans, und erst in nebelhafter Ferne bieten die grauschwarzen, unsichern Umrisse der Diazwarte dem Auge noch einen letzten Ruhepunkt, bevor sich der Blick im Unendlichen verliert.

Die von dem Festlande und einer nach Norden sich erstreckenden, ungefähr 3 Seemeilen breiten Landzunge eingeschlossene, langgezogene Meerbucht wird mit dem Namen Lagune belegt und bot in frühern Jahren den hin und wieder

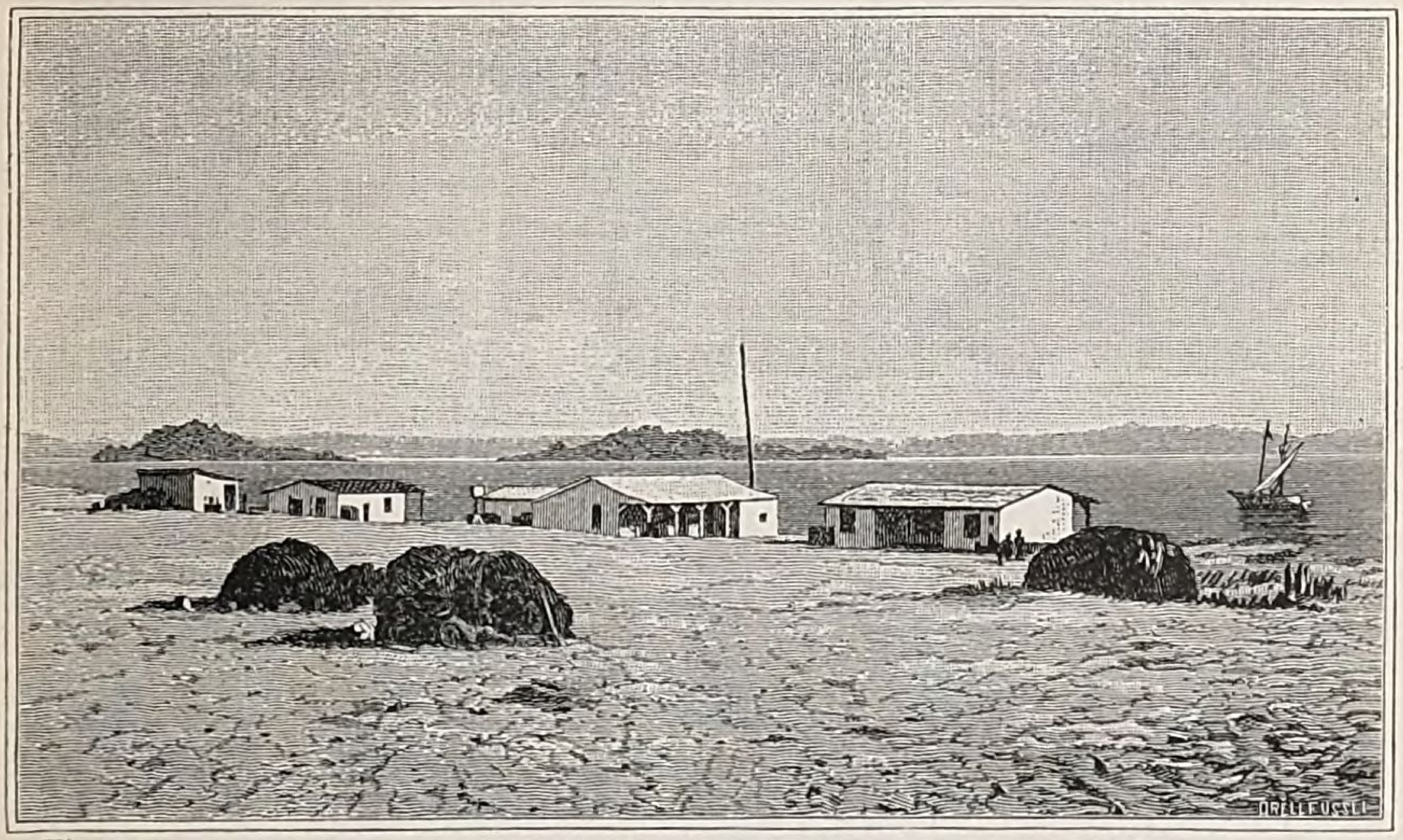


Fig. 1. Angra Pequena
mit den Faktorei-Gebäulichkeiten und einigen Hottentottenhütten.

Angra Pequena besuchenden Schiffen Schutz vor Wind und Wetter; eine rasch vorschreitende Versandung hat aber nunmehr die Einfahrt zur Unmöglichkeit gemacht.

Landeinwärts türmen sich die mächtigen, zu Längsreihen angeordneten Sanddünen auf, abwechselnd mit kleinen Hügelzügen und vereinzelten Granitkuppen, deren scharfe Konturen gegenüber den vagen, umschleierten Umrissen der Sandberge wohltuend aus diesem Chaos heraustreten.

Die Faktoreigebäulichkeiten, die in einer kleinen, von der Nautiluskuppe und deren Fortsetzung, dem Elisabethrücken, um-

rahmten und nach dem Meere zu sich öffnenden Mulde liegen, bestehen aus zwei geräumigen hölzernen Wohnhäusern und einem langen Lagerhaus; unmittelbar und dicht daneben steht die Flaggenstange und auf schwarz-weiss-rotem Pfahle die Tafel mit der deutschen Protektoratserklärung. In etwas weiterer Entfernung erhebt sich ein kleines Pulvermagazin und zwischen diesem und dem Lagerhaus liegt der Platz, den wir in launiger Stimmung den „Kirchhof" tauften, da wir dort die durch ihre Anzahl allmählig zum Ärgernis gewordenen — leeren Bierflaschen zu bergen pflegten.

Die Umgebung der Bai wird fast allgemein als absolut vegetationslos bezeichnet und doch gelingt es dem geübten Auge des Beobachters auch dort unschwer eine Fülle neuer und interessanter Formen zu entdecken.

Bei dem Vorwalten solcher extrem ungünstiger Verhältnisse, wie Regen- und Grundwassermangel, intensive Insolation und stetig Terrain wechselnde Flugsandbildung, müssen der Entwicklung der Pflanzen- und Tierwelt entsprechend enge Schranken gezogen sein; aber trotzdem, wo immer nur ein Stein oder ein Felsvorsprung Schutz vor der Gewalt des Windes zu bieten verspricht, da hat sich auch eine Kolonie genügsamer Pflanzen angesiedelt. Jener kleine stämmige Halbstrauch dort ist ein Pelargonium; an den kurzen, dicken und rötlich berindeten Ästchen stehen noch einige wenige Blätter; die Blüten hat der Sturm, bevor sie ihrer Bestimmung Genüge leisten konnten, längst weggeweht und so sieht nun der ungefügige Miniaturdickhäuter etwa einem Arme mit vielen steif abstehenden Fingern gleich. Noch vorteilhafter gegen Sand und Sturm schützt sich ein naher Verwandter der vorigen Gattung, eine gelblich blühende Sarcocaulon[1]), die mittelst eines ausgeschiedenen gelben Harzes Stamm und Astrinde mit harter Glasur imprägnirt. Die kleinen Blättchen werden frühzeitig abgeworfen; der Blattstiel verholzt, spitzt sich zu und dient nun der sparrigen unschönen Pflanze als Wehr gegen hungrige Schakale.

[1]) S. Burmanni *DC.*



Afrikanischer Reisewagen; im Hintergrunde Girafenakazien.

Die kaum bemerkbaren Ritzen und Spalten der Felsen hat sich ein niedriges Federgras (Aristida subacaulis *Steud.*) zu Nutzen gezogen, das, begünstigt durch zwerghaften Wuchs und grösste Anspruchslosigkeit, auch seinerseits einen erfolgreichen Kampf ums Dasein führt.

Wo der Boden einigermassen kompakt ist, da findet sich ein des Grünen beinahe ganz entbehrender Salzbusch (Salsola Zeyheri [*Moqu.*] *Bnth.* et *Hook.*), dessen knorriger Stamm und Wurzel der Faktoreiküche das unentbehrliche Brennmaterial liefern. Infolge der ihm eigenen graubraunen Farbe ist der überdies oft zu weiten Beständen vereinigte Strauch auf grosse Distanzen hin sichtbar, ja überhaupt wohl das erste Wahrzeichen, das dem der Küste sich nähernden Seefahrer geboten wird.

Mitunter erscheint die einfarbige Sandfläche prachtvoll purpurn gefärbt; bei näherer Untersuchung entdeckt man, dass es Rasen einer niederliegenden Phytolaccacee, einer Giesekia[1]) sind, deren rote, fleischige Blättchen diesen angenehmen Farbenwechsel bedingen.

Eine Reihe weiterer Gewächse schützt Blätter, Stengel und Blütenteile mittelst eines dicken, weisslichen Haarfilzes; so das längs der Küste häufige Grielum obtusifolium *E. Mey.*, eine Rosacee mit grossen gelben Blumenblättern, in geschüzten Schluchten weiterhin eine besenartige, ebenfalls gelbblühende Varietät der Lebeckia multiflora *E. Mey.*[2]) Gelb ist überhaupt als Blütenfarbe vorherrschend, nur einige wenige Geraniaceen, deren Blumen aber überraschend schnell vergänglich sind, ersetzen dieselbe durch ein zartes Rosenrot.

Das Tierleben ist hier an der Küste, abgesehen von der Vogel- und Meeresfauna, ein wenig reges; von grösseren Säugetieren dehnt einzig der Schakal, wahrscheinlich den Eiern der Möven nachspürend, seine Streifzüge bis in diese unwirtlichen Regionen aus.

Die an Arten und Individuen häufigen Schlangen und Eidechsen sind hinsichtlich ihrer Färbung in hervorragendem

[1]) G. pharnaceoides *L.*

[2]) var. parvifolia *Schinz.*

Masse dem Granit- oder Sandboden angepasst; dank ihres bald hellgelben, bald gräulichen Kleides entgehen sie, namentlich bei grellem Sonnenlichte, selbst dem geübtesten Auge.

Wunderbar fein zeigte sich diese, im Wettbewerb um die Existenzberechtigung erworbene Accomodation bei einer grossen, kurzflügligen Heuschrecke (Methone Anderssonii *Stal*), die ich in einem Exemplar an der Nautiluskuppe auffand; die Körperzeichnung war eine getreue Kopie des Angra-Gneisses, und bei flüchtiger Betrachtung konnte man vermeinen, ein Gesteinsfragment vor sich zu haben.

Der ungestüme Südwestwind, der sich jeden Morgen zwischen 8 und 9 Uhr einzustellen pflegte, um dann während des ganzen Tages bis kurz vor Sonnenuntergang mit ungeschwächter Wut mit dem losen Sande zu kämpfen, gestattete keine ausgedehntere Exkursionen; es mussten daher solche stets auf die frühen Morgenstunden verlegt werden. Dieser Umstand, der mich während der Hälfte des Tages ins Haus bannte und mich sogar teilweise zur Untätigkeit verurteilte, liess mir die baldige Entfernung von Angra Pequena im höchsten Grade als wünschenswert erscheinen, und ich harrte deshalb mit Ungeduld auf eine Gelegenheit zur Weiterbeförderung ins Innere. In den ersten Tagen des November wurden wir durch die Rückkehr des deutschen Generalkonsuls, Dr. Nachtigal, freudig überrascht; der Vertrag mit dem Hottentottenhäuptling von Bethanien war zur gegenseitigen Zufriedenheit abgeschlossen worden und unser berühmter Gast erwartete nun die Ankunft der „Elisabeth“, um sodann seine Reise längs der Westküste Afrikas fortzusetzen. Nachtigal fühlte sich bereits leidend, aber dennoch ahnte keiner von uns, die wir begierig den Schilderungen des weitgereisten Forschers lauschten, wie bald dieses reiche Leben einen so jähen Abschluss finden sollte! Mit unverhohlener Freude empfing er aus meiner Hand einen schriftlichen lakonischen Gruss seines Freundes, des ehemaligen Staatssekretärs und jetzigen Direktors der Neu-Guinea-Gesellschaft, Exc. Herzog. „Na, den werde ich wohl vor Ihnen wiedersehen“, meinte Nachtigal; aber das unerbittliche Geschick hat es anders gewollt.

Am Abend desselben Tages kehrte der Wagen, der uns Dr. Nachtigal gebracht hatte, wiederum zurück, und die dadurch gebotene Möglichkeit, endlich von Angra Pequena wegzukommen, war doch zu verlockend, als dass Dr. Schenck und ich sie nicht sofort benützt hätten. Wir verständigten uns daher sofort mit Herrn Pohle hinsichtlich der weitern Operationen der Expedition und verliessen dann mit seiner Zustimmung Angra Pequena Sonnabend den 8. November nach Einbruch der Dunkelheit. Während nun der Wagen mit uns langsam in die dunkle Nacht hinein längs der Küste über den mit unzähligen Granitblöcken besäeten Felsboden rollt, mag es mir gestattet sein, an dieser Stelle den Leser mit unserem Transportmittel vertraut zu machen.

Es sind dies noch immer dieselben unförmlichen Ochsenwagen, wie sie die holländischen Bauern nun seit bald 200 Jahren in Gebrauch haben, hässlich von Ansehen, aber praktisch für die dortigen Landesverhältnisse. Über den mächtigen breiten Rädern, von denen die beiden hintern einen Umfang von je 5 Meter haben, ruhen die starken, dicken Bodenplanken, zu beiden Seiten und vertikal zu jenen die nicht minder massiven Seitenbohlen, über die sich das halbrunde, aus wasserdichter Segelleinwand erstellte Dach wölbt. Vorn und hinten stehen zwei, die ganze Breite des Wagens einnehmende grosse Kisten, von denen die vordere zugleich dem Fuhrmann als Kutscherbock dient. Die Räder sind mindestens handbreit und ausserordentlich solid konstruiert; spielend und ohne Schaden zu nehmen überwinden und zermalmen sie, was immer sich in den Weg stellt. Selbst in einem Zelt könnten wir nicht besser geborgen sein; weder Wind noch Regen dringen durch die Leinwand und bei bescheidenen Ansprüchen lässt sich das Innere auch ganz behaglich einrichten. Hinter der Vorderkiste ist ein kleiner Tisch zum Umklappen angebracht; in halber Höhe der Seitenplanken ruht auf Pfosten ein Holzrahmen, überflochten mit Ochsenriemen und überdeckt mit Fellen, ein Nachtlager, wie es sich nicht besser wünschen lässt. Die Verlängerung der Wagendeichsel bildet das sogenannte, ungefähr 120' lange „Trecktau“,

bald aus Eisen, bald aus zusammengedrehten Riemen verfertigt, an dem in gleichmässigen Abständen die Joche befestigt sind. Je zwei und zwei Ochsen kommen in ein Joch, das auf dem Nacken der Tiere liegt; zu beiden Seiten des Nackens werden die mit Kerben versehenen Jochscheite durchgesteckt, und diese dann unterhalb des Halses durch einen kleinen Riemen verbunden. Je nach dem Gewicht der Ladung und der Beschaffenheit des Bodens werden 14—20 Ochsen vorgespannt, ja auf kurze Strecken mitunter sogar 30 und 40. Ein Junge stellt sich als Leiter an die Spitze der Karawane und ergreift das die Hörnerbasis des vordersten Ochsenpaares verbindende Vortau; der braune Treiber, als „headman" die gewichtigste Persönlichkeit unserer Begleitung, fasst den gegen 3 Meter langen Peitschenstock aus Bambus mit der noch um $1^1/_2$ Meter längeren Peitschenschnur und ruft jedem der Ochsen bei dessen speziellen Namen um diesen nochmals die Bedeutung des Momentes gütlich vor die Ohren zu bringen: „Fat" schreit er und knirschend graben sich die Räder in den tiefen Quarzsand ein, langsam setzt sich der Wagen in Bewegung. Bald da, bald dort droht ein Stillstand; knallend fährt dann die Peitsche aus Girafenleder auf die müden Ochsen nieder, die ganze Mannschaft sucht in infernalischem Schreien und Toben sich gegenseitig zu überbieten und die Tiere zu einem erneuten Versuche anzuspornen. Jeweilen nach einem Treck von $2—2^1/_2$ Stunden wird ausgespannt um den Ochsen Gelegenheit zu geben dem Futter nachzugehen; auf diese Weise werden im Durchschnitt täglich 7—9 Stunden zurückgelegt, was bei einer mittlern Fahrgeschwindigkeit von 4,5 km per Stunde der respektabeln Distanz von 30—40 km gleichkommt. In den heissen Sommermonaten, während derer die Temperatur des Sandes auf $50—60^0$ steigt, pflegt man die Mittagsstunden über zu rasten, um dann den Zeitverlust durch Nachtfahrten wiederum auszugleichen.

Den beiden unmittelbar an der Deichsel eingespannten Hinterochsen — Achterossen nennt sie der Afrikander — liegt die Hauptarbeit ob, da sie den Wagen zu lenken haben, wogegen die Vorochsen — das vorderste Paar — sozusagen die Führer

sind und als solche dafür sorgen, dass die Karawane stets im Pfade bleibt und nicht etwa nach rechts und links abschweift. Strassen in unserem Sinne sind ja selbstverständlich keine vorhanden, jeder fährt eben wo und wie er will; schont er seine Zugtiere, so folgt er den schon vorhandenen Wagenspuren und hilft so eine Art „Wagenpfad“ einfahren; im Wege liegende Hindernisse, wie Felsblöcke werden entfernt, und so entsteht dann im Laufe der Jahre inmitten der Steppe eine eigentliche Strasse, oder besser zwei parallel laufende schmale Pfade, die den Spuren der Räder entsprechend, meist so auffallend sind, dass man sie selbst im Dunkel der Nacht kaum verfehlen kann. Die Spuren, die ein einzelner schwerer Wagen hinterlässt, sind dermassen tief und scharf begrenzt, dass sie sich auf geeignetem Terrain oft Dezennien lang deutlich erhalten, was allerdings der Hauptsache nach der Seltenheit andauernder, starker Regengüsse zuzuschreiben ist.

Die Ochsen, deren Bestimmung es ist, vor den Wagen gespannt zu werden, müssen zu dieser Arbeit, so lange sie noch jung sind ($1\frac{1}{2}$—$2\frac{1}{2}$ Jahre alt), ganz besonders trainiert werden, und in dieser Kunst stehen die Hottentotten kaum den gewandten Transvaalbauern nach. Mit festen Riemen wird das junge Tier vor gefällte schwere Baumstämme gespannt und an diesen dessen ungestümes Jugendfeuer gebrochen; ist dem künftigen Zugochsen allmählich klar geworden, dass der Riemen zu stark, die Last zu schwer und die Peitsche zu wachsam ist, als dass mit Erfolg dagegen aufzukommen wäre, so kann ihm ein Kamerade beigesellt werden. Anfangs ist dies ein bereits im Dienste ergrauter Geselle; mit den Köpfen zusammengekoppelt werden beide vor den Wagen geschirrt, und nun hilft kein Zerren und kein Reissen, der Partner kennt keinen Jugendübermut mehr und versetzt dem ungeberdigen Schüler bei dessen Versuchen, sich loszureissen, mit den Hörnern tadelnde Rippenstösse. Nach 4—6 Wochen ist auf diese Weise aus dem lernenden Tiere ein geduldiger, brauchbarer Zugochse geworden; gehorsam lässt er sich unters Joch bringen und verständnisinnig stellt er die Ohren, wenn lobend wir mit ihm uns unterhalten.

Es ist ganz erstaunlich, welch hoher Intelligenz der afrikanische Zugochse fähig ist: ein Ruf genügt, um die Vorochsen, die eines besonders einladenden Grasbüschels halber vielleicht Anstalten zu einer kleinen Seitenexkursion machen, auf den Pfad zurückzuweisen; ein grosser Stein oder ein tiefer, von hohem Gras verborgener Schlot droht den Wagen zum Fall zu bringen: im letzten Moment ein „pass op, England!" oder wie der betreffende Hinterochse heisst, und das aufmerksame Tier drückt mit der ganzen Wucht seines Körpers gegen die Deichsel, die gefährliche Stelle glücklich umgehend.

Doch nun zurück zu unserem Auszug aus Angra Pequena!

Im Laufe der Nacht hatte sich, ohne dass wir dessen gewahr geworden waren, noch eine zweite Karawane zu uns gesellt, und zwar, wie es sich bei Anbruch des Tages herausstellte, die des Bersabaer Schulmeisters Goliath, eines getauften Hottentotten, der für Lüderitz eine Fracht nach der im Innern gelegenen Missionsstation Bethanien zu fahren hatte. Bis Sonntag früh um 9 Uhr kamen wir so leidlich vorwärts, denn über den mehr oder minder harten Felsboden rollte der Wagen anstandslos fort, schwieriger und mühsamer gestaltete sich aber die Überwindung der nunmehr zur Herrschaft kommenden Flugsandregion. Mächtige Sandhügel von 50 und mehr Fuss stellen sich uns entgegen, immer tiefer graben sich die Räder in den lockeren Boden, bis zu den Achsen sinkt der Wagen in den trügerischen Sand ein! Keuchend und schnaubend strengen die Tiere alle Kräfte an, um nur einige wenige Meter vorwärts zu kommen; alle paar Wagenlängen muss geruht und dann wieder angetrieben werden. Die Mittagsstunde ist längst überschritten und doch sind wir seit 9 Uhr keine 3 Kilometer vorgerückt. Eine besonders steile Düne droht uns völlig festzulegen; rasch werden des Schulmeisters Ochsen ausgespannt, den unsrigen beigefügt und den 40 Tieren gelingt es nun glücklich, auch diese Barre zu überwinden. Etwas nach 4 Uhr müssen wir uns für heute mit der geleisteten Arbeit begnügen; die erschöpften Ochsen sind der Ruhe im höchsten Grade bedürftig und legen sich, kaum ausgespannt und ohne sich nach Futter umzusehen, sofort nieder.

Von Gras ist übrigens weit und breit keine Spur: die Charakterpflanze dieser öden Sandwelt ist ein Asclepiadaceenbusch[1]), dessen schwach beblätterte Zweige trostlos aus dem Sande schauen; hie und da finden sich vereinzelte niederliegende Giesekia und Zygophyllum-Rasen[2]). Die wenigen, der Flora dieses Litoralgürtels zukommenden Gewächse sind in ihrer Entwicklung vollständig auf die Luftfeuchtigkeit angewiesen; zur Winterszeit, wenn der Nordwestwind die dichten Nebel über Angra wirft, dann ist auch hier der Sand dermassen durchfeuchtet, dass er an den Wagenrädern haften bleibt und dies ist dann für die im Boden ruhenden Keime der Moment zum Erwachen, um in möglichst kurzem Zeitraum den ganzen Entwicklungsgang zu durcheilen. Die Fauna ist durch einige wenige Heuschrecken und Käfer vertreten, aber auch diese kommen in nur spärlicher Arten- und Individuenzahl vor.

Am Dienstag wurde vor Sonnenaufgang unser Wagen von den nochmals zu Einem Gespann vereinigten 40 Ochsen über die letzte Düne geschleppt — „gefahren“ wäre in diesem Falle eine allzukühne Bezeichnung — und nun die ganze Tierkarawane zurückgesandt, um den verunglückten Schulmeister zu holen. Diesem war es eigentümlich ergangen. In Angra Pequena hatte Goliath als Vorausbezahlung einen Demijohn Rum erhalten und in eigennütziger Absicht mit Argusaugen das kostbare Nass gehütet. Den feinen Nasen seiner Hottentottenbegleiter war er aber doch nicht gewachsen; diese bemächtigten sich in der Nacht der Flasche und feierten, derweilen Goliath im Wagen schlief, ein fröhliches Festgelage. Erfasst von hochtragender Begeisterung ging ihnen bald die Herrschaft über Ochsen und Wagen verloren und der letztere wurde dann auch glücklich an einer besonders misslichen Stelle zum Sturz gebracht.

Im Laufe des Nachmittags erhob sich ein heftiger Ostwind, der, zum wütenden Sturm anwachsend, uns zwang, die Fahrt bis auf weiteres zu unterbrechen. Orkanartig tobte der Wind über die Fläche, im tollen Tanz Wolken von Sand emporwirbelnd

[1]) Ectadium virgatum *E. Mey.* var. latifolium *Schinz.*

[2]) Z. simplex *L.*

und wieder ablagernd, alles mit einem und demselben grossen Leichentuche überdeckend. Brüllend suchten die Ochsen ihre Nüstern im Boden zu verstecken, und auch uns blieb nichts übrig, als in Decken gehüllt unter den Wagen zu kriechen, denn selbst im Innern desselben fühlten wir uns nicht geborgen. Von der unwiderstehlichen Wucht eines solchen Sandsturmes kann man sich kaum einen Begriff machen — nichts vermag demselben auf die Dauer zu widerstehen. Die Scherbe einer zerbrochenen Flasche, die ich bei dieser Gelegenheit im Sande fand, demonstrierte sprechend die Wirkung der Erosionsarbeit des vom Winde gejagten feinen Quarzsandes; während die im Boden verborgene intakt gebliebene Hälfte jenes Fragmentes bei vollständiger Durchsichtigkeit noch die Dicke von 2,5 mm hatte, war der exponierte Teil matt und kaum noch $^3/_4$ mm dick.

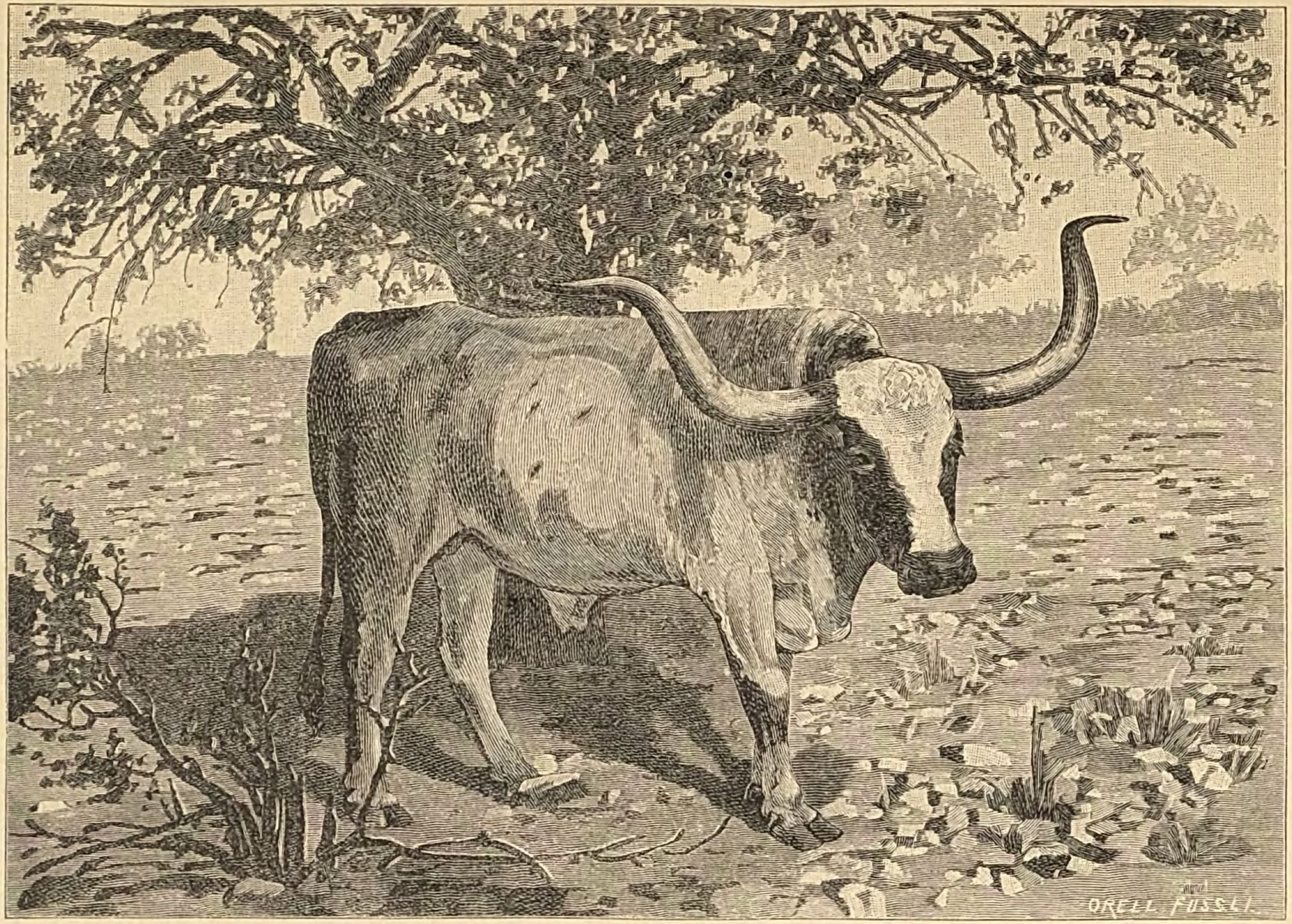
Langsames, von zahlreichen Ruhepausen unterbrochenes Vorrücken liess uns endlich die landeinwärts von den Dünen sanft ansteigende und weithin übersehbare Hochebene von Guos[1]) gewinnen. Die vegetationslose Sandwüste geht damit allmählich in die Stein- oder, bezeichnender ausgedrückt in die Euphorbienwüste über. Ausser den schon an anderer Stelle erwähnten Sarcocaulon- und Salsolasträuchern treten nun plötzlich buschige Euphorbien[2]) auf und zwar in solch überwiegender Zahl, dass sie, als leicht kenntliche Charakterpflanze, dieser Region ein ganz bestimmtes Gepräge verleihen. Aus einem nicht sehr umfangreichen, handhohen Stammstück starren die langen, graugrünen Zweige möglichst senkrecht nach oben, die fingerdicken, schachtelhalmähnlichen Verzweigungen tragen kleine, frühzeitig abfallende Blättchen und so wird man beim Anblick der oft mannshohen kahlen Büsche unwillkürlich an ebenso viele mit dem Stiel in die Erde gesteckte gewaltige Besen erinnert.

Am Dienstag Abend kamen wir nach Sonnenuntergang in die Nähe der ersten Brackquelle ǃGao khaosib[3]). Schon von

[1]) Zusammengesetzt aus gu (Schaf) und o, einer Präposition, die unserm „los" entspricht, daher Guos = schaflos, d. h. „Platz ohne Schafe".

[2]) Aus der Section Arthrothamnus.

[3]) Bezüglich der Aussprache der Schnalzlaute ǀ, ǃ, ǂ und ǁ siehe



Afrikanischer Zugochse (Transvaal-Rasse).

Ferne witterten die nun schon seit fünf Tagen dürstenden und hungernden Ochsen das ersehnte Wasser: mit hocherhobenem Kopfe, gestellten Ohren und weit geöffneten Nüstern streben die Tiere, wie neu belebt, kräftig dem Ziele entgegen und mit doppelter Schnelligkeit wird nun der schwere Wagen durch den lockeren Boden vorwärts gezogen. Bei einbrechender Nacht war die genannte Wasserstelle erreicht. Der kleine Teich liegt in einem trockenen Flussbette zwischen zwei niedrigen Granitkegeln und ist etwa 15 Quadratmeter gross; das Wasser ist klar, aber von schwach salzigem Geschmack. Unmittelbar über der von einem kurzen Rasen umrahmten Quelle fand sich auf einem Felsvorsprung ein schwächliches Exemplar einer Acacia horrida, das erste Bäumchen, das mir seit der Abreise von Capstadt zu Gesichte kam! Da !Gao khaosib zur Tränkung unserer vielen Ochsen einen zu geringen Wasservorrat besass und überhaupt den Tieren nicht zu gefallen schien, so wurde früh am Morgen wieder aufgebrochen und nach dem nur vier Stunden entfernten Guos gefahren, wo wir uns und den Ochsen eine zweitägige Rast gestatteten.

Der Kessel von Guos (± 531 m über dem Meere) ist das Sammelgebiet der aus dem Binnenlande kommenden, sich unterirdisch fortbewegenden Wasserfäden, die vereinigt später nochmals bei dem oben genannten !Gao khaosib infolge besonders günstiger Bodenverhältnisse zu Tage treten, sich aber späterhin, ohne die Küste zu erreichen, im Sande verlieren. Ein Flussbett, das wohl in früheren Jahren Wasser geführt hat, ist stellenweise noch jetzt sichtbar; man kreuzt dasselbe — von Angra Pequena kommend — ungefähr halbwegs zwischen den Dünen und !Gao khaosib, unfern dessen Vereinigungsstelle mit einem zweiten kleineren, dem nordwärts gelegenen Tsau||kaib[1]) entspringenden Bette.

In Guos haben wir die Grenze des Wüstengürtels erreicht; die hauptsächlichste Existenzbedingung für alle Lebewesen, das

Anhang: Beitrag zur Kenntnis des Idioms der Kalaχari-San. !Gao (schneiden), khaosib (Hinterer), daher !Gao khaosib wörtlich: Afterspalte.

[1]) Gebildet aus Tsau (Kessel) und ||kaib (Treibsand).

Wasser, findet sich hier offen und verborgen in genügender Menge vorhanden, und wir sehen daher nunmehr auch Pflanzen und Tiere in verhältnismässig reicher Zahl vertreten. Die Euphorbiensträucher überwiegen allerdings noch, aber bereits beginnen jenen eine Menge neuer Formen die Alleinherrschaft streitig zu machen. Am auffallendsten unter den Gewächsen, die bei Guos ihre Westgrenze erreichen, ist jedenfalls eine baumartige Aloe (Aloe dichotoma *L.*), deren dicker, gelber Stamm und kugelartige Krone sich dem Reisenden schon aus weitester Ferne bemerkbar machen. Von der Höhe der die Ebene um etwa 100 Meter überragenden Granitrücken können wir einen grossen Teil des in den letzten zwei Tagen unter so viel Schwierigkeiten zurückgelegten Weges nochmals überschauen; das Bild, das sich uns da entrollt, möchte ich mit dem eines gewaltigen Nebelmeeres vergleichen: als kahle, düstere Inseln ragen die einzelnen, halbvergrabenen Kuppen aus der weissen, sich fern am Horizont in trübe, undeutliche Linien verlierenden Sanddecke hervor.

Die Ochsen waren während unseres Haltes in Guos nach der ungefähr 1½ Stunden entfernten südöstlich gelegenen Weide gesandt worden; im Laufe des Donnerstag kamen sie wiederum zurück und gegen Abend desselben Tages konnte zur Weiterreise ins Innere aufgebrochen werden.

Freitag Mittag überschritten wir einen schmalen Pass; rechts und links vom Pfade erheben sich gleich Schildwachen zwei aus aufeinander gehäuften Blöcken gebildete Granitkegel, deren nächste Umgebung mir eine überraschend reiche Ausbeute neuer Pflanzenformen bot. Unfern dieser beiden Zwillingspyramiden erstreckt ostwärts sich ein zweiter etwas höherer Gebirgsrücken — Tschirub[1]) — den ich als die ungefähre Grenze der sterilen Küstenregion gegen die Steppen- und Buschformation des Hinterlandes bezeichnen kann. Am Ostabhang desselben treten die ersten Akazienbäume[2]) auf, vorerst nur vereinzelt, später jedoch zu kleinen Gruppen vereinigt; die hässlichen Eu-

[1]) Etymologisch rätselhaft.

[2]) Acacia horrida *Willd.* und Acacia giraffae *Burch.*

phorbien- und Salsola-Sträucher sind schon jenseits des Tschirubgebirges zurückgeblieben, verdrängt durch niedrige, sparrige Büsche aus den Familien der Sterculiaceen, Papilionaceen, Compositen etc.

Sonntag, den 16. November, erreichten wir das vorläufige Endziel unserer Reise, die Lüderitz'sche Faktoreidependance |Aus[1]). Der Empfang, dessen uns die paar in der Nähe des Wassers herumlungernden Hottentotten würdigten, war keineswegs ein freundschaftlicher; die Gefährten des Schulmeisters hatten sich noch in den Rest des mitgeführten Branntweins geteilt und suchten sich nun im Verein mit ihren Stammesgenossen durch unverschämte Forderungen möglichst lästig zu machen; sie liessen auch nicht eher ab, als bis einer der Hauptschreier herausgegriffen und mit einigen unsanften Maulschellen bedacht war.

Das ± 96 km vom nächsten Punkte der Küste entfernte |Aus (± 1400 m) liegt romantisch in einem kleinen, die vielzackigen Granitketten von Ost nach West durchbrechenden, schmalen Flusstale; von zahlreichen hochstämmigen Akazien und wohlriechenden Melianthusbüschen[2]) bestanden, schien es uns, die wir kaum der ungastlichsten Stein- und Felsenwüste entronnen waren, ein wahres Eden. Früher war für den Reisenden hier kein Wasser erhältlich gewesen; der Umstand jedoch, dass die sämmtlichen von oder nach Angra Pequena reisenden Händler das Tal passieren mussten, veranlassten den tatkräftigen Lüderitz, Bohrungen vornehmen zu lassen, und das Ergebnis derselben war ein derartig günstiges, dass sich der Vertreter des Bremer Chefs, Herr Vogelsang, bewogen sah, dort eine kleine Station zu errichten, als deren Verwalter wir bei unserer Ankunft den Afrikander Mr. Jordan vorfanden. Die Nachricht von der neuen Niederlassung hatte sich im Lande natürlich mit Blitzesschnelle

[1]) Missionar Krönlein schreibt das Wort mit o, also |Aos, wogegen meine Schreibweise sich mit jener der sprachkundigen Herren Fenchel und Dr. Th. Hahn deckt. Hahn leitet |Aus von |au (fliessen) ab. Fenchel, derzeit Missionar in Keetmannshoop, versicherte mir, dass kein Hottentotte |Aos sage.

[2]) Melianthus comosus *Vahl.*

verbreitet; von weit her kamen Hottentottenfamilien zugezogen, um sich unter den mächtigen Kronen der Akazien heimisch einzurichten und sich den Lebensunterhalt durch allerlei Dienstleistungen zu erwerben. In unmittelbarer Nähe des 8—10 m tiefen Brunnens hatte Jordan eine provisorische Laubhütte errichtet, die in ihrer primitiven Anlage an die heimatlichen Gartenwirtschaften erinnerte. Dicht war unser Haus kaum zu nennen, denn lustig pfiff der Wind zwischen den an Pfählen festgenagelten Baumzweigen hindurch, uns mitunter eine tüchtige Ladung Sand mitten auf den Mittagstisch werfend; aber so lange noch kein Regen zu erwarten war, konnte man sich über solche Mängel auch leicht hinwegsetzen. Einige Wochen später kam dann das Material eines in Deutschland fabrizierten, zerlegbaren Holzhauses an; eine schroffe, aus dem Tale aufsteigende, die ganze Umgegend dominierende Erhöhung wurde mit Hülfe der Hottentotten geebnet und auf der so erstellten Plattform ein stattliches und wohnliches Stationsgebäude errichtet.

Täglich durchstreifte ich nun, von einem jungen Eingeborenen begleitet, der in einem Beutel aus Segeltuch Wasser nachtrug, das Gebiet, in kurzer Zeit zahlreiche Schätze einheimsend. Den Hottentotten, die gewohnt sind, die ihr Land besuchenden weissen Menschen in die beiden Kategorien der Smouse (Händler) und der Leraars (Missionare) zu gruppieren, musste ein Mann, der nur Jagd auf Käfer und Pflanzen machte, als ein unfassbares Rätsel erscheinen, und ich benutzte ihre Neugierde, um dieselbe möglichst zu meinem Vorteile auszubeuten. Des Morgens stellten sich die Leute bei mir ein, erhielten Flaschen mit Spiritus und die Anweisung, alles in das Gefäss zu stecken, was sich überhaupt von ihnen fangen liess; nach Sonnenuntergang wurde jeweilen die Tagesausbeute in Empfang genommen und eine entsprechende Belohnung in Tabak verabreicht. Bei diesem Vorgehen erhielt ich zwar unendlich viel unbrauchbares Zeug, wie Heuschrecken ohne Beine, Eidechsen ohne Schwanz u. s. w., aber auch mancherlei Seltenheiten, die mir auf meinen eigenen Wanderungen entgangen waren. Leider entdeckten aber meine Assistenten bald, dass der Spiritus ganz

gut zu trinken war, was zur Folge hatte, dass sich nun die ganze Bevölkerung plötzlich lebhaft für Käfer und Reptilien zu interessieren behauptete, und ich, um Ruhe zu bekommen, das für beide Teile lukrative Verfahren einstellen musste. Schlangen wurden ausnahmslos lebendig gebracht, ja ich erinnere mich, einst von einem kleinen Jungen eine $2^1/_4$ m lange Cobra, die gefährlichste Giftschlange Südafrikas, erhalten zu haben, die derselbe zwei Stunden weit in dunkler Nacht in blossen Händen getragen hatte.

Die zahlreichen im verbreiterten Flussbett einen lockeren Hain bildenden, 3—4 m hohen Dornbäume (Acacia horrida) erinnern im Habitus lebhaft an die heimatliche Buche, wogegen die etwas spärlicher verteilte Girafenakazie (Acacia giraffae) mit ihren knorrigen, weit abstehenden Ästen eher die Vorstellung einer Eiche erweckt. Die Girafenakazie, von den Holländern Kameldornbaum genannt, bevorzugt im Gegensatze zu dem meist auf Flusstäler lokalisierten gewöhnlichen Dornbaume mit langen braunen Hülsen, der A. horrida, offene Flächen; im höchsten Grade auffallend ist es, dass man im Süden und im mittleren Teile des von den Hottentotten bewohnten Gebietes nirgends jungen Nachwuchs der Girafenakazie findet: offenbar ist dort der prächtige Baum in raschem Aussterben begriffen.

An besonders geschützten Stellen, wie bei ǂNui ǀaus (Schwarz-ǀAus) und in den Bergschluchten östlich von ǀAus in ǃGubub,[1]) erscheint bereits ein Vertreter der Ebenholz-Gattung (Euclea pseudebenum *E. Mey.*), ein kleiner, vielstämmiger Baum mit trauerweideartig herabhängenden Zweigen; die einzelnen Stämmchen sind jedoch höchstens 5—8 cm dick und meist so knorrig, dass das schwarze Kernholz zur technischen Verwertung so gut wie unbrauchbar ist.

Von grösseren Büschen macht sich ausser dem schon erwähnten Melianthus namentlich das kugelförmige Zweiggewirr einer Mesembrianthemum-Art breit, die von diesen freigelassenen Zwischenräume beansprucht ein weithin kriechendes, dem Boden

[1]) ǃGubub ist möglicherweise aus ǃHubub, d. h. Brackkessel, hervorgegangen.

dicht anliegendes Melonengewächs (Citrullus ecirrhosus *Cogn.*), dessen kinderkopfgrosse Früchte zu vielen Dutzenden im Flussbett zerstreut liegen. Die Grasbestände, durch Aristida-Arten vertreten, haben jenen eigentümlichen, allgemein die mittel- und südafrikanischen Grasfluren charakterisierenden Stockwuchs, der zwischen jedem der scharf abgesonderten, etwas erhabenen Wurzelstöcke ein etwas mehr als handbreites Maschenwerk nackten Bodens frei lässt; die steifen und glatten, graugrünen Halme erreichen eine Höhe von ungefähr $^3/_4$ m.

Der meinem Unternehmen stets hindernd entgentretende Umstand, dass es unmöglich war, wegen des Wassermangels ausgedehntere Fusstouren zu unternehmen, bestimmte mich schon nach kurzem Aufenthalte Anstalten zur Weiterreise zu machen, um wo möglich noch bevor sich die Expedition nach deren eigentlichem Operationsfelde, dem Oranjeflusse, begab, eine Durchforschung zu Wagen der weiter östlich gelegenen Gebiete vornehmen zu können, zumal sich hiefür später vielleicht keine Gelegenheit mehr bieten mochte.

Herr Pohle, der im Verein mit dem mittlerweile wieder nach Angra Pequena zurüchgekehrten Dr. Schenck noch mit Untersuchungen am sogenannten Nordost-Cap beschäftigt war, liess mir, meinem Wunsche in liberalster Weise entgegenkommend, eine Auswahl verschiedener Tauschartikel, sowie den notwendigen Proviant anweisen, so dass ich am 4. Dezember, wohlausgerüstet, die beabsichtigte Reise antreten konnte. An Stelle des schweren Wagens hatte ich mir eine leichte, auf Federn ruhende Karre geben lassen, zu deren Beförderung sechs Ochsen vollkommen genügten; meine Begleitung bestand aus einem Bastard, namens Willem, der als Treiber oder Fuhrmann fungierte, dem jungen Lazarus, einem unbeschreiblich trägen aber zuverlässigen Hottentotten, der die Ochsen zu beaufsichtigen hatte, und Russouw, einem von Capstadt mit der Expedition gekommenen halbweissen Diener, dem die Aufgabe zufiel, mir beim Sammeln behülflich zu sein und der jener auch wirklich mit grossem Verständnis und Interesse nachkam. Er behauptete, ein geborener Holländer zu sein, aber seine etwas auffallend stark

gelb angehauchte Haut und die für einen Europäer doch gar zu breite Nase gestatteten mir nicht, seiner Lebensbeschreibung, die er bei jeder Gelegenheit zum Besten gab, den von ihm gewünschten unbedingten Glauben entgegenzubringen. Willem und Russouw waren, nebenbei gesagt, unverbesserliche Trinker, ja der erstere hatte sich, wie ich bei späterer Gelegenheit erfuhr, nur deshalb bei mir zur Dienstleistung gemeldet, weil er von dem verzeihlichen Wahne befangen war, dass die 5 oder 6 mitgeführten und zur Aufnahme der Sammlungen bestimmten Cognac-Kisten wirklich auch Cognac enthielten!

Wir verliessen |Aus, östliche Richtung einschlagend, gegen 3 Uhr nachmittags; die Ochsen, die frisch von der Weide gekommen waren, zogen tüchtig aus, und schon nach einer Stunde hatten wir die Gneiss- und Granitberge im Rücken. Vor uns eröffnete sich das Tal zu einer nach Nord und Süd unbegrenzten, baumlosen, von zahlreichen Springböcken[1]) belebten Grasebene. Wir versuchten wohl Jagd auf die flüchtigen Tiere zu machen, der Mangel jeglicher Erhöhung gestattete uns aber nicht in Schussnähe zu kommen; waren wir einge hundert Meter sorgfältig auf dem Bauche liegend vorwärts gekrochen und erhoben nun die Büchse zum Schuss, so fanden wir zu unserem Ärger, dass sich mittlerweile das vorsichtige Wild schon wieder um das doppelte entfernt hatte. Früher soll diese Fläche, von den Hottentotten nach einer nordöstlich von |Aus gelegenen Wasserstelle, Tirasebene genannt, das Dorado der Straussenjäger gewesen sein; noch jetzt findet man hier einzelne jener dicken in die Erde gerammten Baumstrünke, die dem Jäger sozusagen den Treiber zu ersetzen hatten. Mit weniger scharfem Geruchs- und Gesichtssinn als die Antilopen ausgerüstet, ist der Strauss auf der Flucht stets nur darauf bedacht, zwischen sich und jedem einigermassen hervorragenden Gegenstand, unbekümmert ob dieser belebt sei oder nicht, eine möglichst grosse Distanz zu bringen. Diese Gewohnheit macht sich der geübte Jäger zu Nutzen, indem er den Vogel durch zweckmässige Verteilung jener Pfähle

[1]) Antilope Euchore *Forst.*, vergl. Anhang I.

zwingt, eine für den Schuss günstige Richtung einzuschlagen. Der Hottentotte hat für diesen Treibpfahl die besondere Bezeichnung ≠Go.

Unser erstes Nachtlager hielten wir am Fusse des Schakalkopfes; es ist dies ein etwas in die Länge gezogenes, mächtiges Haufwerk übereinanderliegender Gneissblöcke und Gneissschollen, die gewöhnliche Ausspannstelle des von |Aus kommenden Reisenden. — Derweilen sich die Ochsen, langsam hin und her wandernd, an dem langen wohlriechenden Toa-Gras[1]) erlabten, wurde schnell ein Feuer angemacht, der dickbauchige, gusseiserne Topf mit Ziegenfleisch und Reis darüber gestellt und nun Lazarus ausgesandt, einen Arm voll Gras als Unterlage für mein Fell zu schneiden. Eilig wurde gegessen, die Ochsen, die sich bereits niedergelegt hatten, sodann zusammengetrieben und, um sie am Rücklaufen nach |Aus zu verhindern, mit Riemen an den schweren Jochen befestigt. Müde, wie wir waren, krochen wir in unsere Decken, und bald lag alles um mich im tiefsten Schlaf. Es war dies die erste Nacht, die ich in Afrika unter freiem Himmel zubrachte und als solche wird sie mir wohl stets im Gedächtnis bleiben. Von Zeit zu Zeit flackerte das Feuer auf und beleuchtete für eine Sekunde die starre, unvermittelt aus der Ebene emporragende Steinpyramide, die in solchen Momenten riesenhafte Dimensionen annahm. Über uns glänzte der südliche Sternenhimmel in wunderbarer Pracht; lautlose Stille herrschte, hie und da nur unterbrochen von dem heiseren Lachen einiger frecher Schakale, denen der kaum fühlbare Wind den Duft der paar weggeworfenen Knochen zubrachte.

Mit Anbruch der Morgendämmerung wurden die Ochsen von den Riemen befreit, eine Kanne Kaffee bereitet und um 5 Uhr die Weiterreise nach Osten angetreten. Die teils aus Granit, teils aus Gneiss aufgebauten Kopjes und Hügel wurden zusehends immer seltener; gegen 6 Uhr früh liessen wir auch die letzten derselben im Rücken und betraten nun das Gebiet

[1]) Unter der Bezeichnung „Toa" gehen eine Mehrzahl von Aristida spec., wie A. ciliata *DC.*, Dregeana *Trin.* etc.

der Tafelberge[1]). Der Pfad wand sich vorerst durch ein grasreiches, durchschnittlich 20 Minuten breites, von 100—150 m hohen Schuttwällen eingerahmtes Tal, in welches bald rechts, bald links zahlreiche, kleinere Nebentäler einmündeten. Um mir Klarheit über die Konfiguration dieses Terrains zu verschaffen, bestieg ich einen der Hügelzüge und fand mich nun auf einer ausgedehnten, dicht mit Kalkgeröll besäeten Hochebene, die sich mit Hülfe der Karte unschwer als das ǀHuib-Sandsteinplateau identifizieren liess. Auf der Höhe des in seiner gewaltigen Ausdehnung scheinbar ununterbrochenen Plateaus ist die Buschformation vorherrschend. Die ein bis anderthalb Meter hohen, durch verheerende Feuer schwarz gefärbten, sparrigen Büsche stehen zum teil dicht gedrängt, und machen ein Vordringen in gerader Richtung stellenweise zur Unmöglichkeit; man mag noch so vorsichtig sein, ohne zerfetzte Kleider wird man sich kaum hindurchzuwinden vermögen. In der Talsohle dominiert die Steppe, aus deren grünem Teppich die halbrunden Bauten der Captermite[2]) — die hier ihre Westgrenze erreicht — gleich grossen Bienenkörben herausgucken. Die braunen, höchstens 1 Meter hohen Kuppen sind äusserlich glashart, und es bedurfte, zu der behufs Erlangung der Tiere vorgenommenen Zerstörung einer derselben, unserer besten Axt. Die Girafenakazie trat vor der Hand nur vereinzelt auf und vereinigte sich zu lockeren haineartigen Beständen erst, als wir uns gegen Mittag der Talsohle entwanden und das Hochplateau gewannen. Unmittelbar vor Kuibes[3]), der ersten Wasserstelle östlich von ǀAus, das wir am dritten Tage gewannen, führte der Pfad wiederum talabwärts; die einer ausgebildeten Schuttabdachung entbehrenden Felswände traten hier auffallend nahe zusammen, weshalb die von den nackten Felswänden ausgestrahlte Hitze eine ganz enorme war.

[1]) Von den Hottentotten ǂNani genannt.

[2]) Termes capensis.

[3]) Vielleicht richtiger „Guibes" geschrieben; mit guib bezeichnet der Hottentotte die uns von Guos bekannten Milchbüsche, die auch unfern von Kuibes nicht selten sind.

Kurz vor Sonnenuntergang stand die Quecksilbersäule des Thermometers noch auf 29 °.

Lüderitz hatte ursprünglich in Kuibes eine kleine Faktorei angelegt, die aber, zum teil infolge der dort herrschenden extremen Temperaturverhältnisse, bald wieder aufgegeben werden musste; das Holzgebäude wurde nach |Aus transportiert, begleitet von sämmtlichen Hottentotten, die sich hier bereits häuslich niedergelassen hatten, und so trafen wir denn bei unserer Ankunft in Kuibes alles still und ausgestorben. Wir tränkten an der ziemlich grossen, durch ein dichtes Konglomerat von Charen gleichsam filtrirten Quelle die Ochsen, füllten unsere zwei Wasserfässer und kochten dann im Schatten einiger uralter Dornbäume unser stereotypes „Fleisch-Reismehl". Von der ehemaligen Niederlassung fand sich nur noch die mit unnötig hohen Kosten aufgeführte Steinmauer, die das Gehöft umschliessen sollte, vor; der kleine Feigenbaum, der ausserhalb derselben gepflanzt worden war, schien im besten Gedeihen zu sein.

Von Kuibes ab verfolgten wir eine kurze Strecke weit das mit mächtigen Blöcken besäete, trockene Flussbett, uns nur mit Mühe durch die dicht stehenden Akazien und Dornbüsche hindurchwindend und stiegen alsdann, den Fluss zur rechten Hand lassend, wiederum gegen die Hochebene an. Bei der Schmalheit und dem grässlichen Zustand des Pfades kam die Karre jeden Augenblick in Gefahr, in die Schlucht zu stürzen, so dass ich und Russouw unausgesetzt damit beschäftigt waren, die Karre beiderseits mit Aufbietung aller unserer Kräfte zu stützen und im Gleichgewicht zu erhalten. So holperte denn unser Fuhrwerk hin und her, bald diesem, bald jenem beinahe den Arm ausreissend, und ich muss gestehen, dass ich froh war, als die eintretende Dunkelheit unserem weiteren Vorrücken vor der Hand ein Ziel setzte. Nicht geringe Schwierigkeiten kostete es uns, noch ein tüchtiges Feuer in gang zu bringen, da weit und breit nur Akazienbüsche der schlimmsten Art, Hakjesdorn, zu finden waren, denen beizukommen selbst bei Tage kein kleines Stück ist.

Vor Sonnenaufgang wurde aufgebrochen und nach einer schwachen halben Stunde neuerdings die Hochfläche gewonnen.

In nicht gar grosser Entfernung ragten aus derselben, gleichsam dem Plateau künstlich aufgesetzt, zwei isolierte, dunkle Pyramiden empor, die mir von Willem als die Brand- und Swartkuppe bezeichnet wurden; links von beiden konnte man mit Hülfe des Feldstechers am Fusse eines von Süd nach Nord hinstreichenden Tafelberges die Fenster des Missionshauses von Bethanien deutlich im Glanze der aufgehenden Sonne blinken sehen.

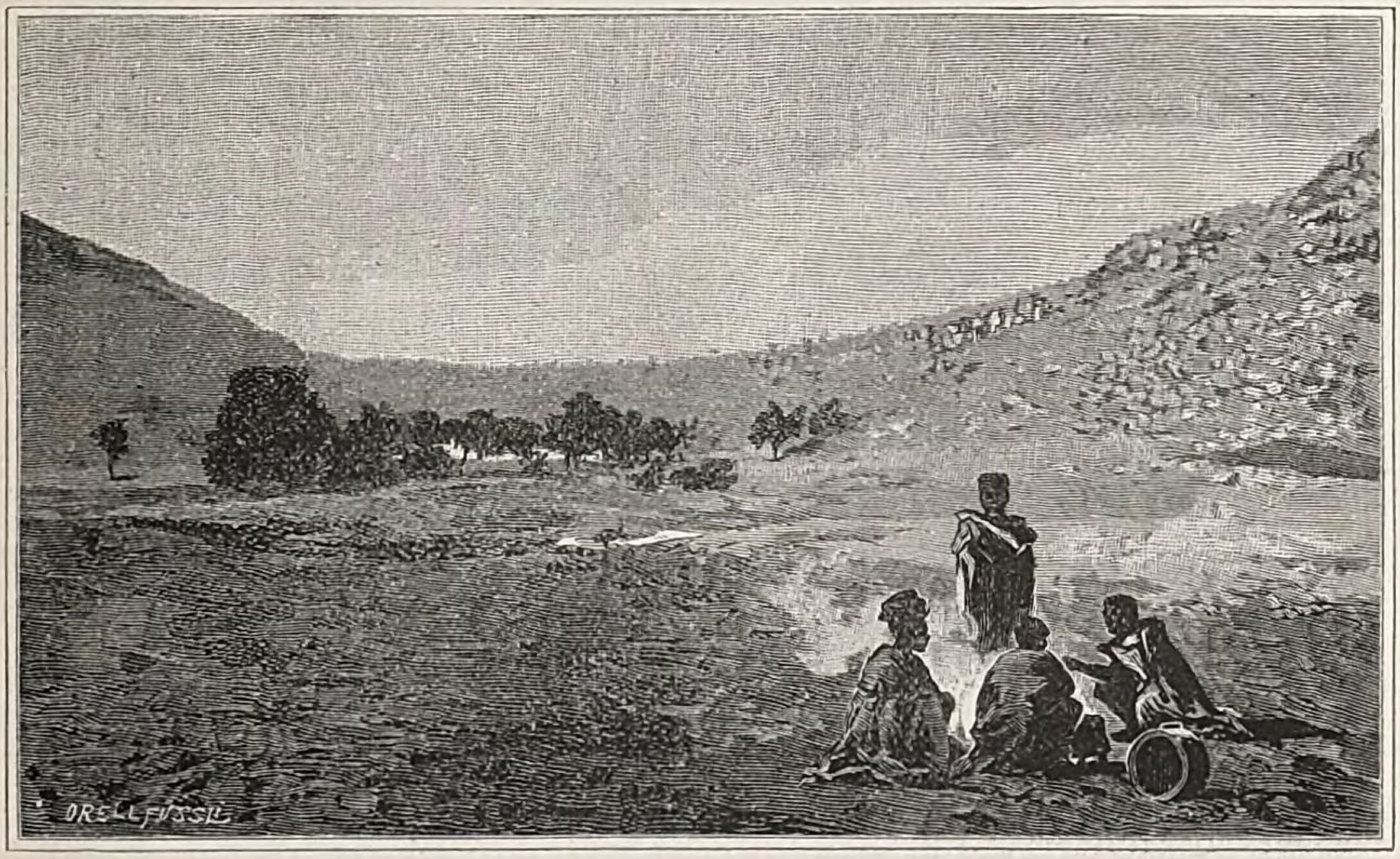


Fig. 2.
Kuibes; der Talkessel mit Dornbäumen bestanden.

Am 8. erreichten wir den Südabhang der Swartkuppe und verweilten dort bis zur Mittagstunde, um den Ochsen, die das Hin- und Herwerfen der Karre von gestern Abend und zum teil auch noch diesen Morgen tüchtig mitgenommen hatte, Zeit zum Ausruhen zu geben. Die meisten der hier vorkommenden Pflanzenformen waren mir neu; bekannt ausser den drei schon öfters erwähnten Akazien, A. giraffae, horrida und detinens *Burch.*[1])

[1]) Diese Art ist zumeist unter dem in älterer und neuerer Reiselitteratur aufgeführten „Hakjesdorn" oder „Wart ein Weilchen" zu verstehen; im übrigen bezeichnen aber sowohl Hottentotten als Bastards Dornsträucher verschiedener Familien als Hakjesdorn.

die häufigen Mahernia- und Acanthaceenbüsche. Ein eigentümlicher Charakter wird der Ebene durch die zerstreuten und hochstämmigen, leuchterähnlichen Aloebäume (Aloe dichotoma) verliehen, die, beiläufig bemerkt, einen Lüderitz'schen Handlungsbeflissenen verführt haben, in einer Publikation über Angra Pequena von „häufigen Palmen zwischen Kuibes und Bethanien" zu sprechen!

Das Einsetzen des zu dieser Jahreszeit Tag für Tag mit beinahe mathematischer Sicherheit zwischen 1 und 2 Uhr auftretenden kühlen Westwindes gab das Zeichen zum Aufbruch; die bis anhin inne gehabte Ostrichtung wurde verlassen und eine solche nach Südosten eingeschlagen. Kaum sind wir ein paar Minuten weit gefahren, als ich plötzlich Willem mit fieberhafter Eile die Peitsche wegwerfen, die Flinte ergreifen und wegstürmen sehe. Nun erst entdeckte ich die Ursache seiner Aufregung: vor uns flüchteten aus allernächster Nähe zwei grosse Strausse! Bum! geht es los, aber unverletzt verschwinden die Vögel im Dickicht der Euphorbiumbüsche, und betrübten Herzens widmet sich mein Fuhrmann wieder seinen sechs minder leichtfüssigen Ochsen. Etwas nach 8 Uhr gelangten wir an das trockene Flussbett des |Gõa|geib und entschlossen uns, hier Nachtquartier zu halten, da Lazarus von einer Quelle „Brackwasser" berichtete, die in unmittelbarer Nähe sein sollte. Wasser fand sich nun allerdings vor, aber in so weiter Entfernung von unserer Ausspannstelle und von solcher Qualität, dass wir darauf verzichteten, unsere Fässer zu füllen, und uns begnügten, die durstigen Ochsen zu tränken. Da schon bei unserer Ankunft die Dunkelheit stark vorgeschritten war, so konnte ich mir von dem Charakter der Lokalität kein rechtes Bild machen, ich erinnere mich nur, dort die ersten Tamarisken (Tamarix articulata *Vahl*)[2]) gesehen zu haben.

Früh am Morgen wurden die Tiere nochmals zum Wasser getrieben und dann gleich nach 4 Uhr aufgebrochen. Zahlreiche Antilopenspuren, die unseren Pfad kreuzten, liessen auf grossen

[1]) Oder eine Form dieser weitverbreiteten Art.

Wildreichtum schliessen, und wir bekamen auch endlich kurz vor der Mittagsstunde eine kleine Herde von 24 Stück zu Gesicht. St. Hubertus war uns diesmal entschieden günstiger; sorgsam heranschleichend gelang es mir, einen feisten Bock in Schussbereich und dann auch glücklich zu Fall zu bringen. Dieser Proviantzuwachs kam uns übrigens äusserst gelegen, denn infolge der intensiven Sonnenhitze war das von |Aus mitgeführte Fleisch bereits in einen solchen Zustand übergegangen, dass sogar Lazarus — der sonst, was Essen anbetraf, keineswegs zimperlich war — sich von seiner Ration mit Abscheu abzuwenden pflegte. Das dicht mit Girafenakazien bestandene Flussbett des !Gurib, das wir noch vor 11 h kreuzten, lud uns zur Rast ein; wir spannten aus, den Ochsen Gelegenheit gebend, sich an den am Boden zerstreuten Akazienhülsen zu laben, die sie, wie der Augenschein zeigte, dem harten, steifen Stechgras bei Weitem vorzogen. Jenseits des !Gurib stieg der Pfad in östlicher Richtung gegen das |Hovesses-Plateau[1]) an. Eine gute Stunde weit war das Terrain tief sandig und deshalb für die Tiere äusserst beschwerlich, erst auf der Hochebene wurde der Boden wiederum hart und steinig. Leider fanden wir die von Hottentotten gegrabenen Brunnen von Sanfarar (!Hu |nobes), die wir im Laufe des Nachmittags passierten, ausgetrocknet, und wir mussten deshalb wohl oder übel weiter; nachts 9 h wurde ausgespannt, da ein über den Weg ragender Hackendorn Willem die Peitschenschnur entrissen hatte und diese nun mit der Laterne gesucht werden sollte.

Die uns noch von der nächsten Quelle trennende Entfernung war keinem der Leute bekannt, und wir brachen daher vorsichtshalber schon vor 3 Uhr des Morgens auf; um so grösser war unsere Überraschung, als wir die erstrebte Wasserstelle Ganab schon nach kaum einstündiger Fahrt erreichten. Wir stiessen hier — seit der Abreise von |Aus — auf die erste menschliche Niederlassung, nämlich einen kleinen Hottentottenposten,

[1]) Zur !Han‡ami-Hochebene gehörend; mit !han werden die essbaren Knollen des Cyperus esculentus *L.* bezeichnet und ‡ami ist der Ausdruck für Hochebene.

der eine dem Häuptling von Bethanien gehörende Ochsen- und Kleinviehheerde überwachte. Das Anrücken der Karre, die polternd über den steinigen Pfad der |Howesses-Ebene ins Tal herunterrollte, weckte die Leute aus ihrem Schlafe; eilig krochen sie aus ihren Hütten und umstanden nun fröstelnd und schlotternd die Karre, neugierigen Blickes den Inhalt derselben musternd. Wir spannten erst unter einer weitästigen Girafenakazie aus, mussten aber wegen der unzähligen im Sande versteckten Sandzecken, die sich sofort blutgierig an unsere Körper machten, das Lager näher an den Bergabhang verlegen, wo wir denn auch von dieser grässlichen Plage verschont blieben, diese Zecken[1]), deren ich im Verlaufe meiner Erzählung noch mehrmals zu erwähnen haben werde, sind die ekelhaftesten Schmarotzer, die ich mir denken kann; die Erfahrungen, die ich zwei Jahre früher in Klein-Asien mit den Haustieren der Levantiner, den Flöhen und Wanzen gemacht hatte, erscheinen mir heute im Vergleiche mit jenen als harmlos. Wenn man zur heissen Mittagsstunde müde und erschöpft das schattenspendende Laubdach einer Akazie aufsucht und der Ruhe pflegen will, so stellen sich auch gleich diese durchschnittlich kaum 2 mm grossen, staubgrauen Blutsauger ein, kriechen zwischen Kleider und Körper durch und saugen sich nun irgendwo fest. Eine schmerzhafte Empfindung macht auf den Eindringling aufmerksam; versucht man das Tierchen zu entfernen, so reisst dessen Körper entzwei und der Kopfteil bleibt in der Wunde, langwierige und heftige Entzündungen nach sich ziehend. Der bekannte Südafrika-Reisende Andersson berichtet in seinem Buche über den Ngami-See, dass sich einst eine Sandzecke an einem seiner Füsse festgesetzt habe, die sich im Laufe weniger Tage, da er es versäumt hatte, sich derselben zu entledigen, tief in das Fleisch hineinbohrte. Er entfernte nun das Tier, aber auch nur zur Hälfte und hatte infolge dessen während drei Monaten an einer partiellen Fusslähmung zu leiden.

[1]) Herr Professor Berlese in Padua hat dieselben untersucht und Hyalomma utriculus benannt. Im Herero- und Ambolande herrscht die nicht minder lästige Argas Schinzii vor; sie ist kleiner als die Nama-Zecke und von blutroter Farbe.

Das sicherste Mittel, die Sandzecken zum loslassen der erfassten Beute zu zwingen, besteht darin, dass man entweder die Tiere mit Nicotin bestreicht, oder ihnen den Hinterleib mittelst einer glühenden Kohle versengt. Die Ursache, dass sie sich mit Vorliebe unter grossen Bäumen aufhalten, ist wohl eine Äusserung des Instinktes, der ihnen dort die gesuchte Nahrung sichert, da sowohl Mensch wie Wild naturgemäss den Schutz einer grossen Laubkrone dem offenen Felde jederzeit vorzieht.

Mittlerweile hatte sich um den über das Feuer gesetzten Topf ein Kreis von ungefähr zehn erwachsenen Männern gebildet, die mit gebogenen und an den Leib gedrückten Knieen affenartig auf dem Boden hockten, während die Frauen und Kinder gruppenweise in einiger Entfernung standen und begierig des Momentes harrten, da Willems Pfeife, die vor der Hand die Runde unter den Herren der Schöpfung machte, auch ihnen gereicht würde. Nach Kleidung und Sprache zu urteilen, waren es Hottentotten oder Naman der ärmeren Klasse; es ist dies unter all den vielen Hottentotten, die mir im Laufe meiner langen Reisen in Südafrika begegneten, beiläufig bemerkt die einzige grössere Gruppe gewesen, die durchaus kein Holländisch sprach. Die Kleidung der Männer bestand aus Hose und Jacke von selbst gewalktem Steinbockfell, die der Frauen aus einer schmalen Schamschürze und einer um den Unterleib bis zu den Knieen reichenden rohen Bockfell-Kaross.

Die Ankunft eines Weissen auf einem Hottentottenposten ist für die Bewohner desselben von derselben Bedeutung wie der Besuch einer Fürstlichkeit in einem kleinen Badeorte: jeder hofft ein Erkleckliches dabei zu profitieren.

Mit Einbruch der Nacht wurden denn auch Anstalten zur würdigen Inauguration des freudigen Ereignisses gemacht und „grosser Tanz“ insceniert, dem ich beizuwohnen selbstredend nicht verfehlte. Eine wilde Scene, fürwahr! Um eine Gruppe von fünf auf Röhren aus Baumrinde pfeifenden Männern tanzt ein Kreis jüngerer Weiber, die rhytmischen Rumpfbewegungen der Musikanten mit Händeklatschen und kreischendem Singen begleitend. Die Arme hoch über Kopf gehalten, werfen sie

Beine und Kopf in neckischer Weise nach rechts und links, nach vorn und hinten, kokett bald da bald dort den nackten, der Kaross entledigten glänzenden Körper zeigend. Die Abtretenden werden sogleich durch Neueinspringende abgelöst; unermüdlich musizieren die Männer fort und fort, und macht etwa der eine oder andere Anstalten zum pausieren, so wird alsbald der Gesang um eine Tonlage gesteigert und durch um so tolleres Johlen werden die Bläser zu weiterer Produktion wirksam angefeuert! Ich verweilte ungefähr zwei Stunden in der Nähe dieses urwüchsigen Schauspieles und zog mich alsdann zurück; noch um Mitternacht konnte ich von meinem Lager aus die von flackerndem Feuerbrand beleuchteten, noch immer weiter tanzenden Gestalten unterscheiden. Im Osten erschien am Horizont ein fahles Rot und nun erst suchten auch die Unermüdlichsten der Teilnehmer ihre Hütten auf, um am wärmenden Feuer das Erscheinen des Taggestirnes abzuwarten. Die Musikinstrumente, die mir von den Leuten gegen ein paar Stücke Tabak gerne abgetreten wurden, bestehen aus einem Stück Akazienrinde, das mittelst eines Bastbandes zu einem unten verschlossenen Hohlzylinder zusammengebunden wird; über dem oberen Ende wird — ähnlich wie etwa auf einem Schlüssel — geblasen, wobei dann die verschiedenen Längen des Instrumentes die verschiedenen Töne bedingen.

Da die Ochsen noch immer an den übeln Folgen des brackigen Wassers des |Gõa!geib litten, so verblieb ich in Ganab vier Tage, diese Zeit erfolgreich mit dem Sammeln botanischer und zoologischer Objekte ausfüllend. Die umliegenden tafelbergartigen Höhen waren reich an Wild aller Art, so dass die Leute unsere Küche täglich mit Stein- oder Springbockfleisch versehen konnten. Hier fand ich zum ersten Mal einen zierlich rot und grün gefärbten kleinen Papagei, den wir in einzelnen Exemplaren bereits in Kuibes bemerkt hatten, in grösserer Zahl vor; morgens und abends pflegten sich am Rande der Wassertümpel hunderte von girrenden Turtel- und Feldtauben einzufinden, gefolgt von den in getrennten Gruppen von je 40—60 Stück eintreffenden, sogenanten Rebhühnern (Francolinus spec.). Beinahe

jede grössere Girafenakazie birgt in deren Astgewirr eine jener gewaltigen Nestkasernen des Siedelsperlings (Philetaerus socius), die von den Hottentotten des in ihrer Heilkunst Verwendung findenden Guanos halber hochgeschätzt sind. Die Siedelsperlinge leben oft zu vielen Dutzenden unter einem und demselben Dache, scheinbar in einem und demselben Neste. „Wenn sie einen Nestplatz gefunden haben," sagt Smith, „beginnen sie gemeinschaftlich das allen dienende Dach zu errichten. Jedes Pärchen baut und bedacht sein eigenes Nest, aber eins baut dicht neben das Andere, und wenn alle fertig sind, glaubt man nur ein Nest zu sehen, mit einem Dach oben und vielen kreisrunden Löchern auf der Unterseite. Jedes Jahr bauen die Vögel an die breite untere Basis eine neue Etage zu, bis endlich das Gewicht der Masse so gross wird, dass die Gesellschaft, um dem Einsturz zu entgehen, den Bau verlassen muss." Auffallenderweise waren die sämtlichen von mir untersuchten Nester in diesem Teile von Gross-Namaland unbewohnt; ob vielleicht die Zeit des Umbaues noch nicht gekommen war, oder ob sich der Vogel aus dieser Gegend etwa zurückzieht, vermag ich nicht zu entscheiden.

Die von zahlreichen Schluchten durchfurchte Hochebene ist dicht mit $1^1/_2$ m hohen Euphorbienbüschen, grossen Aloerosetten[1]) und kleinerem Gestrüpp besetzt; an besonders geschützten Stellen fand sich auch eine baumförmige Capparidacee, Maerua angolensis *DC.*, deren grosse Blüten sich durch herrlichen Geruch auszeichneten. Im trockenen Südafrika gehört eine duftende Blume zu den Seltenheiten:

„The girls have no love,
the birds no song
and the flowers no smell"

sagt der Engländer spöttelnd, wenn er sich über die Capkolonie auslässt.

Die Unbemitteltheit der Leute in Ganab kam mir für meine Zwecke sehr zu statten, indem ich infolgedessen eine Reihe

[1]) Aus dem Verwandtschaftskreise der A. spicata *Haw.*

ethnographischer Gegenstände ohne grosse Auslagen erwerben konnte; gegen eine Pfeife Tabak gestattete mir ein alter Mann einen Büschel seines 5 cm langen wolligen Kopfhaares abzuschneiden und eine Handvoll Kaffee bewog ihn, sich neben mich zu setzen, mir die Hottentottenbezeichnungen der bereits eingelegten Pflanzen zu nennen und mich auf deren Heilkräfte aufmerksam zu machen. Ausser medizinischer und cosmetischer Verwendung spielen eine Reihe von Pflanzen eine wichtige mystische Rolle: bald treibt man mit deren Decoct Hexen, resp. die Seelen der Verstorbenen aus den Hütten, bald kann man sich durch Genuss derselben unsichtbar machen oder sich gar in ein beliebiges Raubtier verwandeln, mit einem Wort, die Mannigfaltigkeit der Verwendung ist Legion, eine umfassende Kenntnis derselben aber ausnahmslos nur alten Leuten und zwar meist alten Weibern zukommend.

Freitag, den 12. Dezember, wurde von neuem aufgebrochen und zwar, um das Fahren während der heissen Tagesstunden auf ein Minimum zu reduzieren, schon früh um 3 Uhr. Südöstliche Richtung einhaltend, erreichten wir ||Naiams noch vor Mittag. Das Wasserloch lag in einem kleinen Flussbette, dicht am Rande eines Tamariskenwäldchens, war aber leider versandet und es vergingen volle drei Stunden, ehe wir die sechs Ochsen getränkt und die Fässchen gefüllt hatten. Die unmittelbar gegen das Flussbett abstürzenden Tafelberge sind ausserordentlich steil und mehr oder minder vegetationslos, die dem Plateau aufgesetzten kleineren Erhöhungen dagegen buchstäblich mit der Aloe dichotoma bespickt, so dass mich deren Anblick unwillkürlich an ein kolossales Kissen mit heraussteherden Nadeln erinnerte.

Von ||Naiams wandten wir uns wiederum ostwärts, überstiegen eine Reihe niedriger Bergrücken und erreichten nach drei Fahrstunden das tiefsandige Bett des grossen Fischflusses (||Aub). Der ||Aub hatte an dieser Stelle eine Breite von 300 m und es war eigentlich recht unvorsichtig von uns, zu dieser Jahreszeit mitten im Flussbette zu kampieren, da ja jeden Augenblick der Strom unerwartet anrücken konnte, und Ochsen und Karre wären dann wohl unrettbar verloren gewesen. Es

mag dies recht sonderbar klingen, aber wer nicht selbst in dieser Beziehung in Südafrika Erfahrungen gesammelt hat, der kann sich von dem ebenso plötzlichen als gewaltigen „Kommen“ der Flüsse kaum einen Begriff machen. Wo wir jetzt im sandigen, trockenen Flussbette um unser Feuer sitzen, da wälzt sich vielleicht schon eine halbe Stunde später eine metertiefe, schmutzige Wassermasse talwärts; donnernd schlagen die entwurzelten und mitgeführten Baumstämme gegen einander, widerstandslos wird alles mitgerissen und an ein Passieren wäre nun gar nicht mehr zu denken. Oft läuft der Fluss blos wenige Stunden, oft aber auch während mehrerer Tage, um dann ebenso schnell wie er gekommen, wieder aufzutrocknen, nur da und dort kleine Tümpel gelben Wassers zurücklassend.

Am Sonnabend früh erreichten wir Sollnoab, dessen grosse und starke Quellen mich nur bedauern liessen, dass sich noch kein tüchtiger Ackerbauer gefunden hatte, um hier einen Anbauversuch zu wagen. Durch sachgemässe Fassung der etlichen Quellen und richtige Verteilung der nicht unbedeutenden Wassermenge würde hier mit Leichtigkeit ein grosses fruchtbares Stück Land kulturfähig gemacht werden können. Mit Russouw bestieg ich den schroffen Slangkop, in der Erwartung einer interessanten botanischen Ausbeute, eine Hoffnung, die sich aber als illusorisch herausstellte, da Gras und Busch von der Glut der afrikanischen Sonne total versengt waren. Slangkop ist ein isoliert stehender Schuttkegel, gekrönt von einem ungefähr 20 m hohen, senkrecht abfallenden Aufsatz aus gelbem, dichtem Kalkmergel. Der auffallenden Form mag er wohl die Bezeichnung „Schlangenkopf“ verdanken.

Anstatt nun in gerader Richtung nach dem noch etwa 24 Stunden entfernten Keetmanshoop zu fahren, zog es Willem vor, mich auf Umwegen nach meinem Ziele zu führen. Unter dem Vorwande, dass auf dem direkten Pfade kein Wasser zu finden sei, brachte er uns erst nach einer am Guaχab (Scap- oder Schaffluss) gelegenen Bastardwerft, deren Insassen sich als Blutsverwandte meines Treibers erwiesen. Dies erklärte natürlich des Letzteren Abneigung gegen den geraden Weg, war aber weniger

nach meinem Geschmacke, denn die Leute entpuppten sich bald als eine Bande unverschämter Bettler und belästigten mich mit ihrer Freundschaft heuchelnden Zudringlichkeit bis spät in die Nacht hinein. Von sämtlichen Volksrassen Südafrikas ist mir der Bastard stets der am wenigsten sympathische gewesen; seine widerwärtige Art und Weise den weissen „Mister“, als dessen direkten Abkömmling er sich nicht wenig fühlt, um etwas zu bitten, ist in der Mehrzahl der Fälle geradezu abstossend und unwürdig.

Am Sonntag Morgen konnte sich mein Willem natürlich nur mit Mühe von seinen zahlreichen lieben Tanten und Basen losreissen und es wurde halb 10 Uhr, ehe wir unsere Reise fortsetzen konnten. Den Fluss zur rechten Hand liegen lassend durchfuhren wir in langsamem Tempo die steinige Gobasebene, mussten jedoch vor 11 Uhr schon wieder ausspannen, da die Ochsen infolge der übermässigen Erhitzung des Bodens mit aller Gewalt nicht zum Weitergehen zu bewegen waren. Die Schattentemperatur betrug 46°, die des Sandes nicht weniger als 65°!

Gegen Abend wurde die Fahrt fortgesetzt; bei Gobas berührten wir nochmals den Guaχab, kreuzten dessen Bett mehrmals und verloren dann Dank der Dunkelheit richtig noch den Pfad. Leider hatte unsere Laterne bei dem grässlichen Geholper von Kuibes nach der Hochebene hinauf von den vier Scheiben drei eingebüsst und bei dem heftigen Winde, der bald nach 7 Uhr einsetzte, mussten wir auf deren Benutzung verzichten. Zum Überfluss — wenigstens im Hinblick auf unsere prekäre Lage — begann es nun noch ausgiebig zu regnen, und wir dachten ernstlich daran unter dem ersten besten Baume zu kampieren, als plötzlich ein greller Blitz während eines Bruchteiles einer Sekunde die Umgebung erhellte, immerhin lange genug, um uns zu überzeugen, dass wir in unmittelbarer Nähe der gesuchten Kapelle von Keetmanshoop waren. Die Karre wurde unter einer grossen Girafenakazie aufgefahren, den Ochsen die wohlverdiente Ruhe gegönnt und am mächtigen Feuer zusammengekauert, erwarteten wir nun, in die nassen Decken gehüllt, den anbrechenden Tag.

III. Kapitel.

Walser; die Missionsstation Keetmanshoop; der Häuptling Jonathan Zeib; Reise nach Stampriet und Rückkehr nach Keetmanshoop; Reise nach Groendorn am Zamob; Misshelligkeiten mit den Eingeborenen; Flucht nach Keetmanshoop; über Bethanien nach Angra Pequena zurück.

Nach dem erfrischenden und reinigenden Regen erwachte der Morgen in neuem, wunderschönem Glanze; eilig unterwarf ich meine besseren Kleider noch einer prüfenden Inspektion und machte mich dann bereit, der Missionarsfamilie meinen Besuch abzustatten. Wir sahen nun übrigens, dass wir nicht die einzigen Reisenden waren; unweit unserer Ausspannstelle standen zwei grosse Wagen, deren Besitzer frühzeitig zu uns herüber kam, um sich erst bei meinen Leuten und dann bei mir nach dem Neuangekommenen zu erkundigen. Er stellte sich mir als Mr. Walser, Gross-Händler von Hairaχabis im Süden Gross-Namalandes vor. Erst unterhielten wir uns, jeder von dem Anderen voraussetzend, er sei ein Afrikander, in der englischen Sprache, fanden dann aber, dass wir beide des Deutschen mächtig waren, und zu guter letzt entpuppte sich mein Besucher sogar noch als Landsmann, als Schweizer.

Walser hatte sich wenige Tage vorher von dem Missionar in Keetmanshoop, Herrn Fenchel, mit der Tochter eines bekannten Pioniers und Händlers Südafrikas, des Mr. Hite, trauen lassen und beabsichtigte nun sich mit seinem liebenswürdigen Ehegespons nach dem Süden zurückzubegeben. In Gesellschaft meines neuen Freundes besuchte ich die Missionarsfamilie und wurde dort mit der herzlichsten Gastfreundschaft empfangen; die jungen Eheleute nahmen Abschied, und ich bezog nun die von ihnen verlassene Kammer, während meine Leute in einem Nebengebäude wohnlich untergebracht wurden.

Ich werde bei einer späteren Gelegenheit ausführlicher auf die für die Entwicklung Gross-Namalandes so überaus wichtige Nama-Mission zu sprechen kommen, hier sei nur erwähnt, dass Keetmanshoop (von den Hottentotten ǂNuiǂgoais, d. h. Swartmodder oder Schwarzmorast, genannt) seit dem Jahre 1866 Station der rheinischen Missionsgesellschaft ist. Von Missionar Schröder gegründet, erhielt der Platz seinen Namen zum Gedächtnis des ersten Präsidenten der Gesellschaft, des Philantropen Keetman.

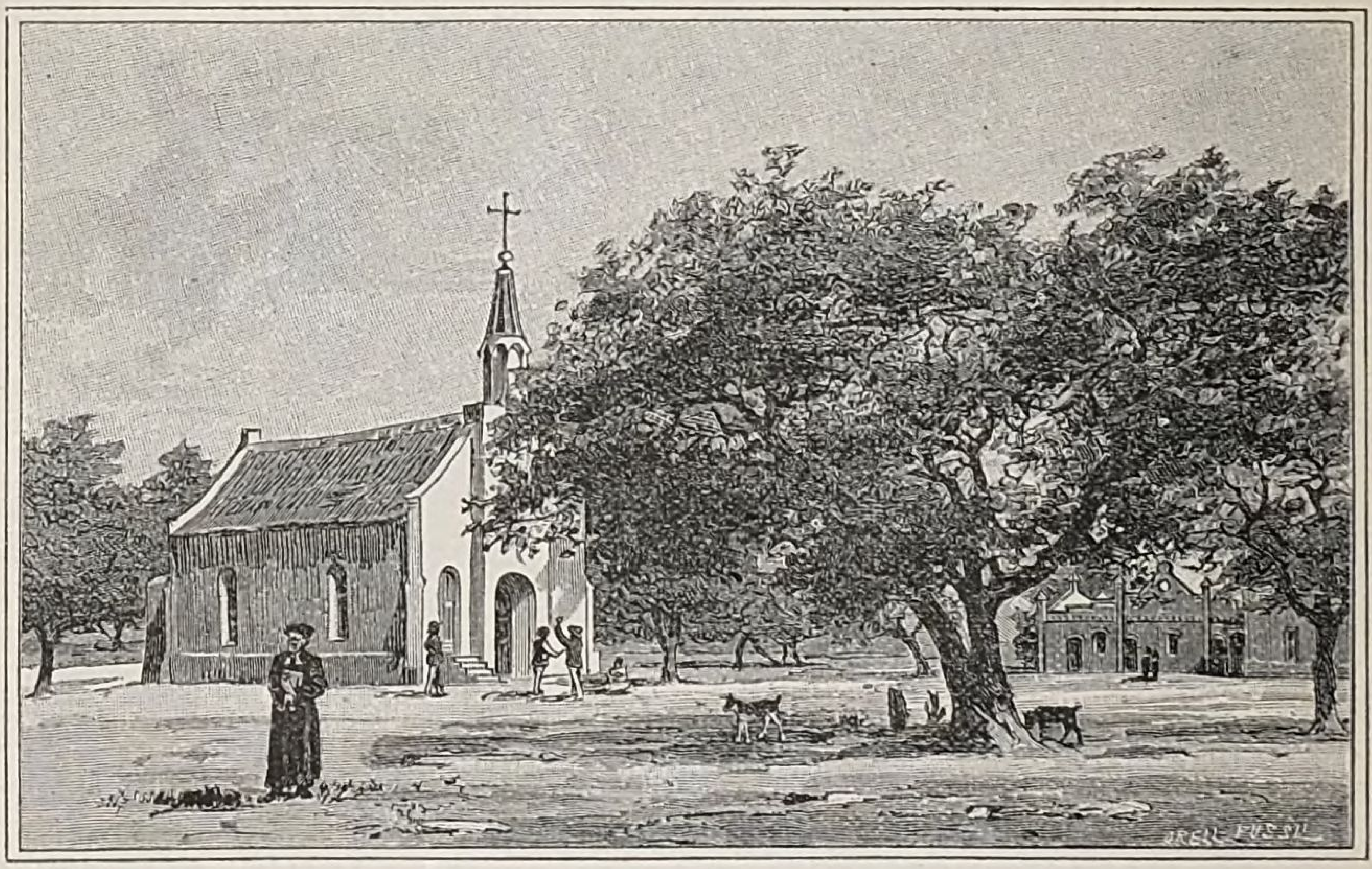


Fig. 3.

Kirche von Keetmanshoop;
hinter den Girafenakazien die Evangelistenschule.

Trotz der entschiedenen Abneigung, die der Häuptling Zeib zu Anfang gegen den jungen Missionar und dessen Unternehmen zur Schau trug, konnte doch schon zwei Jahre nach der Gründung die alte Buschkirche verlassen und die neue kleine, aber nette Kapelle eingeweiht werden; der Zorn und der Aberwille des alten Zeib verwandelten sich zusehends in Liebe und heute, nach 20 Jahren, muss Keetmanshoop als eine der bestbefestigten Gemeinden Gross-Namalandes angesehen werden. Da wo noch vor zwei Dezennien die schmutzigen Pontocks der herumstreifenden

Hottentotten gestanden hatten, erhebt sich heute das einfache aber weitläufige Missionsgehöft: eingerahmt von einer kleinen Mauer das saubere einstöckige Haus, an dem jeder Stein und jeder Balken von der praktischen Tätigkeit des Missionars zeugt, und hinter dem Hause der Garten mit Gemüse- und Blumenbeeten, zwei mächtigen, prächtig gedeihenden Feigenbäumen und einer langen Weinlaube. Unweit vom Hause und umstanden von einer Reihe dickstämmiger Girafenakazien erhebt sich die steinerne Kirche, überragt von einem kleinen Turm. Dort wo früher der Sand im Kampf mit den Elementen hoch in die Luft emporgewirbelt wurde und der Orkan wild durch das Buschwerk raste, finden wir heute die Gartenanlagen der Gemeindegenossen, sorgfältig bewässert durch kleine, mit der Hauptquelle in Verbindung stehende Gräben, die mittelst einfacher Schleusen nach Belieben geöffnet und geschlossen werden können. An Stelle der zur dauernden Ansiedelung ungeeigneten Mattenhäuser baut sich bereits der eine oder andere der Eingeborenen ein bescheidenes Lehmhäuschen und trägt dazu bei, dass die Station mehr und mehr die Physiognomie eines Dörfchens erhält. Die Quelle von Keetmanshoop ist ausgiebig und gross; die Temperatur soll nach Mitteilung des Missionars zeitweilig über jener der Luft stehen, doch ist es mir nicht gelungen, eine Differenz während meiner Anwesenheit konstatieren zu können.

Die Bevölkerung des Platzes setzt sich aus den beiden Stämmen der ǃKaroǃoas und der ǀGame≠nus oder Bondelzwarts (Schwarzbündel) zusammen; als zugezogen ist auch noch die kleine Bastardkolonie zu berücksichtigen. Die ǃKaroǃoas zerfallen ihrerseits in die beiden Unterabteilungen Zeib und ≠Habeb, die ihre Entstehung und Bezeichnung den zwei Frauen eines früheren Häuptlings verdanken. Dieselben nannten sich nämlich Zeis und ≠Habes und da nach Hottentottensitte die Töchter einer Mutter stets nach dem Vater, die Söhne aber nach der Erzeugerin benannt werden, so wurden die Nachkommen der einen Gemahlin als Zeib'sche, die der anderen als ≠Habeb'sche oder Blattia (holl.) bezeichnet. Der Antagonismus, der zwischen diesen zwei nahe verwandten Familien im Laufe weniger Jahre entstanden ist,

hat bereits einen solchen Grad erreicht, dass beide getrennt leben; die Zeib'schen haben ihre Hütten westlich von der Kirche aufgeschlagen, die Blattia dagegen östlich davon. In etwas weiterer Entfernung, an der südlichen Abdachung einer kleinen Kuppe, wohnen die Bondelzwarts, wogegen sich die Bastards nördlich vom Missionsgebäude niedergelassen haben. Interessanterweise zeichnen sich die Blattia durch Intelligenz und Arbeitstüchtigkeit vorteilhaft vor den Zeib'schen aus; die letzteren zählen übrigens nur noch wenige Individuen. Zeib oder Jonathan, wie er sich seit seinem Eintritt in die Kirchgemeinde zu nennen gefällt, ist alleiniger Herrscher über das Keetmanshooperfeld, doch besteht der ihn in seinen Regierungsangelegenheiten unterstützende Rat aus je einem Vertreter der übrigen drei Gruppen. Bei Jonathans ärmlichen Verhältnissen — er besass zur Zeit meines Besuches blos noch eine Kuh — ist es nicht überraschend, dass seine Bedeutung beinahe Null ist, wie es denn auch nicht gerade selten vorkommt, dass er von seinen eigenen Räten einer unvorsichtigen Äusserung wegen zu irgend einer Strafe verurteilt wird! Jonathans Tronbesteigung ging unter so eigenartigen Verhältnissen vor sich, dass ich dieselbe der Geschichte nicht wohl vorenthalten darf. Gegen Ende des Jahres 1883 machte sich der Vater des jetzigen Häuptlings, der alte, Heide gebliebene Zeib, auf eine Bettelreise; er bereiste seinen Staat, sich bald da bald dort bei einem seiner reicheren Untertanen zu Gaste ladend und denselben nicht eher verlassend, als bis er mit einem fetten Schaf oder einer Ziege beschenkt war. Diesmal scheinen die Einkünfte etwas langsam eingelaufen zu sein, wenigstens wurde dem zu Hause gebliebenen Sohne die Zeit zu lang; er stattete dem väterlichen Pontock einen Besuch ab und eignete sich unter anderem auch das Prachtstück des Schatzes, einen langen Überzieher, an. Bekleidet mit diesem Machtabzeichen zeigte sich der Erbe dem Volke, das an dem improvisierten Wechsel Gefallen fand, und so traf denn der alte König bei seiner Rückkehr den Sohn auf dem Tron! Nach dem Tode des Vaters — November 1883 — wurde dann Jonathan

feierlich in der Kirche zum weltlichen Oberhaupte von Keetmanshoop gekrönt.

Die Gesamtbevölkerung der Zeib'schen Machtsphäre beträgt ungefähr 600 Seelen.

Keetmanshoop, unfern des in den ⁄.amob oder Löwenfluss mündenden — fast stets trockenen — |Aub erbaut, liegt schon ausserhalb der Sandsteinformation; die nächstliegenden Hügel und Kuppen bestehen aus Diorit oder stark zersetztem Gabbro, die lokal von einer Kappe gelben Kalkmergels überdacht sind. Das Feld ist stellenweise dicht mit Geröllstücken von Brauneisenerzen besät; beim Reinigen der Quellen sind auch schon Feuersteinknollen gefunden worden.

Die Regenschauer, die sich nun fast täglich gegen die Abendstunden einzustellen pflegten, genügten doch, so wenig anhaltend sie auch waren, um nach wenig Tagen das dürre Feld in einen bunten Teppich zu verwandeln.

Wo bis anhin nichts als Sand und Steine zu entdecken war, da schiesst nun das süsse Frühgras, der „Opslag" hervor; Zwiebelgewächse treiben so zu sagen über Nacht fusshohe Blütenschäfte und wunderbar glänzt die grosse, purpurrote Blumendolde der Haemanthus und Brunsvigia-Arten zwischen dem saftigen Grün der zu neuem Leben erwachten Aristidastöcken durch. Die Girafenakazie wirft die vorjährigen Fiederchen ab und hüllt sich in ein neues Kleid, sich gleichzeitig über und über mit honigduftenden, gelben Blütenkugeln schmückend. Der Busch, so nennt der Afrikander diese kurzstrauchige Vegetationsformation, der gestern noch schwarz und verbrannt aussah, entwickelt sich binnen einer Woche zu einem reichen Garten, wie ihn sich der Botaniker nicht schöner wünschen könnte. Die kleineren Sträucher, denen ein weniger weitläufiges Wurzelwerk zur Verfügung steht, sind, den klimatologischen Verhältnissen angepasst, in erster Linie darauf bedacht, die Blütenentwicklung zu beschleunigen; die Mehrzahl dieser sparrigen, kugeligen Büsche prangt daher im schönsten Blumenschmucke, bevor wir im Stande sind auch nur ein einziges grünes Blättchen daran zu entdecken. Erst wenn die Blüte hin-

fällig geworden ist, sprengen die Blattorgane die starke Knospendecke, um nun auch ihrerseits an dem allgemeinen Entwicklungs-Wettlauf teil zu nehmen.

Die Baumvegetation ist um Keetmanshoop eine peinlich kärgliche; als einzige Vertreter derselben nenne ich die stattliche Girafenakazie, den Dornbaum, den Ebenholzbaum, zwei hochstämmige Capparidaceen und eine Tamariske. Die übrigen Akazienarten verharren ausnahmslos in der Buschform.

Am 25. Dezember feierte der Missionar mit seiner Gemeinde das Weihnachtsfest; vormittags wurde mit den Schulkindern ein kleines Examen abgehalten, dieselben im Schreiben, Lesen, Rechnen und Singen geprüft und nachmittags 4 Uhr fand dann, und zwar wiederum in dem mittlerweile von Frau Fenchel auf sinnige Art mit blühenden Oleanderzweigen geschmückten Gotteshause, die Bescherung der Kinder statt. Auf dem Altar brannte ein kleiner Christbaum, der Missionar erklärte seinen Zuhörern die Bedeutung der Feier und nach dem Absingen einiger Lieder konnte die ungeduldig wartende Schaar vortreten und die Geschenke in Empfang nehmen. Die Knaben erhielten zur Mehrzahl lange weisse Hemden, die Mädchen Röcke und Jacken; natürlich wurde sofort alles an Ort und Stelle anprobiert, was Veranlassung zu gar köstlichen Scenen gab. Stolz und glücklich eilten die Bescherten nun ihren Hütten zu; im engeren Familienkreise feierten dann auch wir noch das Fest, entkorkten die beiden von Walser zurückgelassenen Flaschen Hamburger Export-Bier und stiessen auf Gesundheit unserer Angehörigen in der fernen Heimat an. —

Mittlerweile hatten sich meine Ochsen wieder einigermassen erholt und es durfte daher an eine baldige Fortsetzung der Reise gedacht werden. Ich besprach meine Pläne mit dem sehr landeskundigen Missionar und beschloss auf dessen Rat hin einen Vorstoss nach der Bastardniederlassung Mier zu unternehmen, von wo sich dann möglicherweise die Gelegenheit zu einer Durchforschung des südöstlichen Namalandes bot. Der Versuch war allerdings sehr gewagt, da das zwischen Keetmanshoop und Mier liegende Gebiet von den Veldschoendragers, den ||Havoben,

bewohnt wird, deren Häuptling, Karl Zes (ǂArisimab), schon längst als räuberischer und gewalttätiger Nama bekannt, und von dem kaum zu hoffen war, dass er mich, falls ich das Unglück haben sollte, in seine Hände zu fallen, unbelästigt ziehen lassen würde. Trotz dieser etwas trüben Aussichten brach ich Montag, den 29. Dezember, abends 9^h, auf; irregeführt durch die zahllosen, schmalen Ochsenpfade, verloren wir leider schon unweit der Station den eigentlichen Wagenweg und mussten daher jenseits des breiten |Aub-Flusses lagern, um den Anbruch der Tageshelle abzuwarten. Mit Sonnenaufgang hatten wir endlich die im hohen Grase verborgenen Spuren meiner Vorgänger wieder aufgefunden; wir schlugen nun östliche Richtung ein, uns stets nach zwei, isoliert aus der Ebene aufsteigenden, hohen Kuppen orientierend. Unweit der nächst liegenden !Komab-Kuppe, die wir links liegen liessen, machten wir etwas nach 12 Uhr unter einer grosskronigen Maerua angolensis, einer Capparidacee, Rast. Bei unserer Annäherung sprangen, kaum zehn Schritte von uns entfernt, unvermutet zwei erwachsene Kuddu-Antilopen auf, die offenbar im Schatten des Baumes geschlafen und die wir infolge der grellen Beleuchtung für Baumstrünke gehalten hatten. Die Überraschung war dermassen gross, dass, bevor wir die Gewehre ergriffen hatten, die Tiere längst unseren Augen entschwunden waren. Die nördliche Abdachung der !Hon||neib-Pyramide übersteigend, wandten wir uns nunmehr ost-südöstlich dem ⁄⁄amob oder Löwenflusse zu, und kreuzten gegen 4 Uhr das trockene Flussbett des ||Gameib, eines rechtsseitigen Zuflusses des ⁄⁄amob. In früheren Jahren lag hier der Stamm der ||Ogein unter dem Häuptling ǂGarib, der sich aber infolge fortgesetzter Überfälle von Seite der am Löwenflusse wohnenden Bondelswarts gezwungen sah, diesen das Feld zu überlassen, sich an den oberen ||Aub zurückziehend, wo er, mit Jonkerschen Leuten vereinigt, nun eine Art Banditenleben führt.

In der Absicht, noch vor Eintritt der Dunkelheit die nächste Wasserstelle Stampriet zu erreichen, beschleunigten wir unser Fahrtempo um ein Erhebliches, und sahen uns auch mit Sonnenuntergang in nicht mehr weiter Entfernung vom weissen |Gurub,

in dessen Bette die gesuchte Lokalität liegen sollte. Von dem kühlen Abendwind erfrischt, schlagen die Ochsen einen sanften Trab an, und schon glauben wir unser Ziel gewonnen zu haben, als es einen unverhofften Krach absetzt und wir in demselben Momente mit der Karre platt auf dem Sandboden sitzen: die Achse war gebrochen! Sofort wurde nun ausgespannt, die Karre entladen und umgekippt, um den Schaden, so gut es ging, zu flicken. Nach langem Suchen fand sich endlich ein leidlich gerades Dornbäumchen, das unseren Zwecken einigermassen entsprach; Willem musste es fällen und nun bearbeiteten wir — in Ermangelung anderer Werkzeuge — den Stamm notdürftig mit Axt und Taschenmesser. Um Mitternacht waren wir mit unserer Arbeit fertig; der mit einer tiefen Rinne versehene Balken wurde als Verstärkung unter die zerbrochene Achse mit Riemen festgebunden, die Karre wieder beladen und nun der Rückweg eingeschlagen, da an eine Fortsetzung der Reise nach Mier unter diesen Verhältnissen natürlich nicht zu denken war. Wir hatten wohl unser Möglichstes bei der Flickarbeit versucht, waren aber doch nach jeder Viertelstunde gezwungen, still zu halten und die Riemen fester zu ziehen; bei einem solch umständlichen Reisemodus hätten wir Mier wohl niemals erreicht. Da die Ochsen bereits seit mehr als 24 Stunden ohne Wasser geblieben waren, so machten wir die Nacht zum Tage und fuhren, wie der Boer zu sagen pflegt, „durch". Mittwoch Vormittag um 11 Uhr hielten wir zum grossen Erstaunen des Missionars und des noch grösseren Jubels der Hottentottenjugend nach kaum $2^1/_2$tägiger Abwesenheit mit der invaliden Karre unseren Einzug in Keetmanshoop.

Glücklicherweise fand sich auf der Station ein schmiedekundiger Bastard, Namens Engelbrecht, der die Flickarbeit übernahm und auch zur vollen Zufriedenheit ausführte; nach Neujahr war die Karre wiederum fahrtüchtig, und am 5. Januar 1885 konnte die so jäh unterbrochene Tour nochmals aufgenommen werden. . Am 6. erreichten wir nachts spät, und zwar diesmal ohne Unfall, Stampriet (|On |as); noch waren wir mit dem Ausspannen der Tiere beschäftigt, als sich schon ein paar der

in der Nähe des Wassers wohnenden Hottentotten einfanden, von denen wir nach vielem Hin- und Herreden schliesslich für die vor uns liegende Strecke, Stampriet—Geilaub (Grosse Quelle), einen Führer zugesagt erhielten.

Am Morgen verzögerte sich unsere Abfahrt bedeutend durch den Umstand, dass die Ochsen nicht vor Sonnenaufgang trinken wollten; gegen 6 Uhr erst stellte sich der Mann ein, der uns den Weg nach Geilaub weisen sollte, und so wurde dann ziemlich spät aufgebrochen. Nachdem wir die Niederung des weissen |Gurub verlassen und uns dem Wirrwarr der zahlreichen, radienförmig dem Wasser zustrebenden Fusspfade entwunden hatten, sahen wir uns auf einer, mit kurzem Buschwerk bestandenen Hochebene, auf welcher der breite Wagenweg nicht mehr zu verfehlen war. Dies bewog mich, dem Verlangen unseres Führers, nach seiner Werft in Stampriet zurückkehren zu dürfen, nachzugeben; ich bezahlte seine Leistung mit zwei Becher Kaffee sowie einem Stück Tabak, liess mir noch die ungefähre Richtung von Geilaub — Südost — angeben und gestattete ihm dann, sich von uns zu trennen. Um halb 10 Uhr passierten wir den schwarzen |Gurub, einen Zufluss des weissen |Gurub, machten im Schatten einiger Ebenholzbäume einen kurzen Halt und setzten dann um 11 Uhr unsere Fahrt fort. Gemäss dem von Herrn Fenchel mir mitgeteilten Itinerarium sollten wir Geilaub kaum vor Mitternacht erreichen, und wir waren daher nicht wenig erstaunt, als wir uns schon um 3 Uhr in unmittelbarer Nähe einer grösseren Hottentottenniederlassung befanden. Wir spannten am Rande eines breiten, von dunkeln Girafenakazien besäumten Flussbettes aus; kläffend begrüsste uns eine Schaar hässlicher, magerer Hunde, die sich nur mit Mühe davon abhalten liessen, ihren Heisshunger an unseren neuen Riemen zu stillen. Bald sammelte sich ein Kreis Eingeborener um uns, die mit unverschämter Frechheit Karre und Ladung zu durchsuchen trachteten, mich aber auf alle meine Fragen nach dem Namen des Flusses und der Ortschaft an die noch zu erwartende Standesperson, den Feldkorneten, verwiesen. Nachdem dieser eingetroffen war, wurde von ihm das Palaver mit dem Wunsche

eröffnet, vorerst ein, oder lieber zwei grosse Becher Kaffee zu erhalten. Der impertinente Ton, in dem diese Bitte vorgebracht wurde, liess mich gleich unsere Situation erkennen und ich erklärte deshalb, dass ich wohl willens sei, Kaffee gegen eine Schlachtziege einzutauschen, zur Verabreichung eines Geschenkes vorderhand aber keinen Anlass hätte.

„Ja, ja, morgen sollst du eine fette Ziege erhalten, gieb nur erst den Kaffee, damit ich heute Nacht dich und meine Freunde bewirten kann,“ erwiderte er mir. „Nein, bringe mir die Ziege und dann erhältst du Kaffee,“ blieb auf alle Bitten meine stereotype Antwort. Auf einen anderen Modus konnte ich mich absolut nicht einlassen, da unser Proviantvorrat bereits bis auf einige wenige Pfund Reis und Mehl zusammengeschmolzen war und ich meine Leute zu gut kannte, um nicht zu wissen, dass sie, falls ich ihnen keine Fleischnahrung mehr zu bieten hatte, sich bald weigern würden, weiterhin ihren Pflichten obzuliegen. Leider hatte sich in Keetmanshoop keine Gelegenheit zur Vervollständigung des Proviantes geboten, und ich war deshalb darauf angewiesen, möglichst schnell nach Mier zu kommen, wo ich bei den Bastards ziemlich sicher auf Aushülfe rechnen konnte.

Ein Wort gab das andere und hatte zur Folge, dass die Unterhaltung zwischen dem Feldkorneten — ein Titel, den wir mit „Landjäger“ übersetzen würden — und mir einen ziemlich heftigen Charakter annahm und vielleicht auch noch einen unangenehmen Abschluss gefunden hätte, wenn nicht ein inzwischen eingetretener, gewaltiger Platzregen die Herren gezwungen hätte, sich in ihre Hütten zurückzuziehen. Gegen Abend wurde mir die Meldung überbracht, dass der „Rat“ versammelt und mir vor demselben zu erscheinen, befohlen sei. Keiner Schuld bewusst, weigerte ich mich, dies zu tun, sandte aber Willem hin, um von den etwa gefassten Beschlüssen rechtzeitig unterrichtet zu sein und liess auch vorsichtshalber die Ochsen in unsere allernächste Nähe bringen. Spät in der Nacht kehrte Willem in unser Camp zurück und gab mir hier eine einlässliche Schilderung der stattgehabten, sogenannten Ratssitzung.

Was ich vermutet hatte, bestätigte sich; der Führer von Stampriet hatte uns auf Befehl des Häuptlings ǂArisimab, der von meinem Kommen unterrichtet worden war, falsch geleitet, anstatt uns auf den Weg nach Geilaub zu bringen, hatte er uns auf jenen nach ǂArisimab's derzeitigen Aufenthalt gewiesen; anstatt in Geilaub befanden wir uns weit davon entfernt in !Amǁkhub (Gründorn) am ǀamobflusse.

Die Ratsherren, die des Glaubens waren, dass Willem aus eigenem Antriebe und gegen meinen Willen an ihrer Sitzung teilnehme und mich deshalb auch kaum von dem Ergebnis ihrer Debatte unterrichten werde, hatten nun beschlossen, ǂArisimab durch einen Boten herbeizurufen und mich so lange, bis dieser eingetroffen, durch Versprechung oder wenn nötig, mit Gewalt hinzuhalten, um mich dann im Verein mit ihrem würdigen Oberhaupte, oder doch wenigstens mit dessen specieller Erlaubnis auszurauben. Mein Entschluss war unter solchen Umständen bald gefasst. Rasch bemächtigten wir uns der Ochsen, spannten sie ein und umfuhren den Werftkomplex unserer Feinde im weiten Bogen, im Trab die Rückfahrt nach Stampriet einschlagend. Lazarus wurde zurückgelassen mit der Weisung, das Lagerfeuer fortgesetzt zu unterhalten und so die Insassen der Werfte im Glauben zu lassen, wir weilten immer noch in deren Nähe; mit Aufgang des Morgensterns sollte dann auch er die Flucht ergreifen und uns durch rasches Laufen wiederum einholen. Ein wütender Orkan raste durch das ǀamobtal und übertönte das Gepolter der davoneilenden Karre; Regen und Sturmwind, Blitz und Donner, vor denen sich der Hottentotte als echtes Naturkind furchtsam verbirgt, bannten die raublustige Bande ins Innere ihrer Hütten und ermöglichten uns, unbehelligt aus dem Bereiche ihrer Machtsphäre zu entkommen. Mit Sonnenaufgang hatte sich auch Lazarus wieder mit uns vereinigt, und ohne weiteren Zwischenfall erreichten wir zur Mittagsstunde den weissen ǀGurub. Die Überraschung der Hottentotten in Stampriet war nicht gering, als sie uns so unverhofft schnell zurückkehren sahen, und die Gesellschaft schien auch nicht übel Lust zu haben mit uns anzubinden. Wir waren aber keineswegs in

der Verfassung, uns noch viel bieten zu lassen und gaben dies auch den paar frechen Kerlen, die unsere Ochsen vom Wasser wegzutreiben suchten, in nicht misszuverstehender Sprache kund. Unser Führer, dem wir gerne noch nachträglich den verdienten Dank abgestattet hätten, bekamen wir natürlich nicht zu Gesicht; dagegen erhielt ich von einem verständigeren alten Manne den gesuchten Commentar zu dem mit uns getriebenen, falschen Spiele.

Manche der Leser werden sich wohl noch der hochgradigen Spannung erinnern, die kurz nach der Besitznahme von Angra Pequena durch Lüderitz zwischen dem Cape Government und der deutschen Regierung Platz griff, die zum Teil darin zum Ausdruck kam, dass die Capländer — vielleicht mitunter ohne Wissen der Obrigkeit — ihr Möglichstes zur Scheiterung der deutschen Unternehmungen taten. So war denn auch ǂArisimab von einem sich instinktiv in seiner Existenz bedroht fühlenden Engländer beraten worden, vor den Deutschen wohl auf der Hut zu sein und keinem derselben den Eintritt in sein Territorium zu gestatten, da dieselben doch nur darnach trachteten, ihn, den Häuptling, möglichst schnell um Habe und Land zu bringen. Diesen Rat hatte ǂArisimab mit kleinen, eigenmächtigen Veränderungen praktisch an mir zur Anwendung bringen wollen.

Da unsere Nahrungsmittel rasch auf die Neige gingen, so forçierten wir unsere Rückfahrt möglichst; mit Sonnenuntergang passierten wir die Stelle, wo wir auf der ersten Reise die Kuddu aufgejagt hatten und noch zeigten sich am Horizonte erst wenige, den neuen Tag verkündende fahle Wolkenstreifen, da hatten wir bereits Keetmanshoop wiederum erreicht.

So war auch mein zweiter Versuch schmählich gescheitert und gern oder ungern musste ich für jetzt darauf verzichten, von dieser Seite aus in das Gebiet der Kalaχari zu gelangen, da mich nunmehr die Pflicht zu unserer Expedition nach Angra Pequena zurück rief.

Am 15. Januar nahm ich von der gastlichen Missionarsfamilie, die mir während meines mehrwöchentlichen Aufenthaltes so viel Liebe und Aufmerksamkeiten erwiesen hatte, Abschied, und „treckte" gegen Abend fort. Ein Hottentottenbursche sollte

mich auf den gewünschten Pfad bringen, doch ging es auch hier wieder wie immer; der Junge fürchtete sich in der Dunkelheit der Nacht, allein nach seiner Werft zurückzukehren und zog es vor, diesen Weg noch bei Tage zu unternehmen: „er schlug sich daher plötzlich seitwärts in die Büsche“ und überliess es unserem eigenen Spürsinne, uns zurecht zu finden. Der Einbruch der Nacht zwang uns Bivouak zu beziehen; am Morgen aber, als wir weiter wollten, waren die Ochsen fort und es dauerte volle vier Stunden, ehe Lazarus sie uns wieder zurückbrachte. Nachdem wir, des Weges unkundig, erst tüchtig irre gefahren waren, fand sich schliesslich eine nach Nordwesten weisende Wagenspur, der wir in Ermangelung einer besseren zu folgen beschlossen. Der Pfad war allerdings stellenweise ganz abscheulich, rechts und links von tiefen, bald offen liegenden, bald im Grase verborgenen Schloten begleitet, und die Wagenspur selbst oft auf weite Strecken vollständig verschwunden. Die Hoffnung, uns auf einer wirklichen, zu irgend einem Wasser führenden Wagenstrasse zu befinden, wurde daher auch von Stunde zu Stunde immer geringer und schon begann der Entschluss einer eventuellen Rückkehr nach Keetmanshoop in uns zu reifen, als mich Willem plötzlich auf einen weit ab im Felde sichtbaren weissen Punkt aufmerksam machte. Mit Hülfe des Fernglases entpuppte sich der fragliche Gegenstand als ein weidender Schimmel und nun ging's frisch drauf los, denn wo Pferde sind, da kann auch das Wasser nicht fern sein. Gegen Abend durchfuhren wir — uns stets nordwestlich haltend — eine verlassene Hottentottenniederlassung und fanden uns anderthalb Stunden später, in ein breites Flussbett niedersteigend, angesichts einer prachtvollen, kristallhellen, grossen Wasserfläche. Einige Büchsenschüsse, deren Knall sich in donnerndem Wiederhall an den Sandsteinzinnen brach, riefen einen Hottentotten herbei, der uns Red und Antwort stehen konnte. Wir erfuhren von ihm, dass der Fluss !Nei honi (Girafenfluss) heisse, die Wasserstelle dagegen den fremdklingenden Namen Guldbrandsdalen trage. Nachdem die Ochsen getränkt waren und wir unsere Fässchen mit dem herrlichen Wasser gefüllt hatten, führte uns der Mann

nach einigen unfern liegenden Werften, in deren Nähe wir unser Lager bezogen.

Der Platz verdankt, wie ich später erfahren habe, seinen Namen dem Norweger Knudsen, der 1843 als Missionar in Bethanien öfters dieses Tal besuchte und sich von demselben so heimatlich angesprochen fühlte, dass er es nach seiner nordischen Heimatsgemeinde benannte. Damals war Guldbrandsdalen stark belebt; nach langen Wanderungen hatte sich hier kurz vorher des christlichen Hottentotten Paul Goliaths Anhang niedergelassen, der im Laufe weniger Jahre so mächtig erstarkte, dass sich die Leute nach einem neuen Wohnorte umsehen mussten, den sie schliesslich am Fusse des Grootbroekkaros-Berges fanden. Dort wurde die Station Bersaba gegründet, die jetzt zu den grössten Gemeinden Namalandes zählt; Guldbrandsdalen aber vereinsamte nach und nach wieder, und heute wohnen im ganzen Tale kaum noch fünf Familien.

Am Sonnabend brachen wir schon vor 5 Uhr in westlicher Richtung auf; den grossen, pyramidenartigen Buχuberg rechts liegen lassend, erreichten wir gegen 9^h den in die Sandsteinschichten des !Han‡ami-Plateau eingefressenen Schlot des Fischflusses (||Aub). Sorgfältig bewerkstelligten wir den Abstieg in das tief unter uns liegende Flussbett; der Boden desselben bestand aus einem Schiefergestein, in dessen Vertiefungen sich da und dort grössere Tümpel stagnierenden Wassers vorfanden. Wie mich einige Eingeborene versicherten, sollen diese Wasserlöcher reich an kleinen Fischen (Claria spec. nach der Beschreibung zu urteilen) sein, es gelang mir aber trotz der ausgesetzten verhältnismässig hohen Belohnung nicht, die Leute auch nur zur Herbeischaffung eines einzigen Stückes zu bewegen. Mit einbrechender Nacht erreichten wir Byzondermeid (|Kara khois); da kurz vorher Regen gefallen war, so hatten sich in der Nähe des dortigen Wassers bereits eine grössere Zahl von Herdenbesitzern niedergelassen, und ich musste daher, um nicht Anlass zu Misshelligkeiten zu geben, ausserhalb des Tales kampieren, was seine Nachteile mit sich brachte, denn ich kann mich nicht entsinnen, auf meiner ganzen Reise je ärger von Sandwanzen geplagt

worden zu sein, als dies in jener Nacht der Fall war; noch am andern Morgen wimmelte es tatsächlich in meinen Kleidern von diesen widrigen Tieren.

Unsere Hoffnung, Bethanien noch am Sonntag zu gewinnen, wurde freilich getäuscht, da der Pfad dermassen mit scharfkantigem Kalkgeröll besäet war, dass wir, um unsere schon ziemlich entkräfteten Ochsen zu schonen, nur langsam vorrücken konnten. Am Montag Vormittag erreichten wir den schroffen Westabsturz des !Han‡ami, an dessen Fuss die Missionsstation Bethanien liegt; bevor wir durch die sog. Löwenpforte, ǁamdaos, in die Ebene hinunterstiegen, machten wir, um Wasser zu schöpfen, nochmals Halt. Bei dieser Gelegenheit machte ich zufällig die Bekanntschaft der unzweifelhaft imposantesten Naturschönheit Gross-Namalandes. Etwas rechts ab vom Wege bildet der Absturz der genannten Hochebene eine tiefe aber schmale, hufeisenförmige Einbuchtung, der sich im Grunde ein schmales Flussbett entwindet. Der Sandstein fällt beinahe senkrecht um 125 m gegen die Ebene ab, grandiose Felswände begrenzen beiderseits das kleine Tälchen, in dessen Sohle sich eine reiche und lebensfrische Vegetation angesiedelt hat. Um so wohltuender wirkte diese auf unsere Sinne, als wir sie schon so lange in dieser Fülle und Pracht zu vermissen gehabt hatten.

Punkt 1 Uhr hielt die Karre vor dem luftigen Häuschen des Herrn Wagner, des Vertreters und „Storekeepers" der Lüderitz'schen Firma; nach dem schnell aufgetragenen, opulenten Mahle erlaubte ich mir wiederum einmal den Genuss eines erfrischenden Bades, und stattete alsdann dem in Bethanien stationierten Missionar Bam und später auch dem Häuptling Joseph Fredericks meinen Besuch ab. Die Missionsgebäulichkeiten in Bethanien sind auf bedeutend weitläufigerer Grundlage gebaut als jene in Keetmanshoop, wie auch die Kirche grösser und ansehnlicher ist; wirklich grossartig sind aber die unmittelbar neben dem Hause befindlichen Gartenanlagen, die deutlich zeigen, was selbst unter denkbar ungünstigsten Verhältnissen mit Fleiss und Ausdauer doch alles dem Boden abgerungen werden kann. Eine prachtvolle Weinlaube, die zur Zeit voll reifer

Trauben hing, durchzieht den Garten in seiner ganzen Breite, grosse Feigenbäume beschatten den Eingang und eine gewaltige Opuntiahecke schliesst das Gemüseland auf der entgegengesetzten Seite ab. Jene Hecke wird in späteren Jahren gewissermassen noch ein historisches Interesse beanspruchen, auf den breiten, flachen Stengelinternodien lesen wir eingeschnitten die Namen unseres Nachtigal, Lüderitz, des Grafen Spee und noch mancher anderer, die gleich den Genannten des Missionars unerschöpfliche Gastfreundschaft genossen hatten.

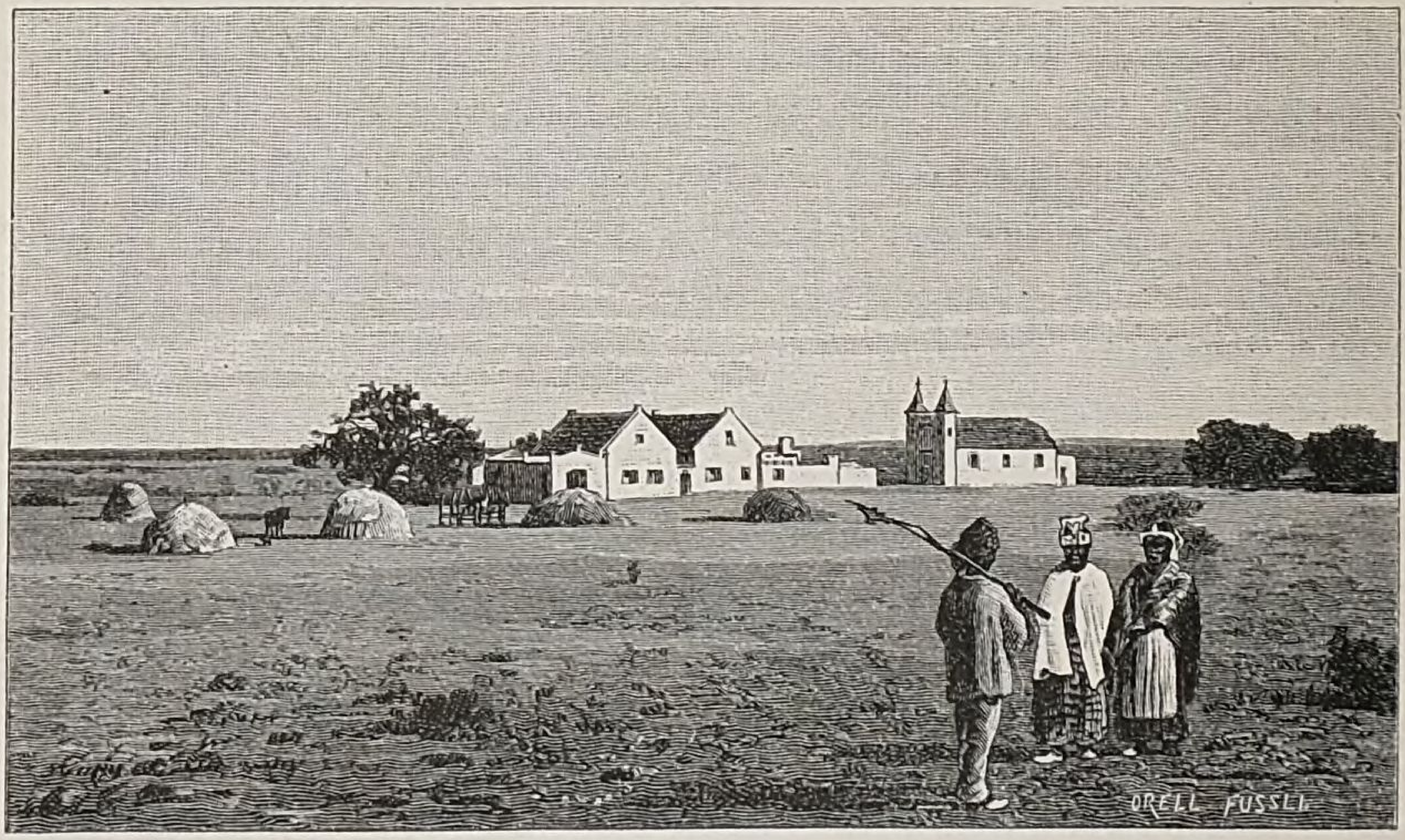


Fig. 4.

Missionsgebäulichkeiten von Bethanien,
umgeben von einigen Hottentotten-Pontocks.

Der Häuptling besitzt ausser seinem Binsenpontock noch ein aus Lehmziegeln erbautes Häuschen; getreu den Sitten seiner Altvordern zieht er jedoch den Aufenthalt im ersteren vor. Das mit Fenstern und Thüren versehene „Haus“ ist ihm von seinem Missionar errichtet worden; das Innere zieren die grossen, wohl von Lüderitz gespendeten Öldruckbilder des Kaisers Wilhelm I, des verstorbenen Kaisers Friedrich und das Luthers.

Joseph Fredericks ist ein gemütlicher, wohlbeleibter Herr, der seine 40 Jahre zählen mag; der Hang zu grossen Trinkgelagen, die jetzt allerdings infolge der Bemühungen des Missio-

nars weniger häufig abgehalten werden, hat seinen Augen einen unstäten Ausdruck verliehen, sonst aber erachte ich ihn als einen der gutmütigsten — aber auch am wenigsten begabten — Häuptlinge Gross-Namalandes. Bei Herrn Bam traf ich auch unerwarteter Weise meinen Expeditionskollegen Dr. Schenck, der im bethanischen Gebiete seinen geologischen Studien oblag und von dort aus später seine Touren nach Bersaba und dem Fischflusse ausdehnte.

Bei dem ausserordentlich sterilen Charakter der Umgebung Bethaniens, der ja auch die Bewohner der Station zwingt, ihre Herden weit weg nach Byzondermeid oder Ganas auf die Weide zu senden, hatte es für mich keinen Zweck, meinen Aufenthalt länger auszudehnen, und wir machten uns daher bereit, die Rückreise über |Aus nach Angra Pequena anzutreten. Mit Hülfe der Leute verfertigte ich meinen Ochsen, die stark an wunden Füssen litten, eine Art Feldschuhe, indem ein Stück feuchten Rindsleders um die Hufe gewickelt und oberhalb derselben zusammengebunden wurde; dies schützte doch einigermassen die Füsse, hatte aber namentlich den Zweck, zu verhindern, dass sich kleine Steine in die entzündeten Hufspalten einklemmten. In einigen Gegenden der Transvaal pflegen die Boers ihre Ochsen mit Hufeisen zu versehen, und ich glaube, dass diese Vorsichtsmassregel auch in den deutschen Schutzgebieten wohl eines Versuches wert wäre.

Willem konnte nicht umhin, seinem Mutterwitz freien Lauf zu lassen; anspielend auf die Veldschoendragers, deren unliebsame Bekanntschaft wir im ǂamob gemacht hatten, meinte er: „Nun haben wir die verdammten Veldschoendragers vor die Karre gespannt“ und damit liess er mit Ingrimm die Peitsche auf die Tiere niedersausen. Donnerstag, den 22. Januar, verliessen wir abends 6 Uhr Bethanien, wurden aber schon frühzeitig durch einen Regenschauer am weiteren Vorrücken verhindert und mussten bei strömendem Regen mitten auf der kalten Ebene kampieren. Gegen Sonnenuntergang des folgenden Tages wurde die Kuibes-Quelle erreicht, in deren Nachbarschaft sich während unserer Abwesenheit eine Hottentottenfamilie nieder-

gelassen hatte und am Sonntag früh hielten wir mit klingendem Spiel — jeder der Vorderochsen hatte des feierlichen Anlasses halber eine Glocke um den Hals bekommen — unseren Einzug in |Aus, freudig begrüsst von Jordan, der froh war, in seiner Einsamkeit endlich wieder einen Kameraden zu haben.

Nachdem die gesammelten Pflanzen etiquettirt und geordnet, sowie die Spiritusobjekte verpackt waren, wurde am 29. in Begleitung derselben drei Leute, aber mit frischen Zugtieren, der „Baiweg" angetreten. Der Abwechslung halber wählte ich diesmals die Route über |U||gama[1]), eine Brackwasserstelle, die nordöstlich von dem auf der Herreise berührten Guos liegt. Die beiden Pfade trennen sich, von |Aus kommend, jenseits des Tsirubgebirges, eine hohe Kuppe zwischen sich lassend; wie die Karte zeigt, ist die Strecke über |U||gama nach Angra Pequena um ein bedeutendes kürzer als jene über Guos, infolge des tiefsandigen Terrains aber unverhältnismässig beschwerlicher und beladenen Wagen daher nicht anzuraten. Ein dritter Pfad führt über das noch weiter nördlich liegende Tsau||kaibgebirge und entspricht zweifelsohne der direktesten Verbindung zwischen Angra und dem Innern, da aber dort nur ganz ausnahmsweise Wasser zu finden ist, so kommt sie für den Verkehr nicht in Betracht. |U||gama liegt inmitten eines breiten, absolut vegetationslosen Kessels. Das Wasser ist stark salzig und zum Trinken kaum brauchbar; die Menge der in der Nähe des Wassers auf ihre Opfer lauernden Sandzecken ist Legion und macht ein Nachtlager zur Tortur. Obwohl die Karre nur leicht beladen war, gelang es uns doch nur durch Anwendung aller disponiblen Kräfte wieder aus dem Sandloch herauszukommen, ja zu guterletzt mussten wir selbst die Ladung ein Stück weit tragen, da die Ochsen kaum die leere Karre von der Stelle zu bringen vermochten.

Unmittelbar vor dem „grossen Sand" (der landesübliche Ausdruck für die Flugsandzone) vereinigte sich unser Pfad wiederum mit demjenigen von Guos und !Gao khaosib; durch

[1]) |U = salzig und ||gama (||gami) = Wasser.

die rasch hereinbrechende Dunkelheit liessen wir uns aber in dem Wirrwarr von Dünen irreführen und sahen uns gezwungen, inmitten derselben das Nachtlager zu beziehen. Da in dieser trostlosen Region natürlich kein Holz zu finden war, so musste auf ein wärmendes Feuer verzichtet werden und wir froren daher auch ganz erbärmlich; gleich Affen unter der Karre dicht zusammengekauert, setzte ich mich meinerseits über die zwischen weisser und schwarzer Haut gezogenen Schranken ohne Skrupeln hinweg. Die Nacht war bitter kalt; der vom Seewind zugeführte, dichte Nebel durchnässte uns bis auf die Haut, und mit Sehnsucht erwarteten wir den Morgen. Bei Tagesanbruch waren unsere Kleider ganz nass, der Sandboden drei Finger tief durchfeuchtet, ja die Leinwanddecke der Karre triefte buchstäblich. Vermutend, dass wir uns zu stark südlich gehalten hatten, schlugen wir nun nördliche Richtung ein und kreuzten dann auch bald den verlorenen Pfad, auf dem wir nach weiteren vier Stunden Angra Pequena, den Ausgangspunkt meiner Reise, zur willkommenen Mittagsstunde erreichten.

IV. Kapitel.

Ankunft und Untergang der „Tilly“; Besuch der Korvette „Skobeljef“; die Expedition wird nach |Aus verlegt; Trennung von der Expedition; Fahrt nach Angra Pequena und Vorbereitungen zu einer Durchforschung des Nordens; Reise nach Rehoboth; Beraubung durch die Hottentotten; Ankunft und Empfang in Rehoboth.

In Angra Pequena war alles beim Alten geblieben; Herr Pohle hatte zwar durch seine Bergarbeiter an verschiedenen Lokalitäten, wie im Rücken der Nautilusspitze, am Nordostcap etc. Bohrungen vornehmen lassen, aber überall mit demselben negativen Resultate; das erhoffte Silber wollte sich nicht finden lassen.

Sonntag, den 1. Februar, überraschte uns Max, unser farbiger Ganymed, in frühester Morgenstunde mit der Botschaft, dass weit draussen in der See ein Segel auftauche. Wir vermuteten, dass es der von Bremen kommende Schoner „Tilly“, dessen Ankunft uns von Lüderitz auf Ende Januar signalisiert worden war, sein möchte, und der am Mast flatternde Wimpel bestätigte denn auch diese Annahme. Sofort wurde das grosse Waleboot flott gemacht, das Segel gezogen und nun gings mit L., einem der Lüderitz'schen Angestellten und dem Bergmann Baer hinaus in die frische Morgenluft dem ankommenden Schiffe entgegen. Über der rhytmisch pulsierenden, glatten See wölbte sich ein wunderbar schöner, wolkenloser Himmel, unter dem vom leichten Winde geschwellten Segel schoss unser Boot dem offenen Meere zu; nach kaum einer Stunde konnten wir beidrehen, das von der „Tilly“ uns zugeworfene Tau ergreifen und an Bord klettern.

Nach der Begrüssung des Kapitäns und des Passagiers, Herrn Conrad, der von Lüderitz ausgesandt war, in Angra Pequena etc. Wasserbohrungen vorzunehmen, wurden in der Kajüte unten bei einer Flasche Bier die gegenseitigen Neuigkeiten ausgetauscht und Briefe aus Europa in Empfang genommen. Diese an uns nehmend, stiegen wir wieder auf Deck, um Umschau zu halten; doch was war das? Anstatt, wie wir vermeinten, bereits die sichere Bai gewonnen zu haben, steuert unser Schiff, wie von magischer Gewalt angezogen, auf die schroff aus der brandenden See aufsteigenden Felsen von Angrapoint zu; angstvoll machen wir den Kapitän auf die drohende Gefahr aufmerksam, aber schon ist es zu spät! Mit schrecklicher Wucht schlägt der Kiel auf die verborgenen Riffe, krachend ächzt der Bau in allen seinen Fugen, dumpf tönt es zum zweiten und nun zum dritten Mal durch den Schiffsraum. Bleich stehen Bootsmann und Kapitän am Bug und starren auf die steile Felsenmauer; das Schrecklichste, was dem Seemann widerfahren kann, das sehen sie unabwendbar kommen: die „Tilly“ ist verloren! Den Pumpen zum Trotz steigt das Wasser im Kielraum immer höher und höher; wir fühlen, dass wir den Seeleuten bei

ihren Anstrengungen, das Schiff wieder flott zu machen, nur hinderlich sind, und besteigen deshalb mit Herrn Conrad auf Wunsch des Kapitäns unser Waleboot, um die Schiffspapiere ans Land zu bringen. In der Faktorei will uns niemand die Schreckensbotschaft glauben; wie sollte es aber auch fassbar sein, bei ruhiger See und klarem Himmel am letzten Tage einer langen, gefahrvollen Reise noch Schiffbruch zu leiden! Doch bald genug konnten sich alle von der Wahrheit überzeugen; denn draussen trieb die „Tilly", von den Felsen wohl losgekommen, aber stark zur Seite liegend und des Steuers beraubt, hinter den Inseln unseren Augen entschwindend, wieder der See zu. Das lange Ausbleiben der Mannschaft, die doch mittlerweile das sinkende Schiff auch verlassen haben musste, beunruhigte und veranlasste uns, eine Rekognoscierungstour längs des Strandes zu unternehmen, die jedoch resultatlos verlief. Spät in der Nacht kamen die Schiffbrüchigen endlich in Angra an; das dem Untergange geweihte Schiff erst im entscheidenden Momente verlassend, waren sie in zwei Booten zu uns herübergerudert, ohne jedoch mehr als die Instrumente gerettet zu haben.

Der Untergang der „Tilly" war wohl der härteste Schlag, der Lüderitz treffen konnte; viele Tausende von Mark lagen auf dem Meeresboden; aber was noch verderblicher für das ganze Unternehmen sein musste, das war der durch die Katastrophe verursachte grosse Zeitverlust. Herr Conrad war nun zwar an seinem Bestimmungsorte angelangt, aber die Maschinen, mit denen er arbeiten sollte, die Ackerbaugeräte, die zur Urbarmachung des Bodens in |Aus und Bethanien dienen sollten, waren verloren, und ehe Ersatz geschaffen war, mussten Monate vergehen. —

Die unerwartete Vermehrung unserer Kolonie und die damit verbundene grössere Inanspruchnahme des Trinkwassers — das ja stets von Capstadt durch den Schoner „Meta" gebracht werden musste — liess uns die möglichst baldige Dislocierung der Expedition als sehr wünschenswert erscheinen, und gedrängt von dem Stellvertreter des Herrn Vogelsang entschloss sich endlich der Expeditionsleiter, die Reise nach dem von Lüderitz ge-

wünschten Operationsfelde, dem Oranjeflusse, anzutreten. Während man nun in der Bai mit fieberhafter Eile die vier Wagen packte, wurde ein Bote nach dem Viehposten in !Gubub gesandt, um die notwendigen achtzig Zugochsen zu bringen, die uns nach |Aus befördern sollten.

Am Nachmittage des 6. Februar, als ich eben im Begriffe war, mit Herrn Pohle einen kleinen Rundgang zu unternehmen, entdeckten wir zu unserer Überraschung weit draussen im Ocean den Schornstein und die Rauchwolke eines nordwärts fahrenden Dampfers, der halbverschleiert im dichten Nebel Dimensionen annahm, die uns unwillkürlich an die Sage jenes seit undenklichen Zeiten fruchtlos mit den Tücken der Capsee kämpfenden Holländers erinnerte. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde in unserer kleinen, von allem Verkehr abgeschlossenen Niederlassung und bewirkte eine leicht verständliche, gewaltige Aufregung: „Ein deutsches Kriegsschiff" meinte der Eine, „nein, ein Engländer oder vielleicht ein schiffbrüchiger Postdampfer" ein Anderer. Unsere Neugierde wurde an diesem Tage nicht mehr befriedigt, wohl aber am frühen Morgen; denn da sahen wir den Dampfer, der sich als die russische Korvette „Skobeljef" auswies, ausserhalb der Inseln, mit der Breitseite gegen die Faktorei vor Anker liegen. Nach gegenseitigem Flaggengruss stiess ein Boot vom „Skobeljef" mit einigen Offizieren ab, die uns mit ihrem Besuche beehrten, die Faktoreianlagen in Augenschein nahmen und — beiläufig gesagt — ihr gerechtes Erstaunen über die hinter dem Hause gelagerten, massenhaften, leeren Bierflaschen äusserten. Mittags folgten wir einer Einladung an Bord, und gegen Abend stach die Korvette dann wieder in See; von China kommend kehrte sie nach dreijähriger Abwesenheit wieder in die Heimat zurück. Mit Sonnenuntergang kamen die ersehnten Ochsen an und Dienstag, den 10. Februar, war alles soweit gediehen, dass die Reise angetreten werden konnte.

Die grossen Vorräte an Spirituosen, welche die Expedition von Capstadt mitgebracht hatte, waren natürlich unseren Treibern und Ochsenhütern nicht verborgen geblieben, und sie hatten

offenbar noch vor der Abreise, wahrscheinlich auf unerlaubtem Wege, „einen Tüchtigen genommen“, mindestens waren sie samt und sonders stark betrunken. Die Folge davon war, dass durch Untüchtigkeit eines Treibers der hinterste der vier Wagen schon unfern der Bai umschlug, ohne jedoch glücklicherweise weiteren Schaden zu verursachen. Am Mittwoch durchquerten wir den grossen Sand, mussten jedoch zwei der Wagen halbwegs unter der Obhut von zwei Bergleuten zurücklassen, da die vierzig Ochsenpaare gerade genügten, um die zwei anderen über die Dünen zu schleppen. Im Begriffe, nach dem von Guos kommenden Flussbette niederzusteigen, begegneten wir dem in Begleitung eines Hottentotten zu Pferde von Bethanien kommenden Herrn Vogelsang, und da der Ort unseres Zusammentreffens kaum zu längerem Verweilen einladen konnte, so kehrte ich unter Zustimmung des Herrn Pohle mit Herrn Vogelsang nach der Bai zurück, um demselben Bericht über unsere Expedition und deren weitere Pläne zu erstatten.

Am folgenden Nachmittage ritt ich mit Herrn Vogelsangs Begleiter wiederum zurück; wir kampierten nachts auf der Ebene zwischen dem Sande und !Gao khaosib und schliefen trotz beissender Kälte, den Sattel als Kopfkissen und den Mantel als Decke benutzend, vortrefflich. Mit dem ersten Morgengrauen wurden die Pferde, die während unserer Ruhe geknichalftert waren, eingefangen und nun gings weiter in scharfem Galopp; !Gao khaosib zur Seite liegen lassend erreichten wir Guos um 8 Uhr, eine Viertelstunde nachdem die Wagen ebenfalls dort angelangt waren. Da die seit bereits 6 Tagen hungernden Ochsen furchtbar erschöpft waren, musste denselben nun mindestens eine achttägige Ruhe gegönnt werden; für mich war ein längeres Verweilen auf dem mir genügsam bekannten Guos aber wertlos und ich brach daher schon am nächsten Morgen mit einem der Bergleute wiederum zu Pferde auf, um mich nach |Aus zu begeben. Vormittags 6 Uhr verliessen wir Guos und abends 8 Uhr ritten wir in |Aus ein; zwölf Tage später, am 25. Februar, rückten dann auch die vier Wagen nach und bezogen Lager oberhalb der Station im Flussbett.

Zur Feier der Ankunft veranstalteten unsere Treiber, deren Rumreserve unerschöpflich schien, eine grossartige Kneiperei, die mit einer solanellen Prügelei endigte; mit bewunderungswürdiger Einmütigkeit fielen sie über unseren Buchholz, den Koch, her und prügelten denselben, zum Spass, wie sie nachher zur Entschuldigung aussagten, erbarmungslos durch. Die heilsame Folge dieses Auftrittes war, dass noch in derselben Nacht die sämtlichen ganz und gar untauglichen Leute ausbezahlt und

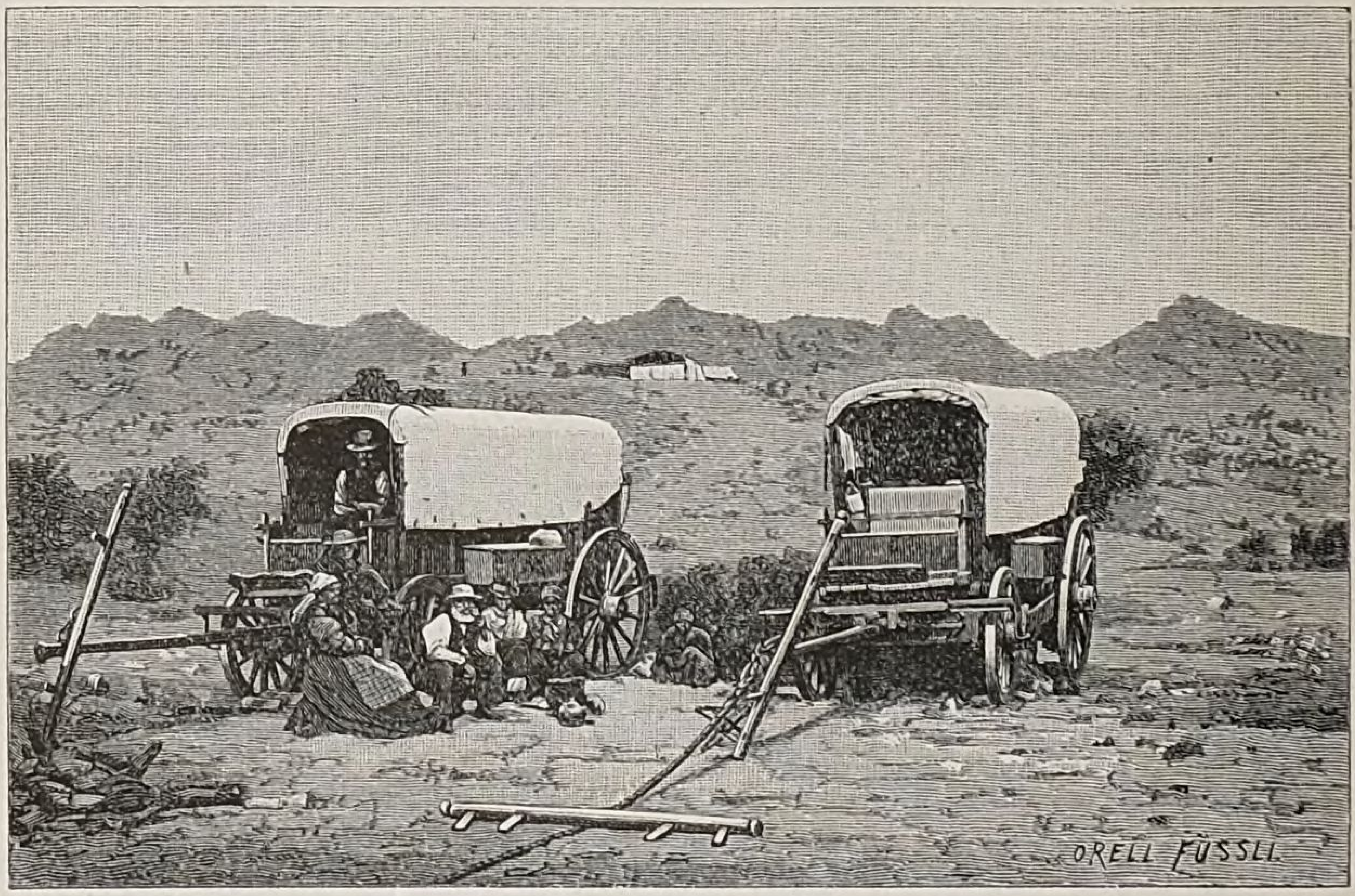


Fig. 5.

|Aus.
Im Hintergrunde die Lüderitzsche Faktorei.

entlassen wurden; zu Fuss mussten sie nun nach Angra Pequena zurückwandern, von wo aus man sie alsdann per Schoner nach Capstadt beförderte.

Im Laufe des Nachmittags kam der Häuptling von Bethanien, Joseph Fredericks, mit seinen Würdenträgern in |Aus an; er hatte wohl Wind von der Ankunft der Expedition bekommen und dachte bei dieser Gelegenheit vielleicht für sich auch was erübrigen zu können. Das Glas Brausepulver, welches ihm Herr Pohle verabreichte, schien nicht sein Gefallen zu finden,

eher die Flasche Cognac, die ihm unklugerweise von Herrn de Jongh zugesteckt wurde. Eine Stunde später fand ich ihn dann besinnungslos betrunken im Zelte von Herrn Pohle am Boden liegen. Draussen unter den hohen Dornbäumen Buchholz, der wie wahnsinnig mit Pfannen und Feuerbrand auf die eindringenden Leute hieb, im Zelte drin das betrunkene Oberhaupt: eine Scene, die einer Momentaufnahme würdig gewesen wäre.

Die vielfachen Erkundigungen, die ich auf meiner Reise nach Keetmanshoop und nun neuerdings in |Aus teils von Händlern, teils von Eingeborenen, bezüglich der Boden- und Vegetationsverhältnisse am Oranjeflusse eingezogen hatte, stimmten meine Hoffnungen, dort ein ausgedehnteres Forschungsfeld zu finden, bedeutend herab, und ich ging deshalb über die weiter zu unternehmenden Schritte mit Herrn Pohle ernstlich zu Rate. Die Erwartungen des Herrn Lüderitz, es möchten sich in dessen Territorium technisch verwendbare Pflanzen finden, hatten sich als illusorisch erwiesen, und dass solche etwa auf den Süden Gross-Namalandes, auf die Ufer des Oranjeflusses beschränkt sein sollten, war doch sicherlich mehr als zweifelhaft. Von diesem Gesichtspunkte aus konnte mein weiterer Anschluss an die Expedition höchstens als eine unnötige Belastung des Ausgabenetats taxiert werden und daher kaum erwünscht sein; betrachtete ich jedoch meine Aufgabe gleichzeitig als eine wissenschaftliche, so konnte ich der Überzeugung nicht Herr werden, dass die für eine Oranjefluss-Expedition veranschlagte Zeitdauer von mindestens zwei Monaten in keinem erfreulichen Verhältnis zu der voraussichtlichen Ausbeute stehen würde. Die Regenperiode war vorüber und schon zog der Herbst wieder ein; bis zu unserer Ankunft am Flusse musste sich daher die Flora zum Teil bereits im Winterschlaf befinden, und was meiner dort wartete, waren voraussichtlich blatt- und blütenlose Büsche, dürre Steppe und vegetationsarmer Sand.

Von diesen und ähnlichen Gründen geleitet, schlug ich Herrn Pohle vor, ohne meine Assistenz nach dem Oranjeflusse aufzubrechen, mir dagegen einen der Expeditionswagen samt den nötigen 20 Ochsen leihweise zu überlassen, sowie mir einen

Teil des Expeditionsproviantes zum Selbstkostenpreise abzutreten. Mit ausserordentlicher Liebenswürdigkeit ging unser Expeditionsleiter auf meine Wünsche ein, gestattete mir, unter den vier Wagen und den achtzig Zugtieren selbst eine Auswahl zu treffen und suchte mir überhaupt auf jede nur denkbare Art und Weise bei meinem Vorhaben behülflich zu sein. Das Gelingen meiner Expedition, die von diesem Zeitpunkte an vollständig auf meine eigenen Kosten ausgeführt wurde, habe ich daher in erster Linie Herrn Pohle zu verdanken, und gerne bringe ich diesen Dank hier noch zum speziellen Ausdruck.

Infolge der unangenehmen Erfahrungen, die auf der Reise von Angra Pequena nach |Aus teils mit den Leuten, teils mit den Ochsen gemacht worden waren, bewogen Herrn Pohle, sich mit nur zwei Wagen nach dem Flusse zu begeben; die überzähligen Begleiter, d. h. vier Bergleute und den streitlustigen Buchholz, sollte ich nach der Abreise der Gesellschaft nach Angra befördern.

Sonntag, den 3. März, verliessen die zwei Wagen |Aus, um vorläufig nach !Gubub zu fahren, wo sie von dem von Bethanien kommenden Herrn Dr. Schenck eingeholt wurden und am 11. März setzte sich dann endlich die Karawane nach dem Süden in Bewegung.

Einige Tage später trat ich mit den zurückgelassenen fünf Weissen die Baireise an; um den Zugtieren in |Ullgama Futter bieten zu können, war der Wagen mit Gras vollgepackt worden, und ich hatte nun die grösste Mühe, meine Begleiter zu verhindern, auf dem Wagen aus ihren offenen Pfeifen zu rauchen. Obwohl ich selbst die ganze Strecke von |Aus bis nach der genannten Brackquelle zu Fuss zurücklegte, gelang es mir nicht, auch nur einen der Leute zum „Mitmachen“ zu veranlassen, sie fühlten sich eben im Schatten des Wagenzeltes behaglicher als draussen unter den Strahlen der afrikanischen Sonne.

Von |Ullgama ritt ich früh zu Pferde voran und erreichte die Küste im Laufe desselben Nachmittags, der Wagen dagegen erst am folgenden Morgen mit Sonnenaufgang. Nach getroffener Auswahl der mitzuführenden Tauschartikel, die zur Hauptsache

aus Perlen, Kleidungsstücken, Nähutensilien, Gewehren, Munition etc. bestanden, verliess ich noch am Abend desselben Tages Angra Pequena und zwar in Begleitung des englischen Kaufmanns J., der gleich mir die Absicht hatte, Nord-Namaland zu besuchen und in Aar, einer Quelle unweit von !Gubub, seine Ochsen requirieren wollte. Nach einer ausserordentlich günstigen Reise von nur $3^1/_2$ Tagen langten wir am 27. März in |Aus an; die ganze Tour von |Aus nach der Küste und zurück hatte trotz starker Ladung nur 7 Tage in Anspruch genommen und im Gegensatze zu dem Händler S., der auf derselben Reise eine Woche vorher von seinen 140 Ochsen über 40 Stück verloren hatte, kamen die meinigen in ausgezeichnetem Zustande nach |Aus zurück.

In der ersten Woche des April wurden wir durch die unerwartete Ankunft des Deutschen Münzenberg, der mit Herrn Pohle als Karawanen-Konductor nach dem Oranjeflusse gereist war, überrascht. Er kam mit seinem am Flusse zu Schaden gekommenen Wagen an und wir entnahmen seinen Schilderungen, dass die Expedition auch auf ihrem neuen Arbeitsfelde wie bis anhin noch keine Erfolge aufzuweisen hatte. Mochte seine Darstellung auch pessimistisch gefärbt sein, so bewies doch schon der jämmerliche Zustand der mitgeführten Ochsen, dass meine bezüglichen Vermutungen in vollem Umfange eingetroffen waren.

In der Zwischenzeit rekrutierte ich meine Mannschaft und engagierte folgende Leute: als Treiber fungierte auch diesmal wieder der Bastard Willem; an Stelle von Lazarus, der sich nicht von |Aus trennen wollte, trat David, ein Hottentotte von etwa 18 Jahren, der sich namentlich durch ein auffallend hässliches Gesicht und ein gewisses Mass von Unverschämtheit auszeichnete, was ich aber in Anbetracht seiner Geschicklichkeit im Schiessen und seiner frechen Waghalsigkeit, die mir im Verlauf der Reise gut zu statten kommen mochte, gerne übersah. Da ich mich unmöglich auf die Chancen, stets Wild zu finden, verlassen konnte, und die Reise durch grösstenteils unbewohnte Gebiete ging, so liess ich mir durch einen Hererojungen, namens Michel, dreissig Stück Kleinvieh (15 Ziegen und 15 Schafe)

nachtreiben und vertraute mein Pferd der besonderen Obhut eines Bastardbuschmannes von 13 oder 14 Jahren an. Manche der Leser werden vielleicht erstaunt sein, meine Begleitung aus so jungen Leuten zusammengesetzt zu finden, und sogar geneigt sein, mein Verfahren zu missbilligen. Es rechtfertigt sich dieses aber gewiss in Anbetracht der relativ geringen Mittel, die mir zur Verfügung standen; würde ich Erwachsene gewählt haben, so würden sich, wie ich aus Erfahrung wusste, meine Auslagen infolge der von solchen bedeutend höher gestellten Forderungen verdoppelt haben, und ich hätte auch kaum die Reise in dem Umfange ausführen können, wie ich es in Gesellschaft von nur wenigen Jungen, die mir willenlos folgten, ermöglicht habe.

Mein Plan ging nun zunächst dahin, Gross-Nama-, Herero- und Amboland in der Längsrichtung zu durchforschen, mit Beendigung der Regenperiode ostwärts nach dem Okawango und dem Ngami-See zu reisen und dann der Westgrenze der Kalaχari entlang nach Keetmanshoop und Angra Pequena zurückzukehren; inwieweit diese Pläne zur Ausführung gelangten, sollen die folgenden Schilderungen nun dartun.

Nachdem Mr. J., der sich mittlerweile nochmals nach der Bai begeben hatte, mit Wagen und Karre bei uns eingetroffen war, nahm ich von Jordan und dem mir lieb gewordenen |Aus Abschied und trat voll froher Hoffnung und begleitet von den Wünschen der Zurückbleibenden die Reise nach Norden, Sonntag den 19. April 1885, an. Die Sonne war noch nicht unter dem Horizonte verschwunden, da war ich wieder um eine Erfahrung reicher; eine kleine, unbedeutende Anhöhe ansteigend, blieb der Wagen im Sande stecken und alle unsere Bemühungen, ihn von der Stelle zu bringen, scheiterten an der Untauglichkeit der vier vordersten und vier hintersten Ochsen. Wie es sich herausstellte, hatte der Postenaufseher in |Gubub aus irgend einem Grunde die von mir ausgewählten Ochsen mit ähnlich gefärbten vertauscht, mir junge, des Ziehens ungewohnte Tiere gegeben und meine alten, bewährten Vorder- und Hinterochsen zurückbehalten. Im höchsten Grade entrüstet sandte ich sofort Willem und David mit 7 der untauglichsten Tiere nach |Aus



|U||gama (Brackwasserquelle inmitten der Sandwüste).

mit dem Befehle, sofort den Umtausch zu berichtigen, widrigenfalls ich nach Angra zurückkehren und dort Klage führen würde. Dies wirkte; noch im Laufe der Nacht trafen meine Leute mit den gewünschten Ochsen in unserem Lager ein, und nun wurde das Hindernis spielend überwunden. Nordöstliche Richtung einschlagend behielten wir, zur Linken von vereinzelten Granitkuppen begleitet, den schroffen Westabsturz des Tafelbergplateaus stets zur rechten Hand; am Montag Vormittag wurde das trockene Flussbett des das Tal von |Aus bildenden Guiχab passiert und mit Einbruch der Dunkelheit das Tiras-Sandfeld betreten. Die Nacht war so finster, dass ich mir vergebens über Ausdehnung und Richtung der Dünenzüge Rechenschaft zu geben versuchte. Wie mich mein Gefolge versicherte, soll diese Flugsandregion in direktem Zusammenhange mit dem „grossen Sand“ stehen, eine Ansicht, die mir allerdings nicht so ganz ohne Wahrscheinlichkeit zu sein scheint.

Wie dort, so geht es auch hier bergauf und bergab, ächzend graben sich die Räder in den tiefen, ausweichenden Sand, schreiend und rufend laufen wir zur Seite der dampfenden Ochsenkolonne, die einzelnen Tiere antreibend: „Treck, England! züch, Franzmann! Geelback und Rooiback treck makaar! Holland, you skelme, you stoute kerl, what pik you up? und pfeifend fährt die Peitsche, von kunstgerechter Hand geführt, über den Rücken Hollands, einen blutroten Streifen zurücklassend. „He, Wachmann, fat! treck makā-ā-ā-ār!“ So geht es vorwärts unter Schreien und Toben, zwar langsam aber doch stetig.

Zur heissen Mittagsstunde erreichten wir Tiras, eine schmale, von gewaltigen Granitwänden eingeengte Felsschlucht, in deren innerstem Winkel sich ein mehrere Meter tiefes, grosses Wasserloch befindet. Um die Ochsen zu tränken, musste das Wasser eimerweise in eine flache Vertiefung gegossen werden, da die Tiere sich scheuten, auf dem glatten Felsboden näher an dasselbe heranzukommen. Im Schatten dieser hohen Wände und begünstigt von einem gewissen Feuchtigkeitsmass, hatte sich hier die Vegetation eine ganz besonders üppige Entwicklung gestattet, als wollte sie gewissermassen das nachholen, was sie

draussen im Felde bei der sengenden Sonnenglut uns zu oft vermissen liess. Dicht am Felsen angedrückt wucherte eine strauchförmige Ebenacee[1]), deren dicke, holzige Wurzel in einer Ritze Halt gefunden hatte. Bis hoch hinauf leuchteten die gelben Blüten der Cleome lutea und unten im Tale standen dicht gedrängt beinahe mannshohe Hibiscus-Arten[2]), untermischt mit verschiedenen rot und violett blühenden Hermannia-Büschen. Am Ausgange der Schlucht fand ich zum ersten Male die grossen Stöcke der Euphorbia quadrangularis, die übrigens, wie mich David versicherte, auch in der Nähe von Bethanien ziemlich häufig vorkommen sollen. Die Hottentotten vermeiden eine Berührung mit der Pflanze sehr ängstlich und behaupten, dass der Milchsaft, sofern er in die Augen gelange, sofortige Blindheit verursache; von einer Verwendung desselben als Pfeilgift wussten sie jedoch — wohl weil solches längst ausser Gebrauch ist — nichts zu berichten.

Auf ||Gamoχab, einer im Flussbette gleichen Namens gelegenen Wasserstelle, trafen wir die Werft eines Engländers M., der hier, mit Frau und Kindern ein höchst einsames Leben führend, den Herbst abwartete, um alsdann seine Ochsen und Viehherden nach der Kolonie auf den Markt zu bringen. Das Loos eines solchen Mannes ist keineswegs beneidenswert: ohne Geistesanregung von aussen zu erhalten oder doch ohne die Gabe, eine solche in der Natur selbst zu suchen, lebt er in Gesellschaft der Eingeborenen beinahe wie diese selbst; jahraus jahrein kämpft er gegen die Diebereien der Hottentotten, und ist es ihm endlich gelungen, seine Ochsen in Capstadt oder Kimberley mit Vorteil zu verkaufen, so wandert der mühsam errungene Verdienst in die Tasche seiner Gläubiger, der Kaufleute, die ihm seiner Zeit ihre Waaren auf Kredit gegeben, und was noch übrig bleibt wird nur allzu oft als Entschädigung für so lang entbehrte Genüsse im Kreise der Freunde und Freundinnen verjubelt. Das Ende vom Liede ist dann, dass er, um

[1]) Royena pallens *Thunb.*

[2]) Vorwiegend H. rhabdotospermus *Garcke*, forme palmatipartita *Gürke.*

nur weiter leben zu können, den alten Kreislauf aufs neue beginnen muss. —

Die Berichte, welche wir von den auf der Werft M.'s stets ab- und zugehenden Eingeborenen über den Norden Gross-Namalandes erhielten, lauteten nichts weniger als ermutigend. So hatte vor kurzem ein Teil der im kleinen Fischflusse liegenden Naman den Händler R. unweit ǂAm|hub beraubt und arg misshandelt, und aus allem war zu erkennen, dass überhaupt im ganzen Lande eine gegen die Weissen gerichtete Bewegung im Gange war. Die Ankunft des Bethanischen Richters und stellvertretenden Häuptlings Adam gab mir Gelegenheit, diesen um Rat zu fragen, und wir kamen überein, dass er mich gegen eine Bezahlung von £ 5 bis nach Rehoboth begleiten und für meine Sicherheit sorgen sollte. Vorerst wollte aber der Ratsherr nochmals nach dem nur zwei Tage entfernten Bethanien reisen, dort „sein Haus bestellen" und dann auf Gau koab mit uns zusammenstossen.

Von der Frau des Händlers M. reich beschenkt mit Butter und frischgebackenem Brot traten wir nach dreitägigem Aufenthalte die Weiterreise an; wir waren kaum ausserhalb der Werfte, als ich plötzlich bemerkte, wie Willem die Peitsche David überliess und sich etwas vom Wege abseits begab. Ich nahm erst keine Notiz davon, wie mir aber meines Treibers Abwesenheit doch etwas lange zu dauern schien, wandte ich mich an die übrigen Jungen um Erklärung und erhielt die Mitteilung, dass Willem fort sei! „Fort? was hat er denn vergessen?" „Ne, Bas!" sagte Michel, „Willem ist getrowt."

Da war nun die Bescheerung! Willem war, wie ich stückweise vernahm, während unserer Rast auf ǁGamoχab von einer Bastardschönen in Liebesfesseln geschlagen worden und zog nun vor, anstatt meine Ochsen zu treiben, sich seiner Holden zu widmen. Was nun, da von ihm wenig oder nichts mehr zu erhoffen war, tun? Mr. J. wusste bald Rat; mein Pferd borgend ritt er zu M. zurück und brachte mir schon nach einer Stunde eine neue Treiberauflage, nämlich zwei Vettern, Bastards, wovon der etwa 24 Jahre zählende Ältere die Peitsche, der

Jüngere das Vortau übernehmen sollte. Dieser Zuwachs war nicht ganz nach meinem Wunsche, aber da kein anderer Ausweg zu erhoffen war, so engagierte ich beide, die natürlich auch, wie weiland Willem, bei Gott und den Engeln schwuren, mir treu zu bleiben und sich niemals wieder von mir zu trennen. Was von solchen Beteuerungen zu halten war, wusste ich nun ja und hatte daher auch keine Veranlassung, mich allzu sanguinischen Hoffnungen hinzugeben. Gegen Abend trafen wir Adam, der mir zu meinem Leidwesen mitteilte, dass er sich die Sache nochmals überlegt habe und vorziehe, die Reise nach Rehoboth zu unterlassen. Meine ganze Überredungskunst scheiterte jämmerlich; Adam wollte nun einmal nicht und war daher in Ausflüchten unerschöpflich. Nach Bethanien zurückzukehren und den Weg über Bersaba und Gibeon einzuschlagen, leuchtete mir nicht recht ein, und ich zog es daher vor, auf gut Glück bei der nun einmal gewählten Route zu verharren, nicht ohne den Ratsherrn auf die eventuellen Folgen seines Wortbruches verantwortlich gemacht und ihm zu seinem feigen Verhalten meinen vollen Segen gewünscht zu haben.

Montag den 27. April passierten wir bei !Khosis das Bett des !Goab; der Pfad führte uns wiederum mitten in das Gebiet der Tafelberge, und erst am Mittwoch verliessen wir die Nama-Sandsteinformation definitiv; indem sich dieselbe weit zur Rechten zurückzog, machte sie einer nach Westen unbegrenzten, topfebenen Grasfläche Platz. Unweit der früher blühenden Missionsstation Grootfontein, deren zerfallene Häuser wir deutlich zu erkennen vermochten, trennte ich mich von Mr. J., der nun Ost-Richtung nach Garis einschlug, um dort eine alte Schuld einzutreiben. Sofern den Aussagen der Hottentotten auf ||Gamoχab Glauben zu schenken war, so mussten die so übelberüchtigten Räuber R.'s ungefähr in dieser Gegend, auf dem Plateau der zur rechten Hand die Ebene abschliessenden Tafelberge wohnen und es lag mir daher viel daran, möglichst schnell dieser ungemütlichen Nachbarschaft zu entrinnen. Die einbrechende Nacht machte unserer Eilfahrt ein Ende, da das hohe Gras den seit Jahren nicht mehr benutzten und deshalb kaum sichtbaren Pfad

völlig verbarg und ein weiteres Vorrücken vor Aufgang des Mondes zur Unmöglichkeit gestaltete. So mussten wir denn notgedrungen ausspannen; koppelten jedoch vorsichtshalber die Ochsen mit Riemen an den Jochen fest.

Es mochte ungefähr 1 Uhr sein, als ein von der Ferne herübertönendes Getrab an unser Ohr schlug; ohne uns über den Grund auszusprechen, wusste doch jeder, was unser nun wartete, und bald genug rückten die unwillkommenen Gäste denn auch an. Ich zählte deren 15, sämtliche auf Ochsen reitend und mit englischen Büchsen bewaffnet; zum Ueberflusse hatten sie sich auch noch in neue Hosen und Jacken gekleidet, die ich unschwer als des beraubten R.'s Eigentum erkennen konnte. Gute Miene zum bösen Spiel machend, gab ich ihnen auf ein bezügliches Verlangen hin einige Becher Reis, den sie sich in meinem Topf kochten, und legte mich dann wieder zur Ruhe; von Schlaf war allerdings keine Rede. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, da konnte ich über die Absichten meiner nächtlichen Besucher nicht im geringsten mehr im Unklaren sein; schreiend und zankend umstanden sie meinen Wagen und forderten, mit Schambock und Büchse drohend, den Inhalt desselben zu sehen. Was nützte meine Remonstration! Der Gegner war bei weitem in der Überzahl und auf meine paar Leute, die zitternd bei Seite standen, durfte ich überdies gar nicht rechnen. Stück für Stück wurde nun aus dem Wagen geholt und auf dem Boden ausgebreitet, anprobiert und auf einen Haufen geworfen, die Kisten durchwühlt und entleert, und all dem musste ich ruhig zusehen, sicher, bei der ersten verdächtigen Bewegung in noch weit schlimmere Berührung mit den Schurken zu kommen.

„Wir werden dem Bas später einmal bezahlen," war die ständige Bemerkung, wenn ein neues Stück, das ihr Wohlgefallen gewonnen hatte, zu dem schon ziemlich grossen Haufen wanderte! Zu guter letzt wurde mir nun auch noch befohlen, meine Jacke, die ihnen, ich weiss nicht, ob der Farbe oder der Qualität halber besonders in die Augen stach, auszuziehen und zu überliefern, und nun erst schienen sie befriedigt. Schon war ein Teil zum Abzug bereit, als die Übrigen den Wagen nochmals von neuem

zu durchsuchen begannen, in der Hoffnung, Munition zu finden; doch diese war so gut in den verschiedenen Kisten verborgen, dass ihre bezüglichen Bemühungen erfolglos blieben und sie schliesslich, den Raub zusammenraffend, endgültig auf ihren Reitochsen weggaloppierten. Wir aber spannten mit fieberhafter Eile ein und fuhren in entgegengesetzter Richtung davon, zufrieden, die Schurken aus dem Gesichte zu verlieren; eine oberflächliche Schätzung ergab einen Verlust von ungefähr 1000 Mark.

Innerlich waren wir froh, mindestens mit heiler Haut entronnen zu sein und suchten nun durch rasches Fahren die Distanz zwischen uns und der Raubfeste möglichst zu vergrössern.

Im Laufe des folgenden Tages wurde unsere Karawane von einem Nama-Buschmann überholt, der von Mr. J. gesandt zu sein vorgab und mich auf die Gefahr, die mir von Seite der Nama-Buschleute drohe, aufmerksam machte. Gerührt, bewirteten wir ihn fürstlich und gaben ihm als Belohnung noch eine Zehrung auf den Weg mit; ich habe aber später in Rehoboth in Erfahrung gebracht, dass die ganze Erzählung jenes Mannes auf Erfindung beruht hat und von ihm erfunden worden war, um bei uns Leichtgläubigen zu Gaste geladen zu werden. Mittwoch den 6. Mai erreichten wir das trockene, kaum 30 Meter breite ǃHomeibflussbett, zu dessen Durchquerung wir volle drei Stunden brauchten; die durstigen Ochsen witterten nämlich das in unmittelbarer Nähe befindliche Wasser und wollten um keinen Preis weiter. Schliesslich schienen sie aber das Fruchtlose ihres störrigen Widerstandes doch einzusehen, zogen an, und im Nu waren wir drüben auf hartem Gestein. Die Landschaft, die bis anhin ermüdend eintönig gewesen war, nahm nun allmälig einen wild-romantischen Charakter an; die Zahl der oft tief in's Gebirge eingeschnittenen, ausnahmslos trockenen Flussbette mehrte sich, zwang uns aber auch oft, unliebsame Umwege zu machen. An Stelle der für die Tafelbergtäler typischen Steppe tritt hier das Buschfeld, aus einem an Individuen und Arten überaus mannigfaltigen Gemisch von Dornbäumen[1]), Bignonia-

[1]) Acacia-Arten.

ceen[1]) und Acanthaceen[2]) bestehend, in seine Rechte; die breiteren Flussbette begleitet ein dichter Saum von Hakedorn, durchwoben von weithin rankenden Clematis-Arten[3]).

Einige Stunden nördlich von Tsumis, am ǂGoullgama und nicht weit vom !Huidub fanden wir unter einer prachtvollen, weitästigen Girafenakazie die mit einer einfachen Marmortafel geschmückte Grabstätte eines weissen Mannes, des Missionars Vollmer. Vollmer besorgte ehemals die Station !Hoaχa !nas[4]), wurde dann aber, obwohl krank, von dem mächtigen und kriegslustigen Häuptling Oasib gezwungen, diesen auf seinen vielfachen gegen die Stämme am Fischflusse gerichteten Raubzügen zu begleiten und starb auf einer solchen Kriegsfahrt unfern dieser Stelle 1867, verlassen von seinem fliehenden Gewalthaber, in den Armen der Gegner, als ein Opfer der Berufsbegeisterung und der Pflichttreue.

Montag den 11. Mai überstiegen wir mit Sonnenuntergang den letzten, uns noch von Rehoboth trennenden Hügelrücken, machten jedoch, bevor wir in die Station einzogen, noch einen längeren Halt, um — unsere Kleider zu flicken. Die vielen Dorn- und Zizyphus-Büsche hatten den Jacken und Hosen gar übel mitgespielt, das Beste war uns von den hottentottischen Raubrittern entführt worden, und so musste denn das „Alte“, so gut es ging, restauriert werden. Wir durchfuhren nun noch den dicht mit hochstämmigen Dornbäumen bestandenen Oanob-Fluss, dessen Bett mit den grossen Früchten der Citrullus ecirrhosus buchstäblich besät war, und erreichten nach einer schwachen Stunde das Weichbild der erstrebten Niederlassung. Da die Dunkelheit schon stark vorgeschritten war, so liess ich ausserhalb des Häuserkomplexes hart an der teilweise zu Ruinen zerfallenen Kirchhofmauer ausspannen, erreichte damit aber meinen Zweck nur unvollständig, denn unsere Ankunft war bereits ruchbar geworden, und die Zudringlichkeit der herbei-

[1]) Catophractes Alexandri *Don.*

[2]) Barleria-Arten.

[3]) C. orientalis *L.*, subsp. brachiata *Thunb.*

[4]) D. h. „krummer Platz“.

geeilten Bastards, die ihrer Neugierde nicht Herr zu werden vermochten, wurde von Minute zu Minute lästiger. Um den Leuten doch einigermassen Befriedigung zu gewähren, liess ich David die grosse Laterne anstecken und mich rundum beleuchten: „So seht mich nun gut an, und dann kommt morgen wieder; morgen werde ich Euch sagen, wer ich bin und was ich will, heute aber will ich schlafen.“ Das half. Lachend zerstreute sich die Menge, begab sich nach Hause und nun konnten auch wir uns, ohne weitere Störung befürchten zu müssen, der wohlverdienten Ruhe hingeben.

Nach Sonnenaufgang und Vollendung meiner Toilette, der ich seit drei Wochen zum ersten Mal wieder besondere Aufmerksamkeit schenkte — im wasserarmen Namaland pflegt man sich nicht alle Tage zu waschen — stattete ich der Missionarsfamilie meinen Besuch ab. Herr Heidmann, das Haupt derselben, war leider abwesend. An dessen Stelle empfing mich seine Gemahlin aufs liebenswürdigste und nötigte mich, an dem eben aufgetragenen Frühstück teil zu nehmen. Kaffee mit Milch und Brot! wie lange hatte ich dies schon entbehren müssen.

Nach meinem Wagen zurückgekehrt, wurde das gestern so glücklich unterbrochene Verhör von den sich bereits versammelten Bastards von neuem aufgenommen; die Schilderung von der uns widerfahrenen Beraubung behauptete natürlich den Vordergrund und musste immer und immer wieder vorgetragen werden. Nachdem ich mit meinem „Nüves“ so ziemlich zu Ende war, sollte ich den Wagen auspacken, um meinen Besuchern Gelegenheit zum Kaufen, oder wie ich wohl wusste, zum Besehen der mitgeführten Waare zu geben; da dies aber unter offenem Himmel nicht gut ging, so wurde mir auf meinen Wunsch hin, nach langem und ermüdendem Feilschen, ein im Bau begriffenes Lehmhäuschen gezeigt, dessen temporäre Besitzergreifung mir gegen eine wöchentliche Entschädigung von 5 Schilling feierlichst gestattet wurde. Die Mietssumme mag wohl im ersten Moment etwas hoch erscheinen, doch kommt dabei in Betracht, dass dieselbe in Waaren entrichtet wurde, und da deren Preis in entsprechendem Verhältnis stand ($^3/_4$ kg Kaffee mussten z. B.

mit 5 sh. bezahlt werden), so konnte ich die Forderung nur billig finden. Dies zur Rechtfertigung der Rehobother.

Während der ersten paar Tage hatte ich von morgens früh bis abends spät keine Ruhe; stets war der kleine Raum gedrängt voll Frauen und Männer, die eine vorläufige Auswahl unter den auf den Boden ausgebreiteten Schätzen zu treffen kamen und sich nach den verschiedenen Preisen erkundigten. Mein Hauptaugenmerk war auf Vergrösserung meines Viehstandes gerichtet, und ich bat daher, mir Hammel und Ziegen zu bringen, für kleinere Beträge auch Ochsenriemen und zu Karossen zusammengenähte Felle. Auf letztere Arbeit verstehen sich die Bastardfrauen in ganz hervorragendem Masse, und ich bezweifle, dass einer unserer Kürschner die kleinen Schakalfelle kunstgerechter oder dauerhafter als die Rehobother dies tun, zusammensetzen könnte.

Bald begannen sich die stürmischen Wogen der ersten Kaufwut zu legen; das Entbehrlichste ihrer Habe war mittlerweile in meinen Besitz übergegangen und von dem weniger Entbehrlichen trennten sich die Bastards, sich dadurch von den leichtlebigen Hottentotten unterscheidend, nur schwer, und ich hatte nun Gelegenheit, endlich meine dringendsten Arbeiten aufzunehmen, Briefe zu schreiben, Pflanzen zu ordnen u. s. w.

Die botanische Ausbeute war auf der dreiwöchentlichen Reise von |Aus bis Rehoboth sehr gering gewesen; der Jahreszeit entsprechend waren die meisten Büsche und Bäume kahl und scheinbar leblos, die Steppe dürr und fahl, und der Sammler konnte daher höchstens in den stets etwas feuchten Flusstälern auf einigen Erfolg hoffen.

Nach dem Himmelfahrtstage (14. Mai) der in der Kirche unter Aufsicht des Kirchenältesten Kornelius gefeiert wurde, traf Missionar Heidmann wiederum in seiner Gemeinde ein und ich konnte auf dessen Veranlassung hin nun aus meinem doch etwas allzusehr dem Zugwinde ausgesetzten Heim in den geräumigen sogenannten „Store“ übersiedeln. Der Store, ein weitläufiges, einstöckiges Gebäude, war früher Eigentum der Rheinischen Missionshandelsgesellschaft gewesen; nach dem Verfall

derselben ging das Haus in den Besitz der Gemeinde über und wurde nun jeweilen den weissen Besuchern als Absteigequartier überwiesen. Für meine Zwecke hatte ich mir gar nichts Besseres zu wünschen; ungestört konnte ich hier meinen Arbeiten obliegen, kamen Käufer, so führte sie David in den langen, kahlen Kaufladen, wo meine wenigen Artikel recht verlockend ausgebreitet waren, und vertrat dort meine Geschäftsinteressen.

Bald nach unserer Ankunft stellte sich ein heftiges Augenleiden bei mir ein; unter den Lidern fand continuierliche Eiterabsonderung statt, die nachts einen solchen Grad erreichte, dass ich beim Erwachen stets erst fünf Minuten lang die zugeklebten Augen mit warmem Wasser waschen musste, ehe ich sie zu öffnen vermochte. Eine tägliche Pinselung der affizierten Stellen mit schwacher Höllensteinlösung, die ich auf Rat des Missionars unternahm, hatte Erfolg und brachte das Übel schon nach Verlauf einer Woche zum Schwinden. Ich habe dieses einfache Mittel späterhin oft bei meinen Leuten und bei eingeborenen Kranken, die sich Hülfe suchend an mich wandten, in Anwendung gebracht und stets schnelle Heilung damit erzielt. Um den schädlichen Einfluss, den die Lösung bei allzulangem Contact mit der Hornhaut auf diese haben kann, zu neutralisieren, ist es zweckmässig, bald nach der Pinselung die Augen mit Salzwasser auszuwaschen.

V. Kapitel.

Anthropologische und ethnographische Schilderung der Gross-Namaland bewohnenden Elemente, der Hottentotten, Bastards, Bergdamara und Nama-Buschmänner.

Mit Rehoboth hatte ich die nördliche Grenze von Gross-Namaland erreicht und befand mich nun auf der Schwelle des Gebietes der Ovaherero. Ehe ich aber mit dem Leser definitiven Abschied von jenen nehme, dürfte es sich verlohnen, einmal den

Faden meiner Reiseerzählung zu unterbrechen und einige der speziellen Reiseerfahrungen einer eingehenderen Betrachtung zu unterziehen. Der einförmige Landschaftscharakter Gross-Namalandes und dessen Übereinstimmung sowohl in faunistischer als floristischer Hinsicht mit den Nachbargebieten veranlasst mich, die geophysische Beschreibung dieses Landes später im Zusammenhange mit jener des Herero- und Ambogebietes vorzunehmen und mich vor der Hand auf die Schilderung der Bewohner, der Hottentotten oder Naman, der Bastards und der Bergdamara oder !Haukoin zu beschränken. —

Der Kollektivbegriff „Hottentotten“ umfasst in Wirklichkeit zwei ethnologisch von einander verschiedene Gruppen, nämlich die der !Gorānan (Korānna) oder Kahlköpfigen und jene der Naman oder echten Hottentotten. Von einer Bezugnahme auf die bereits stark mit arischem Blute vermischten !Gorānan kann ich um so eher absehen, als die so bezeichneten Stämme heute vollständig aus Gross-Namaland verschwunden sind und die noch vorhandenen wenigen Individuen, die zur Zeit ihre temporären Wohnsitze im Unterlaufe des Fischflusses haben, sich mit den Hottentotten vollkommen vermischt und sowohl deren Sprache als Sitten angenommen haben.

Der Name Hottentotte wird von Dr. Theoph. Hahn, dem unbestreitbar besten Kenner Gross-Namalandes, von dem niederdeutschen „Hüttentüt“ abgeleitet, eine Bezeichnung, die etwas Verkehrtes, Dummes, Konfuses bedeutet. Die ersten Europäer, die mit den Hottentotten in längere Berührung traten, waren Holländer, und bei dem lächerlichen Eindruck, den die nackten, mageren und wie Hühner glucksenden Eingeborenen konstatiertermassen auf jene gemacht haben, muss zugegeben werden, dass jene Hahn'sche Deutung der Wahrscheinlichkeit nicht entbehrt. Der Hottentotte, dessen starke Seite, gleich allen übrigen Afrikanern, nicht gerade übergrosse Bescheidenheit ist, nennt sich selbst Khoi-Khoib oder Mensch des Menschen (Plural Khoi-Khoin), seltener und nur wenn er von einem zweiten spricht „Namab“ (Plural Naman). Die Bedeutung von Namab ist noch unaufgedeckt und die Eingeborenen vermögen selbst keine bezügliche

Erklärung zu geben. Der Umstand, dass das Wort bereits in den allerersten Reiseberichten über Südafrika erscheint und dann stets auf die Leute jenseits des Oranjeflusses angewendet wurde, bringt mich auf die Vermutung, dass „Nama“ möglicherweise ein Sammelbegriff für die sämtlichen im Norden jenes Stromes hausenden, gelbhäutigen Stämme war. Vollständig überflüssig und überdies sprachlich unrichtig ist die leider noch heute oft wiederkehrende Suffizierung der Endsilbe qua (Namaqua); es ist von anderer Seite zwar schon darauf hingewiesen worden, dass unter qua nur das schlecht wiedergegebene „Khoi“ (Mensch) zu verstehen sei, und scheinbar wird diese Meinung ja auch dadurch gestützt, dass alle älteren Schriftsteller, wie Peter Kolb, Sparrmann, Barrow, Lichtenstein u. a., die Namen der damals noch in zahlreiche kleine Stämme zerteilten Hottentottennation stets mit dem Suffix qua bedachten: Sonqua, Kochoqua, Sussaqua u. s. w.; aber wahrscheinlich waren dies nur — der Konformität halber — willkürliche Zutaten der betreffenden Reisenden. So habe ich auch niemals gefunden, dass der Hottentotte von den Buschmännern als den „Sankhoin“ oder „Sanqua“, von den Ovaherero als den „Damakhoin“ gesprochen hätte; es würde eine solche Gleichstellung eines fremden Stammes mit sich selbst auch sehr schlecht mit dem hochentwickelten Selbstgefühl der Hottentotten stimmen. Nach Dr. Hahn’s linguistischen Untersuchungen ist qua aus gua, der vollständigen Suffixform des Objections Pluralis III. pers. mascul., entstanden; auch er eifert eindringlich gegen den weitverbreiteten Missbrauch dieses Personalsuffixes.

Die Frage nach der Abstammung oder Herkunft der Hottentotten ist zur Zeit noch ungelöst, und fast scheint es, als sollte das Problem auch fernerhin ein Rätsel bleiben. Eine Anzahl von Forschern, wie Bleek, Moffat, Appleyard, Lepsius und Olpp, vertreten die Ansicht einer Verwandtschaft der Hottentotten mit den Semito-Afrikanern, indem sie die Hauptstütze für ihre Beweisführung in den sprachwissenschaftlichen Untersuchungen finden; Missionar Olpp geht sogar soweit, geradezu das Gebiet der Hadendoa in Oberägypten als den Stammsitz der Hottentottenrasse zu bezeichnen, ohne aber diese Hypothese durch

irgendwelche Tatsachen zu erhärten. Hahn spricht sich dahin aus, dass die hottentottischen oder gelben Kapvölker die ältesten Urbewohner des südafrikanischen Kontinentes seien, dass, mit anderen Worten, der Embryo der Hottentotten in der Südspitze Afrikas zu suchen sei, und dass dieselben dort zur Entwicklung gelangt seien. Ich selbst vermag mich keiner dieser Hypothesen anzuschliessen, sondern bin zu der Ansicht gekommen, die Hottentotten als ein Kreuzprodukt einer hellgefärbten Rasse mit den San, die ich für die südafrikanischen Authochtonen halte, aufzufassen. Eine solche Möglichkeit gibt auch Gustav Fritsch zu, indem er in einem Aufsatze über die afrikanischen Buschmänner als Urrasse sagt, „dass die Vermischung eines Standvolkes, wie die Buschmänner, mit spärlichen Elementen eines hell pigmentierten Wandervolkes sehr wohl Erscheinungen setzen dürfte, wie wir sie an den Hottentotten beobachten.“ Gestützt wird diese Ansicht einerseits durch das tatsächliche Vorkommen zweier verschiedener anthropologischer Komponenten innerhalb der Hottentottenrasse, der dolichocephalen und der mesocephalen Elemente, und andererseits durch die erweiterte Kenntnis der Buschmannsidiome, deren Verwandtschaft mit der Namasprache unzweifelhaft ist, obwohl sie sich auch auf einer etwas niedrigeren Stufe als diese bewegen. Die über die ganze Kolonie verteilten, soweit dieselbe nicht unbewohnbare Sandwüste ist, sogenannten „Buschmannszeichnungen“, deren hohes Alter nicht bezweifelt werden kann, weisen darauf hin, dass sich vor Jahrhunderten die Buschmänner in Südafrika einer überaus grossen Verbreitung erfreuten, und es lässt sich nur schwer vorstellen, wo dann zu jener Zeit das Gros der als Authochtonen gedachten Naman sich hätte befinden können. Andererseits spricht aber die anthropologische Verwandtschaft, die zwischen Hottentotten und Buschmännern sicher besteht, und die so weit geht, dass es in sehr vielen Fällen selbst dem geübten Auge des im Lande geborenen Europäers unmöglich ist, zwei den beiden Rassen angehörende Individuen sicher als verschieden zu erkennen, entschieden gegen die Annahme einer Zusammengehörigkeit der Hottentotten mit den Völkern Ägyptens.

Seit der Besitznahme der Südspitze Afrika's durch die europäischen Ansiedler ist der Hottentotte im Gebiete südlich vom Oranjeflusse, soweit er sich nicht im Laufe der Jahre in richtiger Erkennung der Zukunft über jenen hinaus zurückgezogen hat, rasch dem Untergange entgegengegangen. Heute deckt sich der Verbreitungsbezirk der Hottentottenrasse, abgesehen von den beiden von den Ovaherero umschlossenen Enclaven an der Walfischbai und im Kaoko, vollständig mit der gewöhnlich als Gross-Namaland bezeichneten Landschaft, als deren Grenzen im Süden der Oranjefluss und im Norden der Wendekreis des Steinbocks anzusehen sind.

Ohne auf die zahlreichen älteren Reisewerke von Kolb, Burchell, Barrow u. a. zurückzugreifen, ist doch in allerneuester Zeit von berufenster Seite, ich nenne nur die Namen Fritsch, Müller und Ratzel, so eingehend und erschöpfend über die Hottentottenrasse berichtet worden, dass ich mich in dieser Beziehung in aller Kürze fassen kann. Zu dem schon Bekannten viel Neues hinzuzufügen, dürfte schwer halten, und es beschränkt sich daher meine Aufgabe lediglich auf das Zusammenfassen jener Angaben, indem ich sie gleichzeitig durch die eigenen Beobachtungen vervollständige.

Der Hottentotte ist im allgemeinen von mittlerem Wuchs und überschreitet selten die Höhe von 160—163 cm, wenn auch die schlanke, hagere, oft jeden Fettansatzes entbehrende Körpergestalt häufig den Eindruck auffallender Grösse hervorruft. Mit dem Bantuneger, dem Omuherero z. B. verglichen, erscheint der Hottentotte beinahe ausnahmslos kleiner als dieser. Die Hautfarbe variiert zwischen aschgelb und gelbbraun; nicht selten trifft man auch ganz hell gefärbte Individuen, doch beruht diese Abnormität wohl meistens auf Atavismus, indem in den betreffenden Fällen meist eine in der Familie früher stattgefundene Mischung mit Europäern als sehr wahrscheinlich festgestellt werden kann.

Die Form des Schädels lässt sich, von vorn betrachtet, ungezwungen mit einem auf die Spitze gestellten Ei vergleichen; die Haargrenze oberhalb der schmalen, meist tief gefurchten Stirn entspricht der Grundlinie eines spitzwinkligen, gleichseitigen

Dreiecks; das schmale, scharf contourierte Kinn der Spitze desselben. Der Mund ist breit, die Lippen sind hervortretend, dick und aufgeworfen, von unfrisch roter Farbe. Die Nase verleiht dem Gesichte den Ausdruck der ausgeprägtesten Hässlickkeit, entweder flach oder sogar sattelförmig nach innen gebogen, verbreitert sie sich nach unten stark; die Nasenlöcher sind gross, rundlich und von vorn sichtbar. Die weit auseinander stehenden Backenknochen treten stark hervor; dieser Umstand, in Verbindung mit der von sämtlichen Reisenden beobachteten Schrägstellung der Augen erinnert stark an die chinesische Rasse und hat Veranlassung zu der bekannten Hypothese der mongoloidischen Verwandtschaft der Hottentotten gegeben. Ich kann mich in dieser Hinsicht nur Fritsch anschliessen, der mit Daniell der Ansicht ist, dass die schiefe Augenstellung nicht wie bei den chinesischen Völkern in der schrägen Lidspalte begründet sei, sondern vielmehr durch unwillkürliche Contractur der Muskeln der Lidspalte bewirkt werde, die den Zweck hat, das Auge vor allzugrellen Lichtstrahlen zu schützen. Denselben Schutz bezweckt übrigens auch die über die Augen wulstartig vorgelagerte Verdickung der Stirne. Die zusammengekniffenen Augen und die faltige, niedrige Stirne geben dem Gesichte den Ausdruck des Unzufriedenen und Mürrischen; ohne dass dieser Ausdruck dem seelischen Zustande des Betreffenden entspräche, so erweckt er doch bei uns unwillkürlich ein Gefühl der Unbehaglichkeit und des Misstrauens. Die Ohren sind durchschnittlich gross und meist mit einem entweder angewachsenen oder nur schwach ausgeprägten Ohrläppchen versehen, doch ist das totale Fehlen eines solchen nicht, wie bei den Kalaχari-Buschmännern, als Regel aufzustellen. Die Zähne sind — sofern nicht Geschlechtskrankheiten im Spiele sind — im allgemeinen sehr gut erhalten, bedeutend besser als bei den benachbarten Bantuvölkern; namentlich ist durchschnittlich die Krone der Backenzähne, die bei den Ackerbau treibenden Ovambo häufig stark abgescheuert ist, wunderbar intakt. Die Gliedmassen sind auffallend schwach entwickelt, die Arme und Oberschenkel dünn, die Unterschenkel ohne Waden. Das einzige, worauf der Hotten-

totte, sofern er Europäer wäre, stolz sein dürfte, sind die kleinen Hände und Füsse, die, wären sie weniger knochig, sogar zierlich genannt werden dürften. Der Brustkasten ist schwach entwickelt, die männlichen Brüste dagegen oft recht ansehnlich; der sehr zur Faltenbildung geneigte Bauch hängt häufig stark nach vorn über.

Ausser diesen, den männlichen wie den weiblichen Individuen gleichmässig zukommenden Merkmalen zeichnen sich die letzteren noch durch die sogenannte „Hottentottenschürze" und die ziemlich allgemein vorkommende, unter der Bezeichnung „Steatopygie" bekannte Hypertrophie der Fettmassen über den Steissmuskeln aus. Die Eigentümlichkeit der Schürze, eine abnorme Verlängerung der Labia minor, ist früher als Rassenmerkmal angesprochen worden, einlässliche Forschung hat aber dargetan, dass dieselbe den verschiedensten Völkern zukommt und bei einigen, wie z. B. den abyssinischen, sogar Veranlassung zu einer weiblichen Beschneidung gegeben hat. Der bei der geringsten Berührung in zitternde Bewegung geratende Fettsteiss erreicht in der Tat oft eine fabelhafte Entwicklung; unter den Hottentotten tritt er nur selten bei den Männern auf; interessanterweise aber recht häufig unter den durch Vermischung von Weissen mit Hottentotten entstandenen männlichen Vertretern der Bastardrasse. Die Brüste der jüngeren Weiber sind wohlgebildet, und erinnern in keiner Weise an die entsprechenden, euterartigen, enormen Fleischsäcke der südöstlichen Bantufrauen. Hat die Hottentottin aber erst einmal geboren, so verlieren die Brüste auffallend rasch ihre pralle Form und sehen nunmehr einem leeren Tabaksbeutel nicht ganz unähnlich, ohne dass jedoch durch dieses „Zusammenfallen" ein Sistieren der Secretionsfähigkeit bedingt wäre. In Fällen, wo die junge Mutter durch Arbeit oder Unfähigkeit an der Wartung des Neugeborenen verhindert war, habe ich dasselbe von alten Weibern säugen sehen, denen man dies nach dem Zustande der Brust kaum noch zugetraut hätte. Die Milch war in solchen Fällen von bläulich-weisser Farbe und sehr dünnflüssig, schien aber auf das Gedeihen des betreffenden Säuglings, dem bei der

Armut der Leute jedwelche andere Nahrung vorenthalten war, von ausgezeichnetem Einflusse zu sein.

Der von der Haut ausgehende Duft ist seiner Natur nach um so schwerer zu definieren, als zur Zeit sämtliche Hottentotten vollständige Kleidung tragen; jedenfalls ist derselbe bei verschiedenen Individuen verschieden prägnant und kann durch fortgesetzte Reinlichkeit wohl auf ein bescheidenes Mass zurückgeführt, doch kaum zum völligen Verschwinden gebracht werden.

Wie man sich bei uns den Hottentotten gern als den Ausbund aller Hässlichkeit vorstellt, so denkt man sich ihn auch als den Typus des psychisch auf niederster Stufe stehenden Menschen; und zu diesem Zerrbilde haben leider einzelne Missionare keineswegs den geringsten Teil beigetragen, wie sich der Leser leicht an der Hand von Missionsberichten überzeugen kann. So grosse Fehler auch der Hottentotte hat, so gross sind doch auch wieder seine Vorzüge, die ihn weit über seine dunkler gefärbten Nachbarn emporheben. Der Hottentotte ist in jeder Beziehung gefällig, und seine Bereitwilligkeit dem Bedrückten und Hülfsbedürftigen beizustehen, beinahe unerschöpflich. Die Gastfreundschaft, die er dem Besucher anbietet, ist unbegrenzt, mag aber allerdings weniger dem Bedürfnisse, überhaupt Gutes zu tun, entspringen, als dem Gedanken, selbst einmal in die Lage zu kommen, die Hülfe des nun bei ihm Anklopfenden in Anspruch nehmen zu müssen. Er teilt jeden Bissen und jede Pfeife Tabak mit seinem Nächsten, verlangt aber auch von diesem wiederum dieselbe Behandlung; Geiz und Habsucht sind ihm im grossen und ganzen fremd. Diesen Tugenden stehen aber grosse Fehler entgegen: Wankelmut, ja sogar Treulosigkeit, die Sucht, stets den grossen Herrn, den „Grootmann“, zu spielen und ein verderblicher Hang zu geistigen Getränken wie zu Unzucht. Die Folgen der beiden letzten Laster sind es, die den Hottentotten rasch dem unabwendbaren Untergange entgegengeführt haben; der Branntwein hat ihre Rinder und Kleinviehherden verschlungen, die Syphilis die Kinderzahl verringert und die Rasse überhaupt geschwächt. Bei dem weiblichen Geschlechte ist die Eitelkeit und der damit verbundene Nachäffungstrieb

stark hervortretend; sie lieben es, sich mit möglichst bunten Tüchern zu schmücken, wissen aber doch sehr wohl das haltbare, gute Material von dem schlechteren, wohlfeileren zu unterscheiden. In noch höherem Masse als den übrigen südafrikanischen Eingeborenenrassen eignet ihnen eine grosse Fähigkeit, fremde Sprachen zu erlernen, ja die Eitelkeit veranlasst sie sogar, eine solche der eigenen Muttersprache vorzuziehen, und nicht selten kann man Zeuge sein, wie sich Hottentotten untereinander ohne Grund auf holländisch unterhalten. Sie sind grosse Freunde von Musik, und was der Missionar bei den Ovaherero oder den Ovambo umsonst anstrebt, nämlich einen reinen Chorgesang, gelingt ihm bei den Kindern der Hottentotten unschwer. Oft ist man über die scharfe und logische Denkungsweise der Leute erstaunt, wie sie auch trotz der scheinbar unbehülflichen Sprache im allgemeinen gute und logisch denkende Redner sind, was bei Gelegenheit von Ratssitzungen z. B. ganz besonders zu Tage tritt.

Das Alter wird in hohem Masse geehrt, wie denn auch die Jugend stets und gern auf den Rat der ergrauten Männer hört, denen überhaupt bei jeder Gelegenheit der Vortritt gelassen wird. Im Hause ist die Frau unbeschränkte Herrin, sie sitzt zur Rechten des Hausherrn, und ohne ihre Erlaubnis darf dieser weder einen Schluck Milch noch einen Bissen Fleisch zu sich nehmen. Diese tatsächliche Herrschaft des Weibes innerhalb der Hütte spricht sich schon in der Bezeichnung „Taras" aus, die der Ehefrau beigelegt wird, indem, wie Theophil Hahn dargetan hat, Taras von ta, erobern, herzuleiten ist.

Wohl erkennt der Hottentotte rückhaltlos an, dass ihn der Branntwein moralisch und ökonomisch ruiniert hat, aber getragen von dieser Erkenntnis verachtet er auch den Europäer als die indirekte Ursache dieses Niederganges, und lässt ihn diese Verachtung mit besonderer Vorliebe fühlen. Ohne Hehl freut er sich, wenn der Weisse einem Missgeschicke unterliegt und sucht ein solches nach Möglichkeit zu befördern; darin mag auch der Grund zu suchen sein, dass der Hottentotte im allgemeinen viel schlimmer geschildert worden ist, als er in Wirklichkeit ist. Wie jedes Volk, so haben auch sie ihre Tugenden und Laster,

aber zu deren Beurteilung müssen wir von dem oft recht künstlichen Piedestal der Kultur heruntersteigen, uns in ihre Vergangenheit, in die umgebende Natur und ihre Denkungsweise versetzen, und dann dürfen wir erst erwarten, das ungetrübte Bild ihres psychischen Zustandes erfassen zu können. Wer Jahre lang in Gesellschaft von Hottentotten gereist ist, mit ihnen gehungert und gedürstet, Freud und Leid geteilt hat, der entdeckt sicherlich in der rohen Hülle den guten Kern, lernt ihn schätzen und muss gestehen, dass die Lichtseiten die Schattenseiten bei weitem übertreffen.

Entsprechend der ausserordentlichen Leichtigkeit, mit welcher der Hottentotte sich den ihm von den Weissen vor Augen geführten Verhältnissen anschmiegt, hat er längst seine Kleidung nach Möglichkeit dem europäischen Muster nachgebildet; ein Hottentotte ohne Hosen ist heutzutage geradezu ein Unding geworden, kaum dass die immerhin konservativeren Weiber noch einzelne Stücke ihres ehemaligen Kostüms erhalten haben. Gemäss den — nicht immer übereinstimmenden — Berichten der früheren Reisenden Rhyne, Kolb, Barrow etc. bestand einst die Kleidung eines erwachsenen Hottentotten aus einem um die Hüfte gebundenen Gürtel aus Ziegen- oder Ochsenfell. Nach Barrow hing vorn an diesem Gürtel eine Art „Futteral", das aus einem Schakalfell verfertigt war und die Gestalt eines der Länge nach durchschnittenen Kegels mit nach aussen gekehrter konvexer Seite hatte; am hinteren Teil des Gürtels wurde ein Stück eines steifen, gleichschenkligen, mit der Spitze nach oben gekehrten Felles befestigt. „Die Namaquas", erzählt Rhyne, der 1643 die Saldanha-Bai besuchte, dem Hörensagen nach, „kleiden sich nicht wie die andern Stämme (nämlich die „Essequas", die „Sonquas" etc.) mit Fellen von Ziegen und Füchsen, sondern decken ihre Scham mit einem Geflecht aus Elephantenzähnen". Leider wird uns aber über die Beschaffenheit dieses jedenfalls höchst interessanten „Geflechtes" nichts näheres mitgeteilt. Die Weiber trugen dazumal eine das Hinterteil deckende und bis zu den Waden reichende Kaross aus Schaffell, wovon durch Walken die Haare entfernt worden waren, und die um die Lenden ge-

schlungen und über dem Bauch zusammengebunden wurde. Vorn hing eine etwa handbreite, ziemlich lange Schürze, entweder reich mit aus Straussenejerschalen geschnittenen Perlen verziert oder in zahlreiche Fransen zerschnitten, die aber, wie Barrow bemerkt, „kaum der Absicht einer Bedeckung entsprach". Der Hottentotte hat für diese Schürze die bezeichnende Benennung ǀAwib oder Traufe! Die Frauen gingen fast ausnahmslos barfuss; als Schutz gegen Schlangen pflegten sie am Unterschenkel oberhalb der Fussknöchel eine Reihe dicht übereinander liegender und aus jungen Zweigen der Capweide (Salix capensis *Thunb.*) verfertigter Ringe anzubringen, wogegen die Männer aus Rindsleder geschnittene Sandalen trugen. Als Schmuck, der, wie es scheint, von den Männern meist verschmäht wurde, dienten elfenbeinerne und eiserne Armringe wie Halsbänder aus den schon erwähnten Straussenejerfragmenten, die aber schon frühzeitig durch die von den am Cap wohnenden Holländern eingehandelten Glasperlen ersetzt wurden. Eine Zierde beider Geschlechter war der Kopfschmuck, der darin bestand, dass man das Haupthaar mond- oder halbmondförmig abrasierte und an den stehen gelassenen langen, über die Stirne und Schläfen fallenden Zotteln kleine Muscheln, Perlen, Tierklauen etc. befestigte. Zur Kleidung gehörte gewissermassen auch die Salbe aus Ocker und Fett, mit welcher der Körper ausgiebigst eingerieben wurde, um denselben vor den verschiedensten Einflüssen des sich stets in Extremen bewegenden Klimas wirksam zu schützen.

So kleidete sich der Hottentotte noch vor 100 Jahren; heute aber überlässt er das Tragen der Schamschürzen und Sandalen, als eines Grootmannes unwürdig dem Buschmanne, und verfertigt sich — sofern es ihm seine Mittel nicht vom Händler zu kaufen gestatten — Hosen und Jacke aus selbst gegerbtem Antilopen- oder Ziegenleder, schustert sich seine eigenen Schuhe zurecht und dünkt sich, wenn er etwa gar noch im Besitze eines alten Hutes ist, nicht geringer als jeder Weisse, der ihm in seiner Werft einen Besuch abstattet. Die Frauen tragen an Stelle der Kaross allgemein weite Röcke mit Obergestalt aus dünnem englischem — in neuerer Zeit auch deutschem — Bunt-

druck, scheinen aber unter denselben noch die alte |Awib, ja in einigen Fällen sogar noch die Kaross beibehalten zu haben. Der wertvolle Elfenbeinschmuck ist mit dem Zurückweichen des Elephanten natürlich verschwunden und wird nun durch Kupfer- und Messingringe oder durch Eisenspangen ersetzt. An Stelle eines Hutes pflegen die Weiber den Kopf mit bunten Tüchern, die zu den besten Handelsartikeln Gross-Namalandes zählen, kunstgerecht zu umwickeln, und zwar meist in der Weise, dass der vordere Rand etwas über die Augen vorsteht und diese vor den Strahlen der Sonne schützt. Tätowierung in dem Sinne, dass sie gewissermassen einen Teil der fehlenden Kleidung zu ersetzen oder zur Zierde des Körpers bestimmt wäre, scheint bei den Hottentotten auch früher nie Sitte gewesen zu sein; die strichförmigen, blaugefärbten Narben, die man häufig bei den Eingeborenen unterhalb der Backenknochen findet, stehen entweder mit irgend einer ärztlichen Behandlung im Zusammenhange oder sind die Erinnerungszeichen an ein besonderes Jagd- oder Kriegsereignis. Klare und bestimmte Auskunft habe ich hierüber, trotz mancherlei Bemühungen, nie erhalten können.

Ausser dem schon erwähnten, auch heute noch schwunghaft betriebenen Einreiben des Körpers mit Fett und Ocker, welch beiden Bestandteilen meist auch noch Buχupulver (pulverisierte Blätter und Zweigstücke von Barosma serratifolia *Willd.* und B. crenata *Hook.*)[1]) beigefügt wird, pflegen die Hottentotten, und zwar vorzugsweise die Weiber, zuweilen das Gesicht in der absonderlichsten Art mit Russ zu bemalen; ja, als wir einst in |Aus unserem Wagen einen frischen Überzug von grüner Farbe gaben, erschienen am folgenden Morgen sämtliche Mädchen zu unserer Überraschung mit grünen Gesichtern, wornach es allerdings scheint, dass die Bemalung von ihnen mit zum Schmucke gerechnet wird. Von bewährter Seite wurde mir dagegen mitgeteilt, dass die Färbung der Wangen mit Russ nur zur Zeit der stattfindenden Menstruation vorgenommen werde.

[1]) In Ermangelung dieser Arten andere an flüchtigen Ölen reiche Pflanzen aus den verschiedensten Familien.

Wo sich der Hottentotte auf grösseren Missionsstationen niedergelassen hat, da verschwinden nun auch allmälig die alten Mattenhütten; das Beispiel des Bastards hat ihn zur Nachahmung gereizt und er will nun gleich jenem sein eigenes Lehmhäuschen besitzen. Wohl pflegt er sich selten in diesem aufzuhalten, die dicht nebenan erstellte, bienenkorbartige Hütte fehlt in keinem Falle; in ihr schläft er und nimmt seine Mahlzeiten ein. Leider hat ihn aber der Hausbesitz veranlasst, im Bau seiner Hütte nachlässig, ich möchte fast sagen, liederlich zu werden. Ich erinnere z. B. an die dem Kolb'schen Buche entlehnte Abbildung in Fritsch; wie sauber sieht dort das Mattenhaus aus, wie kunstgerecht wird das Astskelett mit den sorgfältig gearbeiteten Binsendecken überdacht. Heute sucht der Reisende in Gross-Namaland umsonst nach ähnlichem Kunstsinn. Anstatt der Matten aus den straffen Halmen der Cyperus- und Scirpusarten werden jene flüchtig aus Aristida-Gras verfertigt, unschön zwischen die einzelnen Äste des Fachwerkes eingebunden und dann die Lücken mit Ochsenmist überstrichen oder auch nur mit Tierhäuten überdeckt. Man sieht es der Hütte auf den ersten Blick an, dass der Bauplan der Ahnen, der gemäss der nomadischen Lebensart einen möglichst raschen Aufbau und nicht minder schnellen Abbau bei ausgedehntester Schonung des Materials bezweckte, verloren gegangen ist. Charakteristische Hottentotten-Hütten — von den Holländern allgemein Pontocks genannt — habe ich nur noch bei einigen in Keetmanshoop wohnenden Bondelzwarts gefunden. Die Matten bestanden in diesen einzelnen Fällen aus auserlesenen Cyperushalmen, zum Binden derselben waren die biegsamen Zweige der am Oranjeflusse häufigen Capweide (Salix capensis *Thunb.*, var. gariepina *Anders.*) verwendet; der Haupteingang war der Richtung des vorherrschenden Windes entsprechend nach Osten gerichtet, während ein zweiter, welcher der Durchlüftung diente und zeitweilig offen stand, nach Westen schaute. Nahezu in der Mitte des mit Blut und Ochsenmist überstrichenen Fussbodens ist eine Vertiefung, der Feuerherd, angebracht und längs der einen Wand ein auf Pfählen ruhendes Gestell zur Bergung der Felle und der Nah-

rungsmittel vor den allezeit hungrigen Hunden. In früherer Zeit grub sich der Hottentotte neben dem Feuerherd eine längliche, beckenartige Grube, in die er sich nachts zum Schlafe legte, heute bedarf er, da er Kleider trägt, der Feuerwärme nicht mehr so sehr und er zieht es daher vor, gleich dem Bastard auf einem sogenannten Wagenbett zu ruhen. Es ist dies ein rechteckiger, quer und längs mit Ochsenriemen straff überspannter Holzrahmen, der auf vier, etwas über dem Boden erhöhten Pflöcken liegt. In dieser einen Hütte wohnt die ganze Familie, nämlich die Eltern, die unverheirateten Kinder, die Gäste und oft sogar noch die Dienerschaft. Das Familienoberhaupt bezieht den erwähnten Schragen, die übrigen gruppieren sich, soweit Platz ist, um das die ganze Nacht durch fortglimmende Feuer. Wohnt der Hottentotte mit einer kleinen Viehherde auf einem Aussenposten, wo er unter Umständen einem Angriff von Raubtieren zu begegnen hat, so umgibt er seinen Pontock noch ringsum mit einer Hecke aus aufeinander geschichtetem Dorngestrüpp, zu welchem Zwecke er mit Vorliebe die mit langen, weissen Dornen bewehrte A. horrida *Willd.*, den Dornbaum, aussucht.

Der Hausrat ist mehr als bescheiden und mit wenigen Ausnahmen durchgehends europäischen Ursprungs; an Stelle des ehemalig selbstverfertigten irdenen Topfes ist ein solcher aus Gusseisen getreten, die ehemals hölzernen Löffel sind selbst beim Ärmsten durch die zinnenen, der das Land nach allen Himmelsrichtungen durchstreifenden Händler, verdrängt. Das Fett wird in der ǂKubusch aufbewahrt, einem runden, aus Kuhhaut verfertigten und mit einem Henkel versehenen Gefässe. Kleinere, zur Toilette bestimmte Fettvorräte finden sich in kleinen mit Leder überzogenen Dosen aus Ochsenhörnern, wogegen die aromatischen Pulver, die zerriebenen Buχublätter etc. in zierlichen Schildkrötenbüchsen aufbewahrt werden, deren seitliche und hintere Panzeröffnung mit dem schwarzen, plastischen Harze des Küsten-Sarcocaulon, das übrigens noch jetzt häufig zu Perlen verarbeitet wird, verklebt ist. Die Buχubüchse gehört sozusagen mit zur Kleidung der Frauen und Mädchen, wenigstens begleitet

sie, an einem Riemen mit anderen kleinen Täschchen um die Hüfte getragen, die Hottentotten-Schönen auf Schritt und Tritt.

Zu der Zeit, da die Hottentotten noch grössere Viehherden besassen, scheinen sie mit denselben mitten im Weidefeld und oft fern ab vom Wasser gewohnt zu haben; als Wassergefässe dienten ihnen damals leere Straussenеierschalen, wie wir sie, demselben Zwecke dienend, noch jetzt bei den Buschmännern der Kalaχari finden.

Die rasch fortgeschrittene Entvölkerung Gross-Namalandes gestattet den Hottentotten nunmehr, ihre Wohnsitze, ohne sich gegenseitig lästig zu fallen, unmittelbar an den Quellen selbst zu errichten, jene Behälter sind daher als zwecklos verschwunden und leben nur noch im Wortschatze fort. Den Dienst der hohlen Hand, die das Wasser von der Quelle zum Munde schöpfte, versieht das sogenannte Kommetje, der Blechbecher des Weissen. Ein steter Begleiter des vornehmen Hottentotten ist der Schweisswischer, ein über einen dünnen Stab gezogener Schakalschwanz, der gleichzeitig zum Abtrocknen des Gesichtes, wie auch zum Verjagen der lästigen Fliegen dient.

Den Schemel fand Sparrmann in den Hütten der Küsten-Hottentotten aus dem Rückgrat des Nordkapers (Delphinus Orca *L.*) verfertigt, die Binnenlandstämme mögen sich gleich den Buschmännern mit Baumstammblöcken begnügt haben. Mit dem Überhandnehmen europäischer Artikel ist aber auch in dieser Hinsicht das Bedürfnis nach Bequemlichkeit gestiegen und es gibt wohl nunmehr nur noch wenige Hütten in Gross-Namaland, in denen nicht eines der kleinen, von den Eingeborenen nicht ohne Geschick gezimmerten Tabourets zu finden wäre. Stattet der Hottentotte seinem Nachbar einen Besuch ab, so führt er sein Stühlchen stets mit sich, oder lässt sich dasselbe, falls seine Vermögensumstände ihm dies erlauben, von einem Diener nachtragen.

Bogen und Pfeil sind bei den Hottentotten ein Spielzeug der Jugend geworden; als Waffe haben beide seit der Einfuhr von Gewehren ihre Bedeutung verloren, und eher wird der Besitzlose, der sich noch keine eigene Büchse zu erschwingen

vermochte, unbewaffnet einhergehen, als sich durch das Tragen des Bogens mit dem verachteten Buschmanne auf eine Stufe zu stellen. Das gleiche Schicksal hat aus demselben Grunde auch den Speer und den ledernen Schild betroffen. Die Pfeile sollen ehemals mit den von verschiedenen Arten der Euphorbien, Amaryllideen (Haemanthus toxicarius *Thunb.*) etc. gewonnenen Alkaloiden vergiftet worden sein, und zwar unter Beimischung von Schlangengift, oder, wie Sparrmann berichtet, des Eingeweidesaftes einer Raupe. Etwas sehr unglaublich klingt es, wenn W. then Rhyne erzählt, dass der Hottentotte zu dem Zwecke eine Viper in Zorn zu versetzen pflege, sodann die Pfeilspitze in das Maul des erzürnten Tieres stecke und gleichzeitig der Schlange den Hals zusammendrücke, wodurch das Gift aus der „Kinnbackenblase“ gezogen werde!

Im Handgemenge und gelegentlich als Wurfgeschoss auf grössere Vögel und kleinere Antilopen kommt auch jetzt noch der kurze Stock oder Knüppel aus hartem Holz zur Verwendung. Die Hauptwaffe des Hottentotten ist zur Zeit jedoch unbestreitbar das Gewehr; in seiner Hand finden wir die verschiedensten Modelle: die alten Vorderlader mit langem Lauf, Vetterli- und Zündnadelgewehre, ja sogar die kostspieligen englischen Westley Richard- und Mart. Henry-Büchsen. Ein Gewehr mit kurzem Lauf wird einem solchen mit langem stets vorgezogen und der letztere daher stets durch Abfeilen eines Stückes auf das gewünschte Mass reduziert; Steinschlossgewehre fallen der Verachtung anheim.

Die Hottentotten waren zur Zeit der Besitznahme der Südspitze Afrikas durch die Europäer ein ausgeprägtes Hirtenvolk, dessen Viehbesitz damals ein ganz gewaltiger gewesen sein soll. So berichten uns, um ein Beispiel aus den vielen herauszugreifen, die „Chronicles of cape commanders“, dass der Häuptling Akembie, dessen Stamm von den Holländern auf einer Rekognoscierungsreise längs der Westküste 1661 am Elephantenflusse besucht wurde, ungefähr 4000 Stück Hornvieh und 3000 Schafe sein nannte. Dieser Reichtum der dem holländischen Settlement benachbarten Stämme wanderte im Laufe der Zeit allmälich in die Hände der

weissen Eindringlinge über; die Folgen hiervon waren gegenseitige Raubzüge, die mit aller Erbitterung geführt wurden, so dass die europäischen Ansiedler an Ruhe und Sicherheit verloren, was sie an Besitztümern gewannen. Seuchen traten mit ungeahnter Heftigkeit auf und dezimierten den Viehstand der Eingeborenen immer mehr und mehr. Auf diese Weise der gänzlichen Verarmung entgegengehend, wurde die Besorgung der Herden aus Mutlosigkeit vernachlässigt und die Mehrzahl der Hottentotten entäusserte sich nun um so leichter ihrer letzten Ochsen und Schafe gegen europäische Artikel, namentlich gegen Branntwein, als sie fanden, dass ihrer auf dem Wege der Jagd ein im allgemeinen ihren Neigungen mehr entsprechender, einträglicherer Erwerb harrte. Während einer langen Reihe von Jahrzehnten ging dies ganz gut, aber seit der Zeit, da die Straussenfedern rasch im Werte zu sinken begonnen haben und das Grosswild entweder in blindem Jagdeifer vertilgt worden oder in jene endlosen Steppen der Kalaχari, wohin ihm der Hottentotte aus Furcht vor dem Buschmanne nicht zu folgen wagt, geflohen ist, nagt jener recht eigentlich am Hungertuche. Diese Notlage führt ihn — ich behaupte zwar nicht, dass dies immer der Beweggrund sei — auf die Missionsstationen, wo er doch sicher ist, nicht elend verhungern zu müssen; dort treibt er unter Anleitung des Missionars etwas Ackerbau, pflanzt Mais, Korn, Kürbisse und Tabak, und fristet sein Leben auf kümmerliche Weise. Allein nur in den seltensten Fällen wird aus dem ehemaligen Nomaden ein aufrichtiges, sesshaftes Gemeindeglied; die meisten pflegen nur wenige Jahre auf dem Kirchplatze zu bleiben, um sich dann schliesslich doch wieder der strengen Aufsicht des weissen Lehrers zu entziehen und ihr Leben entweder in tiefster Armut, oder, was noch häufiger ist, als notorische Wegelagerer zu beschliessen.

Der Hottentotte hält sich von Haustieren ausser Gross- und Kleinvieh und dem sich immer mehr einbürgernden Pferde nur den Hund, eine den Paria-Hunden des Orients verwandte Rasse, mit mittellangem Leib, kurzem Haar, langer Schnauze und hängenden Ohren. Der Behandlung entsprechend, die diesen

Tieren zu teil wird, sind deren hervorragendste Eigenschaften Feigheit und Magerkeit. Kläffend empfangen sie den Reisenden, und vorsichtig schleichen sie beim Dunkel der Nacht an die Wagen desselben, um die Lederriemen zu benagen; ein einziges „furtjes“ oder „fort“ genügt aber, und die ganze Bande flieht mit eingezogenem Schwanz nach allen vier Windrichtungen.

„Obgleich die Natur den Hottentotten zur Gefrässigkeit leitet, so lehrt sie doch ihre bedürftige Armut Mässigkeit,“ sagt schon then Rhyne anlässlich seines Besuches der Saldanha-Bai, und doch waren damals, d. h. vor mehr als zweihundert Jahren, die Hottentotten im Vergleich zu den jetzigen Verhältnissen noch reich zu nennen! Von einer Haupt- oder typischen National-Nahrung kann man heute nicht mehr reden, es sei denn, dass man die der Sparsamkeit halber stark mit Wasser gemischte Kuh- oder Ziegenmilch als solche bezeichne. Fleisch zieht der Hottentotte der Milch bei weitem vor, und in früheren Jahren mag es bei dem reichen Wildstand an solchem, wenigstens den Binnenlandstämmen, nur selten gefehlt haben, während sich wohl das Küstenvolk auf den Fang der Meerfische verlegte. Letzterer scheint aber den Bedarf nicht immer gedeckt zu haben, wenigstens erzählt Patterson, dass er Eingeborene nördlich vom Oranjeflusse „mit gutem Appetit einige alte Schuhe verzehren“ gesehen habe! Wo das Fleisch und die Milch fehlt, da wird auf die Pflanzenwelt zurückgegriffen, und getrieben von der Not entwickelt dann der Eingeborene im Aufsuchen essbarer Wurzeln, Zwiebeln u. s. w. einen geradezu verblüffenden Spürsinn. Die sogenannten Uientjes[1]), kleine Knollen einer Monocotyle finden sich fast ausnahmslos in jedem Hottentottenhaushalt; in der heissen Asche geröstet schmecken sie übrigens gar nicht übel. Die Blätter des Mesembrianthemum edule *L.* werden im Fett gebacken und sind in dieser Form nicht unbeliebt; die Samen der Bauhinia Burkeana *Benth.* röstet der Hottentotte gleich den Uientjes, geniesst dagegen den oft sehr umfangreichen Wurzelstock derselben Pflanze roh.

[1]) ǁhan in der Hottentottensprache; vergl. Seite 29.

Von den zur Verwendung kommenden Feldfrüchten nenne ich vor allen andern die !Naras[1]), Acanthosicyos horridus *Welw.*, eine blattlose, dornige Cucurbitacee, die an der Walfischbai und um Sandwichhafen als grosses, kugeliges Strauchconglomerat die Dünenrücken bekleidet. Die stachelige Frucht erreicht den Umfang einer recht grossen Orange und enthält eine reiche Zahl flacher Samen; das Fleisch der reifen Frucht schmeckt angenehm süsslich und bildet die Hauptnahrung der in jenem Gebiete wohnenden ǂAunin oder Toppnaers, von denen die !Naras teils roh, teils eingekocht und als Kuchen getrocknet, genossen wird. Neuerdings sind solche Samen auch nach Capstadt gebracht worden und haben dort, wie es scheint, günstige Aufnahme gefunden.

Als vegetabilische Nahrungsmittel kommen weiterhin die Beeren verschiedener Grewia- und zweier Boscia-Arten, sowie die Hülsen einer Varietät des Dolichos Lablab *L.* (var. rhomboideus *Schinz*) in Betracht; der mitunter auf Stationen gepflanzten Kürbisse, des Korn und des Mais habe ich bereits Erwähnung getan.

Von wilden Tieren verschmähen die Hottentotten in erster Linie das Fleisch des Pavians, der Hyäne, des Löwen sowie des Leoparden und, sofern sie nicht vom äussersten Hunger gepeinigt werden, auch das des Schakals und des wilden Hundes; dagegen verzehren sie mit grossem Genuss die verschiedenen Antilopenarten, die Rooikat (Lynx caracal) und sogar die übelriechenden Frettchen (Viverriden); hin und wieder kommt auch eine fette Puffotter, eine Schildkröte oder einer der grösseren Vertreter der Agamiden auf den Tisch. Der Hase durfte, wie wohl allgemein bekannt ist, in früheren Zeiten nicht gegessen werden, bei der überhand nehmenden rasch vor sich gehenden Zersetzung der alten Religionsvorstellungen und Riten ist dieses Verbot jedoch längst stillschweigend aufgehoben worden. Branntwein

[1]) In der Hottentottensprache ist b der Suffix für das männliche und s jener für das weibliche Geschlecht. Bäume und Sträucher werden, wenn sie höher als breit sind im allgemeinen als männlich, bei umgekehrtem Verhältnis als weiblich bezeichnet.

ist unbestreitbar der höchste Genuss, den sich ein Hottentotte denken kann, und um diesen zu erlangen, entäussert er sich leichtsinnig seiner letzten Habe. „Für einen Schnaps," sagt Kretzschmar in seinen südafrikanischen Skizzen, „ist der Hottentotte zu jeder Zeit dienstbar; für eine Flasche Fusel reitet er die ganze Nacht Courier, verkauft sein Weib und begeht einen Mord." Ist er zu arm, um solchen bei den gewissenlosen, das Land durchziehenden Händlern zu kaufen, so pflegt er sich welchen aus den Früchten der in ganz Südafrika in reicher Artenzahl vertretenen Grewia-Gattung zu brauen, indem er sich zweier mittelst eines Gewehrlaufes verbundener Töpfe als Destillationsapparat bedient. Ein weiteres nicht minder berauschendes Gebräu, das sogenannte Honigbier, wird aus dem in Gährung übergeführten Honig der wilden Bienen gewonnen.

Unschuldigere, den hochgeschätzten Kaffee ersetzende[1]) Getränke liefern die gerösteten Samen des Kameldornbaumes (Acacia giraffae *Willd.*), der Parkinsonia africana *Sond.* sowie die pulverisierten und ebenfalls gerösteten Wurzeln des sogenannten Witgat oder |Hunib (Boscia Pechuelii *O. Ktze.*), wahrscheinlich aber auch noch verschiedene andere, mir nicht zur Kenntnis gekommene Samen und Früchte.

Das Rauchen ist dem Bewohner Gross-Namalandes zum Lebensbedürfnis geworden, und die Tabakstaude ist daher auch die einzige Pflanze, die er ohne besonderes Zutun des Missionars aus eigenem Antrieb kultiviert.

Die Pfeife ist entweder aus Serpentingestein oder einem Kalkmergel (im Südwesten von Gross-Namaland bei Guos z. B. vorkommend), geschnitten und hat bald die auch bei östlichen Bantustämmen beliebte Form einer Cigarrenspitze, bald, europäischem Muster nachgebildet, die einer holländischen Stummelpfeife, andernfalls begnügt sich der Raucher in Ermangelung eines Besseren einfach mit einem hohlen Knochen, dessen eine Öffnung mit Gras zugestopft wird. Seit die Hottentotten mit den Weissen in Berührung gekommen sind, haben sie sich auch den verderb-

[1]) Oder mindestens als Surrogat dienende.

lichen Genuss des Hanfrauchens angeeignet, sie nennen die Pflanze (Cannabis sativa *L.*), deren Samen und Blätter verwendet werden, Daχa[1]), eine Bezeichnung, die vor der Einführung des aus Asien stammenden Hanfes wahrscheinlich einem andern einheimischen Narkotikum beigelegt wurde. So berichtet W. then Rhyne „von einer gewissen Spezies der Datura? Daχa genannt, die sie pulverisieren und dann verschlingen, wodurch sie stark betrunken werden.“ In Ermangelung des Tabakes werden sogar die getrockneten Excremente kleiner Nager, mit besonderer Vorliebe aber diejenigen des Elephanten geraucht, ich selbst habe jedoch, obgleich aus Not ebenfalls auf diese Versuche angewiesen, daran niemals Gefallen finden können.

Ein Palaver ohne Pfeife ist für den Hottentotten gar nicht denkbar; kaum ist der weisse Handelsmann mit seinem Wagen beim Wasser aufgefahren und hat ausgespannt, so strömen schon von allen Seiten die Leute herbei und setzen sich, zu einem Kreis gruppiert um das Lagerfeuer, die Ältesten zu innerst, die Kinder und Frauen etwas entfernter. Der Treiber des Fremden zieht nun mit wichtiger Miene seine Pfeife hervor, schneidet sich von seinem Tabak ein kleines Stück ab, zerreibt es auf der Handfläche und stopft; dieses Manöver führt er absichtlich mit einer gewissen behäbigen Breite aus, um seine Besucher, deren Gier er ja aus persönlicher Erfahrung kennt, gewissermassen auf die Folter zu spannen. Mittelst einer glühenden Kohle wird angesteckt; der Besitzer gestattet sich als Spender der Gabe die ersten paar Züge und reicht die Pfeife alsdann dem Vornehmsten unter den Zuschauern, der leuchtenden Blickes hastig darnach greift.

Sämtlicher Augen sind nun auf den Glücklichen gerichtet und beobachten mit Kennermiene, wie jener langsam den köstlichen Rauch einzieht, aus den Atemzügen des Bevorzugten auf die Güte des Krautes schliessend. Ein einziger Zug genügt diesem, aber dieser eine Zug dauert so lange und ist so kräftig,

[1]) Vielleicht abzuleiten von da (d. h. von etwas übermannt werden; z. B. ne χue da te, dieses Ding ist mir zu stark). χa entspricht der Präposition von. (Fenchel.)

dass man auf der mageren Brust deutlich das successive Hinaufrücken der Rippen verfolgen kann. Endlich ist die Grenze des Könnens erreicht, sorgfältig wird die Pfeife aus dem Munde gezogen, die Rohröffnung, damit kein Atom Rauch verloren geht, mit dem Finger verschlossen und nun dem im gesellschaftlichen Range Nächststehenden übergeben. Derweilen sich bei diesem dasselbe Schauspiel wiederholt, sitzt der erste stumm und unbeweglich da, nach einigen Minuten erst, während deren die Pfeife vielleicht bereits beim dritten oder vierten kursiert, scheint das Leben jenem zurückzukehren; langsam entflieht der verschluckte Rauch aus Nasen- und Mundöffnung, ein starker Hustenreiz ergreift ihn, aus den Mundwinkeln fliesst Wasser, und über den ganzen Körper geht ein sichtbares Zittern. Dieselbe Erscheinung beobachten wir ohne Ausnahme bei jedem der Anwesenden; nach den Männern kommen die Frauen und dann die Kinder an die Reihe, worauf die Pfeife wiederum zu dem Treiber zurückwandert. Die Folgen dieses ganz übermässigen Genusses sind oft dermassen stark, dass die Leute nach dem einen Zug total betrunken sind, zusammensinken und sogleich in tiefen Schlaf verfallen, vorzugsweise dann, wenn sie unmittelbar vorher durch Armut zu längerer Enthaltsamkeit verurteilt gewesen waren.

Den Sinn für Musik finden wir bei den Hottentotten, wie ich schon an anderer Stelle bemerkte, hervorragend ausgebildet, und jede festliche oder religiöse Ceremonie pflegt daher von Musik und Tanz begleitet zu sein. Ich habe die sogenannten Reetflöten bereits geschildert, sie sind wohl überhaupt das einfachste und auch älteste Musikinstrument der Hottentotten, erwähnt dieselben doch schon Camoens in dem, Vasco da Gama's Fahrt behandelnden Nationalepos „Lusiade“:

> By turns the husbands and the brides, prolong
> The various measures of the rural song.
> Now, to the dance the rustic reeds resound,
> The dancer's heels, light quivering beat the ground.

Der für die Hottentotten begeisterte Th. Hahn vergleicht die Reetmusik mit dem Spiel des Harmoniums, doch muss ich gestehen, dass ich letzteres jener denn doch um ein Bedeutendes

vorziehe. Beinahe ebenso anspruchslos aber angenehmer, weil nur für den Spielenden hörbar, ist die !Gora, ein mittelst einer Sehne straff gespannter Bogen, an dessen einem Ende eine ausgehöhlte halbe Kürbisfrucht als Resonanzboden befestigt ist; der Spieler stülpt sich dieselbe über das Ohr und erzeugt nun mittelst eines Stäbchens durch Schlagen auf die Sehne beliebig hohe und tiefe Töne. In Ermangelung der Kürbisschale wird die Sehne auch einfach mit den Zähnen gefasst und die Mundhöhle ersetzt dann den Resonanzboden. In den letzten Jahren hat sich die Zieh- und Mundharmonika rasch im ganzen Lande eingebürgert; reichen die Mittel nicht zur Anschaffung einer solchen aus, so wird mitunter auch auf einer Art Harfe gespielt, einer getreuen Nachahmung des entsprechenden europäischen Instrumentes. Der Schallboden derselben soll nach Barrow früher aus einem ausgehöhlten Stück Holz, das mit einem langen Handgriff versehen war, bestanden haben; an Stelle dessen sah ich allgemein einen fellüberzogenen Kürbis oder eine alte Conservenbüchse.

Unterhaltungsspiele mit spezifisch nationalem Charakter fand ich keine; dieselben mögen wohl im Laufe der Zeit wie noch manche andere Eigentümlichkeiten der Vergessenheit anheim gefallen sein.

* * *

Die beiden Bezeichnungen „Geiris“ (grosse Frau) und „!Aris“ (junge Frau) lassen an der Hand der überlieferten Sagen erkennen, dass die Hottentotten ursprünglich der Polygamie gehuldigt; wenn wir dieselbe heute aber nicht mehr finden, so ist der Grund dieser Veränderung unzweifelhaft in dem Unvermögen des Familienoberhauptes zu suchen, mehr als eine Frau ernähren zu können. Die von der jungen Welt einzugehenden Ehen werden von deren Eltern meist schon vorgesehen, wenn sich die Söhne und Töchter noch in den Kinderschuhen befinden, doch pflegt das Mädchen dem Jüngling erst nach Eintritt der Pubertät zugestellt zu werden. Jener Zeitpunkt, die erste monatliche Reinigung, wird auf den von Missionsstationen entfernten Aussenwerften stets durch ein grosses Tanz- und Trinkgelage gefeiert.

Sobald die Tochter die ersten Anzeichen der eingetretenen Menstruation wahrnimmt, teilt sie dies der Mutter mit und entflieht alsdann sogleich aus dem elterlichen Hause. Der Mutter liegt es nun ob, ihr Kind wieder einzufangen und heimzuführen; ist ihr dies gelungen, so entkleidet sie es vollständig und ruft Verwandte und Freunde herbei um diesen die bedeutungsvolle Tatsache vorzuweisen; gewöhnlich wird sodann eine Kuh oder eine Ziege geschlachtet und damit das der Untersuchung stets nachfolgende Freudenfest eingeleitet. Diese ganze Procedur findet ihren Abschluss, sobald der nächste Gewitterregen eintritt, indem das Mädchen, aller Kleidungsstücke entblösst, auf den Feldern herumläuft, um sich vollständig abwaschen zu lassen, wodurch es sich nun erst den Charakter unbestreitbarer Heiratsfähigkeit erwirbt.

Sobald das schwangere Weib den Zeitpunkt der Entbindung herannahen fühlt, pflegt dasselbe eine alte Frau zu sich zu rufen, die, eingeweiht in die Künste der Geburtshülfe, an ihr den Hebammendienst versieht. Eines ihrer hauptsächlichsten Kunststücke besteht darin, dass sie die Kreissende wiederholt mit Fett, Ocker und Butter einreibt: eine Massage, deren Unterlassung, wie die Eingeborenen vermeinen, Fehlgeburten zur sichern Folge haben soll. Als Speise darf, um die Fruchtbarkeit zu befördern, der Patientin nur Ziegenfleisch vorgesetzt werden. In den meisten Fällen besitzt die Wärterin so viel Routine in ihrem Berufe, dass sie z. B. eine falsche Fötuslage herausfühlt und dieselbe durch Drücken und Wenden verbessern kann; sie ist es auch, die nach erfolgter Geburt das Kind — welches vor den Augen der Mutter vorerst verborgen gehalten wird — mittelst einer Scheere (in vergangenen Zeiten mittelst eines scharfen Quarzstückes) von dem mütterlichen Verbindungsstrange trennt. 24 Stunden nach dem Geburtsakte pflegt die Mutter bereits wieder ihrer Arbeit nachzugehen!

Das Kind, das die Mutter während der Arbeitszeit in einem unter den Armen durchgeschlungenen und über der Brust verknüpften Tuche auf dem Rücken trägt, wird unter Umständen bis ins vierte Jahr gestillt, ja oft liegt das erste noch an der

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Brust, wenn schon ein zweites und drittes geboren ist. Vermag die Mutter diesen potenzierten Anforderungen nicht mehr nachzukommen, so wird der Säugling einer alten Frau in Pflege gegeben; trotz der scheinbar vertrockneten und schlaff über die mageren Rippen herabhängenden Brüste gedeihen die Kinder auch bei dieser „Ernährung“ vortrefflich. Auch hilft man sich etwa dadurch, dass man den Sprössling einfach einer Ziege unter den Bauch bindet und ihn lehrt, sich des Euters zu bedienen.

Die Beschneidung der Knaben und Entfernung der einen Hode wird, wenn beides vielleicht auch früher der Fall gewesen sein mag, doch sicher in unseren Tagen nicht mehr praktiziert.

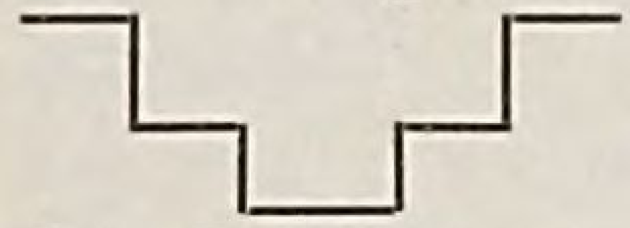
Die Töchter, unter denen die älteste sich mannigfacher, an Bantusitten erinnernder Vorrechte erfreut, werden, so lange sie unverheiratet sind, zu Hause gehalten; sie helfen beim Bau und Ausbessern der Mattenhäuser, bei der Zubereitung der Leibsalben sowie der Speisen, und sind angewiesen, für einen ständigen Vorrat an Brennmaterial zu sorgen. Der Junge dagegen wird vorerst Viehhüter und späterhin, wenn er selbständig geworden ist, Jäger; in den Mussestunden sitzt er am Feuer, raucht, spielt auf der |Gora oder bespricht mit seinen Freunden den Tagesklatsch, führt mit anderen Worten ein vollkommenes Schlaraffenleben. Mit zunehmendem Alter steigt sein Ansehen im Kreise der ihn nun stets mit „Audab“, Vater, anredenden jüngeren Genossen; seine im Verkehr mit Seinesgleichen und Fremden erworbene Lebenserfahrung macht ihn zum unentbehrlichen Ratgeber des Häuptlings und dadurch wird er allmälich zu einem ausgesprochenen Tyrannen. Für jede noch so geringe Arbeit hat er einen Diener, der ihm die Pfeife stopft und ansteckt, den kleinen Stuhl nachträgt und die Markknochen entzwei schlägt; zur Belohnung wirft er ihm beim Mahle gleich einem Hunde den abgenagten Knochen zu. Civilisation und Kultur haben jene alten, rohen Sitten, gemäss welchen der Greis, als nicht mehr existenzberechtigt, einfach bei Seite geschafft wurde, längst gemildert; bleibt der Hottentotte vor Krankheit und etwaigen unvorhergesehenen Unglücksfällen verschont, so kann er sich dank dem Einflusse der Europäer ungestört seines Alters erfreuen.

Abgesehen von der unter den Hottentotten erschreckend stark verbreiteten Syphilis kommt, was die Häufigkeit des Vorkommens verhängnisvoller Krankheiten betrifft, höchstens die Schwindsucht in Betracht; eine grosse Zahl der Todesfälle sind unzweifelhaft auf deren Rechnung zu setzen. Fieberepidemien sind zu Anfang der Regenperiode, wenn die einzelnen Schauer vorerst nur nach längeren Intervallen aufeinander folgen, häufig, nehmen aber selten einen wirklich bösartigen Verlauf. Die furchtbarsten Verheerungen haben die Pocken unter den Hottentotten angerichtet, die 1862/63 von Süden kommend, sich langsam über ganz Namaland verbreiteten und in kurzer Zeit viele Hunderte von Eingeborenen dahinrafften; so starben auf der Missionsstation Gobabis allein im Zeitraum weniger Wochen 130 Personen. Von minder gefährlichem Charakter, aber ausserordentlich verbreitet ist neben der bereits früher erwähnten Augen-Entzündung namentlich eine ansteckende, ekelerregende Kopfhauterkrankung: der ganze Schädel wird dabei schneeweiss, das Haar fällt aus und bald ist der ganze Kopf ein fortwährend Krusten abstossender, stark eiternder Krankheitsherd.

Fühlt sich der Hottentotte krank, so pflegt er als „erste Hülfe" eine Ziege zu schlachten, deren Magen und Gedärme zu entleeren und sich, eingewickelt in das abgezogene Fell, in den ausgeschütteten Unrat zu setzen in der Meinung, dass der Dunst desselben durch die Afteröffnung in seine Gedärme dringe und dort den Krankheitsstoff vertreibe.

Die den verschiedenen Pflanzendecocten zugeschriebenen Heilkräfte sind wohl mannigfaltig, aber da es unmöglich ist, in dieser Hinsicht Wahrheit und Dichtung auseinanderzuhalten, so muss ich es mir versagen, an dieser Stelle näher darauf einzugehen. Die von den Händlern eingeführten Painkiller, Harlemer Öl, Epsomsalz und das unvermeidliche Ricinusöl haben den alten, nationalen Heilmitteln übrigens längst den Garaus gemacht, und selbst der konservativste Hottentotte zieht gegenwärtig einen Löffel Harlemer Öl ohne Gewissensbisse dem kräftigsten Zaubermittel vor. Tritt der Tod ein, so wird von herzugezogenen Weibern ein Klagegeheul angestimmt, dem alsdann

ein Gelage folgt, bei welchem das Erbe des Verstorbenen stark in Mitleidenschaft gezogen wird. Das Grab, in dem der Tote mit nach Osten gerichteten Füssen beigesetzt wird, hat nach Mitteilung von Missionar Fenchel in der Regel treppenförmigen



Querschnitt; durch Aufwerfen von Steinen wird die Grabstätte nicht unbedeutend erhöht, und so der Leichnam erfolgreich vor der Gier der Hyänen verwahrt.

Nach dem Tode des Familienhauptes gehen dessen Rechte auf den ältesten Sohn über, der damit auch den Viehbestand übernimmt; die übrige Habe aber, soweit sie nicht zur Mitgift der Mutter, die dieser verbleibt, gehört, wird unter Zuziehung des Häuptlings gleichmässig unter sämtliche Geschwister verteilt. Gewöhnlich hat übrigens auch jedes Kind schon bei dessen Geburt vom Vater eine Kuh oder doch mindestens eine Ziege zugewiesen erhalten, deren Nachwuchs bei der Erbteilung als Eigentum des Betreffenden abgesondert wird. Dem ältesten Sohne liegt auch die Pflicht ob, die verwitwete Mutter bei sich aufzunehmen und so lange sie lebt zu unterhalten.

Dem diesem Kapitel zu Grunde gelegten Plane entsprechend, den Hottentotten so zu schildern, wie wir ihn heute finden, kann ich mich in den Dingen der Religion und des Kultus kurz fassen. Seit 58 Jahren liegt die christliche Mission in Süd-Afrika mit dem Heidentume im Kampfe und längst sind die Bollwerke des letzteren gefallen; der alte Glaube an den grossen Tsui-llGoab, den llGaunab und den Heitsi eibib ist aus den Herzen der Eingeborenen verschwunden und an dessen Stelle — mit geringen Ausnahmen — eine grosse Leere getreten. Zu diesen Ausnahmen rechne ich jenen verschwindend kleinen Bruchteil der Stationsglieder, die sich der Lehre ihres Missionars nicht aus Furcht vor Tadel und Strafe oder vor Ausstossung und den mit dieser im Zusammenhange stehenden Entbehrungen, sondern mit einigermassen klarem Bewusstsein und aus wahrem, innerem Bedürfnisse angeschlossen haben; bei einer grossen Zahl sind jedoch sicherlich nur die erstgenannten Momente bestimmend. Der Letzteren Gottesdienst ist pure Heuchelei; aus Heiden sind sie „Materialisten“ der schlimmsten Art geworden, indem sie die

Materie zu ihrem Idol erhoben haben, das heisst aber nur diejenige — die sich essen und trinken lässt. Auf den Aussenwerften, deren Bewohner verhältnismässig nur selten mit dem Missionar in Berührung kommen, ist dieser Missstand um so fühlbarer; ein hochgradig unzüchtiger, von den weissen Händlern aus egoistischen Absichten protegierter Lebenswandel hat alle Moralität, jedes Rechtsgefühl untergraben und der Kultus ist zu einer, des Heidentums wie des Christentums, unwürdigen Parodie geworden, zu welcher Elemente aus beiden Religionen verwendet wurden. Wohl pflegen sie dort zur Zeit des Neumondes noch ihre Tänze — aber oft nach kirchlichen Melodien — zu inscenieren, sich die Gesichter zu bemalen und beim Fallen eines Meteors mit Gewehren zu schiessen, noch vermeiden sie es sorgfältig dem sogenannten Hottentottengott, dem ||Gaunab (Mantis fausta), ein Leid zuzufügen; des Sinnes ihres heidnischen Treibens sind sie sich aber nicht mehr bewusst. Wir haben also hier, beiläufig bemerkt, in potenzierter Weise die gleiche Erscheinung, wie in der paganisierenden Christengemeinde, in der alte discreditierte Heidengötter zu neuem Ansehen kamen, teils mit offizieller Anerkennung als kirchliche Heilige, oder in mehr volkstümlicher Weise als Gestalten des Volksaberglaubens.

Der Verfall der Sitten und Gebräuche hat naturgemäss auch den der politischen Organisation zur Folge gehabt; die ehemaligen politischen Verbände wurden gelockert und die Macht der einst gewaltigen Stämme im Nordosten Gross-Namalandes auf immer gebrochen. In den Institutionen von heutzutage spiegeln sich deutlich die Verhältnisse wieder, wie sie die Eingeborenen vor 200 Jahren an der Südspitze Afrikas, am Cap der guten Hoffnung, von den Holländern kennen lernten. Der dem Stamme vorstehende Mann trägt zwar den stolzen Namen „Gao aob" (ga herrschen, aob Mann), aber die Tragweite seiner Macht reicht kaum über die eigene Familie hinaus; im Holländischen wird er daher einfach mit „Kapitän" bezeichnet, im Deutschen vielleicht am zutreffendsten mit „Dorfschulze". Die letztere Bezeichnung wäre, wenn sie auch nicht im Stande sein wird, die nun eingebürgerte Benennung „Häuptling" zu verdrängen, doch dem so

oft gebrauchten „König“ vorzuziehen; den Kapitän eines Hottentottenstammes „König“ zu nennen ist lächerlich und verrät entweder beschränktes Unterscheidungsvermögen oder hat vielleicht auch mitunter den Zweck, das „Ich“ des Reisenden gewissermassen mit einem Bewunderung verlangenden Nimbus zu umgeben.

Die Regierungsform einer Hottentottengemeinde ruht auf republikanischer Grundlage; der Kapitän oder Häuptling — wie wir ihn weiterhin nennen mögen — kann gewöhnlich aus eigenem Ermessen weder Gesetze erlassen, noch schon bestehende umstossen, weder Strafen verhängen, noch Bündnisse schliessen; jeder, das allgemeine Wohl berührende Akt, wird erst im sogenannten „Rate“ geprüft und je nach den Umständen sanktioniert oder verworfen. Der „Rat“ besteht streng genommen aus einem inneren, der Zahl nach limitierten Richter-Kollegium, und dem äusseren „Hause“, den Beisitzern. Die Wahl der Richter, deren Zahl sich in Bethanien z. B. auf 12, in Keetmanshoop dagegen auf 9 beläuft, pflegt der Stamm in Übereinstimmung mit dem Missionar zu treffen; wie die einzelnen Benennungen, Oderling (Kirchenvorsteher), Feldcornet, etc. beweisen, liegt ihnen, als den Vertrauensmännern, sowohl des weltlichen wie des kirchlichen Oberhauptes, die Überwachung aller inneren Angelegenheiten ob. Die Stimme des Häuptlings ist jener der übrigen Ratsmänner völlig gleichwertig. Beisitzer ist eigentlich jeder, der ein gewisses Alter überschritten hat, — graues Haar und Spuren eines Bartwuchses verleihen nämlich dem Träger unbestreitbares Ansehen — und der den Beruf in sich fühlt, seine Ansichten an den Mann zu bringen. Da die Beisitzer sozusagen den Volkswillen repräsentieren, so fällt ihr Votum bei jeder Beratung schwer in’s Gewicht und hat ein Nichteiniggehen der Richter mit den letzteren erfahrungsgemäss stets den Zerfall des Stammes zur Folge. In Kriegszeiten kommt es vor, dass der Häuptling, der, wie wir soeben gesehen haben, nur Standesperson ist, zum Range eines Dictators emporsteigt; als solchen werden wir z. B. noch Jonker Afrikaner, dann dessen Neffen Jan Jonker und Hendrick Witbooi kennen lernen. Mit einem derartigen Wechsel in der Regierungsform geht aber auch stets eine Desorganisation des

betreffenden Stammes Hand in Hand; die friedlich Gesinnten sagen sich los und an deren Stelle sammeln sich um den siegreichen Kriegsherrn die sämtlichen unzufriedenen Elemente aus den übrigen Stämmen, um diesem so lange nachzufolgen, als ihm das Glück hold ist; wendet sich dieses, so zerstiebt der Tross und der Rest geht allmälich der völligen Auflösung entgegen. Auch hierfür finden sich in der Geschichte der Hottentotten zahlreiche Beispiele; sie sind von Belang, weil sie uns den Commentar zur staatlichen Entwicklung des Hottentottenvolkes geben.

Die Häuptlingswürde geht unter normalen Verhältnissen auf den ältesten Sohn über und zwar oft schon bei Lebzeiten des Vaters; nach den eigenen Söhnen sind in der Tronfolge die des Häuptlingsbruders nächstberechtigt.

Die Gesetze beruhen, da eine Schriftsprache samt Schriftzeichen fehlen, einzig auf mündlicher Überlieferung, und werden natürlich nur dem Schwächeren gegenüber streng gehandhabt; ist der Schuldige ein Bergdamara oder ein Angehöriger jener verkommenen Mischlingsrasse von Hottentotten und Buschmännern, so steht auf dem geringfügigsten Vergehen Todesstrafe, wogegen der reiche Hottentotte selbst einen begangenen Mord mit Vieh zu sühnen vermag!

Um die gegenwärtige geographische Verteilung der Stämme und deren gegenseitigen inneren Zusammenhang zu verstehen, sind wir gezwungen, in der Geschichte der Hottentotten um nicht ganz hundert Jahre zurückzugreifen, d. h. bis auf jene Zeit, da sich bei der stetig vorschreitenden Ausbreitung des europäischen Elementes der totale Untergang der Eingeborenen im Gebiete der Capkolonie bereits als unabwendbar erkennen liess. Der Erkenntnis dieser drohenden Existenzgefahr konnten sich auch die Hottentotten nicht verschliessen; zusammengedrängt auf ein immer enger und enger werdendes Areal blieb dem armseligen Rest der einst so mächtigen Stämme nichts anderes übrig, als dem Weissen zu weichen und sich neue Wohnstätten bei ihren Rassenbrüdern jenseits des breiten Oranjestromes zu suchen.

Im Anfange dieses Jahrhunderts hat ein erster derartiger Massenüberschritt stattgefunden, eingeleitet durch die Auswan-

derung der unter Kido Witbooi stehenden |Kowesin, die sich während vieler Jahre ohne feste Wohnsitze im Fischflusse, einem nördlichen Zuflusse des Oranjeflusses, herumtrieben; 1814 folgte ihren Fussstapfen Kobus Fredericks mit ungefähr 300 !Aman und |Kauan, die sich unter Anführung des Londoner Missionars Schmelen von Pella den ||Gõalgib hinaufziehend, in |Ui‡ganis, dem heutigen Bethanien, niederliessen. Sie fanden als Herrscher jenes Gebietes das rote Volk, die Gei||koun, vor, von dessen mächtigem Häuptling Gameb sie den zum Wohnsitz erwählten Platz gegen einen einmaligen Tribut an Messern, Speeren etc. leihweise zugewiesen erhielten; 1856 wurde ihnen dann jener District von Cornelius ||Oasib, dem Nachfolger Gameb's, als rechtmässiges Eigentum zuerkannt und folgendermassen begrenzt: N. durch den Usebfluss, NE. den Gawaganfluss, SE. den Fischfluss, S. den Oranjefluss und NW. den atlantischen Ozean.

Sie hielten sich anfangs, der holländischen Sprache mächtig und in europäischen Gebräuchen mehr oder minder unterrichtet, als sogenannte „Orlam“ von den ursprünglich Ansässigen sorgfältig fern, später aber ist die Vermischung eine so innige geworden, dass nunmehr die ethnograpische Trennung in Orlam und Abkömmlinge der Gei||koun oder „Grossen Namaquas“ nur noch historisches Interesse beanspruchen kann, und ich halte daher die Kollektivbezeichnung Naman oder Hottentotten, weil Irrtum vermeidend, unbedingt für zweckmässiger.

In der Nähe von Bethanien lagen die unter Gameb's Botmässigkeit stehenden ||Hawoben oder Veldschoendragers, die der Ankunft der Eindringlinge nur unwillig zusahen und sich auch der definitiven Niederlassung derselben nach Möglichkeit zu widersetzen suchten. Bei der häufigen Abwesenheit des Missionars, der allein im Stande war, die zügellosen Elemente in Ordnung zu halten, entstanden sogar innerhalb der !Aman und und |Kauan ernste Spaltungen, die zur Trennung führten; ein Teil, dem wir später unter der Bezeichnung der Booi'schen noch einmal begegnen werden, zog nach Norden und irrte dort lange Zeit heimatlos umher, während ein anderer Bruchteil, vorzugsweise aus |Kauan bestehend, sich unter Amraals Leitung vor-

läufig in dem Gebiete zwischen Lever- und Fischfluss festsetzte. Die Hauptmasse der ǀAman verblieb in Bethanien unter dem Häuptling Fredericks, in dessen Familie die Herrscherwürde bis auf den heutigen Tag verblieben ist. Im Jahre 1841 scheint der oben erwähnte Amraal seinen Wohnsitz wiederum verlassen und Nausannabis jenseits des Fischflusses bezogen zu haben, wohin ihm 1843 Wesleyanische Missionare folgten, die jenen Platz später in Wesleyvale umtauften. In Nausannabis oder Wesleyvale verblieb Amraal mit seinen Anhängern, den ǁKauan, dreizehn Jahre lang, sah sich aber im Laufe der Zeit durch die Wasserarmut jenes Gebietes gezwungen, oder vielleicht zum teil auch durch die rheinischen Missionare, die mittlerweile die Wesleyanischen ersetzt hatten, veranlasst, eine nochmalige Dislokation seines Sitzes vorzunehmen, und sich nach dem am Westrande der Kalaχari gelegenen Gobabis zu begeben. Die Wahl dieses Platzes erwies sich in der Folge als überaus günstig; denn einerseits beherrschte derselbe die wichtige Verbindungsstrasse des Ngami-See's mit dem Westen, dem Nama- und Hereroland und bot anderseits den Vorteil, dass sich Amraal's Leute in östlicher Richtung, der Kalaχari zu, ungehindert ausbreiten konnten. Die ǁKauan haben sich dann auch beide Vorteile sehr rasch zu Nutzen gemacht: nach dem Tode des wackeren Amraal, der den Pocken zum Opfer fiel, kam die Familie der Vledermuis an das Ruder, unter deren Leitung Gobabis im Laufe der Zeit eine richtige Raubfeste wurde, die keinen Händler unbelästigt in ihre Nähe kommen liess und sich im ganzen Lande übel berüchtigt machte. Der später noch zu erwähnende Aufstand der Ovaherero zwang dann einige Jahre darauf die ǁKauan weiter nach Osten, nach Olifants Kloof (ǂKoanǀkub) zu ziehen, von wo aus sie ihre Jagd- und Raubzüge bis in die unmittelbare Nachbarschaft des Ngami-See's auszudehnen pflegten; dort aber kamen sie schliesslich am Fusse der sogenannten Kopjes hart mit den von Letšulatebe angeführten Batovana und Makoba zusammen und wurden von diesen in mehrfachen Gefechten wiederum bis weit über Χansis zurückgeworfen. Wohl bezeichnen die ǁKauan noch heutzutage die Kopjes als die Ostgrenze ihres Jagdfeldes,

aber in Wirklichkeit reicht dieses nur bis nach |Kunobis oder Rietfontein; von dort bis nach χansis erstreckt sich eine Zone neutralen Gebietes, das sich sowohl der Hottentotte als der Batovana ängstlich zu betreten hütet; jenseits χansis endlich beginnt dann das Reich der Batovana.

Wir verlassen nun einstweilen Amraal's Stamm, um vorerst noch weiter die Vorgänge im Süden Gross-Namalandes zu verfolgen. Einige Jahre später als die !Aman überschritt eine weitere Gruppe |Kauan unter Paul Goliath den Oranje und lagerte sich am Fischflusse, an der von Missionar Knudsen „Guldbrandsdalen“ benannten Quelle unweit des Buχuberges. Die kurz darauf folgenden Hungerjahre, sowie die ständigen Reibereien mit den Nachbarn, den Bethaniern und den Veldschoendragers veranlassten die Goliath'schen |Kauan, zum Unterschied von den |Kauan unter Amraals Führung „Kleine“ |Kauan genannt, einen neuen Wohnsitz aufzusuchen, den sie dann auch am Fusse des sogenannten Grootbroekkaros fanden und dort 1850 die Niederlassung Bersaba gründeten. Die Bethanier versuchten ihnen zwar die Quelle und damit überhaupt das Recht der Besitzergreifung streitig zu machen, aber das Verdict ||Oasib's, des Nachfolgers von Gameb, der als solcher immer noch Herr von Gross-Namaland war, sprach ihnen den Platz bedingungsweise auf unbestimmte Zeit zu. Nach dem Tode Goliath's riss der Unterhäuptling Jakobus Izak die Herrscherwürde an sich und wird derselbe jetzt — durch die Zeit gleichsam sanktioniert — allgemein als der rechtmässige Häuptling Bersaba's betrachtet.

Während sich die verschiedenen, von der Kolonie herüber gewanderten Orlamstämme längst dauernd niedergelassen hatten, zog Kido Witbooi mit seinen |Kowesin immer noch ruhelos an den Ufern des Fischflusses umher, ohne sich für den einen oder andern Platz entscheiden zu können. Erst im Jahre 1862 entschloss er sich, von den Bitten seiner Untertanen und der Missionare bestürmt, das Wanderleben aufzugeben und ernstlich einen bleibenden Wohnsitz zu suchen; die im Levertale gelegene Quelle Kaχusub schien ihm alle nötigen Bedingungen zu er-

füllen und er gründete daselbst noch im gleichen Jahre die Station Gibeon.

Diese successiv sich folgenden Vorstösse von Süden her waren zwar auf die Entwicklung Gross-Namalandes nicht ohne Wirkung geblieben, aber sie verschwinden doch beinahe vollständig, wenn wir der gewaltigen Bedeutung des letzten Emigrantenstromes unter der Führung Jager's gedenken. Mit dem Auftauchen dieser Familie in Gross-Namaland beginnt für die Hottentotten eine neue Epoche; im raschen Fluge trägt der kühne Sohn Jager's, Jonker, die Kriegsfackel von seinem alten Stammsitz am Oranjeflusse bis hoch hinauf nach dem Kunene; die sämtlichen Stämme unterjochend, hält er mit eiserner Faust die Zügel, sich selbst zum unumschränkten König Südwestafrika's aufwerfend. Es ist ein Schauspiel, wie es uns im südlichen Afrika höchstens noch von den Sulu gewährt worden ist; noch einmal leuchtet der alte Kriegsruhm der Hottentottennation hell auf, um dann mit dem Tode Jonker's, des bedeutendsten Eingeborenen, den Südafrika je gesehen hat, für immer zu erlöschen!

Die Geburtsstätte Jager's ist im Gebiete von Tulbach in der Capkolonie zu suchen, von wo sein Vater !Garuχamab Ende des letzten Jahrhunderts nach dem !Hantam-Gebirge unweit Calvinia zog, um sich mit seiner Werft bei einem Bauer Pienaar zu verdingen. Pienaar soll ein wahres Scheusal gewesen sein; der Quälereien und Bestialitäten, deren er sich gegen seine Leibeigenen schuldig machte, war kein Ende und hatten zur Folge, dass sich jene endlich einer solch' grausamen Knechtschaft gewaltsam entledigten. Nachdem die Söhne !Garuχamab's den Pienaar ermordet hatten, flohen sie samt den Herden ihres Bedrückers nach dem Oranjeflusse und liessen sich an dem Südrand der Kalaχari, fern von der Rachsucht der Bauern, in ǁHamis nieder. Jager (ǀHõa ǀarab) wurde zum Häuptling ernannt; die schon früher von den Bauern seinen Vorfahren beigelegte Bezeichnung „Afrikaner“ beibehaltend, nannte er sich nunmehr Jager Afrikaner, während der eigentliche Stammname seiner Familie ǁEiχa ǁain ist.

In ǁHamis oder Blydeverwacht wurden Jager's Leute, die weit und breit als eine Bande raub- und mordlustiger Desperadi bekannt waren, von Missionaren der Londoner Gesellschaft, unter anderm von dem Nestor derselben, dem ehrwürdigen Moffat, besucht, und was die holländischen Bauern für unmöglich hielten, geschah: die Afrikaner bekehrten sich samt und sonders zum Christentum. Jager starb 1823, gefolgt in der Regierung von seinem Sohne Jonker Afrikaner (ǀHaramub); während einiger Jahre verblieb dieser noch im Gebiete des Oranjeflusses, raubend und sengend, und folgte dann 1825 oder 1830 einem Rufe Gameb's, des Häuptlings des roten Volkes, um sich im Verein mit diesem der mit unwiderstehlicher Kraft nach Süden sich ausbreitenden Banturasse entgegenzustemmen. Seinem angeborenen Regierungs- und Feldherrngenie gelang es rasch jener Fremden Herr zu werden; nach einer Reihe beiderseits mit grösster Erbitterung geführter Kriege, sowie mehrerer abenteuerlicher Züge zu den im Norden wohnenden Ovambo finden wir des Afrikaner's Stamm schliesslich im Norden Gross-Namalandes, am Fusse des Auasgebirges in Windhoek (ǀAiǁgams) wieder.

Jager's Uebertritt war die letzte grössere Orlameinwanderung von der wir sichere Nachricht haben; sie ist überhaupt auch gleichbedeutend mit dem definitiven Verschwinden der Hottentottenrasse aus dem Territorium der Capkolonie; der Boden, auf dem sie sich weiterentwickelt, verschiebt sich damit über den Oranjefluss hinaus nach Gross-Namaland.

Jonker Afrikaner war allerdings ursprünglich Gameb zu Hülfe gegen die anrückenden Ovaherero geeilt; kaum waren diese aber unterjocht, so wandte sich der nach Herrschaft und Kriegsruhm dürstende Orlam, dem die Suprematie des roten Volkes ein Dorn im Auge war, nun auch gegen Gameb und gab damit das Zeichen zu einem blutigen, langjährigen Bürgerkriege. Vor Jonker's Ankunft war jene Oberhoheit Gameb's von allen Hottentotten unbedingt anerkannt worden; als Grenzen des roten Volkes nennt die Tradition den Ngami-See und die Kalaχari im Osten, den Χamobfluss im Süden, den atlantischen

Ozean im Westen, das Gebiet von Onanonis und den Omaruru-fluss im Nordwesten und Ondonga im Norden.

Das rote Volk setzte sich, soweit unsere Kenntnis reicht, ursprünglich aus folgenden Einzelstämmen zusammen: 1. den am ⁷Xamob wohnenden !Karaǀõan, 2. den nordwärts davon liegenden ǁHawoben oder Veldschoendragers, 3. den ǁOgein, als deren ehemaliger Wohnsitz der obere Fischfluss bezeichnet wird, 4. den !Kara-gei khoin oder Franzmannschen am Oub, 5. den ǁKau-gao-ǀgõan oder Zwartbooischen in ǀAnis oder Rehoboth und endlich 6. dem die Oberherrschaft zukommenden Stamme der Gei-ǁkoun, deren Häuptling Gameb in ǂHatsamas wohnte. Als unabhängig von den letztern sind einerseits die im Süden Gross-Namalandes hausenden !Gam ǂnũn oder Bondelzwarts und anderseits die das Küstengebiet von Walfischbai und Sandwichhafen bewohnenden ǂAunin oder Toppnaers zu bezeichnen. Die Toppnaers sind wohl als die letzten Reste einer Reihe nunmehr verschwundener Küstenstämme zu betrachten; sie sollen — ihren eigenen Aussagen gemäss — vor Einwanderung der Ovaherero das Binnenland bis nach Gaiǁkais (Okahandja) in Besitz gehabt haben und nach Missionar Schmelens Bericht, der 1825 die Walfischbai besuchend die erste Kunde von deren Existenz nach Süden brachte, gleich den übrigen Namastämmen reich an Vieh gewesen sein. Die Immigration der Ovaherero von Norden und der kolonialen Hottentotten (Orlam) von Süden her zwang die Toppnaers sich in die sterile ungastliche Litoralzone zurückzuziehen, wo sie ganz auf den Fischfang und die Verwertung der Narafrüchte angewiesen waren. In diesem armseligen Zustande befanden sie sich bereits, als Jonker Afrikaner nach dem Hererolande kam, und da sie diesem kaum gefährlich scheinen mochten, so gewährte er ihnen auf die Dauer den gewünschten Schutz, und ihm haben sie es daher zu verdanken, dass sie überhaupt noch als Stamm existieren.

Die Einheit und die Macht des roten Volkes zerfiel teilweise noch zu ǁOasib's Lebzeiten; aus allen Stämmen eilten grössere und kleinere Partien dem Kriegszuge Jonker's zu, um teil an dem allgemeinen Raub zu nehmen und die Folge davon

war, dass nach dem Verlöschen des Afrikaner's Stern die sämtlichen kleineren Stämme successive aus Mangel an Leuten eingingen und vom Schauplatz verschwanden; die Übriggebliebenen liessen sich am Fischfluss nieder und fristen dort ohne Häuptling und Gesetz noch heute ein vogelfreies Leben. Sie sind es, die, sobald heute der Neffe Jonker's, Jan Afrikaner, die Kriegstrommel rührt, stets als die ersten sich dem gefürchteten Feldherrn anschliessen, sengend und mordend unter den Ovaherero wüten, um dann plötzlich wiederum spurlos in ihren natürlichen Raubfesten südlich von Rehoboth zu verschwinden.

Wenn ich später auf die zwischen den Hottentotten und den Ovaherero geführten Kriege zu sprechen komme, werde ich im Falle sein, die zahlreichen Verschiebungen, die unter den Hottentottenstämmen allmälich stattgefunden haben, eingehender zu behandeln, und ich begnüge mich daher, im Nachstehenden der Übersicht halber eine Tabelle sämtlicher zur Zeit Gross-Namaland bewohnender Stämme zu geben.

Derweilen sich aber die aus der Kolonie ausgewanderten Eingeborenen im blutigen Kampfe mit den eigenen Brüdern und den dunkelbraunen Eindringlingen aus dem Norden, den Ovaherero, zerfleischten und aufrieben, wuchs in ihren alten Wohnsitzen unter dem Schutze einer geregelten Regierung ein kräftiges Bastardgeschlecht heran, das, ausgestattet mit einer grossartigen Fruchtbarkeit und einer daraus hervorgehenden gewaltigen Expansivkraft schon längst den Kampf um die Existenzberechtigung mit den Eltern mütterlicherseits aufgenommen hat, und der Zeitpunkt mag nicht mehr allzuferne sein, wo dies Geschlecht auch in Gross-Namaland jene dominierende Stellung gegenüber den Eingeborenen einnehmen wird, die es südlich dieses Territoriums, in der Capkolonie, bereits seit Jahren beansprucht und auch wirklich besitzt.

Wenn früher allgemein der Abkömmling eines Weissen mit einer Eingeborenen als Griqua bezeichnet wurde, so kommt nunmehr in Gross-Namaland wie auch im westlichen Teile der Kolonie diese Benennung nur noch dem Produkte eines Europäers in Verbindung mit einer Nigritierin zu; der durch Ver-

	Holländischer Name des Stammes.	Hottentotten-Name des Stammes.	Häuptling.	Wohnsitz.	Ungefähre Zahl der Stammesglieder.[1])
			A. Urstämme.		
1.	Zeib'sche	!Karo !ōan	Jonathan Zeib	Keetmanshoop	150—200
2.	Veldschoendragers	ǁHawoben	?	Geiloub	800—1000
3.	Franzmann'sche	!Kara-gei-khoin	Simon Kopper	ǀHaruχas	800
4.	Zwartbooi'sche	ǁKan-gao-ǀgōan	Petrus Zwartbooi (Huisib)	Otjitambi (Kaoko)	400—500?
5.	Roode Natie	Geiǁkoun	Manasse (Novesib)	!Hoaxan!as	600
6.	Bondelzwart'sche	!Gamǂnūn	Willem Christian (Monxab)	Warmbad	1800
7.	Toppnaers	ǂAunin!gomen	Piet Eibib (Gurib)	Walfischbai	200
			B. Koloniale Hottentotten.		
8.	Bethanier	!Aman	Joseph Fredericks	Bethanien	900—1000
9.	Bersabaer	ǀKouan	Jakobus Izak	Bersaba	900—1000
10.	Gibeoner	ǀKowesin	Hendrick Witbooi	Gibeon	600
11.	Gobabisser	Geiǀkauan	Andreas Lampert (!Nanib)	Gobabis	30—50
12.	Afrikaner	ǁAiχaǁain	Jan Afrikaner (ǀHōalarab)	ǂGansberg	30—50

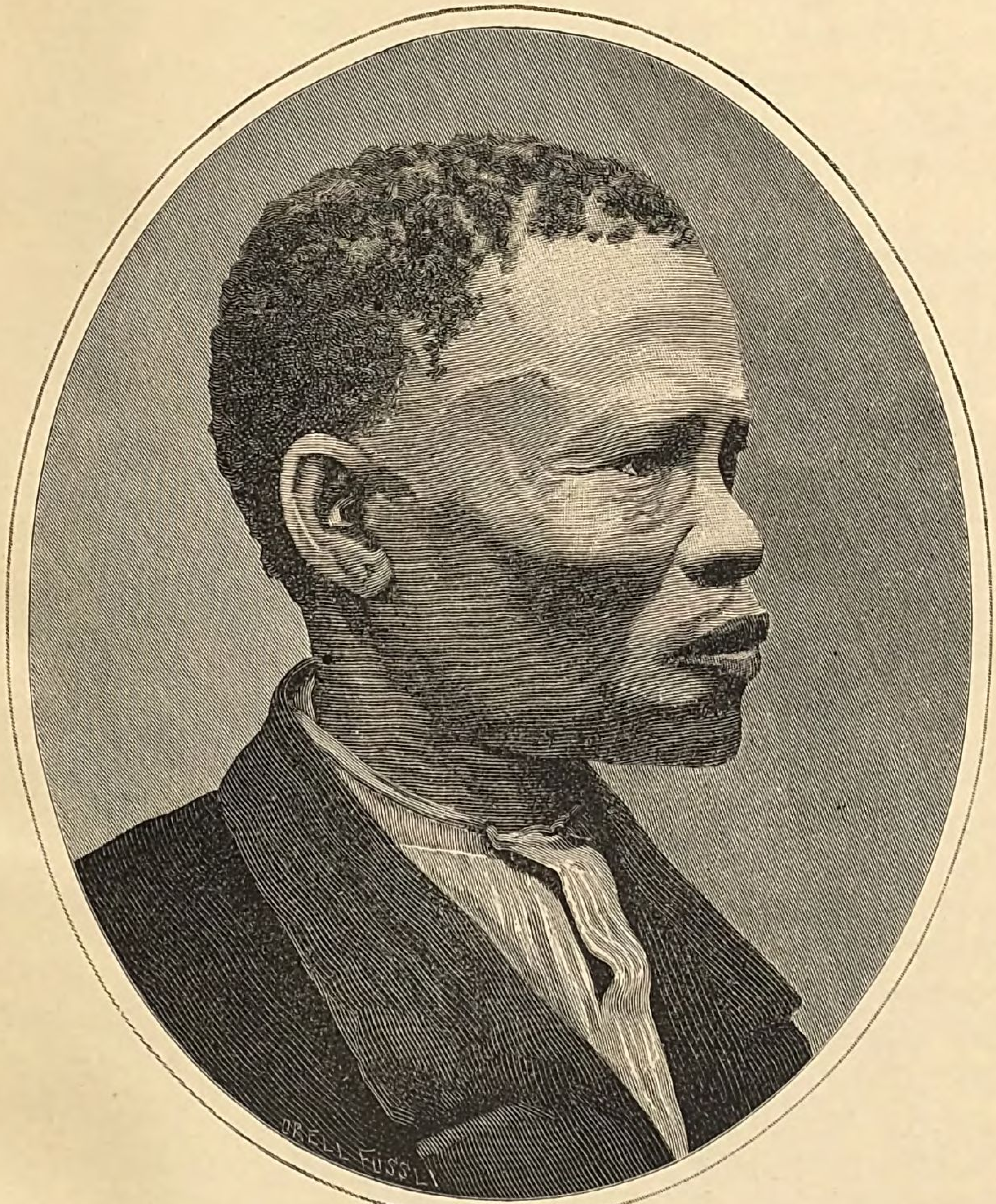
[1]) Nicht inbegriffen ist der Tross, dessen Seelenzahl unausgesetzt ändert.

mischung mit Hottentottenblut entstandene Mischling dagegen trägt zum Unterschied von jenem den Namen eines „Bastards“ (Bastaard). Fritsch macht bereits darauf aufmerksam, dass in dieser Beziehung für den Eingeborenen durchaus keine Beschimpfung liegt, und ich kann dies nur im vollsten Umfange bestätigen; denn wie mit seltenen Ausnahmen jede Hottentotten-Schöne trotz Kirche und Sittenlehre heimlich stolz darauf ist, Mutter eines Kindes zu sein, dem die arische Verwandtschaft am Gesichte abzulesen ist, so nennt sich dieses selbst wiederum mit Stolz „Bastard“, und ist weit davon entfernt, darin für seine eigene Person oder die der Eltern einen Makel zu sehen.

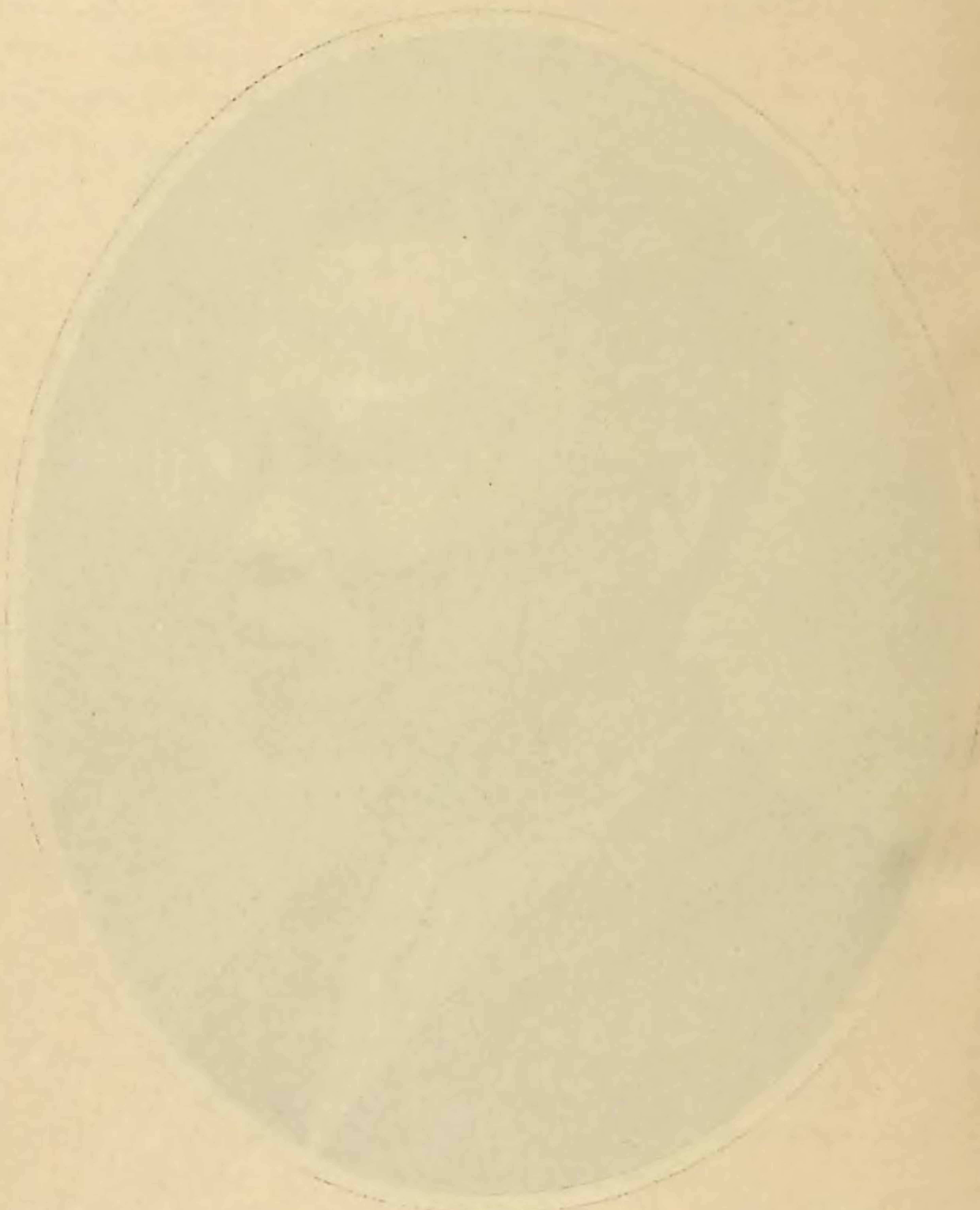
Es ist so gut wie unmöglich, für dieses Mischlingsvolk in Bezug auf seinen Typus ein stabiles Schema von Allen gemeinsamen Merkmalen aufzustellen und ich muss mich daher mit der Aufzählung jener Eigentümlichkeiten begnügen, mit deren Hülfe wir im allgemeinen den Bastard als solchen zu erkennen vermögen.

Am meisten charakteristisch ist wohl der Haarwuchs, der hinsichtlich der Länge der Haare beim Manne so ziemlich die Mitte zwischen dem der beiden Eltern hält, in der Farbe aber vom tiefen Schwarz bis zum dunkeln Blond variiert. Die Tendenz zur Wollbildung ist bei beiden Geschlechtern vorhanden, bei der Frau jedoch, wo das Haar oft eine Länge von $^1/_4$ Meter erreicht, weniger auffallend als beim Manne. Wie die Haarfarbe so ist auch der Teint der Haut den weitesten Variationen unterworfen; und zwar oft im Kreise einer und derselben Familie; so erinnere ich mich, einen Mann gesehen zu haben, dessen Haut kaum heller als die des dunkelsten Hottentotten pigmentiert war, und doch erfreute sich seine Schwester eines so lichten Teints, wie jede vom Cap stammende Weisse.

Als ein fast bei allen Individuen dieser Mischrasse wiederkehrendes Merkmal möchte ich die runden Nasenlöcher bezeichnen. Der Wuchs, dem es in der Jugend keineswegs an einer gewissen Anmut und Grazie fehlt, wird bei dem Weibe nach Eintritt der Pubertät — deren Zeitpunkt zwischen 12—15 Jahren liegt — rasch durch die schrankenlose Entwicklung der Gesäss-



Jan Afrikaner.



fettmassen verunstaltet; ich glaube übrigens diese letztere Bildung beim männlichen Bastard ungleich häufiger als beim männlichen Hottentotten beobachtet zu haben. Fritsch's Beobachtung, „dass sich die zierlichen Hände und Füsse der Hottentotten in der Kreuzung mit weissem Blute nicht zu verlieren pflegen, sondern sich noch verfeinern," kann ich wiederum nur bestätigen.

Beim Bastard ist der Hang zu dem den Hottentotten charakterisierenden Herumstreifen gewissermassen mit dem der Sesshaftigkeit gepaart; der erstere äussert sich unverkennbar in der Jagdlust, der letztere in dem Triebe, dem Ackerbau obzuliegen. Die unmittelbare Nachbarschaft der Hottentotten einerseits und der Buschmänner anderseits verbietet es ihm, grössere Viehherden zu halten; die Beaufsichtigung derselben in eigener Person betrachtet er übrigens als Herabwürdigung und überlässt diese lieber seinen Leibeigenen, den Bergdamara oder Nama-Buschmännern. Ein Abkömmling der Weissen, sucht er sich auch jederzeit als solchem Geltung zu verschaffen und im allgemeinen muss der Vorurteilsfreie gestehen, dass der Bastard, wie wir ihn z. B. auf Rehoboth finden, in mancher Beziehung den Südwest-Afrika des Handels halber bereisenden Weissen wenn nicht überlegen, so doch zweifelsohne ebenbürtig ist. Ich kenne in der Tat nur einen einzigen Charakterzug, der ausschliesslich ihm und nicht auch den meisten jener Händler eigen wäre, nämlich die herabwürdigende Art und Weise zu betteln. Gleich einem kleinen Kinde kann der Bastard stundenlang um die kleinste Gabe bitten, und den, der sie versagt, quälen; kein Argument hilft und was ihm heute abgeschlagen wird, darum bettelt er sicher morgen von neuem mit derselben Ausdauer. Tabak und Branntwein werden auch von ihm als unbedingte Lebensbedürfnisse betrachtet, doch muss ich zu seiner Ehrenrettung gestehen, dass ich niemals einen Bastard so bodenlos betrunken sah, wie ich dies in jenen Gebieten hie und da an Weissen beobachten konnte. Als ausgezeichneter Wagentreiber und Vormann einer Karawane ist der Bastard dem Europäer unentbehrlich, doch ist es nicht ganz leicht, ihm seine richtige

Stellung zuzuweisen, da er nur zu oft einem gewissen Grössenwahn verfällt und alsdann völlige Gleichberechtigung mit dem Herrn anstrebt. Es sind dies alles Fehler, deren Grund grösstenteils in dem mangelhaften Vorbilde zu suchen ist, das ihm von seinen Verwandten väterlicher Seite geboten wird; gelingt es, die Bastardnation in Kontakt mit einer gesitteten weissen Bevölkerung zu bringen, so wird das Ergebnis zweifelsohne ein überraschend günstiges und dankbares sein.

Die Bastards sind ebenso gewandte Reiter wie Schützen, und waren deshalb von jeher als geübte Jäger von den Europäern gesucht; seit dem Zurückweichen des Wildes ist ihnen dieser beliebte Erwerbszweig jedoch grösstenteils verloren gegangen, und sie sehen sich daher jetzt gezwungen, ihren Unterhalt durch den Ackerbau zu bestreiten.

Der Feldbetrieb der Bastards beschränkt sich fast ausschliesslich auf den Anbau des durch die Missionare vom Cap der guten Hoffnung eingeführten europäischen Weizens und Mais, der Wassermelonen und Kürbisse; in neuerer Zeit wird auch Tabak in grösserem Masse gewonnen, allerdings zum Nachteile des weissen Handelsmannes, der dadurch seinen besten Tauschartikel entwertet sieht. Die Äcker werden stets in den, während der Wintermonate Mai—Oktober trockenen, Flussbetten angelegt, und zwar wird mit der Bestellung unmittelbar nach Aufhören der Regenstürme begonnen. Während der Regenperiode pflegen nämlich die Flüsse hin und wieder grössere Wassermassen zu Tale zu befördern, sowie sich diese verlaufen haben und keine Wiederholung eines solchen Herabkommens zu befürchten ist, wird die Saat dem unter der Oberfläche noch Monate lang feucht bleibenden Sande anvertraut und nun das Weitere der Natur überlassen. Ist die Feldarbeit besorgt, so unternimmt der Bastard in Gesellschaft eine Reise nach den nördlichen Districten der Capkolonie und tauscht dort gegen Ochsen, Felle und Straussenfedern Pferde und Gewehre ein, die er nach seiner Rückkehr den Ovaherero wiederum mit Gewinn gegen Ochsen und Kleinvieh verkauft.

In Kleidung sowohl wie in Sitten und Gebräuchen haben sie

sich vollständig den Europäern angeschlossen; ihre Regierungsform ist eine rein republikanische und entspricht ihrem Grundgedanken nach dem Kapitänschafts-System der Hottentotten. Die Bastards sind ohne Ausnahme Christen und betrachten den Missionar oder an dessen Stelle einen aus ihrer Mitte gewählten sogenannten „Ältesten“ als ihr kirchliches Oberhaupt; diesem ist ein Kollegium von Ältesten unterstellt, dem die Aufsicht über die einzelnen Gemeindeglieder und die Handhabung der strengen Kirchenzucht obliegt.

Die Kinder bedienen sich im allgemeinen des hottentottischen Idioms, die Umgangssprache der Erwachsenen dagegen ist das Cap-Holländische, das sich zum eigentlichen Holländischen — der Kirchensprache der Bastards — ungefähr so verhält, wie das Plattdeutsche zum Hochdeutschen, im übrigen aber auch eine stattliche Zahl von Wörtern den südöstlichen Bantusprachen, wie auch dem Hottentottischen und Malayischen entlehnt hat.

Die Einwanderung der Bastards in Gross-Namaland ist wahrscheinlich gleichzeitig mit jener der Hottentotten vor sich gegangen; wie die im Volke lebende Tradition berichtet, sollen sich dem schon früher erwähnten Auszuge der Familie Jager's auch eine grosse Zahl unter Dirk Vyrlander stehender Bastards angeschlossen haben, die sich im Verein mit den Afrikanern im Gebiete der Bondelzwarts in Blydeverwacht niederliessen.

Als Jan Jonker Afrikaner dem von Norden kommenden Hülferufe Folge leistete und seine berühmten Raubzüge gegen die mächtigen Ovaherero unternahm, verlegten die Zurückgebliebenen — aus jenen Bastards und einer kleinen, von Kotje Afrikaner beherrschten Orlamgruppe bestehend — ihre Wohnsitze nach der weiter nördlich am Westrande der Kalaχari gelegenen Quelle ǁHas. Ein bald darauf ausbrechender Streit zwischen den Leuten Vyrlanders und Kotje Afrikaners endigte mit der gänzlichen Niederlage des letzteren und befestigte die Bastards trotz mehrfacher Reklamationen von Seite William Christians, des Häuptlings der Bondelzwarts, in ihren Rechtsansprüchen auf das Feld von ǁHas. Mit den Jahren hat sich nun dort ein mächtiger Bastardstamm entwickelt, der seit 1887

auf Rietfontein, dem früheren Mier, seinen eigenen Missionar besitzt. Abgesehen von zahlreichen vereinzelten, kleineren Immigrationszügen fand ein weiterer grösserer Nachschub erst 1868 statt, und zwar unter Leitung des Missionars Heidmann von de Tuin aus, der zur Gründung der beiden Niederlassungen Rehoboth und Grootfontein führte.

Es ist von Seite der Capbevölkerung schon mehrfach versucht worden, die Ursache der Auflösung jener blühenden Bastardstationen im Norden der Kolonie als eine natürliche Folge der Unverträglichkeit und Arbeitsscheu der damaligen Bewohner, der Bastards, hinzustellen; ein vorurteilsfreies Studium der bezüglichen Akten lässt uns aber die Schuld gerade umgekehrt auf Seite der Ankläger finden. Der Untergang de Tuin's und Pella's ist ein charakteristisches Beispiel für die damaligen kolonialen Zustände und zur anschaulicheren Schilderung derselben lasse ich den von Rhoden, dem Direktor der Rheinischen Missions-Gesellschaft in Barmen, zusammengestellten und darauf bezüglichen Bericht mit dessen eigenen Worten folgen.

„Schule und Gottesdienst waren (in de Tuin)“, sagt Rhoden, „in sehr erfreulichem Zustand, ein geistliches Wachstum unverkennbar; aber die Frage um die Existenz trat immer schwerer an die Gemeinde heran.

Selbst wenn das sogenannte Hinterfeld freies Weideland blieb, konnten sich die Bastards dort nicht mehr halten. Denn die Bauern liessen ihr Vieh, oftmals tausend Stück, ebenfalls in das freie Weideland gehen, um ihr eignes angepachtetes Land zu schonen, setzten sich an die Brunnen, die der Bastard gegraben, brachten ihr krankes Vieh zwischen das Vieh des Bastards, folgten ihm, wohin er auch ausweichen mochte, mit ihren gewaltigen Herden auf dem Fuss, kurz, plagten ihn in aller erdenklichen Weise, um ihn aus der Gegend fort zu treiben. Schutz gegen diese Gewalttätigkeit war nicht zu erlangen. Die Bastards hatten sich an den Distriktsrat, an den Gouverneur, an das Parlament in Capstadt mit dem Erbieten gewandt, 200 Pfund Sterling zu zahlen für 300 000 Morgen Weidefeld, waren aber überall abgewiesen. Zu Anfang 1867 kamen die

Abgesandtsn von Capstadt mit der trostlosen Nachricht zurück, dass da absolut nichts zu machen sei. Auch der letzte Hoffnungsschimmer, der sich an den angekündigten Besuch des Zivilkommissars von Calvinia knüpfte, erlosch, da auch dieser Beamte erklärte, nicht kommen zu können; und man wusste schon, dass dies nichts anderes hiess, als: es wäre doch unnütz, d'rum will ich nicht kommen. Die Auswanderung war zu einer Notwendigkeit geworden. Noch im Jahre 1867 wurde eine Gesandtschaft aus der Gemeinde ins Gross-Namaland geschickt, um einen geeigneten Platz zur Ansiedlung zu suchen. Durch Vermittelung unsers Missionars Krönlein wurde ihnen der günstige Bescheid gegeben, dass sie für zwei Jahre die Erlaubnis haben sollten, im Bersabaer Felde zu wohnen, damit sie von dort aus sich selbst ihren definitiven Aufenthalt suchen könnten. Als die Abgeordneten mit dieser Nachricht zurückkamen, wurde im Februar 1868 eine grosse Ratsversammlung in de Tuin veranstaltet, auf welcher etwa 90 Familienhäupter ihren Entschluss erklärten, auswandern zu wollen, etliche waren schon vorauf gezogen, andere wollten's noch mal in dem südlicher gelegenen Katkop versuchen. Missionar Heidmann war entschlossen, mit den fortziehenden Gemeindegliedern auszuwandern nach dem Gross-Namaland und wartete nur noch auf die Erlaubnis unserer Gesellschaft; die Gemeinde wartete auf eine ausgiebige Regenzeit, und im Stillen traf jeder seine Vorbereitungen.

Um diese Zeit trat aber eine Reihe anderer unerwarteter Ereignisse ein, welche die sämtlichen Grenzbezirke im Norden der Kolonie in Verwirrung setzten, und den Verlust nicht bloss von de Tuin, sondern auch von Pella und den sonstigen Nebenstationen am Grossfluss schneller herbeiführte, als man für möglich hielt. Schon im Laufe des Jahres 1867 war es vorgekommen, dass die wilden Wüstenbewohner jenseits des Grossflusses, die Buschmänner und Koranna, die seit einem Jahrzehnt nicht mehr gewagt hatten, den Fluss zu überschreiten, ihre Raub- und Mordzüge in das Capländische Gebiet aufs neue begannen; der Hunger herrschte hüben und drüben in gleichem Masse; aber die Wüstenbewohner waren mit ihren Vorräten schneller fertig,

als die Bastards und die Bauern in der Kolonie; und nachdem sie sich in der Wüste unter einander bekriegt, beraubt und erwürgt hatten, war für sie nichts anderes übrig geblieben, als die gleiche Praxis im Capland zu versuchen, um durch gestohlenes Gut ihr Leben zu fristen. Die Bastards von de Tuin lagen mit ihren· Herden zum Teil ganz nahe am Grossfluss. Sie waren deshalb dem ersten Angriff ausgesetzt. Monat um Monat hörte man von Dutzenden geraubter Rinder, von vierzig oder fünfzig gestohlenen Schafen und Ziegen; und alle Versuche, den Koranna-häuptling vom Hartbeestfluss für die Räubereien seiner Leute verantwortlich zu machen, machten das Volk nur desto frecher. Die Bitten an die geordneten Obrigkeiten, an den Feldkornet, an den Zivilkommissar, an den Distriktsrat von Calvinia, sogar an den Gouverneur in Capstadt, diesem Unwesen abzuhelfen und die Untertanen Englands gegen die Räubereien wilder Grenznachbarn sicher zu stellen, waren vergeblich. Man schien es gar nicht ungern zu sehen, dass die Bastards an der Grenze auf diese Weise noch mehr bedrängt und geschwächt wurden. Erst als auch weisse Bauern von den immer kühner gewordenen Koranna belästigt wurden, wurden einige Polizeimannschaften aufgeboten und Kommandos organisiert, aber bei weitem nicht ausreichend, um das fremde Raubgesindel zu schrecken und zurückzuweisen. Schon war man auf de Tuin keine Nacht mehr sicher. Abends mussten alle Feuer gelöscht und die ganze Nacht gewacht werden. Kaum dass noch Abendschule und Abendgottesdienst gehalten werden konnte. Wer mit seinem Vieh den Räubern aus dem Wege flüchten konnte, war geflohen. Nur wenige Arme und Schwache waren auf de Tuin zurückgeblieben; sie hätten sich gegen keinen Überfall verteidigen können. Noch einmal wollte der Missionar seine ganze Gemeinde in der Kirche von de Tuin um sich sammeln, wollte mit ihr eine feierliche Abschiedsfeier und Abendmahl halten und dann nach nochmaliger Beratung den Auszug beginnen. Am 1. Juli 1868 sollte die Feier sein. Auch das konnte nicht geschehen. Der grössere Teil der Gemeinde konnte wegen der Dürre und Magerkeit des Viehes gar nicht auf die Station kommen; Heidmann selbst lag

krank an einem gefährlichen Halsgeschwür; die aber zusammengekommen waren, stimmten alle darin überein, dass kein Augenblick zu verlieren sei, de Tuin müsse unbedingt verlassen werden, man wolle auf Pella warten, bis Regen käme und die Jahreszeit günstig sei und dann in Gottes Namen über den Grossfluss in's Gross-Namaland. Alles, was gehen konnte, zog sogleich fort. Der Missionar war einer der letzten. Am 12. Juli kniete er zum letztenmale mit den wenigen Getreuen, die noch bei ihm waren, in dem verödeten Kirchlein nieder. Dann ging es fort nach Pella. Es war die höchste Zeit gewesen. Wenige Tage nachher war ein wilder Korannaschwarm über de Tuin hergefallen, zum Glück war nichts mehr zu holen.

In Pella traf Heidmann neben dem damals noch lebenden, emeritierten Vater Schröder den jungen Missionar Hegner, der seit Ostern auf dieser Station wirksam war. So sehr der junge Mann es sich hatte angelegen sein lassen, das arme Pella aus seinem elenden Zustande etwas emporzubringen, so war's ihm doch nicht gelungen. Die äussere Haltung der Bewohner war zwar im ganzen zufriedenstellend, sie hatten ihren Missionar lieb und folgten ihm willig. Aber inneres Leben durfte man nicht viel bei ihnen suchen, und von Wohlstand oder auch nur von der Möglichkeit des Bestehens war keine Rede. Als Heidmann mit seinen Emigranten auf der Station ankam, fand er sie fast leer. Nur ein paar Frauen und Alte waren da, die vom Missionarshause ihre Almosen empfangen und nirgends hin wussten. Die meisten hatten sich in die Nähe von Steinkopf und Konkordia gewendet oder waren über den Grossfluss gezogen. Denn schon hatte auf Pella das Rauben und Morden der Koranna ebenfalls begonnen. Schon war eine Anzahl Flüchtlinge zum Teil schwer verwundet durch die Steine und Giftpfeile der Buschmänner auf die Station gekommen; von Heidmanns Ochsen und Kühen wurden mehrere gestohlen, etliche Werfte, die vereinzelt in der Nähe lagen, wurden gänzlich ausgeraubt. Also auch hier war keine Sicherheit. Die Gemeinde von de Tuin setzte am 16. November 1868 über den Grossfluss, und die Gemeinde von Pella, soweit sie nicht über den Grossfluss folgte,

zerstreute sich nach dem Süden. Am 11. August 1869 verliess auch Missionar Hegner mit dem Rest der Leute die Station und begab sich zunächst nach Konkordia, um dort in die Stelle des verstorbenen Kupferbürger zu treten. Die Buschmänner aber kamen mit Weib und Kind und setzten sich fest auf Pella und wohnten in den verlassenen Hütten. So ging auch Pella zu Grunde, wie de Tuin zu Grunde gegangen war. Es hatte sich nur etwa ein Jahr länger gehalten. Von der Regierung ohne allen Schutz gelassen, erlagen beide Stationen den Raubanfällen der wilden Grenznachbarn."

So lautet der Bericht, welcher uns zeigt, wie die Schuld für die Auswanderung der Bastards nicht bei diesen zu suchen ist, wie man ihnen fälschlich nachredet, sondern vielmehr in den traurigen Zuständen der Capkolonie.

Einige Familien hatten sich, des Herumwanderns satt, schon etwas früher von dem Gros abgetrennt und waren nach dem am Westabhang des !Han‡ami-Plateau gelegenen Geilaub (Grootfontein) gezogen. Auch diese Station blühte bei der Arbeitslust und der Tüchtigkeit der Bastards rasch auf, aber nur mit scheelen Augen sahen die Hottentotten in nächster Nähe ein kräftiges, expansionsfähiges Element heranwachsen, und getrieben von Furcht und Neid suchten sie auch alsbald den friedlich gesinnten reichen Nachbar nach Möglichkeit zu schädigen. Die unruhige Zeit der Bürgerkriege kam ihnen hierbei zu Hülfe; in Gesellschaft mit Nama-Buschmännern gegen die Bastards regelrechte Raubanfälle unternehmend, zwangen sie diese schliesslich, Grootfontein definitiv zu verlassen und mit dem ihnen 1878 zugesandten Missionar Pabst die Wanderschaft neuerdings anzutreten. Seit einigen Jahren weilen die Grootfonteiner nunmehr als Gäste unter den Bondelzwarts in Warmbad.

Ausser den Rehobothern, den Eingangs besprochenen Rietfonteinern, den ehemaligen Grootfonteinern und den auf Kalkfontein wohnenden Vries'schen Bastards, über deren Geschichte mir nichts bestimmtes bekannt ist, finden sich nun aber in den verschiedenen Hottentottenstämmen zerstreut noch kleinere und grössere Bastardsgruppen, die unter der Herrschaft der betreffen-

den Hottentottenhäuptlinge leben und sich dabei der weitgehendsten Freiheiten erfreuen; erwähnenswert in dieser Hinsicht sind die Bastardsniederlassungen in Keetmanshoop, in ǃHoaχaǃnas, in ǀHaruχas und die neuerdings von Missionar Fenchel besuchten Werfte längs des den Osten Gross-Namalandes von Nord nach Süd durchschneidenden Oubflusses.

Die Gesamtzahl sämtlicher im Gebiete der Hottentotten wohnender Bastards wird ungefähr 2000 Seelen betragen und zwar verteilen sich diese folgendermassen auf die einzelnen Stämme und Gruppen:

Ursprüngl. Wohnsitz.	Häuptling.	Der zeitl. Hauptsitz.	Seelenzahl.
De Tuin (Capkolonie)	Hermanus van Wyk	Rehoboth	6—800
do.	Klas Zwart	Warmbad	ca. 300
Steinkopf	Elias Vries	Kalkfontein (ǀGaibes)	ca. 200
Pella	Dirk Vyrlander	Rietfontein (Mier)	4—500
Zerstreut lebende Bastards			ca. 400
Gesamtzahl 1900—2100 Seelen.			

Als weiteren, den Süden des deutschen Schutzgebietes in Südwest-Afrika bewohnenden Volksstamm habe ich nun auch noch der ǃHaukhoin (rechte Menschen)[1]) zu erwähnen, welche sowohl von den Hottentotten als den später zu behandelnden Ovaherero von grundverschiedener Rasse sind, und die zum Unterschied von den letzteren, den sogenannten Viehdamara, auch kurzweg Bergdamara genannt werden, hauptsächlich wohl darum, weil sie mit besonderer Vorliebe in den Gebirgen zu hausen pflegen.

Der Bergdamara, mag man ihn nun nach seiner anthropologischen Beschaffenheit oder seiner ethnologischen Zusammengehörigkeit hin prüfen, behauptet eine vollkommen isolierte Stellung: die ins schwärzliche spielende Hautfarbe, verbunden mit der kurzen aber gedrungenen Körpergestalt, trennen ihn ebenso scharf von der Rasse der Hottentotten (inklusive Buschmänner), wie von jener der nördlich liegenden Bantustämme. Abstammung,

[1]) So nennen sich die Leute selbst.

Ursitze und Wanderungen — sofern solche überhaupt von ihnen jemals unternommen wurden, sind uns vollständig unbekannt und werden dies leider auch bei dem überraschenden Mangel an Sagen, Traditionen und rein nationalen Gebräuchen aller Wahrscheinlichkeit nach für immer bleiben müssen. Fritsch gibt der Vermutung Raum, die Bergdamara, die !Haukhoin, möchten durch „Vermischung" entstanden sein, doch entbehrt diese Hypothese vor der Hand noch jeder Begründung; die ganze Erscheinung eines Bergdamara zeigt, wie bereits bemerkt, nicht nur keinerlei Anklänge an den Bantu- oder Namatypus, sondern scheint mir vielmehr an die schwarzen Stämme im Gebiete des Benue, an die eigentlichen Neger zu erinnern, ohne dass damit jedoch eine engere Verwandtschaft mit jenen behauptet werden soll. Die Mehrzahl der Missionare, die unbestreitbar besten Kenner der südwestafrikanischen Volksrassen, sind der Ansicht, dass die Bergdamara die dezimierten Reste der vor der Einwanderung der Bantustämme das gebirgige südwestliche, die Buschmänner dagegen die Überbleibsel einer ehemals das ganze zentrale, südliche und südöstliche Afrika bewohnenden Urbevölkerung repräsentieren und diese Auffassung kann ich bei dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntnisse nur voll und ganz teilen. Das Auftreten der schon früher erwähnten hellfarbigen, von Norden kommenden Rasse, mag in diese Verteilung eine erste Disharmonie gebracht haben, indem sie die Bildung eines Mischlingsvolkes (Hottentotten) verursachte, das ausgestattet mit einer höhern Intelligenz und jener beim Auftauchen einer Mischlingsrasse gegenüber den Uransässigen stets zu beobachtenden grössern Expansionskraft über die Buschmänner im Laufe der Zeit eine gewisse Suprematie gewann und die letztern in Gebiete zu drängen vermochte, die ihm für die eigene, anspruchsvollere Existenz nicht verlockend schienen.

In einer späteren Periode erscheinen dann im Osten des afrikanischen Kontinentes die Bantuvölker, die, das tropische Afrika rasch überflutend und sich als mächtiger Keil nach der Westküste vorschiebend, die Neger nach Norden und die Bergdamara samt den Hottentotten und Buschmännern nach Süden

drängen, wodurch der gegenwärtige Kontakt dieser drei letzteren Rassen notgedrungen noch viel inniger wurde, als er schon vorher war.

Der bedeutsame Umstand, dass sich die Bergdamara ausnahmslos des Idioms der Hottentotten bedienen, lässt uns übrigens auch vermuten, dass sie mit diesen bedeutend früher in Berührung gekommen sein müssen, als mit den Bantustämmen, von denen die Ovaherero z. B., wie noch später ausgeführt werden soll, erst Ende des letzten Jahrhunderts den Kunene überschritten. Wahrscheinlich wohnten, beiläufig bemerkt, in früheren Zeiten die Hottentotten bedeutend weiter nach Norden, als dies heute der Fall ist, wenigstens sprechen hierfür zahlreiche im Volksmunde erhaltene Ortsnamen des Hererolandes und der Omaheke, die unzweifelhaft hottentottischen Ursprungs sind.

Wenn wir den Erzählungen einzelner Bergdamara oder !Haukhoin Glauben schenken dürfen, so muss die Seelenzahl dieses Volkes noch vor kaum einem Menschenalter überraschend gross gewesen sein; so ist ja auch bekannt, dass der Reisende Sir Francis Galton noch vor 40 Jahren da zahlreiche Bergdarama-familien fand, wo wir sie heute vergeblich suchen würden. Als noch bewohnte Schlupfwinkel derselben sind das Erongo-, Etjo- und Omuveroumue-Gebirge, ferner die zwischen Hereroland und dem 18. Breitegrade gelegenen Distrikte und das Quellgebiet des schwarzen und weissen Nosob zu bezeichnen. Sie bilden nirgends politisch organisierte Genossenschaften, sondern leben in kleinen, unter sich eines Zusammenhanges entbehrenden Familienverbänden sporadisch bald da, bald dort. Dem Ältesten einer solchen Gruppe fallen als dem angesehendsten und erfahrungsreichsten die Rechte eines „pater familias“ zu, die aber von den Genossen nur so lange respektiert werden, als es diesen genehm ist, und dieser lockere, ephemere Zusammenhang ist es gerade, der den Verfall der Rasse so sehr zu beschleunigen vermag.

Im südlichen Teile des Hererolandes und in Gross-Namaland finden wir den Bergdamara als Sklave der Hottentotten, Bastards, Ovaherero und selbst der Weissen. Sein indolenter Charakter hat ihm nicht erlaubt, sich gleich dem Buschmann

die ursprüngliche Freiheit zu bewahren, und so ist er zum besitzlosen Paria, zum willenlosen Werkzeuge der Landesherren herabgesunken. Von Zeit zu Zeit pflegt sich aber auch in ihm wieder der Drang nach dem verloren gegangenen, ungebundenen Leben zu regen: in die unwegsamen Schluchten der Gebirge fliehend, nährt er sich dort von Pflanzen, Heuschrecken und Ameisenlarven; wird der Hunger aber fühlbarer, so steigt er ins Tal, um der Jagd obzuliegen, freilich nicht der mühsamen auf die flüchtigen Antilopen, sondern der ausgiebigeren unter den Herden seiner verhassten Bedrücker, bis er von diesen dann selbst wiederum gleich Wild gehetzt und zusammengeschossen wird. So lebt der Arme in einem steten, grausamen Kampfe gegen die Natur und die Menschen, die sich beide verbündet zu haben scheinen, um seinen Untergang rascher herbeiführen zu können. Nach der Überzeugung der Hottentotten ist der Bergdamara nächst verwandt mit dem Pavian; den einen, wie den anderen zu verfolgen und auszurotten daher sowohl Hottentotten wie Ovaherero als verdienstvoll betrachten!

Der Bergdamara besitzt mit seltenen Ausnahmen weder Klein- noch Grossvieh und ist daher in seiner Ernährung fast ausschliesslich auf Pflanzenkost angewiesen; als gesuchte Leckerbissen gelten ihm Heuschrecken sowie eine dem Geschlecht und der Art nach noch nicht bestimmte gelb und blau getüpfelte Raupe, die er beide in der Asche leicht röstet und ohne weitere Zutaten zu verzehren pflegt. Die sogenannten Uientjes werden ebenfalls im Feuer gebraten, um dann entweder sofort verspeist oder bei genügendem Vorrat wohl auch erst in einem Holzmörser zerstampft und mit Wasser angerührt als Brei gegessen zu werden.

Zur Erlangung des Wildes bedient sich der Bergdamara ausser des Bogens und der Pfeile namentlich der Fallgruben und Schlingen, doch ist die Jagd infolge der von Europäern und Hottentotten angerichteten Massenverheerungen für ihn kaum mehr von Belang.

Die Bewaffnung der Leute besteht, abgesehen von den eben erwähnten primitiven Bogen und Pfeilen aus einem kurzen, $^1/_3$

Meter langen Wurfstock mit verdicktem Ende, und einer langen Lanze mit kaum Decimeter langer, schmaler Eisenspitze. Die Bekleidung beschränkt sich beim Manne auf ein paar rohe Fellstücke, beim Weibe kommt zu diesen in der Regel noch ein um die Schultern geschlungener Schafpelz hinzu.

So ärmlich wie das Fellkleid ist auch der mitgeführte Schmuck, der in einigen wenigen, aus Binsen verfertigten Arm- und Beinringen, einem Collier aus den Samen einer Bauhinia oder aus Holzstückchen, seltener aus Eisenperlen, und schliesslich einem Halsband mit verschiedenen Amulets besteht. Bei festlicher Gelegenheit pflegen sie sich gleich allen übrigen südwestafrikanischen Stämmen mit Ocker, Fett und aromatisch riechenden Pflanzenpulvern einzureiben, zeichnen sich jedoch im allgemeinen durch eine erschreckliche Unsauberkeit aus, eine Eigenschaft, die ihnen von Seite der Hottentotten die Bezeichnung ǂaudaman (Dreckdamara) eingebracht hat.

Die Wohnhütte, sofern der Schlupfwinkel des Bergdamara diesen Namen überhaupt verdient, hat die Gestalt eines länglichen Kegels; einige lange, rohe Pfähle dienen in Verbindung mit etwa bereits vorhandenen und zum gewünschten Zwecke die erforderliche Stärke aufweisenden Sträuchern als Gerüst, um welches unentlaubte Äste und Zweige gewunden und gegenseitig verstrickt werden. Die ganze Anlage, die gerade genügend Raum für das unentbehrliche Feuer und die Schlafstelle bietet, trägt in allen Teilen den Charakter des für augenblickliche Zwecke dienenden und entbehrt jeder Sorgfalt und — nach unserem Sinne — jeder Wohnlichkeit. Galton berichtet in seiner höchst anziehenden und viel zu wenig bekannten Schilderung von weitläufig angelegten Bergdamarahütten, die er auf dem Erongoberge bei |Ameib fand. „Das Gerüst,“ sagt er, „bestand gemeiniglich aus wachsenden Bäumen, von denen eine Gruppe ausgewählt und ihre unteren Äste verdünnt worden waren; dann war der Gipfel derselben niedergebogen und ineinander verflochten, wobei die Bäume in der Mitte die Hütte in zwei oder sogar drei Zimmer abteilten.“

Der Hausrat besteht aus wenigen hölzernen, flachen oder

vertieften, kahnförmigen Schüsseln, einigen Fellen, dem Holzmörser zum Zerstossen der Uientjes, einem Stock zum Graben der Wurzeln, den beiden Stäben zum Anreiben des Feuers, den Waffen und dem Fellsack mit Tabak, der Pfeife, dem Feuerschwamm und sonstigen kleinen Habseligkeiten.

Von charakteristischen Gebräuchen ist nur die auch bei den Hottentotten sich vorfindende Sitte des Amputierens des letzten Gliedes am kleinen Finger zu erwähnen; die Beschneidung ist ihnen fremd. Wie ihre ehemaligen Nationalgebräuche vollständig von jenen ihrer Überwinder, der Hottentotten, verdrängt worden sind, so scheint auch ihre Religion ein seltsames Gemisch von dunkeln und unverständlichen Sagen, vorwiegend hottentottischen Ursprungs zu sein, ohne dass sie jedoch im Stande oder Willens wären, hierüber positive Angaben zu machen. Ihr Idiom ist, wie ich bereits anzuführen Gelegenheit hatte, das der Hottentotten, unterscheidet sich aber von diesem durch eine nicht zu verkennende und namentlich bei der Intonation zur Geltung kommenden Rauheit in der Aussprache. Die Charaktereigenschaften, die in einer, den Hottentotten und den Ovaherero gegenüber grell sich abhebenden natürlichen Bescheidenheit, Anspruchslosigkeit und leichter Anlernung zur Arbeit zum Ausdruck kommen, befähigen sie in ganz hohem Masse, für die deutschen Schutzgebiete eine wertvolle Arbeitskraft abzugeben. Am Cap der guten Hoffnung erkannte man diesen eminenten Vorteil schon längst und man hat darum auch schon vor Jahren zahlreiche Bergdamara nach dem Süden der Kolonie gebracht; dieser Dislokationsversuch mit völligem Wechsel der Umgebung und Lebensbedingungen scheint jedoch kläglich gescheitert zu sein.

Die von den Missionaren schon mehrfach gemachten Anstrengungen, die zersprengten Bergdamara an einzelnen Plätzen zu sammeln, haben stets an dem Hochmut der Ovaherero und Hottentotten Schiffbruch gelitten; ein in dieser Hinsicht tatkräftiges Eingreifen der deutschen Reichsvertretung wird für das Schutzgebiet von hochbedeutsamem Nutzen sein.

Die Gesamtzahl der Bergdamara ist von Missionar Viehe, einem gewiegten Kenner des Hererolandes, anlässlich dessen

1887 im Schosse der Missionsgesellschaft zu Barmen gehaltenen Festrede auf 35000 geschätzt worden.

Beiläufig erwähne ich endlich noch der Nama-Buschmänner; als solche bezeichnet nämlich Missionar Brincker die Mischlinge von Hottentotten mit Buschmännern, die sich ähnlich den Bergdamara in kleinen Horden in ganz Südwest-Afrika vorfinden und deren Leibesgestalt, Kopfformation und Hautfarbe unverkennbar die hottentottische Abstammung verraten.

Die von Missionar Brincker eingeführte Bezeichnung ist allerdings nicht sehr glücklich gewählt, da die in Frage kommenden Individuen keineswegs nur der Kreuzung mit Buschmännern entspringen, sondern überhaupt als heruntergekommene Mischlinge von Hottentotten mit Bergdamara, Ovaherero, Buschmännern etc. aufzufassen sind. Ich durfte ihrer deshalb nicht vergessen, weil die in neueren Berichten so oft genannten „Buschmänner" Gross-Nama- und Hererolandes mit jenen Blendlingen ausnahmslos identisch sind und mit dem reinen Buschmann, der sich aus diesen Gebieten schon längst in die viel weiteren Spielraum gewährende Kalaχari zurückgezogen hat, nichts als die entfernte anthropologische Verwandtschaft gemein haben. Die Nama-Buschmänner sind ausgezeichnete Viehdiebe und finden den besten Lebensunterhalt bei steten Kriegen und Raubzügen der Hottentotten gegen die Ovaherero, denen sie daher auch gleich Aasvögeln unentwegt nachzuziehen pflegen.

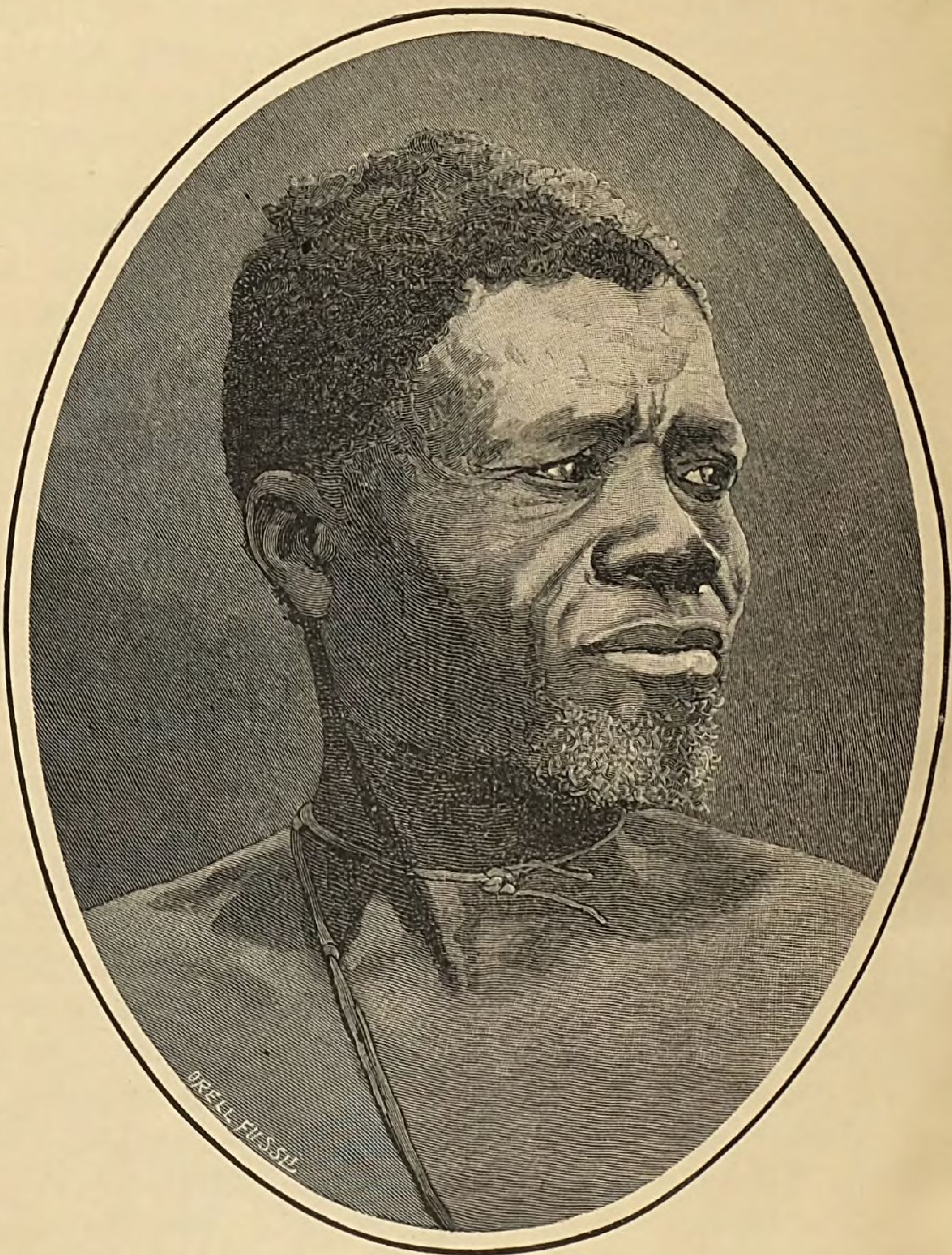
VI. Kapitel.

Fortsetzung der Reise nach Omaruru; Besuch der Missionsstationen Otjizeva, Otjikango, Otjimbingue, Omaruru und Omburo.

Wir verliessen Rehoboth Donnerstag den 4. Juni in früher Morgenstunde, begleitet von Missionar Heidmann, der zum Abschied noch draussen im Felde mein bescheidenes Mittagsmahl

mit mir teilte und sich dann von seinem Apfelschimmel „Sedan“ zurück nach seinem Heim tragen liess, während wir gestärkt durch die genossene Ruhe mit frischem Mute unsere Reise nach Norden fortsetzten. Den Ochsen schien die Wiederaufnahme der Arbeit allerdings weniger zu behagen, denn die ersten paar Nächte verursachten sie uns durch hartnäckiges Ausreissen, eine Unartigkeit, von der auch das Pferd angesteckt wurde, viel Mühe und Unannehmlichkeiten. In ǀNauas, einer Wasserstelle am ǂOanǁobfluss, verliessen wir die äussersten Bastardsposten und erreichten, längs des genannten Flussbettes hinziehend, Aris, am Fusse des Auasgebirgsstockes gelegen, Sonntag den 7. Juni. Tiefe, in eine Art von Lateritboden eingeschnittene Schlote zwangen uns, langsam und bedächtig vorzugehen, um so mehr als die Wagenräder in Folge der austrocknenden Sonnenhitze bereits in einem höchst baufälligen Zustande waren. Als wir gegen den wild zerrissenen Berg anstiegen, brach noch zu guter letzt der grosse, das Vordergestell zusammenhaltende eiserne Bolzen und musste notbehilflich durch einen rasch improvisierten hölzernen ersetzt werden; diesem Defekt hatten wir nun natürlich bei dem schwierigen Aufstieg Rechnung zu tragen, da es sonst leicht hätte passieren können, dass die Ochsen an einer besonders kritischen Stelle mit samt dem Vorderteil des Wagens bergauf getrabt wären, das für uns nicht minder wichtige Hinterteil des Fuhrwerkes aber zurückgelassen hätten. Im Laufe des Nachmittags wurde die Passhöhe (ca. 2100 m), die Wasserscheide zwischen den Flüssen Gross-Namalandes und denjenigen Central-Hererolandes gewonnen und nun der kaum weniger beschwerliche Abstieg in Angriff genommen; mit Sonnenuntergang hatten wir, in der Ebene anlangend, das schwerste Stück Arbeit glücklich hinter uns. Zur Mittagsstunde des folgenden Tages befanden wir uns in Gross-Windhoek (ǀAiǁgams), eine nicht unbedeutende, heisse Schwefelquelle, in deren Nähe, hinter einem kleinen Hügel versteckt, die Ruinen der Missionsstation Klein-Windhoek liegen.

Zur Zeit, da noch der mächtige Jonker mit seiner übermütigen Bande in diesem Gebiete hauste, war in Windhoek



Bergdamara (Mann).



Bergdamara (Frau).

reges, lautes Leben; Trinkgelage wechselten mit Tanzfesten ab und der Platz war sozusagen das Paris Gross-Namalandes. Unter Jonker's Schutz entfaltete Missionar Schröder eine reiche Tätigkeit und gestaltete die kleine Missionsstation zu einer wahren Perle; später aber, in dem von neuem ausbrechenden Rassenkrieg wurde Windhoek, als der Streitapfel zwischen Hottentotten und Ovaherero, zum Schauplatze der erbittertsten Gefechte und Greueltaten; in diesen Kämpfen wurde die Station zerstört und ist seitdem mit einzelnen zeitweiligen Ausnahmen bis auf diesen Tag unbewohnt geblieben. Unsere Ankunft begrüssten blos einige bellende Schakale, die sich bei weiterer Annäherung rasch aus dem Staube machten; ringsum girrten Tauben und kreischten aus ihrer Ruhe aufgeschreckte Guinea-Hühner, aber von Menschen oder deren Spuren war weit und breit nichts zu entdecken. Die Quelle ist in weitem Umkreis von sumpfigem Terrain umgeben, dessen von blaugrünem und hochrotem Algenfilz [1]) durchwobener niedriger Scirpusrasen in allen Farben schimmert; in etwas weiterer Entfernung ist der Boden mit weisser Salzausblühung überkleidet, die im Glanze der Mittagssonne gleich frisch gefallenem Schnee leuchtet. Ein Spaziergang von kaum zwanzig Minuten bringt den Wanderer von dieser grösseren Quelle nach Klein-Windhoek, den verlassenen und zerfallenen Missionsgebäulichkeiten. Im Garten, dessen Hecke längst niedergerissen und zu Boden getreten ist, wuchern verwilderte und kaum mehr zu erkennende Gartenkräuter europäischen Ursprungs; kräftig stehen die alten Feigenbäume da, als ob sie der Missionar noch wie ehedem mit Liebe und Sorgfalt hegen und pflegen würde, und mit Wehmut gedenken wir unwillkürlich der zerstörenden Roheit jener Horden, die es nicht verstanden haben, sich die Wohltaten, die ihnen mit unendlicher Selbstlosigkeit geboten wurden, zu eigen zu machen und zu sichern.

Bei den nicht seltenen Besuchen, die Windhoek ab und zu von Jonker's Leuten erhält, schien mir, da ich deren Bekannt-

[1]) Vorwiegend aus Sphaeroplea annulina bestehend; vergl. die bezügl. Abhandlung von Prof. Magnus in der Notarisia V. Nr. 19.

schaft nicht zu machen wünschte, ein längeres Verweilen nicht gerade angeraten, und wir brachen daher noch im Laufe desselben Nachmittages auf, um vorsichtshalber vor Anbruch der Nacht zwischen uns und die verlassene Wasserstelle eine möglichst grosse Distanz zu bringen. Im Laufe des nächsten Vormittages berührten wir bei Ongeama das steinige Bett des ǂHandaǁhoab, der zur Zeit aus einem mageren Wasserfaden bestand, und erreichten dann mit Sonnenuntergang die zwischen dem ǂHandaǁhoab und einem von Westen kommenden, kräftigeren Flussarm gelegene Missionsstation Otjizeva, die erste und am weitesten nach Süden vorgeschobene Hereroniederlassung. Ich fand bei Missionar Eich herzliche Aufnahme und hatte anderntags Gelegenheit, in dessen Gesellschaft einen kleinen Streifzug durch die nächste Umgebung zu unternehmen, die mir eine bescheidene botanische Ausbeute einbrachte. Hier begegnete ich dem ersten Exemplare der Acacia albida *Dél.*, dem Anabaum der Holländer (Omue der Ovaherero), dessen hohe pyramidenartige Krone weit über alle anderen Bäume emporragte. Das ganze Feld trug einen wohl ½ Meter hohen, äusserst dichten Rasen der Setaria verticillata *Beauv.*[1]), jenes Grases, dessen reife Infloreszenzen sich bei der geringsten Berührung gleich Kletten an den Kleidern festzuhaken pflegen, und deren scharfe Borsten bei jeder Bewegung immer tiefer eindringen, sodass sich eine Wanderung durch ein solches Setariameer tatsächlich zur peinlichen Qual gestaltet.

Da Frau Eich in Erwartung eines Glück verheissenden Familienereignisses war, so nahm ich schon am folgenden Tage von der gastfreundlichen Missionarsfamilie Abschied und brach nach der nur 25 km entfernten Station Otjikango auf. Nach viermaligem Traversieren über das von Otjizeva kommende, breite Flussbett langten wir am Freitag Nachmittag am Rande des ebenfalls trockenen Tsoaχoub[2]) und gegen Abend desselben Tages in Otjikango selbst an. Einige prachtvolle Anabäume luden uns zum Ausspannen ein und nach Absolvierung der mancherlei

[1]) Im Idiom der Ovaherero oviramata genannt.

[2]) Tsoa = After, χoub = Excrement.

durch die Pflege der Leute und der Tiere gebotenen Baas-Pflichten stattete ich dem dort stationierten Missionar Meyer meinen Besuch ab, in dessen Familienkreis ich dann noch einen fröhlichen Abend verlebte. Der Vormittag wurde zu einer Exkursion längs des Tsoaχoub und durch die benachbarte Hügellandschaft benützt. Eine gewisse Vegetationsveränderung gegenüber den durchreisten Gebieten Gross-Namalandes war hier unverkennbar; abgesehen von dem Auftreten der bereits erwähnten Acacia albida sind für die Landschaft nördlich von Otjizeva namentlich die dichten und nur schwer mit dem Wagen zu durchdringenden, vorwiegend Gallerie-Waldungen bildenden Haine verschiedener in Strauchform verbleibender Akacien charakteristisch. Zwischen Otjizeva und Otjikango liegt auch die Südgrenze der Pyramidenbauten ausführenden Termiten.[1])

Die Station ist auf einer kleinen Erhöhung der rechten Uferseite des Tsoaχoub postiert und zwar etwa fünfzehn Minuten von diesem entfernt, am Fusse einer steilen festungsähnlichen Gebirgsmauer; talauf- und talabwärts folgt der Blick ungehindert dem mit hochstämmigen Dornbäumen bekleideten Flussbette, um schliesslich an den steil in dasselbe abstürzenden kahlen |Komabgebirgstöcken haften zu bleiben. In unmittelbarer Nähe des Missionshauses entspringen eine Anzahl Schwefelthermen (64°), deren Heilkraft schon öfter von den im Lande wohnenden Europäern mit Erfolg bei Flechtenleiden erprobt worden ist. Einen besonderen Reiz erhält der Platz durch eine kleine Gruppe hoher Dattelbäume, die von den ersten Missionaren aus Samen gezogen wurden und hier vortrefflich zu gedeihen scheinen, wenn auch das Aroma der Früchte, die überdies nur in günstigen Jahren zur Reife gelangen, weit hinter dem ihrer in Nordafrika kultivierten Brüder zurückbleibt. Otjikango beansprucht übrigens ein ganz besonderes historisches Interesse in Hinsicht auf die zahlreichen Gefechte, die sich auf dem Platze selbst und in dessen nächster Umgebung zu wiederholten Malen zwischen Hottentotten und Ovaherero bis in die allerneueste Zeit abge-

[1]) Wohl nicht verschieden von der im tropischen Afrika überhaupt verbreiteten Termes bellicosus.

spielt haben; nebst vielen Anderen fiel hier, wie bereits an früherer Stelle erwähnt worden, im heissen Kampfe auch der Bethanische Häuptling David Christian.

Am Sonnabend den 13. Juni setzten wir in früher Nachmittagsstunde die Reise fort; westliche Richtung einschlagend, folgten wir dem Laufe des Tsoaχoub und erreichten gegen 5 Uhr abends die heissen Quellen von Otjikango okatiti oder Klein-Barmen, in deren Nähe wir unser Nachtlager aufzuschlagen beschlossen. Die Quellen, deren Temperatur zur Zeit 61^0 betrug, entspringen einem grossen Becken, umrahmt von glimmerreichem Gneiss, dessen einzelne Platten steil aufgerichtet sind. Inmitten des Beckens erhebt sich eine kleine Granitkuppe, und dieser Umstand erweckt die Vermutung, dass jene die ursprünglich horizontal gelagerten Gneisschichten gewaltsam durchbrochen und aufgerichtet habe und dadurch dem unterirdischen Wasserfaden ein Ventil in Form der vor uns liegenden Quellen öffnete.

Wie wir uns am folgenden Morgen zur Weiterfahrt bereit machten, entdeckten wir zu unserem grossen Verdrusse, dass die Ochsen, die wir in der Nähe grasend vermeinten, im Laufe der Nacht nach Barmen zurück gelaufen waren; kaum waren aber meine zwei Leute, die ich zur Verfolgung ausgesandt hatte, fort, so kamen die Flüchtlinge auch schon wieder bei uns an. Wie es sich herausstellte, waren die Tiere gerade in dem Momente in Barmen eingerückt, als sich die Gemeinde zur Kirche begeben wollte; trotz der Sonntagsfeier hatte der liebenswürdige Missionar aber nicht gesäumt, mir die Ausreisser sofort durch ein paar Knaben zurückzusenden. Im Laufe des Nachmittages wurde aufgebrochen; das Flussbett des Tsoaχoub, das wir links liegen liessen, war unseren Blicken nun völlig entrückt, da sich zwischen ihm und uns ein wildzerrissenes Granitmassiv breit machte, über dessen nördliche Abdachung unser Pfad führte.

Im Innern des Wagens war es gar nicht zum Aushalten; donnernd polterte derselbe über die zahllosen grossen und kleinen Felsstücke, bald da bald dort zurückgehalten von einem weit über den Pfad ragenden Ast eines Akazienbusches, der dem so wie so schon arg mitgenommenen Zeltdach ein deutliches An-

denken hinterlässt. Unheimlich schnell ging's die steilen Abhänge der zahllosen tief eingeschnittenen Schluchten hinunter, so schnell, dass die Ochsen kaum Schritt zu halten vermochten und mühsam und langsam klommen wir dann wieder bergauf; kurz, die Fahrt war für uns Insassen ebenso gefährlich, wie für die Zugtiere ermüdend. Am Montag passierten wir den Aiχa laub, in dessen Bett wir einige Gruben entdeckten, die stagnierendes Wasser bargen. Während meine Leute die erschöpften Ochsen tränkten, botanisierte ich in der Nähe und stiess dabei unter anderem auf zahlreiche, üppig entwickelte Büsche der aus Amerika stammenden und vor Jahren vom Cap der guten Hoffnung durch Europäer eingeschleppten Nicotiana glauca, sowie auf überraschend hohe und kräftige Ricinus-Stauden (R. communis), die eben in voller Blüte standen.

Auf einigen felsigen Kuppen fesselte ein seltsamer Baum ganz besonders meine Aufmerksamkeit; der mächtige, ungefähr 3 Meter hohe Stamm war mit einer glatten, gelben Rinde überkleidet und unter dieser von weicher, fleischiger Konsistenz; leider waren die dicken Äste noch unbelaubt und nur am Ende derselben winzige, stark verfilzte Knospen sichtbar. Die helle Berindung und der ganze Habitus, der stark an die in der Nähe der Küste vorkommende Aloe dichotoma erinnert, sticht gegen die dunkelgefärbten, dünnästigen Akazienbüsche auffallend ab und macht den Baum daher schon auf weite Entfernung sichtbar.

Da mir die Distanz von Barmen nach Otjimbingue durch Mitteilung des Herrn Meyer annähernd bekannt war, so konnte ich unschwer den mutmasslichen Zeitpunkt unserer Ankunft voraus berechnen, war aber dann doch überrascht, als wir schon am Montag Abend deutlich die Werftfeuer von Otjimbingue aus der Ferne durch das Dunkel der Nacht aufblitzen sahen.

Am Dienstag früh berührten wir aufs neue das breite Sandbett des Tsoaχoub und hielten, nachdem wir vorerst die kühlen Nachmittagsstunden abgewartet hatten, mit dem Eintritt der Dämmerung unseren Einzug auf der erstrebten Station.

Von Herrn Vogelsang, dem Vertreter des Herrn Lüderitz in Angra Pequena, hatte ich an den deutschen Händler Hälbich

in Otjimbingue Empfehlungen erhalten und wurde nun in dessen Abwesenheit von der Frau des Hauses gastlich aufgenommen und einlogiert. Das erste und auch notwendigste war, dass ich in Hälbich's Geschäft, der von Haus aus Wagenbauer ist, meinen Wagen gründlich reparieren liess und dann auf meinen Kreditbrief hin neue Tauschwaaren einkaufte, was allerdings nicht notwendig gewesen wäre, wenn nicht der von Angra Pequena aus mitgenommene Vorrat bei ǂAm|hub jene unwillkommenen hottentottischen Abnehmer gefunden hätte. Nachdem die Briefe nach der Heimat und die Eintragungen ins Tagebuch erledigt waren, stattete ich den in Otjimbingue anwesenden Europäern meine Besuche ab, und zwar in erster Linie dem Vorsteher der Hereromission, Herrn Brincker, sowie den Missionaren Bernsmann und Björklund, die mir insgesamt mannigfache wertwolle Winke und Ratschläge für meine Weiterreise nach Amboland geben konnten. Die Arbeit der Missionare ist auf diesem Platze eine sehr vielfältige und desshalb auch geteilte, indem Brincker seine Thätigkeit vorwiegend der Heranbildung junger Eingeborener — Ovaherero und Naman — widmet, wogegen Bernsmann die Besorgung der zahleichen Bergdamara, Bastards etc. obliegt. Björklund's eigentliches Arbeitsfeld lag ehemals in Amboland; das dortige heimtückische Klima hatte aber den Mann dem Tode nahe geführt und ihn gezwungen, seinen Wohnsitz in das trockene Hereroland zu verlegen, wo er nun zur Zeit meines Besuches doppelt fremd in fernem Lande, mit linguistischen Arbeiten beschäftigt war.

Otjimbingue liegt auf dem rechten Ufer des Tsoaχoub in einer Höhe von etwa 20 Meter über dem Flussbette, aus dem sich auf der gegenüber liegenden Seite wildzerrissene und jäh abstürzende Granitberge erheben; die Ostflanke des Platzes bespült — während der Regenperiode — der von Norden kommende Omuṣema, der sich hier mit dem viel mächtigeren Tsoaχoub vereinigt. Der Omuṣema, der zur Zeit der Regenstürme meist ganz gewaltige Wassermassen zu Tale führt und schon oft in den im Flusse angelegten Äckern grosse Verheerungen angerichtet hat, verdankt seine Bezeichnung, wie hier bemerkt sein

mag, den in seinem Oberlauf häufigen Ebenholzbäumen[1]), die der Omuherero in seiner Sprache Omuṣema (Mehrz. Omiṣema) nennt. In beiden Flüssen, im Tsoaχoub wie im Omuṣema, pflegen auch während der trockenen Wintermonate Juni, Juli und August stets grössere Wasserlachen zurückzubleiben, und da überdies der felsige Untergrund des ersteren das Grundwasser am tiefen Versickern hindert, so geniesst Otjimbingue, obgleich einer wirklichen Quelle ermangelnd, doch den Vorteil reichlicher Süsswasservorräte.

Abgesehen von den Häusern und Viehkrälen gewährt der Platz, zumal im Winter, nahezu den Anblick einer wüsten Steppe. Ohne sich um die Zukunft zu kümmern sind die Eingeborenen seit Jahren bestrebt, das ganze Terrain von Bäumen und Büschen mit peinlicher Sorgfalt kahl zu rasieren, und nur einige wenige besonders dickstämmige Girafenakazien ausserhalb des Weichbildes scheinen siegreich dem Feuer und der Axt des Zerstörers getrotzt zu haben. Das Wüstenbild wird noch durch den Umstand vervollständigt, dass das Vieh, bevor es aufs Feld gesandt wird, zuerst den ganzen Weidegrund in und um Otjimbingue absuchen muss, und erst, wenn da weit und breit kein Halm mehr zu sehen ist, bequemt sich der Hererohirte zum „Alpgang“.

Von den vielen tausenden von Rindern, die den in Otjimbingue wohnenden Eingeborenen gehören, wird das bischen Gras rasch abgeätzt und nicht minder schnell entledigen sie die kleinen Büsche ihrer Blätter. Der durch die vorangegangenen Regengüsse lehmartig zusammengekittete Boden, nunmehr durch die Viehherden seiner schützenden Decke beraubt und der Glut der afrikanischen Sonne preisgegeben, spaltet sich unter deren Einfluss in breite Risse, die Oberfläche lockert sich und die Erdschollen zerfallen allmälich in feinen Staubsand, und wenn dann abends die Rinder in endlosem Zuge vom Felde zur Tränke eilen, ruht über Otjimbingue eine gewaltige Staubwolke, durch welche die Sonne nur noch als blutroter Feuerball sichtbar ist.

Die ausnahmslos einstöckigen Häuser der Weissen sind meist aus mit Kalk übertünchten Lehmblöcken erbaut und mit

[1]) Euclea pseudebenus *E. Mey.*

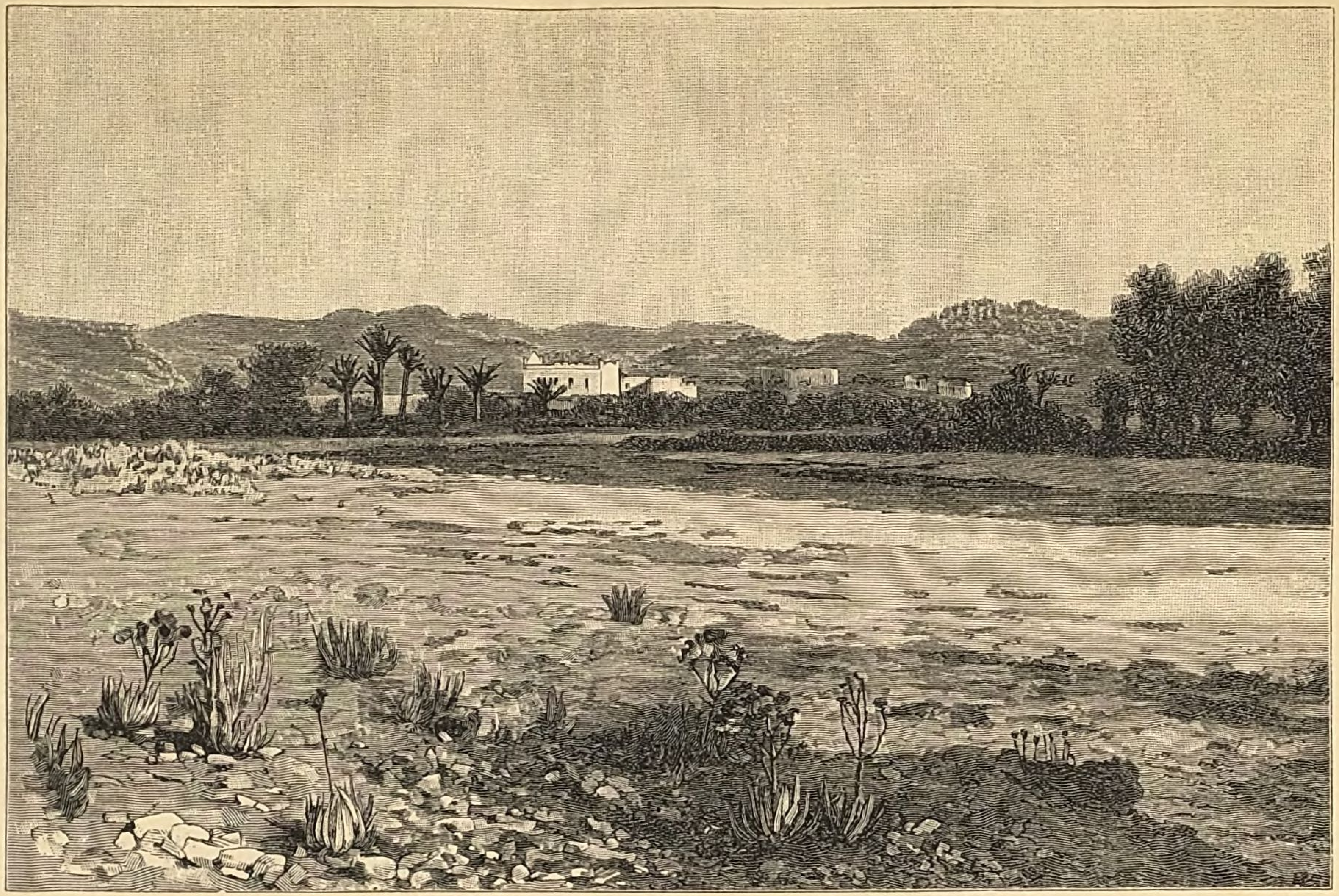
Stroh oder Schilf gedeckt; die der Eingeborenen sind zum grossen Teil dem althergebrachten Baustyl des etwas in die Höhe gezogenen Bienenkorbes treu verblieben; mitunter haben sie sich jedoch auch herbeigelassen, kleine fensterlose Häuschen aus ungebrannten Lehmsteinen zu erbauen. Dicht neben der Hütte oder dem Hause befinden sich die einfacher gehaltenen Schlafstätten des Gesindes und der palissadenartig mit Pfählen eingerahmte Viehkraal.

Zur Ehre des Otjimbingue-Omuherero muss ich aber sagen, dass dessen oft recht weitläufige Anlagen überraschend reinlich gehalten werden und in jeder Beziehung von den ärmlichen und meist halb zerfallenen Hütten der Hottentotten sehr vorteilhaft abstechen.

Die Zahl der sich auf etwa 500 Hütten verteilenden ansässigen Eingeborenen wird wohl zwischen 700 und 900 liegen, wechselt aber naturgemäss mit der Jahreszeit; nach den Berichten der rheinischen Missionsgesellschaft soll die Gemeinde Ende 1889 ungefähr 641 Getaufte gezählt haben.

Die Station wurde 1849 von Missionar Rath gegründet und hat im Laufe der 40 Jahre ihres Bestandes eine Reihe schwerer Zeiten durchzumachen gehabt, sich aber dessenungeachtet zum Range des Haupthandelsplatzes von Südwest-Afrika emporgeschwungen. Der Häuptling steht unter der Oberhoheit des in Okahandja residierenden Kamaharero und ist als Machthaber so gut wie bedeutungslos, ein Umstand, welchem wohl auch das Aufblühen Otjimbingue's als Hauptplatz der weissen Bevölkerung ohne Zweifel direkt zuzuschreiben ist.

Freitag den 26. Juni nahm ich von meinen Freunden Abschied und verliess im Laufe des Nachmittags Otjimbingue, um die Reise über |Karibib nach der im Norden des Hererolandes gelegenen Missionsstation Omaruru anzutreten. Von Otjimbingue aus nördliche Richtung einschlagend, erreichten wir nach einer scharfen Fahrt kurz vor Mitternacht das Flussbett von Okongava, durften uns aber, da kein Wasser vorhanden war, nur eine kurze Nachtruhe gestatten; mit Sonnenaufgang waren wir schon längst wieder in Bewegung und fanden uns



Missionsstation Otjikango.

endlich abends 9 Uhr in der Nähe der erwähnten Wasserstelle ǀKaribib, dem Wohnsitze einiger weniger Bastardsfamilien. ǀKaribib, von den Ovaherero Otjotamboüme genannt, liegt in einem nicht sehr umfangreichen, von hohen Girafenakazien bestandenen Kalkbecken, das ringsum von herrlicher Weide umgeben ist. Die wenige Meter dicke Sedimentschicht ruht unmittelbar auf dem Granit, und es genügt deshalb, jene zu durchbohren, um auf einen reichen Grundwasservorrat zu stossen; durch Erweiterung der von den Eingeborenen angelegten Löcher ist nun von Weissen ein weites Wasserbecken geschaffen worden, und man ist daher nicht mehr — wie dies früher der Fall gewesen sein soll — gezwungen, jeden Ochsen einzeln zu tränken.

Wir hatten kaum ausgespannt und unser Abendbrot über das Feuer gestellt, als von Norden her ein zweiter Wagen anlangte und in unweiter Entfernung von dem unsrigen anhielt. Einige Minuten später wurde mir von dem Neuankömmling ein schiefäugiger und offenbar mehrfach gekreuzter Hottentotte zugesandt, der mich auf „Befehl“ seines Baas nach Art eines Grossinquisitors über meine Personalien befragen sollte. Diese Art Bekanntschaften zu vermitteln war aber so wenig nach meinem Geschmack, dass ich kurzer Hand den sich äusserst frech gerierenden Kerl seinem Baas, einem „Inglishmann“, wie mir der Bote mit unheilvoller Betonung verkündete, retour schickte mit der Bitte, der Herr möge sich selbst die gewünschte Auskunft holen. Dazu schien der neugierige Mann allerdings keine Lust zu haben; wir gaben uns der Nachtruhe hin und reisten am folgenden Morgen beide weiter, er nach Süden, ich nach Norden, ohne dass wir uns gesprochen oder auch nur gesehen hatten. Nun ja, was konnte dem „Inglishmann“ an einem „bl. . . German“ liegen!

Am Abend passierten wir die im Kān oder Otjiozemba-Fluss liegenden Brunnen von Etiro, tränkten unsere Ochsen und campierten dann, um den Betteleien der in Etiro wohnenden Bastards zu entgehen, eine gute Stunde davon entfernt. Der Pfad führte uns längs des Fusses des Erongoberges, der ehemaligen Hauptfeste der Bergdamara, entlang, dessen vielgipfelige und schroff abfallende Krone sich bis zu der stattlichen Höhe von 1600 Meter erhebt.

Nachdem wir in Ozombembambe wieder den ersten der sich nun rasch mehrenden Hererowerften begegnet waren, fanden wir uns Dienstag den 30. Juni zur Mittagsstunde endlich auf Omaruru, der Station des Missionars Viehe. Dank dem uns von Herrn Brincker mitgegebenen Begleitschreiben wurde mir sofort die weiteste Gastfreundschaft zu teil, ein Zimmer eingeräumt und Vorsorge für meine Ochsenherde getroffen. Der Zustand der letzteren liess allerdings bedeutend zu wünschen übrig und bewog mich, angesichts der uns noch bevorstehenden weiten Reise, an einen längeren Aufenthalt zu denken, den ich nutzbringend verwenden konnte meine, ethnographischen Sammlungen auch unter der Hereronation möglichst zu vervollständigen, was mir auch trotz der kurzen Zeit durch die freundliche Hülfe meines hochgebildeten Gastfreundes zur grossen Befriedigung gelang.

Omaruru ist hart am breiten Omaruru- oder ǂEisibflusse gelegen und zwar auf dessen rechtem, flachem Ufer; jenseits der Station erheben sich die zwei Granit-Zwillingskuppen Oruë und westlich bis südwestlich in fast erdrückender Nähe die Vorposten des gewaltigen, dunklen Erongo-Massivs. In entgegengesetzter nordöstlicher Richtung sind in weiter Ferne die lichtblauen Ausläufer der Etjo- und Otjiozondjupa-Sandsteingebirge noch eben sichtbar. Neun Stunden flussaufwärts auf dem entgegengesetzten (also linken) Ufer liegt eine zweite, zur Zeit meines Besuches von Missionar Dannert besorgte Station, Omburo, in deren Nähe der zum atlantischen Ocean abfliessende Omarurufluss am Okandjupa-Gebirge seinen Ursprung findet. Omaruru hat sich eigentlich widerrechtlich die ehemalige Bezeichnung Omburo's angeeignet und wird noch jetzt von den älteren Eingeborenen nach der Häufigkeit der dort vorkommenden Skorpione Okozondje (ozondje = Skorpione, oko = Präfix) genannt; das heutige Omburo (d. h. unversiegbare Quelle) dagegen verdankt seine, nun dem früheren Okozondje abgetretene Benennung der weitverbreiteten omatanga omaruru (d. h. bittere omatanga; es sind das die Früchte des wassermelonenartigen Citrullus ecirrhosus *Cogn.*).

Die Missionsstation Omaruru (Okozondje), der Wohnsitz des reichen Herero-Häuptlings Manasse wurde 1870 von Missionar Viehe angelegt und soll zur Zeit etwa 350 Getaufte zählen. Ehe Manasse infolge Ablebens von Tjaherani Zeraua die Herrscherwürde zu teil wurde, war derselbe eifriger Christ, ja sogar Nationalgehülfe der Missionare und hatte als solcher vielfach Gelegenheit, an Stelle des Missionars von der Kanzel seinen Brüdern Gottes Wort zu verkünden; der nationalen Sitte gemäss musste er aber mit der Tronbesteigung auch die Frauen, die alten so gut wie die jungen, seines Vorgängers übernehmen und an dieser gefährlichen Klippe scheiterte, wie leicht begreiflich ist, sein Christenglaube. Wie die Missionare übrigens selbst zugestehen, würde die Umgehung dieses traditionellen und gewiss recht humanen Herero-Gesetzes für den Häuptling nicht minder wie für die Ruhe des ganzen Staates von höchst verhängnisvollen Folgen gewesen sein, und so schicken sich nun beide Teile in das Unvermeidliche; Manasse aber wohl leichter als die Missionare.

Bis vor wenigen Jahren war Omaruru als Stapelplatz der zum Verkauf unter der Hererobevölkerung bestimmten europäischen Güter weit bedeutender als Otjimbingue; damals wohnte nämlich der reiche Schwede Erickson dort, dessen Handelsverbindungen vom Cap der guten Hoffnung bis zum Kunene und über den Ngami-See hinaus bis in das Reich der Matabele reichten. Der junge Axel Erickson war ursprünglich als Vogelausstopfer von dem bekannten Reisenden Andersson nach Südwestafrika gebracht worden, hatte diesen auf seinen zahllosen Fahrten durch Herero- und Amboland begleitet, ihn 1867 im Stamm Uukuambi, unfern des Kunenestromes, den Andersson noch sterbenden Auges gesehen hatte, begraben und hierauf dessen bedeutende Erbschaft angetreten. Hatte aber schon der zwischen den Ovaherero und Hottentotten entbrannte Krieg Anderssons Macht und Reichtum erheblich geschädigt, so gestaltete sich der Rückgang des Geschäftes zu einem noch viel rascheren und viel verderblicheren, als bald nach Ericksons Antritt in Capstadt eine bedeutende Preisreducierung der Straussen-

federn, dem Hauptexportartikel Hererolandes, erfolgte. Andersson hatte ausser Straussenfedern und dem am Okawango mühsam erjagten Elfenbein auch hauptsächlich mit Ochsenherden Handel getrieben, indem er viele Tausende von billig erstandenen Rindern durch das Gebiet der Hottentotten zum Verkauf nach der Capkolonie führen liess; infolge jenes Krieges sah sich aber Erickson gezwungen, von dieser Route zu abstrahieren und die viel umständlichere über den Ngami-See und durch das Transvaalgebiet zu wählen. Seuchen, Überfälle von Seite feindlicher Stämme und Erschöpfung infolge des steten Hungers und Durstes dezimierten den Zug oft bis auf $^1/_4$ der anfänglichen Stärke, und so ist es gekommen, dass Ericksons Bedeutung als Kaufmann in Hereroland nur noch untergeordnet in Betracht kommt. Die zähen und willenskräftigen deutschen Händler in Otjimbingue sind dem Schweden bereits ebenbürtig geworden und Otjimbingue hat dementsprechend Omaruru den Rang als Handelsplatz auch längst abgelaufen.

Omburo existiert als Missionsstation seit 1876 und ist auch erst in bescheidener Entwicklung begriffen; die geringe Bevölkerung des Ortes teilt sich in die zum grösseren Teile christlichen Omunga'schen und einige unter Tjiharine stehende noch ganz heidnische Werfte. In der Nähe der Station befinden sich einige intermittierende Thermen, deren Temperatur, die zur Zeit meiner Anwesenheit 64^0 betrug, starken Schwankungen unterworfen sein soll; inwiefern etwa der Regen mit dem Wärmewechsel dieser Quellen zusammenhängt, vermochte ich nicht festzustellen.

Der längere, zwischen Omaruru und Omburo geteilte Aufenthalt brachte mich rasch und unschwer in engere Verbindung mit den Eingeborenen, und es dürfte wohl hier am Platze sein, ehe ich wiederum an die Schilderung meiner Kreuz- und Querfahrten anknüpfe, eine zusammenhängende Skizze der Hereronation sowie ihrer Sitten und Gebräuche zu entwerfen, die um so eher das Interesse des Lesers erhoffen darf, als deren Territorium ja durch die unlängst dort gemachten Goldfunde vor allen übrigen Teilen des südwestafrikanischen Schutzgebietes in hervorragendem Masse in den Vordergrund gerückt worden ist.

VII. Kapitel.

Die Ovaherero.

Die Ovaherero gehören zu der grossen Gruppe der Bantu-rasse, jenes gewaltigen Völkerkonglomerates, dessen Wohnsitze sich von dem Gebiete der Transvaalbauern längs durch Afrika bis nördlich vom grossen Victoria Nyanza und von Sansibar quer durch den dunklen Continent bis an die Gestade des atlantischen Oceans erstrecken. Sie bilden einen kleinen Bruchteil eines nach etlichen Tausenden von Stämmen zählenden Rassenkomplexes, den wir heute wohl aus der Vogelperspektive zu überschauen, aber nicht in seinen Einzelheiten zu erkennen vermögen; so wie von dem über einer Weltstadt schwebenden Ballon aus das Häusergewirr derselben zur dunklen Fläche verschwimmt, so präsentiert sich uns zur Stunde der Bantukoloss noch als rätselreicher Körper, dessen Zusammensetzung uns zwar in seinen rohen Umrissen bekannt ist, dessen molekularer Aufbau aber noch der systematischen Analyse wartet.

Das Wort „Bantu“ (wie es z. B. in den Stämmen nördlich von Kunene gebräuchlich ist) lautet im Singular Muntu und bedeutet nach seinem begrifflichen Werte „Menschen“; es kehrt dasselbe mit geringen Variationen, wie Omtu, Aantu im Oshindonga, Watu (Mtu) im Kisuaheli u. s. w. in beinahe sämtlichen uns bekannt gewordenen Dialekten dieses Völkerkomplexes wieder. Dem sich fühlbar machenden Bedürfnis, diese grosse Gruppe ein für allemal scharf gegen die anthropologisch und ethnologisch fern stehenden Neger, Nuba-Fulah und Hamitischen (worunter ich nach Cust's Vorgang die Ägypter, Berber, Ätyopier etc. verstehe) abzugrenzen, Rechnung tragend, wurde dieser so oft schon aus kurzsichtiger Unkenntnis angegriffene Terminus gewählt und gewiss beweist schon die rasche Einbürgerung desselben und die gleichzeitige Verdrängung anderweitig vorgeschlagener Bezeichnungen die glückliche Wahl.

Die Entdeckung der ethnographischen Zusammengehörigkeit der Kongovölker und Kaffer ist eine Errungenschaft der lingui-

stischen Forschung, wie sie uns deren die Neuzeit noch nicht viele zu bieten vermochte; was aber der Philologe als Hypothese aussprach, bestätigten uns Stanley's kühner Zug durch Afrika, Livingstone's, Pogge's und vieler Anderer Explorationen im vollen Umfang und auf dieser Basis durch Einzelforschung weiter zu bauen, wird die Aufgabe der nächsten Jahrzehnte sein.

Die ursprünglichen Wohnsitze der Bantuvölker sind uns völlig unbekannt; auf Grund sprachvergleichender Studien kommt der Otjiherero-Forscher Kolbe auf die Vermutung, dass dieselben mit den Polynesiern verwandt sein möchten, eine Hypothese, die meines Wissens weder abschliessend widerlegt, noch der Wahrscheinlichkeit näher geführt worden ist. Als sicher darf nur angenommen werden, dass sie sich von Osten aus nach dem Innern zu verbreitet haben, von da sich nach Süden und Norden ausdehnten und nach Westen vorschreitend erfolgreich die Hottentotten-Buschmannsrasse nach der Südspitze, die Neger nach dem Norden Afrika's drängten. Innerhalb der Bantugruppe scheinen aber im Laufe der Jahrhunderte ebenfalls zahlreiche kleinere Wanderungen stattgefunden zu haben. So bewohnen die Ovaherero das von ihnen jetzt in Anspruch genommene Gebiet unzweifelhaft erst seit Ende des letzten Jahrhunderts und ihr Wanderzug lässt sich jetzt noch leicht rückwärts bis mindestens jenseits des Kunenestromes verfolgen, wenn sich auch für die von Palgrave ausgesprochene Vermutung, dass die Wiege der von den benachbarten Völkern „Ovatjimba" genannten Ovaherero möglicherweise bei den Wazimba Stanley's am Muta Nzyge zu suchen sei, vor der Hand sicherlich noch keine Stütze findet. Die Ovaherero haben jedenfalls, ehe sie sich in Besitz der vom Omaruru und Tsoaχoub durchflossenen Landstriche setzten, erst längere Zeit diesseits und jenseits des Kunene gewohnt und sich wohl zum teil auch mit den dort schon vorhandenen Stämmen amalgamiert; eine Reihe kleinerer Stämme längs des Kunenelaufes tragen noch heute unverkennbar die die Hererorasse charakterisierenden anthropologischen und ethnologischen Merkmale und können daher gewissermassen als auf dem Wege zurückgelassene Marksteine jener Wanderung aufgefasst werden.

Nach der Durchschreitung des Kunenestromes haben, wie auch die Traditionen der westlichen Ambostämme übereinstimmend mit denen der Ovaherero erzählen, die letzteren während einer längeren Reihe von Jahren in dem zwischen Amboland und dem atlantischen Ocean gelegenen gebirgigen Kaokofeld gewohnt. Ihres Verbleibens sollte aber auch hier nicht lange sein; ständige Reibereien mit den benachbarten Ovambo, die von diesen gegen die Fremden erfolgreich ausgeführten Raubzüge und vielleicht zum nicht geringsten Teil auch eigene Uneinigkeit zwangen die Wanderer mit ihren Herden noch weiter südwärts, in das damals wahrscheinlich fast ausschliesslich von Bergdamara bewohnte Hereroland zu ziehen, wo sie sich dann endlich, wie schon erwähnt, Ende des letzten oder Anfangs dieses Jahrhunderts definitiv niederliessen. Die aus uns unbekannten Gründen im Kaoko verbliebenen Familien scheinen im Laufe der Jahre gänzlich verarmt zu sein und stehen in jeder Beziehung auf einer solch tiefen Stufe, dass der eigentliche Omuherero deren Ansprüche auf Stammesverwandtschaft mit Entrüstung zurückweist und sie verachtungsvoll als „Ovatjimba“ bezeichnet. Beinahe zu gleicher Zeit, wie die Ovaherero, wenn nicht schon früher, trafen im Osten des Hererolandes die ebenfalls von Norden kommenden Ovambandjeru ein; diese waren dem Laufe des Okavangoflusses gefolgt, wurden dann aber, wie mir Moremi, der Häuptling des Ngami-Seedistriktes berichtete, nördlich von dem genannten Süsswasserbecken durch die mit den Makoba vereinigten Batovana veranlasst, südwestliche Richtung einzuschlagen und nach einer Reihe ihnen von den Ambostämmen zugefügten Niederlagen Zuflucht in den dünn bevölkerten Grenzgebieten zwischen der Kalaχari und dem Hererolande zu suchen. Sprache sowohl als Sitten und Gebräuche lassen ihre unmittelbare Verwandtschaft mit den eigentlichen Ovaherero unzweifelhaft erkennen, ohne dass uns diese jedoch auch berechtigen würden, beide als eines und desselben Stammes zu betrachten; wir dürfen aber annehmen, dass sie vielleicht schon in ihren ursprünglichen Wohnsitzen in Mittelafrika nächste Nachbarn waren, zu nicht sehr verschiedenen Zeitpunkten aus denselben

Ursachen emigrierten und sich, weil übereinstimmenden Intentionen folgend, den Verhältnissen entsprechend, im Hereroland wieder begegneten. Hier haben sich beide Stämme nun dermassen rasch mit einander verschmolzen, dass sich eine weitere Auseinanderhaltung derselben als ebenso schwierig wie unzweckmässig erweist, und wir können die ursprüngliche Getrenntheit nur noch mit Hülfe der Idiomvergleichung und auf Grund der abweichenden ethnologischen Merkmale konstatieren. Ich verstehe deshalb im Nachstehenden auch ausnahmslos unter Ovaherero beide Nationen und werde nur hin und wieder Veranlassung finden, der Ovambandjeru speziell zu erwähnen.

Die Bezeichnung Ovaherero (Sing. Omuherero) wird von den sprachkundigen Missionaren von „hera", d. h. den Assegai im Kriegsspiel schwingen, abgeleitet, und diese Deutung scheint auch richtig zu sein; die Benennung „Ovambandjeru" dagegen hat bis heute noch allen etymologischen Erklärungsversuchen gespottet. Der Hottentotte nennt den Omuherero, anspielend auf dessen Viehreichtum „Gamoχa damab" = „Ochsendamab", die Ovambo und die Stämme jenseits des Kunene entweder Omutjimba, Moshimba oder Mashimba. Der Umstand, dass sowohl die Ovaherero als die benachbarten Stämme dem Ausdrucke „tjimba bezw. shimba" eine verächtliche Bedeutung beilegen und zwar in dem bestimmten Sinne, damit einen vermögenslosen, heruntergekommenen Menschen zu bezeichnen, hat zu der Vermutung geführt, dass diese Benennung im Zusammenhang stehen möchte mit ondjimba (Plural o̱zondjimba), der Otjiherero-Bezeichnung für das weit über Afrika verbreitete, vorzugsweise in verlassenen Termitenbauten lebende Erdferkel (Orycteropus capensis *Geoffr.*). Herr Missionar Bernsmann, der die Kaoko Ovatjimba aus eigener Anschauung kennt, schreibt mir auf eine bezügliche Frage: „Der Name Ovatjimba scheint kein Volksname zu sein. Wohl steht ein Omutjimba nicht an, sich selbst Omutjimba zu nennen, aber etwa in dem Sinne, wie ein Deutscher sagt: „ich bin ein armer Mann"; Fremden gegenüber will er als Omuherero gelten, wenn auch nur als ein armer. Was das Wort Omutjimba bedeutet, ist schwer zu sagen. Wenn man darnach fragt, so



Ovatjimba.

bekommt man zur Antwort, die Ovatjimba hiessen so, weil sie nicht in ozonganda (Hererowerften), sondern in ozondjimba wohnten; fragt man weiter nach der Bedeutung von ozondjimba, so meint man, so hiessen ja auch die ozondjimba (Erdferkel). So wie diese im Felde lebten, so lebten auch die Ovatjimba."

Ich gestehe, dass diese Auffassung auch mir anfangs als den Verhältnissen am entsprechendsten erschien; der Unterschied zwischen der festungsartigen Werft eines Omuambo z. B. und der elenden Buschhütte eines Omutjimba ist ein so gewaltiger, dass die Möglichkeit, die obige Auslegung möchte der richtigen Entstehung des Wortes tjimba entsprechen, sehr nahe liegt. Ich bin aber davon wieder zurückgekommen, als ich fand, dass den Stämmen nördlich von den Ovaherero der Ausdruck ondjimba für Erdferkel fremd und durch eine vollständig anders gebildete und auch anders klingende Bezeichnung ersetzt wird. Wir werden uns daher nach einer anderen Erklärung umsehen müssen und eine solche hat A. F. Nogueiro, unstreitig der beste Kenner der in Angola gesprochenen Bantudialekte, bereits vor 3 Jahren in einer ausführlichen Abhandlung über die Idiome der um Oṅkumbi wohnenden Stämme entworfen und zu begründen versucht. Nach dessen Auslegung soll Bashimba (Nogueiro schreibt nach portugiesischem Vorbilde Baximba) im Lunhaneca-Dialekt „die sich Unterworfenen" bedeuten; in Lunkumbi-Idiom soll Bashimba sogar gleichzeitig den weiteren Sinn „der am Ufer Wohnenden" haben, welch letztere Angabe allerdings, wie mir scheint, nur mit grosser Vorsicht aufzunehmen ist. Den vom portugiesischen Kolonialamt veröffentlichten Berichten gemäss, soll das Gebiet nördlich von Oṅkumbi, und bestimmter ausgedrückt Uuilla, bevor daselbst die jetzige, ackerbautreibende Bevölkerung sich niedergelassen hatte, von Hirtenvölkern bewohnt gewesen sein, die wir, ohne uns den Vorwurf krankhafter Hypothesen-Manie zuzuziehen, sehr wohl mit unseren Ovaherero identifizieren dürfen. Dem Drucke der von Osten nachrückenden Bantustämme mussten die Bashimba weichen, was ihnen wohl um so leichter fiel, da sie ja an ein Nomadenleben gewöhnt waren; in langsamem Zuge zogen sie sich südwärts und über-

liessen die Heimat ihren Besiegern, einer ackerbautreibenden Nation, wodurch sie sich dann möglicherweise eben jene Benennung Bashimba (Unterworfene) zuzogen. Die Bezeichnung Bashimba für die Volksstämme im südlichen Angola scheint schon vor drei Jahrhunderten allgemein im Gebrauch gewesen zu sein. So finden wir in der 1599 erschienenen „Descriptio totios Guineoe tratos Congo etc." von Jan H. Linscotanus die Angabe: Reynum Climbebi quod Regi Matamae u. s. w.

Die Klimbebe aber waren, wie aus Dapper hervorgeht, identisch mit den südlich von Angola lebenden Cimberas oder Zimbebas! Die Namen Muximba oder Baχimba, die wir auf unseren Kartenwerken im Süden der Provinz Mossamedes verzeichnet finden, haben wir demnach als die zurückgelassenen Spuren jener Völkerwanderung, die Bezeichnung Ovatjimba als eine unverstandene aus der Vergangenheit in die Gegenwart übernommene Erinnerung an die Wohnsitze jenseits vom Kunene aufzufassen.

Das von der Hererorasse in Anspruch genommene Gebiet wird im Süden von einer von Olifantskloof über Gobabis und Otjiẕeva nach Otjimbingue gezogenen und durch den Lauf des Tsoaχoub bis zu dessen Mündung in den atlantischen Ocean fortgesetzten Linie, im Westen, abgesehen von der schon früher erwähnten Topnaar-Enclave vom atlantischen Ocean, und im Norden endlich von einer von Cape Cross über die dem Omambonde-Becken zugewendeten Ausläufer des Omuveroumue nach Olifantskloof tracierten Linie begrenzt. Die Ovaherero bezeichnen ihr Land mitunter als „Uuherero"; für unseren Gebrauch ist die Benennung Hereroland dem von Engländern und Holländern eingeführten Ausdruck „Damaraland" unbedingt vorzuziehen.

Hinsichtlich ihres physischen Typus schliesst sich die Hererorasse eng den übrigen südlichen Bantuvölkern an, was in dieser Beziehung von diesen gilt, kann auch im vollen Umfang für jene bestätigt werden. Der dolichocephale und nur schwach prognathe Schädel ist schmal und lang, die Stirne meist hoch und gewölbt, die Nase nicht abgeflacht, wie bei den Hottentotten, sondern hervortretend und bald sanft, bald scharf gekrümmt.

Wohl sind auch bei den Ovaherero die Backenknochen hervortretend, ohne jedoch, wie bei der Hottentottenrasse, den grösseren Teil der Gesichtsfläche zu occupieren; bei mehr oder weniger spitzem Kinn sind die Lippen aufgeworfen, aber ohne sich zu Wülsten auszubilden. Das tiefschwarze Haar ist wollig, vermag jedoch mit der Zeit in bis 1 dm. lange weite Strähne auszuwachsen; der Bartwuchs ist spärlich und gewöhnlich auf das Kinn beschränkt, seltener auch auf die Backen ausgedehnt. Die übrigen Körperteile sind mit Ausnahme der Hand- und Fusssohlen — wie ich im Gegensatz zu Friedr. Müller berichten muss — dicht mit starkem Flaum überkleidet. Die Vorderarme sind oft auffallend lang, Hände und Füsse knochig und gross; die kräftige Muskulatur tritt namentlich an den Schenkeln deutlich zu tage, und verleiht der ganzen Erscheinung, die in der Grösse dem Durchschnittsmass des Norddeutschen wenig nachsteht, einen nicht unschönen Ausdruck. Die Hautfarbe nähert sich der des gekochten Cacao, doch soll nach Angabe von Missionaren die Färbung der Ovambandjeru häufig in ein leichtes Braunschwarz überspielen; ich selbst habe jedoch diesen Unterschied nicht bemerken können. Bei grossen Anstrengungen, wie Dauerläufen und Tanzvergnügen, ist die Schweissabsonderung eine ausserordentlich starke und von einem säuerlich unangenehmen Geruche begleitet. Gesicht und Gehör sind unleugbar schwächer als bei der Hottentottenrasse entwickelt, in Körperstärke und Ausdauer im Laufen und Tragen etc. sind sie dieser aber wiederum weit überlegen.

Die Ovaherero sind ausschliesslich Viehzüchter und beschäftigen sich mit dem Landbau nur dann, wenn sie auf den Stationen von den Missionaren dazu besonders angehalten werden. Sinnen und Trachten des Hereromannes geht nur auf seinen Rinderbestand, der auf alle seine Aktionen bestimmend einwirkt. In der Auswahl der Mittel, ihre Rinderherden zu vergrössern, sind sie nicht gerade sehr wählerisch und scrupulös, doch kommt es kaum vor, dass sie sich dabei einen eigentlichen Diebstahl zu Schulden kommen lassen. Der Europäer hat sich unter den Ovaherero nur äusserst selten über Diebereien zu beklagen; was da-

gegen den Verkehr unter sich selbst betrifft, so pflegen sie allerdings jeden kostbaren Gegenstand sorgfältig den Blicken des Nächsten zu entziehen. Wie weit sie in dieser Sorgfalt gehen, beweist z. B. der Umstand, dass sich der Häuptling Maharero in früheren Jahren gezwungen sah, selbst zur heissen Sommerszeit seine sämtlichen zwei oder drei Paar Hosen stets auf dem Leibe zu tragen, sofern er nicht Gefahr laufen wollte, dass sich für die nicht gerade zur Verwendung kommenden in seiner Abwesenheit anderweitige Liebhaber fanden. Der Omuherero nennt dies aber nicht stehlen, sondern „entleihen auf unbestimmte Zeit", wobei er wohl selbst überzeugt sein mag, dass er das nun einmal Entliehene nicht mehr zurückgeben wird; als trefflichem Dialektiker gelingt es ihm dann auch unschwer, seine Tat als eine nichts weniger als rechtswidrige darzustellen. Im Übrigen kann der Omuherero keine Beleidigung minder verschmerzen, als wenn er des Diebstahls geziehen wird.

Die bei der geringfügigsten Gelegenheit auftretende Tendenz zu lügen mag eher der Sucht, etwas Neues, Unerwartetes zu erzählen, entspringen, als dem Wunsche, durch die Unwahrheit dem arglosen Zuhörer Schaden, sich selbst aber dadurch einen materiellen Vorteil zu bereiten; es ist dies ja eine Neigung, die auch uns civilisierten Europäern nicht fremd ist. Von offenem Charakter, sind sie friedliebend und gastfreundlich, letzeres aber nur, sofern ihr Besitz dabei in keinerlei Mitleidenschaft gezogen wird, da der ausgesprochenste Geiz eine der hässlichsten Seiten ihrer Sinnesrichtung ist. Mit dem Geiz hängt naturgemäss auch die Bettelei zusammen, die es aber in der Regel nur auf minder wertvolle Gegenstände, wie Tabak, Tabakspfeifen, Feuerzeug oder Messer abgesehen hat, doch zeigt der Eingeborene dann auch darin eine wirklich bewunderungswürdige Ausdauer, da er wohl aus Erfahrung wissen mag, dass ihm sein Opfer am Ende den bescheidenen Wunsch doch noch gewährt, und wäre es auch nur, um sich dadurch des Quälgeistes zu entledigen. Nach Angaben einzelner, vielleicht etwas allzu schwarz sehender Missionare sollen sich die Ovaherero durch grosse Sinnlichkeit und einen ausserordentlich unzüchtigen Lebenswandel auszeichnen;

es ist dies aber doch nur eine bei sämtlichen Naturvölkern wiederkehrende Erscheinung, die in der Regel mit den jenen Rassen eigenen primitiven Ansichten über das Geschlechtsleben zusammenhängt, daher auch nicht kurzer Hand von unseren Gesichtspunkten — die oft genug nur von zweideutiger Pruderie ohne wahre Sittlichkeit beherrscht werden — aus kritisiert werden darf.

Impertinenz, Arroganz und Hochmut dem Schwächeren gegenüber sind Untugenden, die der Omuherero nie verläugnet und ihn dem in dieser Hinsicht sehr empfindlichen Europäer gegenüber oft zur unwillkommenen Erscheinung gestalten; um gerecht zu bleiben, dürfen wir aber auch der dieser Rasse zukommenden Lichtseiten nicht unerwähnt lassen, die sich hauptsächlich in steter Fröhlicheit, Duldsamkeit und leichter Versöhnlichkeit äussern und manchmal in geradezu rührender Weise zu Tage treten. Der Omuherero nimmt als Fatalist das Leben so, wie es sich ihm bietet, und ist überzeugt, dass sich alles, selbst das für ihn Unangenehme so entwickelt, wie es ihm — ob von seinen Ahnen, ob von seiner obersten Gottheit oder deren Substituten, darüber ist er sich unklar — bestimmt ist. Wenn den feindlichen Hottentotten ein Raubzug gegen die Ovaherero gelungen ist, so fügen sich diese schnell in das Unvermeidliche, überzeugt, dass die Ahnengeister ihnen gezürnt haben; stirbt ein Lieblingsochse, so ist es wiederum ein Ahne, der sich zu rächen sucht, oder sich sogar, ohne beleidigt zu sein, einen Spuk erlaubt.

Den tiefsten und ungetrübtesten Einblick in das psychische Leben der Ovaherero gestatten unzweifelhaft die von Missionaren gesammelten Volksfabeln und Sprichwörter, wie solche in ziemlicher Zahl in dem von Brincker verfassten Otjiherero-Wörterbuch aufgezeichnet sind. Brincker findet zwar in diesen schmucklosen Erzählungen wie überhaupt in der Sprache des Omuherero nur eine Bestätigung seiner pessimistischen Auffassung, die darin gipfelt, dass er für die „einer zügellosen Befriedigung tierischer Lüste“ huldigenden Ovaherero ein Epithet wie „Hundemenschen“ in mancher Beziehung noch unzutreffend findet, eine Ansicht, die ich unter keinen Umständen zu teilen vermag, wie das nach dem bereits früher Gesagten leicht begreiflich ist.

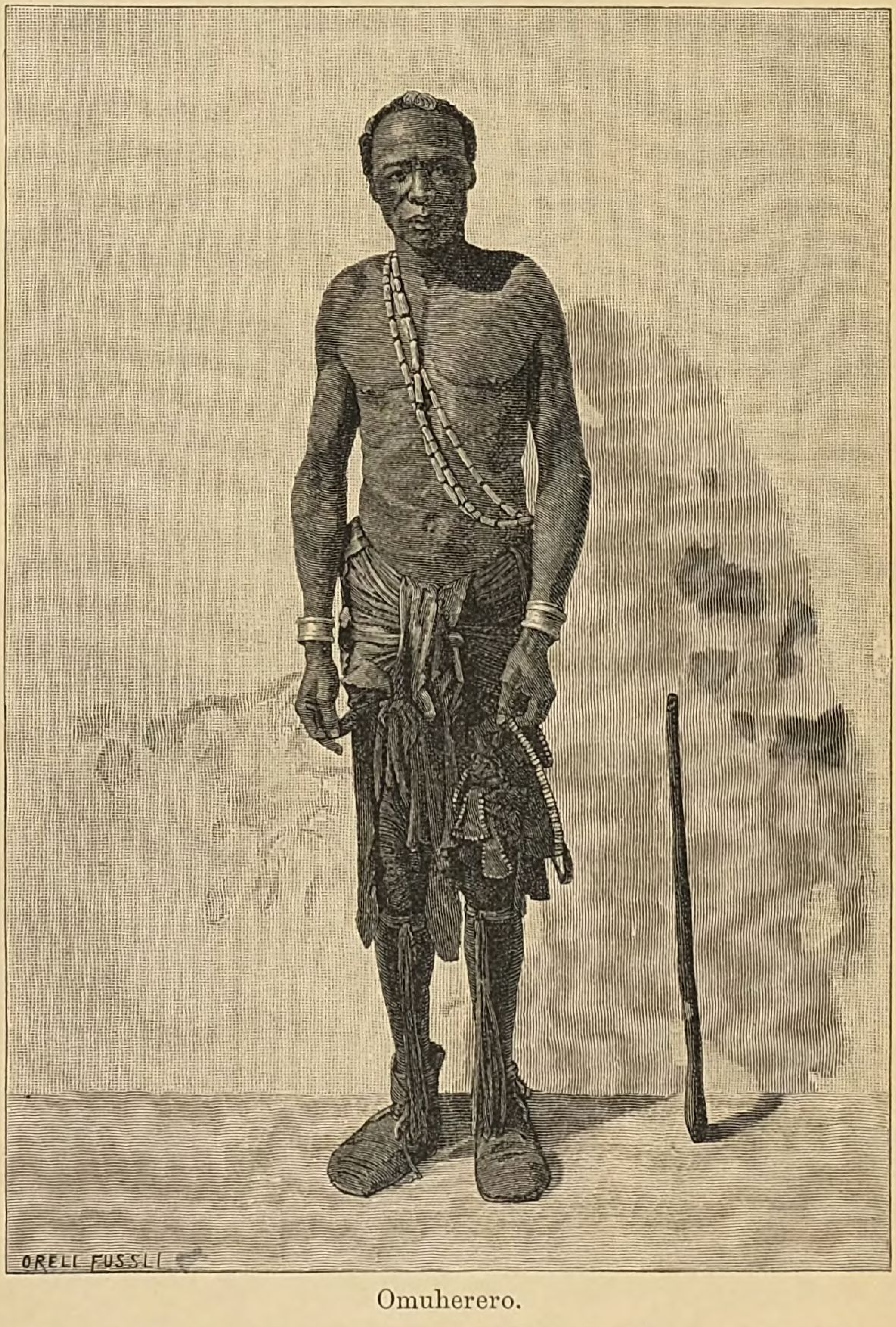
Das Hauptbekleidungsstück des männlichen Omuherero besteht aus dem Hüftriemen, der „ozongondja“, einem viele Meter langen, schmalen, stückweise zusammengesetzten Riemen, der aus Ochsenleder geschnitten und an den Kanten sorgfältig mit gedrehten Tiersehnen übernäht ist. Die „ozongondja“ wird oberhalb der Lenden um den Leib gewunden in der Weise, dass auf den beiden Seiten die Ringe locker über die Hüfte fallen, dagegen vorn und hinten durch zwei besondere, kurz herabhängende Riemen wulstartig zusammengehalten werden. Je reicher der Eingeborene ist, um so länger — Andersson spricht von mehreren hundert Fuss — pflegt auch die ozongondja zu sein, und sie dient daher dem Träger auch gleichzeitig als leicht sichtbares Zeichen seiner Wohlhabenheit; die Herstellung ist bei den zur Verfügung stehenden primitiven Instrumenten äusserst mühsam und beschäftigt in der Regel den damit Betrauten während seines ganzen Lebens. Die beiden Enden des den vorderen Wulst zusammenhaltenden Riemens werden durch das konisch zugeschnittene und durchbohrte, hornartige Endosperm der in Amboland häufigen Hyphaene-Frucht und durch eine sich daran anschliessende ungefähr 4 cm lange Eisendrahtspirale gezogen; es kann daher durch stärkeres oder schwächeres Anziehen jener Enden die ozongondja nach Belieben gelockert werden. Der eine der beiden vorn herabhängenden Riemenenden versieht dem Manne zugleich noch den Dienst eines Familienregisters, indem er für jeden ihm von einer seiner Frauen geborenen Sprössling einen Knoten daran macht, den er, falls der bezügliche Nachkomme sterben sollte, wieder auflöst, und es bietet sich ihm so die Möglichkeit, sich jederzeit genau über seinen Familienbestand informieren zu können. Ein $1^1/_2$ Hand breites, bis unterhalb der Kniee herunterhängendes und durch Einreiben mit Fett schmiegsam gemachtes Fell wird als Schamschürze vorn über die ozongondja geschlagen; ein breiteres und längeres Fell bedeckt den entsprechenden hinteren Körperteil. Dicht unterhalb der Kniee trägt der Omuherero an jedem Bein ein 3—4 cm breites Lederband, an dem vorn 10—15, zu einer Quaste verbundene Riemchen angenäht sind, die gewöhnlich die Länge der Unterschenkel haben und bei jedem

Schritt frei hin und her schwingen. Die nationale Fussbekleidung ist die Sandale: ein nach der Fusssohle zugeschnittenes Stück Leder, das durch einen sinnreich um die Knöchel und den grossen Zehen geschlungenen Riemen am Fusse befestigt wird; in neuerer Zeit ist aber an deren Stelle bei den besser situierten Ovaherero der Feldschuh der Hottentotten getreten. Der Oberkörper so gut wie das Haupt bleiben stets unbedeckt.

Der o̬zongondja entspricht bei den Frauen die omutombe, eine Art Leibchen, das über den Körper gestülpt wird, indem die Frau die Arme hoch über den Kopf zusammenhält, während ihr eine Gehülfin die omutombe über Arme und Oberkörper heruntergleiten lässt. Das Leibchen ist in der Mitte etwas eingeschnürt, um bequem auf den Hüften zu sitzen und reicht nach oben zu bis über den Nabel. Die omutombe besteht aus ungefähr 30—50 seitlich verbundenen Ketten abgerundeter und auf Sehnen gereihter Strausseneierstückchen. Die Eierschalen werden zum Zwecke der Herstellung dieser Scheibchen von der Hand in kleine Stückchen zerschlagen, diese mit einem spitzen Eisenstück durchbohrt und dann auf einem Stein, der, gleich einem Ei im Eibecher, in einem Holzgefäss ruht, mit dem scharfen Ende eines Springbockhornes abgerundet. Obgleich diese Manipulationen bei einiger Handfertigkeit rasch vor sich gehen, beansprucht die Fabrikation der ganzen omutombe kaum weniger Zeit, als die einer o̬zongondja, und hat in der Regel daher auch den kolossalen Wert von 1—2 grossen Ochsen; sie verschwindet aber bei dem in diesem Teile Süd-Afrika's rasch vorschreitenden Aussterben der Strausse als Nationalkleidungsstück immer mehr und wird meist nur noch von den Reichen getragen. Zu der etwa handbreiten Schamschürze gesellt sich zur Bekleidung des Unterkörpers ein gegerbtes breites Fell, das sich von jenen der Männer dadurch unterscheidet, dass es auch noch die Vorderseite der Schenkel bedeckt, indem die Zipfel desselben über dem Nabel in den Riemen der omutombe verschlungen werden; beim Marschieren pflegen die Weiber dieses Fell daher, um den Beinen freiere Bewegung zu gestatten, vorn etwas höher zu schürzen. Hierzu kommt nun endlich noch ein den Rücken bedeckender

und bis auf den Boden reichender Mantel, der aus einem vollständigen, reingeschabten und schmiegsam gemachten Ochsenfell besteht, und mit nach rückwärts geschlagenem Rand vorn über den Achseln in der Weise zusammengebunden wird, dass die Schultern möglichst frei bleiben. Die Aussenseite dieses Kleidungsstückes ist je nach den materiellen Verhältnissen der glücklichen Besitzerin mehr oder weniger reich mit Eisenperlen verziert, die zu rautenförmigen Mustern vereinigt in Längsreihen aufgenäht werden und den Wert des Mantels unter Umständen geradezu fabelhaft steigern können. Die Kopfbedeckung der Frauen ist recht seltsam; sie entspricht einer Lederhaube mit 3 (2 zur Seiten und 1 hinten) lanzettförmigen, etwas nach aussen gebogenen Zipfeln von 15—20 cm Länge, die nach einem bestimmten Muster so sorgfältig übernäht sind, dass man unter anderen Umständen glauben könnte, das Leder sei gepresst. Von diesem sonderbaren Hute hängt über den Nacken und Rücken ein breites Band aus zwölf einzelnen, etwas oberhalb der Mitte quer verbundenen Riemen, über die zahlreiche ca. 1½ cm lange Eisenblechhülsen geschoben werden; die unteren Enden dieser 12 Riemen entbehren der Blechröhrchen und pflegen im Winde ungehindert hin und her zu flattern. Am vorderen, offenen Teile geht die Haube in eine Art Schleier über, der aber stets aufgerollt getragen wird und das Gesicht der Trägerin als schmaler Wulst gleichsam umrahmt. Je nachdem die Besitzerin Mutter oder kinderlos ist, wird in einem Falle um die Haube noch ein besonderes breites Band aus Eisenperlen, im anderen Falle aber ein solches aus Kauri-Muscheln geschlungen.

Mädchen, die noch nicht als heiratsfähig erklärt worden sind, tragen diese Hauben nicht; ihr Schädel wird bis auf eine kleine Partie im Wirbel, glatt rasiert. An die intakt gelassenen Haarbüschelspiralen befestigen sie 1 cm lange, gedrehte Tiersehnen, an deren Enden je eine kleine Eisenperle baumelt. Die jungen Mädchen tragen ferner an Stelle des Leibchens und des Mantels eine breite, in lange Riemen aufgelöste, bis auf die Füsse herabfallende Schamschürze, die Knaben anstatt der o̱zongondja einen einfachen Lederriemen mit kurzem, schmalem Felllappen.



Omuherero.



Ovaherero.

In derselben Weise wie bei den civilisierten Völkern, so sind es auch bei den Ovaherero vorzugsweise die Frauen, die ausser der notwendigen Kleidung den Körper überdies noch mit allerlei Zierrat zu behangen pflegen, teils um dadurch der sich weder bei Weissen noch bei Schwarzen verleugnenden weiblichen Eitelkeit Rechnung zu tragen, teils, was am Ende auf dasselbe hinausläuft, um durch den zur Schau getragenen Schmuck den Reichtum des Eheherrn zu bekunden. So pflegen die wohlhabenderen Frauen um die Unterschenkel eine Reihe — oft bis 10 — übereinander gelagerter Ringe aus grossen, massiven Eisenperlen zu tragen, die auf der Rückseite durch mehrere, eine Troddel bildende Riemchen untereinander verbunden sind; das Gewicht eines solchen Beinschmuckes beträgt mindestens 5 kg. Um die Vorderarme werden durch Tausch von den Ovambo erworbene eiserne Spiralbänder gewunden, wogegen der Oberarm in der Regel mit aus Elephantenzähnen geschnittenen, 2—3 cm breiten Ringen geschmückt wird. Der Halsschmuck besteht, abgesehen von allerlei Zauber bannenden Holzstückchen und den neuerdings importierten Glasperlen, aus verschiedenartigen Eisenperlen, Strausseneierstückchen oder Kaurimuscheln, äusserst selten aber aus Kupferzierrat.

Minder begüterte Weiber können sich natürlich den Luxus der kostbaren aus Eisen oder Strausseneierschalen verfertigten Ketten und Ringe nicht gestatten und ersetzen deshalb sowohl an der Omutombe als am Beinschmuck die Eierscheibchen und die Metallperlen durch die frühzeitig abgepflückten Köpfchen einer Geigeria[1], die in diesem Zustande noch vollkommen geschlossen und kompakt sind und sich zu dem beabsichtigten Zwecke trefflich eignen. Es ist mir übrigens nicht ganz klar, ob die an den Beinen getragenen Ringe vielleicht nicht eher zur Kleidung, als zum Schmucke zu rechnen sind, und wie bei den Hottentotten den Zweck haben, jene Glieder vor Schlangenbissen zu schützen; die Männer entbehren allerdings eines solchen Schutzes, doch ist dies kaum ein Grund, jene Hypothese von vornherein zu verwerfen.

[1]) Geigeria ornativa *Hoffm.*

Ich habe nicht oft eine stattlichere Erscheinung gesehen, als eine junge, noch nicht abgearbeitete Hererofrau in ihrem vollen Schmuck sie darbietet: mit kokett über die halbentblössten Schultern geworfenem Mantel schreitet sie sicher gemessen daher; der schwere Hut zwingt sie, den Kopf aufrecht zu tragen, das starre Leibchen hält den in allen seinen Teilen harmonisch ausgebildeten, glänzend braunen Oberleib gerade und veranlasst sie, jede hastige Bewegung zu vermeiden. Es ist ein Bild des stolzen Selbstbewusstseins.

Der Männerschmuck beschränkt sich in der Regel auf Halsketten aus Eisen- oder Elfenbeinperlen von oft bedeutender Grösse, und über der Stirne, am Haare befestigt, 2 oder 3 Schalenhälften talergrosser Meermuscheln; zur Zeit des Krieges wird das Haupt mit Straussenfedern oder dem buschigen Schwanze kleiner Nager geschmückt. Eitle Stutzer pflegen wohl auch die Fingernägel möglichst lange wachsen zu lasssen und den Körper mit allerhand glänzendem Tand zu behangen. Ohrringe scheinen beiden Geschlechtern so gut wie unbekannt zu sein.

Der Bart wird als eine ganz besondere Zierde, um nicht zu sagen Vorrecht des reifen Mannesalters betrachtet; die jüngeren Leute werden dazu angehalten, den keimenden Flaum sorgsam mittelst einer eisernen Pinzette zu entfernen und dürfen dessen Wachstum erst freien Lauf lassen, wenn ihnen ein mitberatender Sitz am okuruo, dem Werftfeuer gestattet wird. Um die Haut stets geschmeidig und gegen äussere Einflüsse möglichst unempfindlich zu erhalten, reibt sich Alt und Jung, Mann und Frau ausgiebigst mit einem Salbengemisch aus Fett, Oker und irgend welchen aromatisch duftenden Pflanzenteilen ein; zur Vervollständigung der Toilette einer Hereroschönen wird aber schliesslich auch noch zum Räuchertopf gegriffen, über den die Dame kauert, um sich von dem aufsteigenden Qualm geduldig einhüllen und parfümieren zu lassen. Das Bemalen einzelner Körperteile sowie auch das Tätowieren ist nicht gebräuchlich; die blauen Narben, die man hie und da im Gesichte der Ovaherero entdeckt, lassen sich stets auf irgend einen chirurgischen Eingriff zum Zwecke medizinischer Behandlung zurückführen, oder sind als Erinnerungs-

zeichen an einen glücklich bestandenen Kampf gegen Raubtiere etc. zu erklären.

Was die Behausung der uns hier beschäftigenden Eingeborenen betrifft, so möchte ich, wie schon früher bemerkt, das Hererohaus wiederum mit einem Bienenkorbe vergleichen. Der Diameter der kreisförmigen Hausbasis beträgt durchschnittlich ca. 3 Meter, die Höhe ca. $3^1/_2$ Meter; das Skelett wird aus entlaubten, in die Erde gerammten, dicken Ästen gebildet, deren Abstände sie erst mit langem Gras überflechten und alsdann noch mit einer dicken Lage von mit Blut und Lehm vermischten Ochsenmist überschmieren. Naht die Zeit der Regenstürme, so schützt der Omuherero seine Hütte, indem er sie mit rohen Fellen bedeckt, und diese mit grossen Steinen beschwert, damit sie der Wind nicht mit sich forttragen kann.

In der Mitte des Raumes wird zur Verstärkung des Daches ein gabelförmig verzweigter, dünner Baumstamm eingepflanzt, von dem hie und da auch noch Querhölzer nach verschiedenen Seiten abgehen; in halber Höhe ist die Wandung der Hütte durchbrochen, um dem Rauch Abzug zu gestatten. Eine Anzahl solcher Hütten vereinigen sich zu der sogenannten „onganda“, der Werft, wie der Cap-Holländer ein derartiges Miniaturdorf zu bezeichnen pflegt, die ringsum mit einer künstlich aufgeworfenen Dornhecke umgeben wird. Treten wir durch den nach Norden gerichteten und durch Wegreissen des quer gelegten Dornbusches schnell improvisierten Eingang ein, so fällt uns sofort östlich von dem im Centrum der kreisförmigen Anlage plazierten Kälberkraale ein grosser Aschenhaufen mit einem kleinen, schwach glimmenden Feuer auf, der okuruo mit dem geweihten Feuer, dem omurangerero; zwischen dem Aschenhaufen und dem Kraal steht ein grosser, verdorrter Ast des Omumborombonga (Combretum primigenum) oder in dessen Ermangelung stellvertretend ein solcher des Omuwapu (Grevia spec.) In etwas weiterer Entfernung erhebt sich das Ondjuo der erstgeheirateten oder Grossen-Frau, der Omukaẕendu omunene, das wir stets, wenn wir uns im Centrum der onganda denken, in der Richtung nach Sonnenaufgang zu suchen haben; aus der Lage dieser

Hütte lässt sich daher, beiläufig gesagt, die Jahreszeit erkennen, in der die onganda gegründet wurde. Der Raum zwischen dem okuruo und jenem ondjuo wird otjizero genannt, d. h. der geweihte Boden. Die sämtlichen in Bauart und Einrichtung einfacher gehaltenen übrigen Hütten bilden nun um die Kälber-

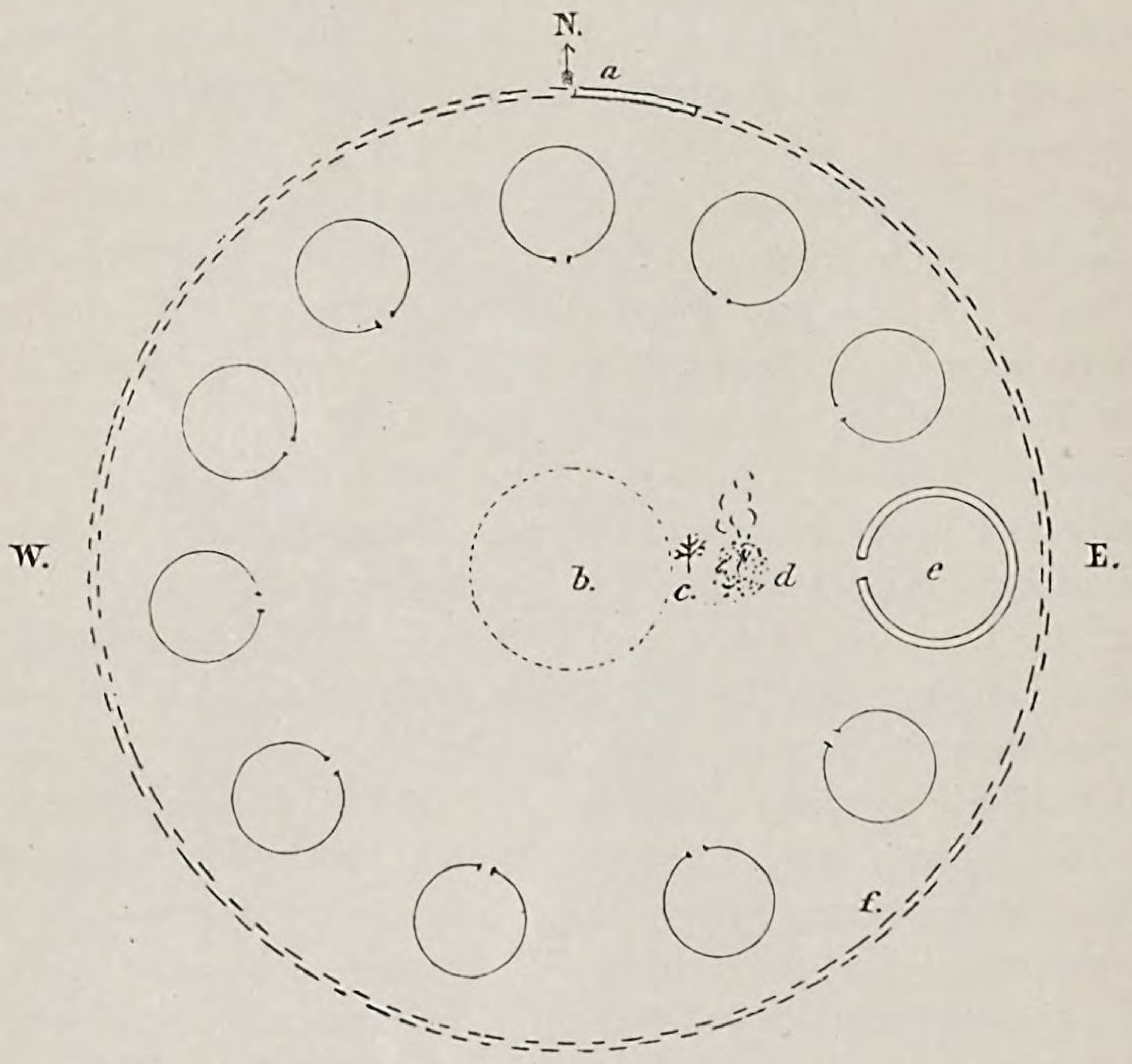


Fig. 6.

Grundriss einer Herero-onganda.

a = Eingang, b = Kälberkraal, c = Repräsentant des Omumborombonga, d = okuruo, e = Hütte der omukazendu omunene, f = Dornverhau.

hürde einen einfachen Kreis und zwar ist der südliche Bogen für die Wohnungen der männlichen, der nördliche für die der weiblichen onganda-Glieder bestimmt, wobei feststehende Ordnung ist, dass die Hütte des jüngsten Gliedes dem Hause der omukazendu omunene am nächsten steht, und die des ältesten den Bogen abschliesst; beide Bogen endlich werden durch die Hütten

der Knechte etc. verbunden. Das Werftoberhaupt, der omuhona der onganda, besitzt kein eigenes Haus; Tags über hält er sich in jenem der Grossen-Frau auf und nachts sucht er unter Umständen sein Schlaflager in irgend einer der Hütten des nördlichen Bogens.

Die Entfernung von einer Hütte zur andern beträgt ungefähr 10—15, die bis zur Kälberhürde, nach der zu die Eingänge gerichtet sind, je nach der Zahl der Häuser, 15—30 und mehr Schritte.

Das Inventar der Haupthütte, jener der Grossen-Frau, besteht in der Hauptsache aus einer grossen Zahl von hölzernen, aus Baumstammstücken ausgehöhlten, eiförmigen Milchgefässen aller Dimensionen, hohlen Flaschenkürbissen, hölzernen Löffeln mit langem oder kurzem Stiel, Milchtrichtern und verschiedenen flachen Gefässen. Ein weitbauchiger, irdener Topf dient als Kochgeschirr, kleine cylinderförmige Becher aus Ochsenhörnern, deren Boden und Deckel mit Leder überspannt ist, zur Aufbewahrung der Salben, während runde, ganz aus Fell verfertigte und mit Kuhmist überstrichene Gefässe das Fett enthalten. Die Holzgefässe werden mittelst einfacher, eiserner Messer hergestellt; ein geschweiftes Messer, das ekorore, dient zum Aushöhlen und ein solches mit gerader Klinge zur Gestaltung der äusseren, oft hübsch verzierten Form, deren Herstellung bei der Primitivität der Instrumente eine furchtbare Geduldsprobe ist, da sie nur durch hobelartig geführte Hiebe erzielt werden kann, wogegen beim Aushöhlen die Hauptarbeit von glühenden Kohlen getan wird. Das zur Verwendung kommende Material entstammt verschiedenen Acacia- und Boscia-Arten; die Messer kaufen sie entweder von den schmiedekundigen Ambostämmen oder verfertigen sie selbst aus alten, von Europäern erhaltenen Wagenreifen. Die Kunst der Töpferei scheint ihnen ebensowenig wie die Verarbeitung von Erzen eigen zu sein, ja, sie verachten im Gegenteil jedes derartige Handwerk und ziehen es vor, den sie von Zeit zu Zeit besuchenden Aaandonga die Arbeit teuer zu bezahlen.

Sehen wir ab von den bereits massenweise eingeführten guten und schlechten Gewehren aller denkbaren Systeme, so

muss als Hauptwaffe des Hererokriegers der Assegai oder Speer bezeichnet werden; der bald eiserne, bald hölzerne Schaft desselben trägt an einem Ende ein durchschnittlich 20—40 cm langes, spitzes Blatt aus weichem Eisen, dessen Form vom breit lanzettlichen (10 cm) bis zum schmal lanzettlichen (4 cm) variiert. Der in halber Höhe mit einer Ochsenschwanzquaste (die beim Kriegsspeer von weisser Farbe sein muss) gezierte Schaft ist etwa $1^1/_2$ m hoch, die ganze Waffe daher auch so schwer, dass sie eigentlich mehr zum Stoss als zum Wurf geeignet ist. Ich füge noch hinzu, dass der Speer, entsprechend dem grossen Reichtum an Termini technici der Hererosprache, je nach der Gebrauchsbestimmung mit einer besonderen Benennung bedacht ist.

Viel gefährlicher als der Speer ist in der Hand des Omuherero der Kirri, ein kurzer, ungefähr $^1/_3$ m langer Stock aus hartem Holze mit rundem, faustgrossem Kopfstück, den der Eingeborene stets in der oẕongondja mit sich herumführt; er ist im Werfen desselben so geübt, dass er nur selten einen auffliegenden Vogel oder eine aufgeschreckte Antilope zu verfehlen pflegt. Schon mehr als einmal hat der Kirri im Kampfe gegen die Hottentotten den Ausschlag gegeben; von kräftiger Hand geschleudert, zerschmettert er unfehlbar den Schädel des Getroffenen. Die Ovaherero bedienen sich niemals eines Schildes, obwohl ihnen dessen Gebrauch aus den Kriegen mit den Batovana nicht unbekannt geblieben ist. Früher mögen sie wohl allgemein Bogen und Pfeil geführt haben, die aber seit der Einfuhr von Gewehren nun blos noch in den Händen von Kindern oder armen Viehhirten gesehen werden und dementsprechend stets unvergiftet sind.

Der Omuherero liegt, wie bereits andern Orts bemerkt, ausschliesslich der Viehwirtschaft ob; Ackerbau wird nur auf den Missionsstationen getrieben und beschränkt sich auf die Bebauung kleiner, in der Nähe jener Stationen liegender Flussbettparzellen. Das Hererorind zeichnet sich durch einen stark entwickelten Knochenbau aus, ist jedoch keineswegs fett; die Extremitäten sind kurz, die Klauen bedeutend kleiner als bei dem Hottentottenrind, aber hart und stark. Das Haar ist kurz, glatt und glänzend; der Schwanz endigt in einen beinahe die Erde be-

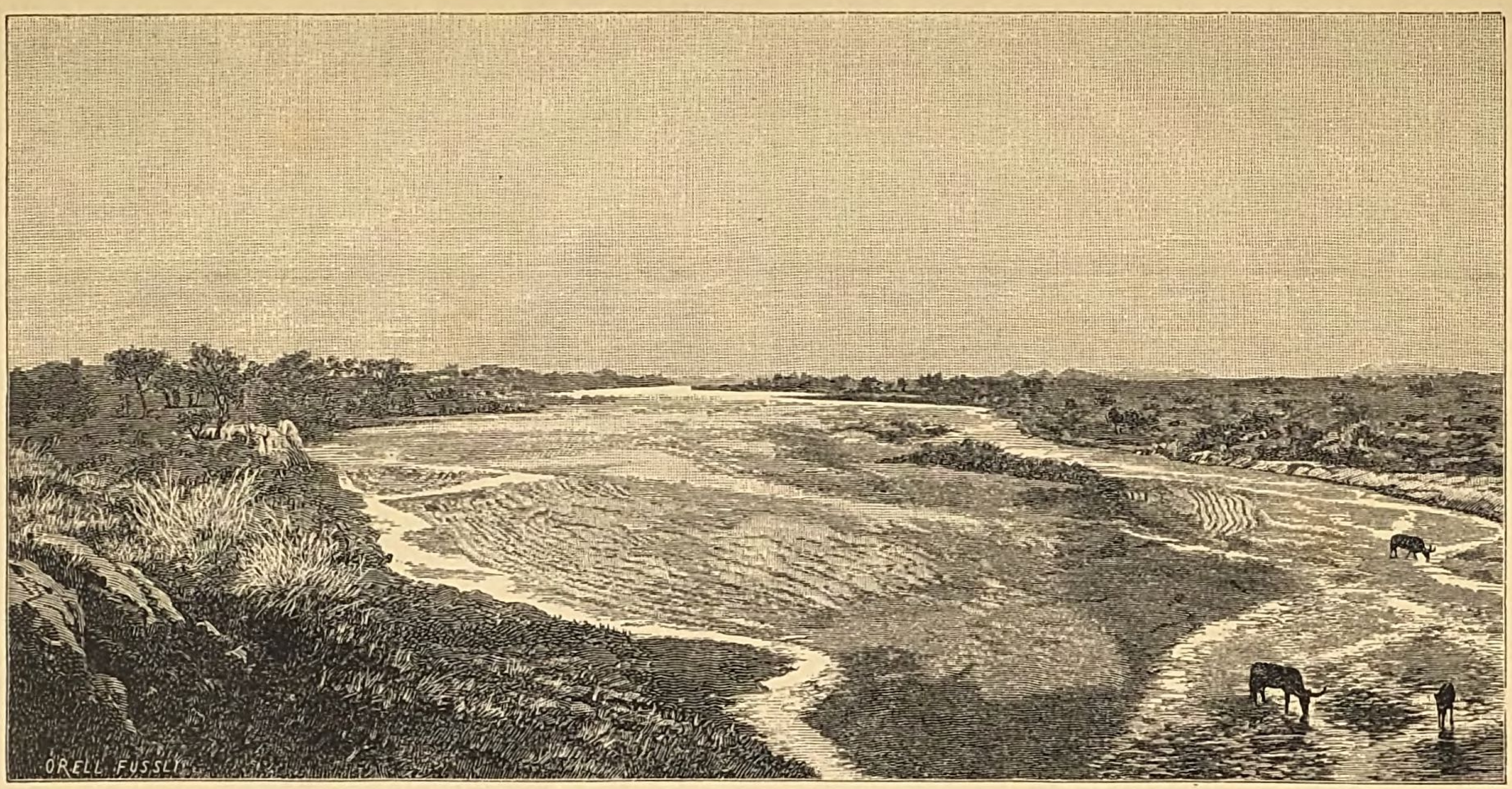
rührenden Büschel langer und sehr buschiger Haare. Die Bullen haben oft einen stattlichen Fetthöcker aufzuweisen, der jedoch den Kühen und Ochsen abgeht. Die Hörner sind gewunden und manchmal von bedeutender Spannweite, ohne jedoch eine so gewaltige Ausdehnung zu erreichen, wie wir sie hin und wieder bei den Tšuanarindern bewundern können; das Gewicht eines einzelnen Hornes übersteigt im Durchschnitt kaum 5 Pfund. Die Schafe und Ziegen stimmen völlig mit jenen der Hottentotten überein und stammen wohl auch zum grösseren Teile aus deren Händen; ich muss dies annehmen, weil bei den nordwärts liegenden Stämmen, wie den Ambovölkern und den Uumbangala einerseits Schafe zur äussersten Seltenheit gehören und anderseits die Ziegen von ganz kleinem Schlage sind. Der Reichtum an Rindern ist bei den Ovaherero geradezu fabelhaft und mögen sicherem Vernehmen nach einzelne wohlhabende Eingeborene deren mehrere Tausend haben; da Sitten und Gebräuche mit diesen Tieren im engsten Zusammenhange stehen, so richtet der Eingeborene sein Augenmerk fast ausschliesslich auf die Vermehrung und die Veredelung seiner Herde, die er mit Stolz vor jedem Besucher Revue passieren lässt. Für seine Ochsen ist ihm keine Arbeit zu beschwerlich; im Schweisse seines Angesichtes bearbeitet er tagelang in brennender Sonnenhitze mit den einfachsten Instrumenten das Kalkgewölbe, um einen Brunnen zu graben, vertieft den Boden beckenartig und tränkt nun mit dem Schöpfeimer Rind für Rind, oft zweimal des Tags, morgens und abends. Wo immer sich zwei Eingeborene begegnen, da wird über Ochsen und nur über Ochsen gesprochen; die Lieblingstiere werden besungen und beim nächtlichen Tanze ahmen sie deren Bewegungen und Eigenheiten nach, das Anrücken der zur Tränke eilenden Herde und das Gebrüll der nach ihrem Sprössling rufenden Kuh. Der Reiche pflegt seine Herde zum Zweck der Besorgung stets unter seine verschiedenen Freunde zu verteilen und behält in der eigenen onganda nur die zum Lebensunterhalt notwendigen Tiere zurück, die nachts durch den Dornverhau getrieben werden und rings um den Kälberkraal lagern; von Zeit zu Zeit besucht er dann seine Postenhalter um sich zu verge-

wissern, dass dieselben seine Interessen redlich verfolgen. Er kennt zwar die Anzahl der übergebenen Tiere nicht, aber wenn die Herde an ihm vorbei marschiert, so weiss er doch sofort, ob und welcher Ochse fehlt; er kann ihn bis auf die Klauen hinunter beschreiben, und wenn er das Tier nach Jahren wieder in einer fremden onganda findet, so erkennt er sein Eigentum unzweifelhaft auf den ersten Blick wieder. Beim Ausmarsch ins Feld oder bei der Rückkehr zum Wasser übernimmt in der Regel ein und dasselbe Tier die Führung, das dann dieser Eigenschaft wegen meist zum Reitochsen abgerichtet wird; andere, sich als besonders stark und ausdauernd erweisende Ochsen kommen vor den Wagen.

Die Kühe geben durchschnittlich wenig Milch und „vertrocknen", wie der Eingeborene sich ausdrückt, sehr rasch, falls das Kalb krepiert oder gewaltsam entfernt wird. Um dies zu verhüten, pflegt der Omuherero ein Kalbsfell mit Stroh auszustopfen und der Mutter als Phantom hinzustellen, und da soll dann, wie J. Hahn erzählt, hin und wieder der possierliche Fall vorkommen, dass die Kuh, mit dem Belecken der Puppe beschäftigt, plötzlich das eingestopfte Heu entdeckt und dieses nun gierig aus dem Leibe des vermeintlichen Sprösslings herauszerrt. So genügsam der Omuherero in der Wahl der Ausdrücke zur Bezeichnung der Farbe lebloser Gegenstände ist, so unerschöpflich ist er in dieser Beziehung, wenn es sich um die Rinder handelt, die geringste Nuance eines seiner Ochsen erscheint ihm wichtig genug, um sie mit einem besonderen Ausdrucke zu belegen.

Die Hauptnahrung dieses Hirtenvolkes besteht naturgemäss in der Milch, die aber im allgemeinen nicht süss, sondern sauer als sogenannte „omaere" genossen wird. Um die omaere zu bereiten, wird gemolkene Milch durch einen Holztrichter in grosse Flaschenkürbisse (Lagenaria vulgaris *L.*) gegossen und darin einer langsamen Fermentation überlassen.

Da die Eimer und die Flaschen niemals gereinigt werden dürfen, so zeichnet sich die omaere, die uns der heidnische Gastfreund bei unserem Besuche anbietet, nicht gerade durch be-



Flussbett des Omaruru, von den Ovaherero als Ackerfeld benutzt.

sondere, appetiterregende Sauberkeit aus; tote Fliegen, Haare und Grasreste schwimmen in ekelhafter Menge umher und stellen unsere Überwindungskraft auf eine schwere Probe. Welch' bedeutende Rolle die Kuhmilch im Lebensunterhalt des Eingeborenen spielt, geht schon daraus hervor, dass sich im Otjiherero mindestens fünfzehn verschiedene Bezeichnungen für Kuhmilch finden, deren Anwendung sich je nach dem Charakter dieser Nahrung richtet. Durch rythmisches Schütteln des an Riemen aufgehängten Kürbisses, der sogenannten Kalebass, wird eine Art Buttermilch, die omatuko, erzeugt, die jedoch als Nahrungsmittel gegenüber der omaere nur von untergeordneter Bedeutung ist.

Bei ganz besonderen Gelegenheiten, wie Besuchen etc., wird ab und zu auch ein Schaf oder ein Ochse geschlachtet, doch ist ein solches Mahl auf heidnischen Werften schon eine grosse Begebenheit, zu der in der Regel Gross und Klein aus weiter Ferne herbeizuströmen pflegt. Das Fleisch wird entweder flüchtig in der heissen Asche geschmort oder im Topf gekocht und dann — wenn es die Umstände gestatten — unter Zusatz von Salz verzehrt und zwar in der Weise, dass ein grosses Stück angebissen und, was zu viel ist, kurz vor dem Munde mit einem Messer abgeschnitten wird; so macht ein und dasselbe Fleischstück oft die Runde bei den sämtlichen Festteilnehmern.

Der Omuherero ist glücklicherweise und gewiss nur zu seinem eigenen Vorteil kein Freund berauschender Getränke, deren Herstellung aus Früchten ihm auch unbekannt ist; infolge dessen zählt der Branntwein unter diesen Leuten nur wenig Anhänger. Tabak wird zwar viel aber nicht unmässig geraucht; sie vermischen ihn weder mit Hanf noch verschlucken sie den Rauch völlig. Was übrigens das Alter dieser Sitte betrifft, so scheint es mir keineswegs erwiesen, dass die Ovaherero das Tabakrauchen schon in ihren Stammsitzen jenseits des Kunene gekannt haben, um so weniger, als sie nicht nur selbst keinen Tabak pflanzen, sondern auch ihre Pfeifen stets von den Ovambo erst kaufen müssen.

Von Musikinstrumenten habe ich nur der otjihumba zu erwähnen, eines Bogens, dessen an beiden Enden und in der Mitte

befestigte Sehne mit einem Stöckchen geschlagen wird. Der Gesang ist monoton und hat nicht die entfernteste Ähnlichkeit mit den oft recht ansprechenden Melodien der Hottentotten; bestimmt, den Tanz oder mimische Darstellungen zu begleiten, erfülllt er übrigens vollkommen seinen Zweck.

VIII. Kapitel.

Sitten und Gebräuche der Ovaherero.

Um den Sitten und Gebräuchen der Hereronation ein Verständnis zu sichern, muss ich vorerst der mit ihnen im engsten Zusammenhang stehenden komplizierten sozialen Einteilung in sogenannte omaanda (sing. eanda) erwähnen. Die eanda ist ihrem Charakter nach eine Einrichtung, für die uns ein Analogon bei Nicht-Bantuvölkern fehlt und deren Wiedergabe mit Klasse oder Kaste als unzutreffend vermieden werden sollte, da 1. die sämtlichen omaanda bei den Ovaherero unter sich gleichwertig sind; 2. es bei einer Heirat keineswegs in Betracht kommt, ob Mann und Frau aus derselben eanda sind, und 3. die Kinder nicht in die eanda des Vaters, sondern in die der Mutter treten.

Wie gross ursprünglich die Zahl der omaanda unter der Hereronation war, ist unbekannt; unzweifelhaft sicher sind mir nur 10 Hauptomaanda mit verschiedenen ihnen zur Seite stehenden Unter-omaanda bekannt geworden. Obgleich, wie bereits bemerkt, die sämtlichen Hauptgruppen eine und dieselbe soziale Stellung behaupten, so kommt es doch vor, dass sich die eine oder andere eines grösseren Ansehens rühmt, doch ist dann die Ursache dieser temporären Sonderstellung stets darin zu suchen, dass aus derselben ein besonders reicher und daher mächtiger Zeitgenosse hervorgegangen ist.

Die Namen der 8 Haupt-omaanda mit ihren bezüglichen Unterabteilungen lauten:

1. ekuejuva	ekuejuva rojamuzi. Zu dieser gehörte der Häuptling Tjaherani in Omaruru.	
	ekuejuva rojapera. Zu der Kamaharero und Riaru zählen.	
	ekuejuva rojamutati.	
	ekuejuva rojahouari.	
2. ekuenombura.	Meines Wissens ohne Unterabteilung.	
3. ekuendjata	ekuendjataonene. Hiezu gehört der Häuptling Kambazembi im N. des Hererolandes.	
	ekuendjata okatiti	ekuendjata rojanakumum.
		ekuendjata rojanambinda.
		ekuendjata rojakanameva.
4. ekuatjivi	ekuatjivi romumgambu. Der Häuptling Tjiharine in Omburo.	
	ekuatjivi ramuhuka.	
5. ekuauti	ekuauti ekuatjiti. Zählt zu ihren Mitgliedern den Ovambandjeru-Häuptling Aponda.	
6. ekuendjandje	ekuendjandje roserandu.	
	ekuendjandje ronderera.	

Als Neben-eanda der letzgenannten ekuendjandje wird „ekuahere“ genannt.

Als weitere omaanda nennt Brincker in seinem Wörterbuche:
7. ekuahorongo und
8. ekuesembi, von denen ich aber nicht zu sagen vermag, ob ihnen der Charakter von Haupt- oder von Unter-omaanda zukommt.

Über die Entstehung der Haupt-omaanda-Bezeichnungen ist so gut wie nichts bekannt, wie denn auch überhaupt die etymologische Deutung des Wortes eanda noch im Dunkel ruht; was dagegen die verschiedenen Unter-omaanda betrifft, so erklären die Eingeborenen z. B. die der ekuejuva folgendermassen: Die Stammmutter der ovakuejuva (dies sind die Glieder der ekuejuva; ova ist Pluralpräfix) hatte zwei Töchter, Mpondo und Tjitapati. Eine der beiden Töchter von Mpondo fand eines Tages einen Pfeil (omuzi), daher deren Nachkommen ovakuejuva rojamuzi benannt wurden; die Schwester der Finderin gedachte nun ebenfalls einen Pfeil zu suchen und kratzte (pera) zu diesem Behufe

die Erde auf, wesshalb ihre Nachkommen als ovakuejuva rojapera bezeichnet wurden. Die beiden Töchter der Tjitapati wurden auf eine Reise gesandt; als sie einen omutati-Baum (Copaifera Mopane) erreicht hatten, setzte sich die eine in dessen Schatten, während die andere hinter einem onguari (ein Scharrvogel aus der Gruppe der Phasianiden) herlief; die Nachkommen der ersten werden daher ovakuejuva rojamutati, die der zweiten ovakuejuva rojahouari genannt.

Die Institution der omaanda findet sich nicht allein bei den Ovaherero, sondern auch bei sämtlichen Ambostämmen, den Uumbangala und wahrscheinlich überhaupt bei allen anderen Bantuvölkern; es kann daher wohl keinem Zweifel unterliegen, dass die Genesis dieser Gruppeneinteilung auf jene Zeit zurückzuführen ist, da die heute über das ganze äquatoriale Afrika zerstreuten Bantugruppen noch einen einzigen, einheitlichen Stamm bildeten. Damit, d. h. mit dem hohen Alter der omaanda, stimmt auch überein, dass den Eingeborenen hinsichtlich deren Ursprung und Bedeutung jede Tradition abgeht, ich glaube aber, dass gerade die weitere Erforschung der omaanda auf dem Wege der Vergleichung als weittragender Faktor bei der Beurteilung der Verwandtschaftsgrade und der früheren Verteilung der verschiedenen Stämme aufzufassen ist. Zum Unterschiede von den omaanda der Ovaherero, wo die Häuptlinge den verschiedenen omaanda angehören, nähern sich die omaanda der Ambostämme (dort omasimo, Sing. esimo genannt) dem Charakter nach schon eher der „Kaste", indem bei ihnen die Könige ausschliesslich aus der ekuanakamba, die Priester nur aus der ekuananime hervorgehen können.

Während sich, wie schon angeführt wurde, die eanda stets von der Mutter auf die Kinder vererbt, ist für den Eintritt in die sogenannte oruẕo nur die Descendenz in väterlicher Linie massgebend. Unter oruẕo ist eine Gruppe von Familien zu verstehen, denen ganz bestimmte, traditionelle Vorschriften bezüglich des Tragens der Haartracht, des Zubereitens der Fleischspeisen u. s. w. gemacht sind. Den Gliedern gewisser otuẕo (otuẕo Plural von oruẕo) ist es verboten, Vieh ohne Hörner, anderen, Ochsen

mit weissem Rücken zu halten; wer zur oruzo esembi gehört, darf kein Chamäleon töten, andere dürfen keinen Kuhmagen essen u. s. w. Die Zahl der otuzo soll bedeutend grösser als die der omaanda sein, doch fehlen mir hierüber, wie auch über die verschiedenen Bezeichnungen bestimmte Angaben. Jede oruzo hat ein bestimmtes Abzeichen, gewissermassen ein Wappen, das von den betreffenden männlichen Angehörigen im Nacken getragen wird; es ist dies in einzelnen Fällen z. B. die Schale einer grossen Meermuschel, in anderen wieder der Eckzahn eines Larvenschweines. Die Gruppierung in otuzo ist insofern von weittragender Bedeutung, als bei den Ovaherero das okuruo, an dessen Besitz die Priesterwürde gebunden ist, immer in einer und derselben oruzo verbleiben muss und sich dementsprechend in der Regel nur vom Vater auf den Sohn vererben kann.

„Okuruo“ wurde bereits als die Werftstelle mit dem Aschenhaufen bezeichnet; hier befindet sich das heilige Feuer, omurangere, dessen Besorgung der ältesten unverheirateten Tochter der Grossen Frau, der ondangere, aufgetragen ist. Das Feuer muss unausgesetzt unterhalten werden, wird nachts in die Hütte der Grossen Frau gebracht und dort sorgfältig vor dem Erlöschen bewahrt. Tritt aber dennoch dieser Fall, der immer als ein böses Omen gedeutet wird, ein, so darf das Feuer nur durch Reiben der beiden Feuerstöcke erzeugt werden. Es sind dies zwei Holzstäbe von ungleicher Härte; das weichere, auf der Erde liegende nennt der Omuherero otjia, das lange harte dagegen, gewöhnlich von einem Omumborombonga stammend, ondume. Die etymologischen Ableitungsversuche dieser beiden Benennungen haben schon vielfach Anlass zu Kontroversen gegeben, ohne bis jetzt zum Abschluss gekommen zu sein. Der Umstand, dass Otjiza (wovon otjia stammt) weibliche Scham bedeutet, und ondume von ruma, beschlafen, abzuleiten ist, lässt mich annehmen, dass der Eingeborene in dem gegenseitigen Verhältnisse der beiden Stäbe gleichsam einen sexuellen Konnex sieht, dessen Ergebnis das erzeugte Feuer ist, und diese Ansicht dürfte wohl den beiden Benennungen zu Grunde liegen. Ich werde in dieser Vermutung bestärkt durch die von mir in der Kalaχari konstatierte Tatsache,

dass die von den Ovaherero grundverschiedene Rasse der ||Ai San-Buschmänner aus der Gegend von |Noiχas bei der Benennung der beiden denselben Zwecken dienenden Feuerstöcke von demselben Gedanken ausgegangen zu sein scheinen; sie bezeichnen nämlich den vertikalen Stab als den tau doro (tau Präfix für das Männliche: tau‡koa männlicher Elephant) den horizontalen als den ||gai doro (||gai Präfix für das Weibliche: ||gai‡koa weiblicher Elephant). In diesem Sinne suchte mir auch bei anderer Gelegenheit ein sprachkundiger Omuherero die Deutung der beiden Bezeichnungen klar zu machen, indem er in wenn auch nicht wiederzugebender, so doch nicht misszuverstehender Weise auf die entsprechenden Verhältnisse im Tierreich hinwies.

Der ondume und die otjia werden gemeinsam mit den sogenannten „ozohongue" verwahrt; es sind dies eine grössere Anzahl zu einem Bündel vereinigter Holzstäbe, von denen ein jeder einen bestimmten Ahnen der oruzo repräsentiert und die in ihrer Gesamtheit wohl als der heiligste Gegenstand, den eine Familie besitzt, zu betrachten sind. Die ozohongue stehen mit dem okuruo oder besser mit der Priesterwürde im engsten Zusammenhang und müssen daher stets in derselben oruzo verbleiben.

Das Haupt einer Familie ist zu gleicher Zeit auch innerhalb seiner onganda Haupt der betreffenden oruzo und als solcher der Priester seiner Werft, dem es allein gestattet ist, religiöse Ceremonien vorzunehmen. Er besitzt als solcher seine ganz bestimmten Kühe, deren Nutzniessung nur ihm zukommt, und die Milchgefässe, welche diese Milch bergen, sind ausser durch Form und Grösse von den übrigen auch noch durch das oruzo-Symbol ausgezeichnet.

Wenn der omuhona, der pater familias, einen Teil der Herde ins Weidefeld schickt, so übergibt er dem Viehhüter einen Feuerbrand vom omurangere, wodurch jener Feuer- oder okuruo-Genosse — omuranganda — wird, und als solcher mit seiner ganzen Familie und seinen Knechten dem omuhona untertan ist. In dieser Weise kann sich im Laufe der Zeit aus der onganda ein Stamm entwickeln, der ursprünglich in bescheidenen Verhält-

nissen lebende omuhona ein mächtiger Häuptling, omuhona omunenene, werden.

Wird die onganda dislociert, so trägt die Hüterin des omurangere den Feuerbrand, die omukaz̭endu die mit den oruz̭o-Abzeichen versehenen Milchgefässe; der omuhona, eigentlich zum Tragen der oz̭ohongue gebunden, schultert den Reisigbündel und übergibt ihn dann einem der Knechte, durch diese kurze symbolische Handlung seiner Pflicht Genüge leistend.

Nach diesen, zum Verständnis des Nachfolgenden unbedingt notwendigen, einleitenden Bemerkungen gehe ich nun zu den Schilderungen der hauptsächlichsten Hereroceremonien und Gebräuche über, wie ich solche zum Teil aus dem Munde der Eingeborenen, zum Teil den Berichten der Missionare oder deren persönlichen Mitteilungen entnommen habe.

Wenn in einer onganda ein Kind geboren wird, so teilt dies eine der Frauen, die der Wöchnerin ihren Beistand leihen, den männlichen onganda-Genossen, vor denen Mutter und Kind ängstlich verborgen gehalten werden, mit, indem sie, falls es sich um einen Knaben handelt, vor die Hütte tretend ausruft: „okouta! okouta!“ wenn es ein Mädchen ist: „okas̭eu! okas̭eu!“ Hiermit wird der zukünftige Beruf des Neugeborenen bezeichnet, indem mit okouta (Bogen) der die Werft verteidigende Krieger, mit okos̭eu (Knollen von Cyperus esculentus) die Feldfrüchte suchende Frau angedeutet wird. Schon vor der Entbindung ist dicht neben dem Hause der omukaz̭endu omunene, und zwar auf der Südseite desselben, eine Hütte erstellt worden, deren eine Öffnung nach dem okuruo, deren andere in entgegengesetzter Richtung, nach Osten schaut; durch die letztere werden später Mutter und Kind in ihre neue Behausung geleitet.

Das Weib ist in diesem Zustande heilig und ihm liegt es nun ob, eine Reihe mystischer Ceremonien vorzunehmen, die sonst zu den am okuruo sich abspielenden Obliegenheiten des omuhona zählen; so wird ihr jeden Morgen die Milch von sämtlichen Kühen gebracht, damit diese durch das „makeran“, das Berühren mit dem Munde, geweiht werde. Kurz nach Eintritt des auf der ganzen onganda mit Freuden erwarteten Ereignisses

wird ein den oruzo-Vorschriften entsprechendes Schaf geschlachtet, dessen einer Hinterschenkel zu anderweitigen religiösen Gebräuchen im Hause verwahrt wird; das übrige Fleisch wird zum okuruo gebracht, hier vom Vater, der gleichzeitig den Ahnen der oruzo Mitteilung von der Geburt macht, mittelst des Mundes mit Wasser bespritzt, und nun erst von der Mutter und den übrigen onganda-Gliedern genossen. Von jetzt ab werden auch Wöchnerin und Kind wieder sichtbar; nach Verfluss einiger Zeit verlässt die Mutter mit dem Säugling die Hütte durch die westliche Öffnung und begibt sich zum okuruo, wobei sie fortwährend von der ondangere mit Wasser besprengt wird. Am Feuer angekommen, stellt der Vater sein Kind den Ahnen vor, bespritzt es erst mit Wasser und bestreicht dann sowohl Mutter wie Kind mit Fett, dem Sprössling zugleich einen Rufnamen erteilend. Des Kindes Stirne wird nun an der eines bereit gehaltenen jungen Rindes gerieben und dieses dadurch als Taufgeschenk bezeichnet. Der kleine Erdenbürger ist damit in die oruzo aufgenommen und kann mit der Mutter deren ursprüngliche Hütte beziehen.

Wenn ein Junge das 6.—10. Altersjahr erreicht hat, wird an demselben die Beschneidungsoperation vollzogen. In den meisten Fällen verhält es sich so, dass ein Reicher, dessen Sohn beschnitten werden soll, ein Fest veranstaltet, zu dem dann Kinder anderer Werfte aber derselben oruzo, die sich ebenfalls dieser Operation zu unterziehen haben, eingeladen werden, so dass die Festlichkeit, die man überdies mit Vorliebe mit irgend einem politischen Ereignisse in Verbindung bringt, meist einen grösseren Umfang zu nehmen pflegt. Die Einleitung zu der Ceremonie bildet die Schlachtung der für das Festmahl bereit gehaltenen Ochsen, indem diese einzeln in der Werft und zwar jeweilen an einer bestimmten Stelle — für jedes Rind ist nämlich die Örtlichkeit stets vorgezeichnet, wo es getötet werden darf — zu Boden geworfen, und durch Daraufknieen erstickt werden, wobei die Schnauze des Tieres nach Norden gekehrt werden muss. Auch hier wird der linke Hinterschenkel — angeblich, weil die Kühe von dieser Seite gemolken werden — für

späteren Gebrauch aufbewahrt; das Übrige wandert in die Kochtöpfe und wird, nachdem es der während der ganzen Ceremonie am okuruo sitzenden omuhona durch „makeran“ geheiligt hat, den Teilnehmern überwiesen. Steigen Zweifel auf, ob einer der Anwesenden wirklich in die oruzo des omuhona gehöre, so nimmt der letztere, um jenen vom Festmale nicht ausschliessen zu müssen, das Fleischstück zwischen die Zehen eines seiner Füsse, streckt den Fuss nach rückwärts dem Betreffenden zu, und dieser ergreift es nun mit dem Munde. Die Beschneidungsceremonie ist bei den Ovaherero von grosser Bedeutung, wie schon daraus hervorgeht, dass sie ihr Alter, unter Nichtberücksichtigung der vorangegangen Jahre, stets von jenem Zeitpunkte an zu berechnen pflegen und sich auch die sämtlichen am gleichen Feste beschnittenen Knaben gemeiniglich als „makura“, d. h. „Männer desselben Alters“ bezeichnen. Die Ceremonie selbst (otjondo) wird in der Regel nach einem in dieselbe Zeit fallenden politischen oder sozialen Ereignisse bezeichnet; so z. B. fand die „otjohange“ (zusammengezogen aus otjondo tjo hange) zur Zeit statt, als der Frieden (ohange) zwischen Hottentotten und Ovaherero im Jahre 1870 geschlossen wurde und die zu derselben Zeit Beschnittenen nennen sich daher insgesamt „ovatjohange“.

Das Kind bleibt nun vorläufig noch der Pflege seiner Mutter überlassen, die es während seiner ersten Lebensjahre in einem Felle auf dem Rücken trägt; ist es grösser geworden, so schliesst sich der Junge seinen Altersgenossen an, zieht mit diesen und den alltäglich auf die nahe Weide getriebenen Rindern, Ziegen und Schafen in's Feld, übt sich im Bogenschiessen, Kirriwerfen und hilft wohl auch den Knechten bei der Überwachung des Kleinviehs, während das junge Mädchen mit der Mutter Brennholz oder Feldkost sucht und im Haushalt mit Hand anlegt.

Nachdem das 12.—16. Altersjahr erreicht ist, der Zahnwechsel also stattgefunden hat, muss an den Kindern beiderlei Geschlechtes die schmerzvolle Operation des „okuha“ vorgenommen werden, die darin besteht, dass den Betreffenden die vier unteren Schneidezähne ausgebrochen und die zwei mittleren des Oberkiefers in Form einer umgekehrten römischen Fünf (/\)

ausgefeilt werden. Auch hier vollzieht man gewöhnlich die Operation gleichzeitig an einer grösseren Anzahl ungefähr gleichalteriger Kinder derselben oruzo und versammelt zu diesem Zwecke die Kinder von den Aussenposten auf der Hauptwerft. An dem Tage der Operation begibt sich der Werftinhaber oder sein Stellvertreter am okuruo in's Feld, um Wurzeln einer bestimmten Grevia-Art zu suchen. Nachdem er sie nach Hause gebracht und daselbst ihrer Rinde entledigt hat, zerreibt er letztere leicht zwischen Steinen; die mit Wasser angefeuchtete Masse wird sodann den zum Feste zugelassenen Kindern aufs Haupt gedrückt. Der omuhe, d. h. der Operateur, ein beliebiger mit dem okuha vertrauter Mann, setzt sich nun auf die Erde und lässt sich das Kind, an dem er seine Kunst ausüben soll, mit dem Gesicht nach oben, quer über die Beine legen. Ein durch den Mund des armen Opfers gelegtes Holzstück wird von einer zweiten Person festgehalten, damit der Mund offen bleibt; ein weiterer Assistent bemächtigt sich der Hände und ein andeer, wenn notwendig wohl auch der Füsse. Zur Operation bedient sich der omuhe eines handbreiten, fingerdicken Holzstabes, der an einem Ende auf die Breite eines Zahnes zugespitzt ist. Dieser Stab vertritt den Meissel, während ein einfacher Stein den Hammer ersetzt. Mittelst dieser beiden Werkzeuge lockert der omuhe zunächst die vier unteren Zähne und schlägt sie dann rasch der Reihe nach in den Mund hinein. Die ganze Operation dauert kaum 10 Minuten, doch mag diese Zeitspanne dem armen Kinde wohl lange genug vorkommen. Nachdem die Zähne entfernt sind, werden die Wunden zusammengepresst und die Lücken im Zahnfleisch mit dem am Feuer erwärmten Stückchen einer blutstillenden Zwiebel behandelt.

Das Ausfeilen der mittleren oberen Schneidezähne geschieht in der Regel später als das Aushauen der unteren Zähne und unterscheidet sich von dem letzteren auch dadurch, dass es nicht das Resultat einer einmaligen Operation ist, sondern durch successive tägliche Behandlung mit einem rauhen Steine erzielt wird. Die obere Lücke in der Zahnreihe nennt der Omuherero „otjivuandindi", die untere grössere „oruvara"; ein Mann, an

dem diese Operation nicht vorgenommen worden ist, gilt als „omundu u nonguavi“. Die Sitte des okuha ist erwiesenermassen nur von geringerer religiöser Bedeutung; über den ihr zu Grunde gelegten Zweck sind die Ovaherero im Unklaren. Es ist möglich, dass wir darin ein Nationalabzeichen der Hereronation zu erkennen haben, wie denn auch jeder omundu u nonguavi meist kurzweg als omuntua, Fremder, bezeichnet wird, wogegen der mit dem Abzeichen behaftete ein omunatje, „ein Mann aus unserer Gemeinschaft“, ist. In den beiden Zahnlücken sehen die Eingeborenen eine Verschönerung des Gesichtes; so sagt der Omuherero z. B., auf ein christliches und daher nicht operiertes Mädchen hinweisend: „Omuşuko ngo omuna, mondu tje nonguavi“, d. h. „Jene Jungfrau ist schön, nur schade, dass sie einen zahngefüllten Mund hat!“ Diese uns befremdende Ansicht ist so allgemein, dass sich bisweilen sogar getaufte Eingeborene schliesslich doch noch nachträglich der qualvollen Operation unterwerfen, und zwar geschieht dies, wie mir Missionar Dannert mitteilte, vorzugsweise von — Hereroschönen, deren Schönheitssinn und Geschmacksrichtung sich mitunter ebenso sehr auf das Widernatürliche richtet, wie das bei ihren weissen Schwestern in Europa der Fall ist.

Das Fest des Haarschneidens (okukurura), das sich ungefähr zu derselben Zeit abspielt, ist von ebenso geringer religiöser Bedeutung wie das okuha. Bei diesem Anlasse wird mit einem geschärften Stückchen Eisen der Schädel des Mädchens bis auf einen kleinen im Scheitel stehenden Büschel vollkommen glatt rasiert, worauf dann nach einiger Zeit an die paar intakt gelassenen Haarspiralen gedrehte Tiersehnen von 1—4 cm Länge befestigt werden, an deren Enden je eine kleine Eisenperle angebracht ist. Von nun an ist der Umgang der Knaben mit den Mädchen gleichen Alters ein ganz ungehinderter und recht intimer, ja wird sogar von Erwachsenen noch nach Möglichkeit begünstigt. Mit Eintritt der Menstruation findet die Einkleidung der zur Jungfrau herangereiften Mädchen in die Nationaltracht statt. Die Tochter erhält Mantel, Hut und Leibchen und darf sich nun der Fransenschürze entledigen. Eine entsprechende

Umwandlung erleidet auch der Jüngling, der damit in die Reihen der Männer eintritt und als solcher irgend einen Ochsenposten zur Beaufsichtigung angewiesen erhält.

Die Bestimmungen über später stattzufindende eheliche Verbindungen werden von den Eltern meist schon zu der Zeit getroffen, da die Kinder noch unmündig sind; oft kommt es auch vor, dass sich ein alter Mann der noch ganz jungen Tochter eines Freundes annimmt, um sie in der eigenen Werft von seinen übrigen Weibern aufziehen zu lassen, und dann, wenn ihm der geeignete Moment gekommen zu sein scheint, zum Range einer Gemahlin zu erheben. Eine Reihe derartiger Fälle sind mir selbst bekannt geworden, gehören aber nach Missionar Viehe dennoch zu den Ausnahmen, wie es denn vielmehr Regel sein soll, dass der Bräutigam die Braut von dem Zeitpunkt der Verlobung an bis zur Hochzeit nie zu sehen bekommt. Dieses Verbot erstreckt sich für den jungen Mann sogar auch auf die zukünftige Schwiegermutter. So erzählt Herr Viehe, dass, als einst Missionar Baumann auf der Werft des Häuptlings Kambaẕembi Gottesdienst hielt, zufälligerweise unter der Zuhörerschaft auch der in Aussicht genommene Schwiegersohn Kambaẕembi's weilte. Während des Vortrages erschien die Mutter der Braut; sowie sie bemerkt wurde, musste sich der Jüngling auf den Boden werfen und wurde von seinen Freunden mit Fellen bedeckt, unter denen er so lange zu verbleiben hatte, bis sich Kambaẕembi's Weib wieder entfernt hatte.

Der Bräutigam hat der Sitte gemäss den Eltern als Preis für die heimzuführende Frau eine vorher vereinbarte Anzahl Rinder und Schafe zu bezahlen; ist diese Bezahlung geleistet, so wird ein mehrtägiges Fest — omukandi — veranstaltet, während dessen Verlauf die Tochter von ihren Gespielinnen im strengsten Verwahrsam gehalten wird. Das omukandi-Fest schliesst mit der Überantwortung der Braut an den Käufer, der alsdann sein Weib in Gesellschaft von Freunden nach der eigenen onganda führt, und nun erst tritt das Mädchen nach Vornahme einer Reihe weiterer religiöser Handlungen in die Rechte einer Ehefrau ein.

In manchen Fällen pflegt der Mann sich später auch noch

die Schwestern seiner Frau als Nebenweiber zu nehmen, wodurch das freundschaftliche Verhältnis derselben untereinander keineswegs getrübt wird; eine Vermehrung der Weiber in einer onganda bedeutet für die schon vorhandenen Frauen ja Verminderung der Arbeitslast und kann ihnen daher stets willkommen sein. Die Anzahl der Weiber ist natürlich unbeschränkt und richtet sich ganz nach den Vermögensverhältnissen des omuhona; Vorschriften bestehen in dieser Hinsicht keine. Verlässt eine Frau mit eigenem Willen die onganda ihres Eheherrn, so muss sie den sämtlichen von diesem empfangenen Schmuck zurücklassen und darf nur mit sich führen, was sie dem Manne selbst zugeheiratet hat.

Gute Freunde und hauptsächlich Brüder pflegen häufig unter sich Weibergemeinschaft — epanga — zu schliessen und sich dadurch das Recht zuzugestehen, sich gegenseitig mit ihren Frauen auf intimen Fuss setzen zu dürfen; eigentümlicherweise scheint von Seite der damit beehrten Frau niemals gegen diese Zumutung Widerspruch erhoben zu werden.

Wird eines der weiblichen Werftmitglieder krank, so muss der onganga oder Zauberer zur Stelle kommen und durch Schmieren und Salben oder Räuchern seine Kunst versuchen; stirbt die Patientin, so wird sie ohne grosse Ceremonien begraben. Anders, wenn der Kranke ein Mann, vielleicht sogar der pater familias ist. Die die Heilung bezweckende Behandlung, welche jenem von Seite der Werftgenossen zu teil wird, vergleicht Missionar Viehe geradezu mit einem Mord. „Man bedenke,“ sagt mein Gewährsmann, „nur für einen Augenblick die Lage eines solchen unglücklichen Patienten. Da liegt er am Boden in der kleinen Hütte, der jede Ventilation fehlt; der Rauch von dem kleinen im Herdloch brennenden Feuer und jener der Pfeifen all der sympathisierenden Besucher hüllt sämtliche Gegenstände in tiefste Dunkelheit, der kleine Raum ist vollgepfercht von über und über mit ranzigem Fett und Ocker beschmierten Freunden. Aber damit sind die Foltern noch nicht erschöpft. Abgesehen von den verschiedenen religiösen Ceremonien, denen der Kranke sich unterziehen muss, wird er, sobald die Freunde an einem Wieder-

aufkommen zweifeln, vollständig mit Fellen zugedeckt, unter denen er natürlich bald ausatmet."

Damit ist auch das Zeichen zum Beginn des Trauergesanges (etondo u. ondoro) gegeben, der in der Hauptsache Aufgabe des aus der Reihe der Verwandtschaft und entfernterer Freunde gebildeten Klageweiber-Chor's ist; mitunter nehmen aber auch Männer daran teil. Der Klagegesang, wohl richtiger als Klagegeheul zu bezeichnen, dauert oft mehrere Tage und soll, wie Viehe versichert, unter Umständen wirklich herzerweichend sein, wenn auch nicht bemerkt werden kann, dass die Klage wirklich von Herzen kommt. Doch mag dies unter Umständen dennoch der Fall sein, wie es ja natürlich überhaupt falsch ist, dem Eingeborenen von vornherein jedes tiefere Gefühl abzustreiten; so sind Fälle bekannt, wo Kinder derart den Tod ihrer Mutter betrauerten, dass sie durch Selbstmord ihr Leben verkürzten.

Ein weiteres äusserliches Zeichen der Trauer ist die von Weibern und Männern getragene otjipiriko, eine Mütze aus Schafsfell; auch pflegen sich die Weiber mitunter noch oberhalb der beiden Schläfen etwas Haare abzuschneiden (otjimbe).

Nach Beendigung der Trauerceremonie wird dem Toten der Rückengrat gebrochen, mittelst Riemen der Kopf zwischen die Knie gebunden und nachdem er in Felle eingehüllt worden ist, begraben. Das von alten, durch ein um den Kopf getragenes Perlenhalsband kenntlich gemachten Totengräbern hergestellte Grab ist 8—10 Fuss tief; in dieses wird der Tote, mit nach Norden gewendetem Gesicht, beigesetzt. Zur Grabstätte wählt man mit Vorliebe die Nachbarschaft einer grossen Girafenakazie, die dann das Epiteton „die Gepriesene" — omuhivirikua — erhält.

Stirbt ein Omuherero fern von seiner Werft, so errichten ihm die Hinterlassenen in der Nähe derselben einen Steinhaufen, ein sogenanntes Grabsymbol, otjisenginia, und betrachten dieses nun als die letzte Ruhestätte des Betrauerten.

Ist der Tote der Erde übergeben, so beginnt die Opferung der Rinder, die, wenn zu diesem Zwecke bestimmt, ozongondjoza heissen, die aber nicht wie bei früher erwähnten Gelegenheiten erstickt, sondern mit Speeren erstochen werden. Der Körper des

toten Tieres wird mitsamt dem Fell in Stücke zerlegt, die man jedoch nicht isst, sondern als unrein wegwirft. Der Genuss des Fleisches von den ozongondjoza ist unter den Ovaherero nur den Ovambandjera gestattet, den westlichen Bewohnern Hererolandes dagegen untersagt, doch kommen von Seite armer Leute, denen sonst zeitlebens keine Fleischspeisen zugänglich sind, Übertretungen nicht gerade selten vor. Die obere Partie des Ochsenschädels mit dem Hörnerpaare wird sorgfältig abgehackt, vom Fell gereinigt und auf den Ast eines zunächst stehenden Baumes gesteckt.

Ausser den ozongondjoza werden zu gleicher Zeit auch noch einige ozomaze oder „fette Ochsen“ geschlachtet, mit deren Fett sich die Trauernden den Körper beschmieren müssen, und deren Fleisch zum Unterschied von jenem der ozongondjoza von den Anwesenden an Ort und Stelle verzehrt werden darf. Die Zahl der an einem Grabe getöteten ozongondjoza, die, wie noch bemerkt sein mag, stets aus der Reihe der vom Toten besonders gepriesenen Herden gewählt werden, übersteigt oft mehrere Dutzende; so fand ich z. B. die unweit Omburo gelegene Ruhestätte des verstorbenen Häuptlings Kakunekuao mit nicht weniger als 93 Hörnerpaaren geschmückt, die an vier verschiedenen Bäumen aufgesteckt waren. Über dem Grabe selbst hing gleichsam als weiterer Fetisch noch ein verwitterter Sonnenschirm, den der alte Kakunekuao einst von seinem Gemeindeältesten Salomon geschenkt erhalten hatte! —

Die analytische Behandlung der verwandtschaftlichen Verhältnisse der Ovaherero bietet insofern nicht ganz geringe Schwierigkeiten, als sich die bezüglichen Gradbezeichnungen meist gar nicht mit den uns geläufigen decken. In einzelnen Fällen hat der Ausdruck, der eine verwandtschaftliche Beziehung des Einen zum Andern ausdrückt, nur den halben Wert des Wortes, mit dem wir z. B. denselben Verwandtschaftsgrad bezeichnen würden, wogegen bei anderer Gelegenheit der Eingeborene mittelst eines einzigen Wortes das ausdrücken kann, was wir nur durch weitläufige Umschreibung erreichen. Ehe ich zur detaillierten Darstellung übergehe, will ich an einem Beispiele

zu zeigen versuchen, welche Widersinnigkeiten entstehen können, wenn der mit dem Aufbau der Sprache Unbewanderte möglicherweise nur auf Grund des während eines kurzen Besuches gesammelten Wörterschatzes vermeint, diese äusserst komplizierten Verhältnisse erfasst zu haben. Nehmen wir z. B. an, ein Fremder höre einen Jungen auf einen Ruf von dessen Mutter mit „mama“ antworten; zweifelsohne wird sich ihm dadurch die Überzeugung aufdrängen, „mama“ bedeute Mutter. Er schenkt dem Jungen eine Kleinigkeit und befiehlt ihm, vielleicht um seine Entdeckung zu kontrollieren, zu „mama“ zu gehen. Verwundert sieht ihn das Kind an und sagt: „Ja, aber wo ist denn njoka?“ Da wird der sprachunkundige Reisende nun aber doch unsicher und um der Sache anders beizukommen, frägt er: „Ist denn die, welche dich geboren, nicht mama?“ „Nein,“ lautet prompt die Antwort, „das ist nicht njoka, sondern mama.“ Diese positive Verneinung, der so rasch eine scheinbare Bejahung folgt, vergrössert die Konfusion und der Getäuschte wendet sich um Aufklärung zu finden an einen Dritten, diesen von der stattgehabten Unterhaltung unterrichtend. „Der Junge hat Recht,“ wird ihm dieser entgegnen, „jene Frau ist nicht „mama“ und nicht „njoka“, sondern „ina“. So sieht er sich immer weiter vom Ziele seiner Nachforschung entfernt, bis er schliesslich dahinter kommt, dass in der Sprache der Ovaherero „mama“ meine Mutter, „njoka“ deine Mutter und „ina“ seine Mutter bedeutet, dass also mit diesen Benennungen nicht nur das Nomen Mutter, sondern gleichzeitig auch das zueignende Fürwort ausgedrückt wird.

Die Eltern bezeichnen ihre Kinder als „ovanatje“ und zwar, um die Geschlechter zu unterscheiden, die männlichen Nachkommen mit „ovaẕondu“ die weiblichen mit „ovakaẕona“ (in der Einzahl würden an Stelle des Präfixes ova durchweg omu treten). Der Kollektivbegriff Eltern fehlt dem Otjiherero, die Kinder können dieselben nur einzeln bezeichnen, als „tate“, mein Vater, und „mama“, meine Mutter. Ein unserem „Geschwister“ adäquater Ausdruck kommt nicht vor; der jüngere Bruder nennt den älteren „erumbi“, der ältere den jüngeren „omuangu“, und

ebenso die jüngere Schwester ihre ältere „erumbi" und umgekehrt die ältere die jüngere „omuangu". Will der Bruder aber von seiner Schwester oder die Schwester vom Bruder sprechen, so bezeichnet er oder sie den oder die entsprechende Person als „omutena".

Während es bei den Ovaherero allgemein Sitte ist, dass sich die Kinder von Bruder und Schwester heiraten, gilt die Ehe zwischen den Nachkommen zweier Brüder oder zweier Schwestern als strengstens verboten. Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, dass dieses äusserst rigoros gehandhabte Gesetz in kausalem Zusammenhange mit der Institution der epanga steht. Da epanga oder Güter- und Weibergemeinschaft am häufigsten zwischen Brüdern geschlossen wird, so liegt die Möglichkeit, dass die beiden Kinder zweier Brüder demnach eine und dieselbe Person zum Vater haben, sehr nahe, wogegen dieser Fall bei Nachkommen von Bruder und Schwester, wenn auch nicht absolut ausgeschlossen, so doch viel ferner liegt. Die Kinder von Bruder und Schwester sind „ovaramue", und zwar nennt der Vetter sowohl den Vetter als die Base und die Base sowohl die Base als den Vetter „omuramue"; die Kinder zweier Brüder oder zweier Schwestern treten dagegen wieder in dasselbe verwandtschaftliche Verhältnis, in dem auch ihre Väter resp. Mütter stehen, nennen sich also „ovangu" resp. omarumbi", oder bezüglich des einen Geschlechtes zum anderen „ovatena", wobei dann im Gebrauch der Bezeichnungen wiederum scharf unterschieden wird, welches das gegenseitige Altersverhältnis der beiden verwandten Väter oder Mütter ist. An Stelle unseres Ausdruckes Onkel väterlicherseits besitzt der Herero deren zwei, „homini" und „injangue", je nachdem der Bruder des Vaters älter oder jünger als dieser ist; der Bruder der Mutter wird, unbekümmert, ob er jünger oder älter sei, „ongundue" genannt. Die Tante wird mit Bezug auf deren Neffen und Nichten als „ina inajangue" oder „hongaẕe" bezeichnet, je nachdem sie die Schwester der Mutter oder des Vaters ist; von den Kindern dieser aber wird sie mit „mama" angesprochen. Onkel und Tante betrachten ihre Neffen und Nichten als ihre eigenen Kinder und haben dafür auch keine

besonderen Ausdrücke mit Ausnahme des Kollektivbegriffes „ovaṣia“, der aber nur vom ongondue, dem Bruder der Mutter, gebraucht wird.

Der Grossvater wird von den Enkeln, den oẕondekurona, als tate omukurume, die Grossmutter mit „mama omunene“ oder „omukurukaẕe“ bezeichnet, weiter zurück scheinen die mit besonderen Ausdrücken belehnten Verwandtschaftsbeziehungen nicht zu reichen.

Diese kurze Betrachtung der Hereroverwandtschaftsverhältnisse lässt erkennen, dass die Bedeutung der Relationen mütterlicherseits die des Vaters, der als solcher ja in sehr vielen Fällen nichts weniger als sicher zu ermitteln ist, übertreffen; noch schärfer tritt dieser Gegensatz aber bei der Handhabung des Erbschaftsrechtes hervor, dem zur Beurteilung des Kulturstandes eines Naturvolkes eine ganz hervorragende Bedeutung zugeschrieben werden muss.

Gewöhnlich nimmt der Omuherero von diesem Leben Abschied, ohne irgend welche testamentarische Verfügungen zu hinterlassen; ist dies aber doch der Fall gewesen, so wird darauf nur insoweit Rücksicht genommen, als sich dieser letzte Wille mit den Interessen der Erbberechtigten deckt, oder die dadurch begünstigte Partei die Macht hat, die Ansprüche der Benachteiligten zurückzuweisen. Nach traditionellem Gesetze muss das Erbe, abgesehen vom okuruo und den mit diesem im Zusammenhange zu verbleibenden oẕohongue etc., in der eanda des Erblassers verbleiben und zwar gilt als Haupterbe des pater familias — und d e s s e n Tod allein kann uns hier interessieren — der nächste, älteste, männliche Anverwandte desselben. Der Verstorbene ging nun aber, wie früher ausgeführt wurde, aus der eanda seiner Mutter hervor, der nächstberechtigte Erbe wird also der zweitälteste Sohn jener, d. h. der Bruder des Erblassers sein. Besitzt der Verstorbene keine Brüder, so wird er vom ältesten Bruder seiner Mutter und in Ermangelung dessen, entsprechend dem Verwandtschaftsgrade, von dem ältesten Sohne einer Schwester der Mutter beerbt; die Bruderssöhne mütterlicherseits können nur dann als Haupterben auftreten, wenn auch sie der eanda

des Verstorbenen angehören und gehen dann in ihrer Berechtigung natürlich der Schwester der Mutter voran.

Sowie der Haupterbe Kunde von dem Tode des Erblassers erhält, tritt er die Erbschaft an; ist er von der Sterbestätte entfernt, so tut er die Besitzergreifung durch eine symbolische Handlung kund, indem er die linke Hand mit nach innen gelegtem Daumen zur Faust ballt und diese so lange geschlossen hält, bis er in der vielleicht einige Tagereisen entfernten Trauerwerft angelangt ist.

Dem Haupterben fällt nun auch die Verteilung der Erbschaft zu; die hierbei in erster Linie in Betracht kommenden Objekte sind: Frauen und Kinder, Rinder, Schafe, Ziegen, Pferde, Milchgefässe, Eisenschmuck und sonstiger Hausrat wie Gewehre u. s. w. Ein grosser Teil des Viehbestandes fällt von vornherein den Söhnen zu, den diese vom Vater noch zu dessen Lebzeiten nach und nach geschenkt erhalten haben und dessen Stücke durch bestimmte Einschnitte am Ohr kenntlich gemacht worden sind. Die Töchter besitzen selten mehr als die Nachkommenschaft der Kuh, die ihnen von ihrem Erzeuger bei der Geburt oder bei der Namengebung am okuruo zugewiesen wurde. Alle diese Rinder werden, ehe man zur Teilung der Hinterlassenschaft schreitet, vorher aus der Herde ausgezogen und der Versammlung vorgezeigt, damit sich jeder von der Anwesenheit seines Eigentums überzeugen kann. Die Söhne des Verstorbenen erhalten nun die Kalebassen, aus denen derselbe seine Milch trank — mit dem oruẓo-Symbol geschmückt, müssen sie auch in der oruẓo verbleiben —, während die weiteren männlichen Verwandten die übrigen zum Geschenk erhalten. Sind die Kalebassen verteilt, so werden diejenigen Kühe, die mit diesen Milchgefässen zusammengehören, d. h. deren Milch man in denselben gähren liess, zwischen dem okuruo und den am Trauerhause sitzenden Erben einzeln vorbeigetrieben, damit ein jeder der letzteren sich merken kann, welche Kuh ihm zufällt. Nach der weiteren Verteilung der Ochsen, Schafe und Ziegen kommen die Frauen und Kinder an die Reihe, die insofern ein ebenfalls begehrenswertes Erbobjekt sind, als mit deren Besitz auch

der bezügliche Viehanteil verbunden ist. Kleine Kinder werden in der Regel nicht von ihrer Mutter getrennt. Das Erbe der weiblichen Anverwandten besteht in dem Eisenschmucke der Frauen des Erblassers, der diesen sofort nach dem Tode ihres Mannes genommen wird. Kommt es vor, dass eine Frau, weil sie vielleicht zu alt oder zu arm ist, von niemandem gewünscht wird, so pflegt man ihr die etwa vorhandenen Kinder wegzunehmen und überlässt dann das unglückliche Weib seinem Schicksale.

Sofern der Haupterbe nicht derselben oruẕo wie der Verstorbene angehört, so kann er auch nicht dessen Nachfolger am okuruo, überhaupt nicht der Werft werden; diese samt den oẕohongue und den Stäben zum Feueranreiben fällt alsdann dem ältesten Sohne zu. Sollte die oruẕo, was selten vorkommt, mit dem Betreffenden ausgestorben sein, so legt man die oẕohongue etc. dem Toten mit in's Grab und zerstört das okuruo nun sofort, ohne davon einen Feuerbrand mitzunehmen.

Taucht im Verlauf der Erbteilung, die bei den bereits besprochenen komplizierten Verwandtschaftsgraden keineswegs einfach ist, eine Streitfrage auf, so wird gewöhnlich an den Oberhäuptling der Hereronation, an Kamaharero, als höchste Instanz rekurriert, und dieser teilt nun, indem er den Löwenanteil der Hinterlassenschaft als selbstverständliche Sportel für sich in Anspruch nimmt, nach Gutdünken.

Wenn die Verteilung anstandslos vor sich gegangen ist, so vereinigt ein Festmahl noch alle Beteiligten, die sich nach Beendigung desselben am folgenden Tage zurück nach ihren Wohnsitzen begeben; der oruẕo-Erbe nimmt sich vom okuruo des Verstorbenen einen Feuerbrand und verlässt auch seinerseits die entvölkerte Werft, der sich zu nähern in der Folge nun jeder der Verwandten sich ängstlich hüten muss, sofern er sich nicht unnötiger Weise den Zorn des Toten zuziehen will.[1]) —

[1]) Ich habe diese Ausführungen einer manuscriptl. Arbeit v. Missionar Dannert in Omburo entnommen, die mir dieser zur Verfügung gestellt hatte. Seitdem hat Dannert seine Studie nun auch noch in den Mitt. d. Geogr. Ges., Jena, 6, 1888, 110—114, veröffentlicht.

Die Frage nach der Religion und deren Wesenheit bei Naturvölkern hat bekanntlich zu mannigfaltigen Kontroversen geführt, die meistens in einen „Streit um Kaisers Bart“ ausmünden, da die Grundbegriffe, die in Betracht kommen, und die wie geprägte Münze gehandhabt werden, sich doch nicht bei allen Streitenden decken, da der eine oder andere sie bald weiter, bald enger fasst und Worte als allgemein gültige termini und Begriffsbezeichnungen braucht, die in diesem Sinne der allgemeinen Anerkennung ermangeln.

Verstehen wir unter Religion nach der allgemeinsten Definition die auf dem Boden des menschlichen Geistes sich abspielende Wechselbeziehung des Gläubigen zu einer die menschliche Machtgrenze übersteigenden anderen Macht, der ein bestimmter Einfluss auf die Schicksale der Menschen und den Lauf der Welt überhaupt, sowohl im guten, wie im bösen Sinne vindiziert wird, dann dürfen wir mit gutem Gewissen für jedes Volk das Vorhandensein der Religion in Anspruch nehmen. Das ist nun auch tatsächlich der allein wissenschaftliche Weg, die Erscheinungen des religiösen Lebens bei Naturvölkern zu begreifen. In dem Sinne reden wir nun von der Religion der Ovaherero, denn auch bei ihnen finden wir den Glauben an supernaturale Mächte, wie sich das in ihren spiritistischen Anschauungen klar und deutlich ausspricht, die sich durch eine fortlaufende Kette dadurch bedingter und peinlichst beobachteter Ceremonien kund geben und daher auf das tägliche Leben und Treiben der Eingeborenen von eingreifendster Bedeutung sind.

Die von verschiedenen Seiten schon öfters ausgesprochene Ansicht, die religiöse Vorstellungswelt der Ovaherero beruhe auf rein pessimistischer Anschauung, ist unrichtig, soweit hierbei wenigstens das höchste Wesen „Karunga“ in Betracht kommt. Diese Gottheit ist sowohl den Ovaherero als den Ovambo und wahrscheinlich überhaupt sämtlichen Bantustämmen eigen, hat sich aber bei den ersteren infolge der vielfachen Berührung mit fremden Nationen — zur Zeit ihrer Wanderung — und neuerdings mit den Weissen, so stark verwischt, dass sie im Laufe der Zeit beinahe vollständig durch den ihrem Erkenntnisver-

mögen mehr zugänglichen Omukuru verdrängt worden ist. Karunga ist ein Wesen, das weit über dem Menschen steht, das nie geboren wurde und dessen Wohnung in den Lüften liegt. „Karunga ist Karunga", sagt der Eingeborene, und dies ist die einzige Definition, die er geben kann; er begnügt sich damit und kennt kein Verlangen, den Unsichtbaren näher zu ergründen.

Die Beziehungen Karunga's zu den Ovaherero sind nur glückbringend: „ich habe Karunga ndjambi" (von Karunga gesandtes Glück) ruft der Jäger, dem das Glück auf der Jagd hold war. Bei den nördlichen Bantustämmen, den Ovambo z. B. vermag Karunga — dort mit Wandlung der Liquida r in l, Kalunga genannt — auch strafend einzugreifen und die Eingeborenen pflegen ihm dort, um sich seine Gunst zu erwerben, zur Zeit der Ernte Feldfrüchte darzubringen; bei der Hereronation scheint weder das eine noch das andere der Fall zu sein.

Eine weit bedeutendere Rolle als Karunga spielt der „Omukuru" in der religiösen Vorstellungswelt der Ovaherero. Wie letztere erzählen, sind sämtliche Menschen und Vierfüsser an einem und demselben Tage von dem als Omukuru, Urahne, personifizierten Omumborombonga-Baume (Combretum primigenum *Marl.*) entsprungen, dagegen Sonne, Mond und Sterne vom Himmel und alle Vögel, Fische und Würmer vom Regen geboren worden. Aus diesem Grunde erscheint ihnen der Omumborombonga oder Ahnenbaum[1]), wie ich ihn in der Folge kurzweg bezeichnen will, als ein ganz besonderer Verehrung würdiges Objekt. Die Beschädigung desselben gilt als arge Freveltat, die früher oder später vom Omukuru geahndet wird, ja, die Furcht geht so weit, dass sich der Eingeborene, wie Missionar Hugo Hahn erzählt, nicht einmal in den Schatten eines solchen Baumes zu legen wagt. Kommt der Wanderer in die Nähe eines Ahnenbaumes, so begrüsst er ihn mit den Worten: „Uzera tate Mukurume!" d. h. „Du bist heilig, alter Vater"; befrägt man ihn über seine Ansichten hinsichtlich der Schöpfung der Menschen, so antwortet er: „Tu memia i Mukuru", d. h. „wir sind aus dem

[1]) Der Omumborombonga erreicht die Grösse einer kräftigen Eiche; sein Kernholz ist von ausserordentlicher Härte.

Mukuru hervorgegangen.“ Die Verehrung eines Baumes als Schöpfer scheint übrigens auch bei anderen Bantustämmen Sitte zu sein; so nach Chapman z. B. bei den am unteren Okavango wohnenden Makoba und nach P. A. Cavazzi bei verschiedenen Stämmen Angola's.

Als stellvertretendes Symbol des Omukuru finden wir in der onganda des Omuherero gewissermassen den okuruo, mit dem heiligen Feuer und dem Omumborombonga oder Omuwapu-Ast dem der Eingeborene sich nur unter Bezeugung der grössten Ehrfurcht zu nahen vermisst. Er entledigt sich seiner Sandalen; wirft sich zu Boden und bittet den Tate Mukuru ihm gnädig zu sein. Das Neugeborene wird zum okuruo gebracht und dort dem Omukuru vorgestellt; am Feuer sitzend unterhält sich der pater familias im Selbstgespräche mit seinem Urahnen und am okuruo zu sterben scheint ihm schliesslich der Gipfel des Glückes zu sein.

Karunga und Omukuru sind es aber nicht allein, die bestimmend in das Leben des Omuherero eingreifen, sind sie doch tatsächlich den sogenannten Ovakuru (Plur. von Omukuru), den Ahnen gegenüber, die den Eingeborenen, dank ihrer übernatürlichen Macht, von dessen Jugend an bis zum Tode in steter Furcht und Aufregung zu erhalten vermögen, nur von untergeordneter Bedeutung. Jeder männliche Omuherero — inwieweit das weibliche Geschlecht an der Fortdauer des Lebens nach dem Tode teilnimmt, scheint dem Eingeborenen selbst unklar zu sein, — wird nach seinem Hinschied aus diesem Leben zu den Ovakuru gezählt und hat in dieser Eigenschaft die Fähigkeit, bald als unsichtbares und bald als sichtbares otjiruru oder Gespenst auf die Erde zurückzukehren und den Hinterbliebenen allerlei Schabernack zu spielen.[1]) Er schleicht in die Werften, bezaubert Rinder und Menschen, stiehlt die Milch und jagt die Herde aus dem Kraal, oder er nimmt die Gestalt eines abwesenden Werftgenossen an und nähert sich in der Nacht dessen Eheweib, das dem Spuk, in der Meinung, es sei der zurückgekehrte Gatte, zu Willen ist. Mit Vorliebe erscheinen die oviruru als kleine, häss-

[1]) Auch Lebende vermögen sich in Tiere umzuwandeln, wie es scheint aber nur in Löwen.

liche Hunde mit am Hintern liegenden Augen, pflegen dann durch stundenlanges Gebell die Nachtruhe der umliegenden Werfte zu stören und suchen möglichst viel Unfug zu stiften. Wenn aber schon dieses nächtliche Treiben der oviruru keineswegs harmloser Natur ist, so wird es doch noch durch das weitere Vermögen der Ovakuru, Krankheiten oder selbst Tod in die Werften zu senden, den Ausgang eines Krieges zu bestimmen und den Regen nach Belieben zu senden oder zurückzuhalten, überboten. Die Ovakuru sind stets die Ursache eines Unglücks und Missbehagens und der Eingeborenen ganzes Trachten zielt daher naturgemäss dahin, sich durch häufige Opfer die Ovakuru günstigen Sinnes zu erhalten.

Obwohl alle Menschen — zum mindesten, wie oben bemerkt, die Männer — nach dem Tode in die Welt der Ovakuru, die sich nach Hererobegriff unter der Erde befindet, übersiedeln, so scheinen doch nur hervorragendere Ovaherero die obenerwähnte, gefürchtete Machtvollkommenheit zu erlangen und dementsprechend wird auch nur solchen ein ausgedehnter Ahnenkult zu teil. Dieser besteht darin, dass die Hinterbliebenen von Zeit zu Zeit mit Weibern, Kindern und Herden ausziehen, um der Grabstätte ihres Verstorbenen einen Besuch abzustatten. Dort angekommen, beginnen sie den Toten etwa in folgender Weise anzurufen: „Hier sind wir, Vater; hier sind deine Kinder und deine Ochsen, die du uns gegeben hast! Wir sind gekommen um dir zu zeigen, dass noch alle am Leben sind!“ Mittelst der Feuerstäbe wird alsdann ein heiliges Feuer angemacht, Ochsen und Schafe geschlachtet, deren Fleisch in symbolischer Handlung auf das Grab gelegt und hernach gegessen wird.

Das jambera, so bezeichnet die Hererosprache den Ovakurukultus, gibt den Ovaherero Gelegenheit, unter dem Deckmantel der Religion mancherlei Intriguen einzuleiten, missbeliebige Personen dem Tode zu weihen oder die Versammelten zu bestimmten Handlungen zu veranlassen. Missionar Viehe hatte einst Gelegenheit einer solchen Ceremonie beizuwohnen, und ich lasse hier dessen Beschreibung jenes Vorganges folgen.

„„Als alles Volk am Grabe des Ahnen versammelt war,“

berichtet mein Gewährsmann, „pflanzte sich der älteste Sohn des Verstorbenen neben der Grabstätte auf, um die Rolle des toten Vaters zu übernehmen. Er stellte sieh erst, als ob er erzürnt wäre und begann Steine nach den Leuten zu werfen, die, indem sie die Flucht ergriffen, mit erschreckten Gesichtern ausriefen: „Unser Vater ist erzürnt!“ Bald kehrten sie nun auch ihrerseits mit Steinen bewaffnet zurück, die sie nach dem Grabe warfen und durch mehrfaches Fliehen und Wiederanrücken gleichsam einen Kampf mit dem Verstorbenen andeuteten. Endlich schrieen sie: „Nun ist unser Vater ruhig!“ Der am Grabe seines Vaters stehende Mann begann nun in des ersteren Namen zu sprechen. Er erkundigte sich nach den Rindern, jedes derselben bei dessen Name oder Farbe aufrufend, derweilen die Leute die sämtlichen Fragen entsprechend beantworteten. Alsdann frug er nach vielen von den Leuten selbst und erhielt von denselben als Antwort stets: „Er ist noch hier.“ Zuletzt erkundigte er sich auch nach einem Genossen, der ebenfalls zugegen war, aber nun riefen die Leute: „Er lebt nicht mehr.“ „Ist er tot?“ frägt der Mann. „Er ist tot?“ riefen die Umstehenden. Die in Frage stehende Person wusste nun, dass man sie dem Ahnen überantwortet hatte, d. h. dass ihr Tod beabsichtigt war. In einem solchen Falle sucht sich der Betreffende aus dem Kreise fortzuschleichen; nach Wegzug der Übrigen kehrt er sodann nach dem Grabe zurück, um sich nun doch noch dem Ahnen vorzustellen und diesem zu beweisen, dass die Leute die Unwahrheit gesagt haben. Nun ist er beruhigt betreffend der ihm von Seite des Verstorbenen drohenden Todesgefahr, „denn der Ahne“, sagt er, „hat mich gesehen und weiss nun, dass ich nicht tot bin;“ aber er wird auf der Hut sein, falls einer seiner Verleugner den Beruf in sich fühlen sollte, das zu tun, was der Ahne nun unterlassen wird.““

Oft pflegen die Ovakuru sogar noch zu ihren Lebzeiten diejenigen Personen zu bezeichnen, die sie nach ihrem Tode ihre Macht fühlen lassen werden und den so Gezeichneten bleibt dann, um vor all den gefährlichen Eventualitäten sicher zu sein, nichts übrig, als in die Ferne zu wandern. Bei den sämtlichen Ceremonien, die religiösen Charakters sind, funktioniert das Werft-

oberhaupt, der Besitzer des okuruo, als Priester und Zauberer (onganga); eine besondere Priester- oder Zaubererkaste, wie wir eine solche bei den Ovambo finden werden, kennt der Omuherero nicht, doch wäre es denkbar, dass diese ursprünglich der Charakter der oruzo-Institution war, die ja, wie schon hervorgehoben wurde, im engsten Zusammenhange mit dem okuruo steht. Wohl kommt es vor, dass bei sehr hartnäckigen Krankheitserscheinungen, mögen diese nun simuliert sein oder nicht, Leute von auswärts, die sich eines besonderen Rufes als Zauberer und Priester erfreuen, berufen werden, im allgemeinen gilt aber doch die Regel, dass jeder selbständige angesehene Herero als solcher auftreten kann und dies auch tut, und wäre es nur um seine Person mit einem Scheu einflössenden Nimbus zu umgeben. Der Zauberer ist äusserlich häufig an drei oder vier grossen, an den Sandalenriemen befestigten Eisenperlen kennbar, die er bei Ausübung seines hohen Berufes in der Hand schüttelt und über deren ausgebreitete Fläche rollen lässt; die von den Perlen beschriebenen Kurven enthüllen ihm alsdann die Rätsel, die zu lösen man ihn ersucht hat.

Wie der Besitzer des heiligen Feuers Priester seiner Werftgenossen ist, so ist er auch ihr politisches Oberhaupt; jeder Omuherero, der sich von jenem seinen Feuerbrand geben lässt, erklärt sich durch diesen Akt als solidarisch verbunden mit ihm, und so entsteht im Laufe der Zeit aus der einzelnen Werft ein ganzer Komplex solcher, die alle den Besitzer des Stammokuruo als ihr politisches Oberhaupt betrachten. Durch Heirat und Beizug schwächerer Freunde vergrössert sich das Ansehen jenes Oberhauptes so sehr, dass dieser nun wagen darf, auch die nicht direkt unter ihm stehenden Werfte seine Suprematie fühlen zu lassen, indem er sich als deren Muhona omunenene (Häuptling) aufwirft. In dieser Weise haben wir uns die zahlreichen sogenannten „Stämme“ der Ovaherero entstanden zu denken; ihre Anzahl wechselt stetig und nur einem kleinen Stock ist es gelungen, sich die Selbständigkeit während der längjährigen, wechselvollen Kriege mit den Hottentotten nicht nur zu wahren, sondern sogar nach innen und aussen an Macht und Ansehen zu gewinnen.

Nach Missionar Irle's Untersuchung können zur Zeit im Hererolande folgende Häuptlinge unterschieden werden:

1. Kamaharero in Okahandja, dem über 150 grosse Werfte mit einer Seelenzahl von ca. 23 000 Personen untergeben sind; diese wohnen von Okahandja aus grösstenteils in der östlich gelegenen Omaheke und gehen südwestlich bis über Otjimbingue hinaus.
2. Kavingava in Okatumba im Tsoaχoub, drei Stunden nördlich von Otjosazu, dessen direkte Untertanen nach Irle ca. 2400 betragen.
3. Kandjii in Otjikuara, zwei Tagereisen nördlich von Otjosazu mit ebenfalls ca. 2500 Leuten.
4. Kukuri in Otjosazu mit höchstens 2000 Untertanen.
5. Kambazembi in Okandjoze, wohl nach Kamaharero der reichste und mächtigste Mann des Hererolandes. Seine Rinder zählen nach Tausenden und sind in zahlreichen grossen und kleinen Werften verteilt. Die Gesamtzahl der ihn als Häuptling anerkennenden Ovaherero soll 12 000 betragen.
6. Manasse in Omaruru (Okozondje).
7. Kamureti in Otjizaoe, drei Tagereisen nordöstlich von Omaruru.

 Die Zahl der zu Manasse und Kamureti gehörenden Leute schätzt Irle auf 24 000.

Ausser diesen 7 bedeutenderen Häuptlingen findet sich nun natürlich noch eine reiche Zahl solcher von untergeordnetem Ansehen, die sich zwar alle auch als Muhona omunenene fühlen, aber zu kritischen Zeiten sich doch gezwungen sehen, den Schutz eines der oben genannten Reichen anzurufen.

Die Zahl der Ovambandjeru, deren politische Organisation sich jener der eigentlichen Ovaherero anlehnt, soll gegen 20 000 betragen; als hervorragende Häuptlinge sind mir Kahemoma in Otjikuni und Aponda bei Okatumba bekannt. Der letztere besass früher das Gebiet von Otjikango, musste sich dann aber infolge des Krieges ostwärts zurückziehen und hat nun von seiner ehemaligen Bedeutung sehr viel eingebüsst.

Zählen wir zu diesen 86000 Seelen noch die durch das ganze Gebiet bis weit hinauf zum Kunene zerstreuten Ovatjimba, ungefähr 14000 Personen, so stellt sich die Gesamtsumme aller Ovaherero auf rund 100000 Seelen, eine Zahl, die von der Wirklichkeit nicht sehr weit entfernt sein dürfte. Die im Lande wohnenden Europäer haben sich aus politischen Rücksichten schon vor Jahren veranlasst gesehen, Kamaharero mit dem Range eines Oberhäuptlings zu belehnen und er wird nun als solcher von seinen Unterregenten — soweit es diesen wenigstens passt — auch anerkannt. In Friedenszeiten ist seine Macht hinsichtlich der inneren Angelegenheiten allerdings illusorisch, ein jeder treibt auf seiner Werft eben was ihm beliebt und bekümmert sich möglichst wenig um den Nachbar oder den ihm zugedachten Häuptling. Ein Rat von alten angesehenen Ovaherero unterstützt diesen bei den Regierungsgeschäften, und das durch Macht und Reichtum bedingte Ansehen des omuhona muss jedenfalls schon ein ganz beträchtliches sein, wenn es ihm gelingen soll, seine persönliche Ansicht gegenüber jener der Ratsmitglieder zur Geltung zu bringen.

Wenn der Krieg entflammt, dann schaaren sich die kleineren Werfte um die grösseren und diese sich um einen Häuptling; der alte Kamaharero wird mit der Oberleitung betraut und nun wehe dem Feinde, der sich diesem plötzlich geeinigten Koloss gegenüber gestellt sieht.

Streitigkeiten, bei denen Werftsoberhäupter beteiligt sind, werden vor das Forum des zuständigen Häuptlings gebracht und von dem Rate in mehr oder minder öffentlicher Sitzung behandelt; jeder, der ein gewisses Ansehen geniesst, darf mitsprechen und seine Meinung verteidigen.

Das Urteil richtet sich gewöhnlich nach der socialen Stellung des Beteiligten und das „Recht“ wird daher meist auf der Seite des Stärkeren gefunden, da dieser allein im Stande ist, den zugewiesen erhaltenen Vorteil zu wahren, immerhin sind mir auch Fälle bekannt, wo der Häuptling in der Tat ohne Ansehen der Person richtete und den Mächtigen zur wohlverdienten Strafe verurteilte.

IX. Kapitel.

Geschichte der Kriege zwischen Hottentotten und Ovaherero.

Um die beiden mächtigsten eingeborenen Rassen des deutschen Schutzgebietes, Hottentotten und Ovaherero, vollständig zu charakterisieren, ist es notwendig, dass ich auch kurz jener langjährigen Fehden erwähne, die auf die Entwickelung der zwei Nationen von so grossem Einflusse geworden sind, ja als deren Produkt die beiden Staatengebilde, wie sie sich uns heute darbieten, gewissermassen aufzufassen sind. Jene Kriege haben die Ovaherero, die ehemaligen Sklaven zu Herren, die früheren Herren aber, die Hottentotten, an den Rand des Abgrundes gebracht. Ich beschränke mich im Nachfolgenden auf die Hauptphasen dieser Vorgänge und verweise den sich weiter dafür Interessierenden auf die Berichte der rheinischen Missionsgesellschaft; wer die Aufgabe hat, diesen Völkern, sei es als Forscher, sei es als Beamter, näher zu treten, der wird ohne eine genaue Kenntnis nicht nur der Haupt- sondern auch der Nebenereignisse niemals imstande sein, die jetzige Sachlage in ihrer vollen Bedeutung zu verstehen.

Die Feindschaft zwischen den gelben Söhnen des Südens, den Hottentotten, und den dunkelhäutigen Ovaherero datiert aus jener Zeit, da die letzteren aus dem nördlichen Kaoko kommend im schnellen Fluge das Gebiet zwischen dem Omaruru und dem Tsoaχoubflusse überschwemmten und Besitz von den dortigen Weidegründen ergriffen. Zurückgedrängt und in ihrer freien Bewegung gehemmt, riefen die zum grossen Teil damals von der kräftigen Hand des Oasib, des Häuptlings des roten Volkes, regierten Hottentotten den im Süden Gross-Namalandes, auf Blydeverwacht residierenden Jonker Afrikaner, das Haupt der ihnen stammverwandten Einwanderer aus der Capkolonie, von dessen Feldherrntalent und verwegener Tatkraft das ganze Land erschallte, zu Hülfe, um mit ihm vereinigt den anrückenden Ovaherero den Boden streitig zu machen. Jonker folgte dem an ihn

ergangenen Rufe und rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen in vollem Masse, indem er die Fremden machtvoll zu Boden warf und sie den Hottentotten als Sklaven unterjochte. Nun wäre Oasib den Freund und Bundesgenossen, in dem er wohl einen seiner eigenen Macht gefährlichen Gegner erkennen mochte, gern wieder los geworden, aber umsonst. Jonker durchschaute nur allzubald die falschen Schliche seines Verbündeten, und da er mit seiner an Zahl verhältnismässig kleinen Anhängerschaar sich nicht imstande fühlte, Oasib's Herrschaft zu stürzen, so suchte er dieses Ziel durch strengste Befolgung des Wahlspruches: „Divide et impera!“ zu erreichen. Wo immer nun zwischen zwei Häuptlingen Differenzen entstanden, da hatte Jonker seine Hände sicher im Spiele, Zwietracht säend, sich heute auf die Seite des ihm stärker scheinenden schlagend und umgekehrt morgen den Bundesgenossen von heute im Verein mit einem Dritten vernichtend.

Im Laufe des Jahres 1848 überfiel Oasib eine am Nosob hausende Horde Ovambandjeru, die sich unter den Schutz des friedliebenden Amraal's gestellt hatten und liess dieselben trotz der Vorstellung des letzteren aus roher Blutgierde niederschiessen. Unwillig darüber suchte sich Amraal mit den seit 3 Jahren auf Rehoboth niedergelassenen Zwartbooi'schen gegen Oasib zu verbünden, aber die Furcht vor Jonker, der Rehoboth schon mehrmals bedroht hatte, liess jene das Anerbieten zurückweisen, und da sich auch Oasib nicht sicher fühlte, so bot er Amraal aus eigenem Antriebe wiederum die Hand.

Auch dieses Bündnis war nur von kurzem Bestand, da ein jeder der eigennützigen Häuptlinge stets nur darauf bedacht war, sich die eigene Macht ungeschmälert zu erhalten, unbekümmert um das Schicksal der Genossen, und keiner scheint es jemals verschmäht zu haben, an Jonker's Seite den Freund zu schädigen, wenn Gelegenheit dazu vorhanden war. Während sich die ehemals mächtigen Hottentotten dieser den unabwendbaren Untergang besiegelnden Selbstzerfleischung ergaben, bereiteten sich ihre geknechteten Gegner, die Ovaherero, langsam und in aller Stille zu einer allgemeinen nationalen Erhebung vor. Am 18. August 1861 starb der gefürchtete Jonker auf Windhoek

und damit war für die Ovaherero der ersehnte Zeitpunkt gekommen. Katjamaha, der Vater des nachmaligen Häuptlings Kamaharero, der unter Jonker die Stelle eines Oberhirten bekleidet hatte, flüchtete in der Nacht da sein Herr starb mit allen ihm unterstellten Herden nach Otjimbingue und gleichzeitig floh auch alles, was von dessen Landsleuten in Gross-Namaland weilte, über die Grenze nach Hereroland. Jonkers Herrschaft fiel nun dessem Sohne Christian Afrikaner zu, einem unfähigen Menschen, der auch nicht die Spur von seines Vaters Herrscher- und Feldherrntalent besass. Angeführt von den beiden Elephantenjägern Green, einem Engländer, und Andersson, einem Schweden, erklärten die Ovaherero, die günstigen Konstellationen erkennend, den Hottentotten den Krieg und am 15. Juni 1863 kam es sodann bei Otjimbingue zur ersten Schlacht, die mit einer vollständigen Niederlage Christian's abschloss. Zweihundert Hottentotten bedeckten die Wahlstatt und unter diesen lag Jonker's Nachfolger, Christian Afrikaner. Jonker's Erbe ging nunmehr auf dessen Neffen Jan Afrikaner über, der den Krieg gegen die Ovaherero mit wechselndem Glücke führte, sich aber wenigstens in dem einen Punkte als treuer Nachfolger seines Onkels erwies, als auch er stets darauf bedacht blieb, keinen seiner hottentottischen Mithäuptlinge zu allzu grosser Macht gelangen zu lassen. Am 22. Juni 1864 kam es zu einem neuen Gefechte in der Nähe von Windhoek, das aber so wenig entscheidend war, dass sich der Stamm der Zwartbooi'schen, der sich aus Furcht vor Jan's Drohungen auf die Seite der Ovaherero geschlagen hatte, nun, um vor dessen Rache sicher zu sein, aus Rehoboth fortziehen musste. Von den Ovaherero freundschaftlich aufgenommen, liessen sich die Zwartbooi'schen zunächst auf Otjimbingue nieder und bezogen dann, nachdem sie noch zeitweilig auf Anawood und Salem gewohnt hatten, 1867 |Ameib am Fusse des Erongo-Gebirges. Die nächstfolgenden Jahre widerhallten von wildem Kriegsgetümmel. Nach einer weiteren Niederlage bei Otjikango am 5. September 1865 und einer eben solchen am 13. September 1867 zog Jan Ende 1868 gegen Okahandja, wohin Kamaharero, der Nachfolger Katjamaha's seine Residenz verlegt hatte; obgleich

der Überfall für die Ovaherero eine Überraschung hätte sein sollen, so empfingen diese die Hottentotten zum Kampfe gerüstet, und der Ausgang des Gefechtes fiel für Jan so ungünstig aus, dass er und einige wenige seiner Anhänger nur mit Not das nackte Leben retten konnten.

Im September 1870 gelang es endlich dem unermüdlichen Hugo Hahn auf Okahandja einen Friedenskongress zusammenzurufen, an dem unter anderen Hottentotten-Häuptlingen auch Jan Afrikaner teilnahm. Dort verpflichtete sich der letztere, in Zukunft ruhig auf Windhoek, dem Stammsitze des alten Jonker's, zu wohnen und sowohl mit Hottentotten als Ovaherero in Frieden zu leben. Windhoek wurde indessen vorsichtshalber Jan nicht als Eigentum, sondern nur lehensweise zugesprochen. Es scheint, dass der Afrikaner den Frieden, soweit es in seiner Macht lag, und so gut es ein Hottentotte überhaupt vermag, hielt; die Zustände im Lande wurden wieder geordneter, und es waren alle Aussichten zu einem neuen, erfreulichen Aufschwunge des Handels vorhanden. Auf den schon oft geäusserten Wunsch der im Lande weilenden Händler und Missionare hin, von denen die letzteren bei ihren der deutschen Regierung gemachten Vorstellungen stets an die Verwaltung der Capkolonie verwiesen worden waren, beauftragte das „Cape governement" den Bevollmächtigten W. C. Palgrave, mit den Eingeborenen Gross-Nama- und Hererolandes in Unterhandlungen zu treten und Schutzverträge mit den Häuptlingen beider Nationen abzuschliessen. Der Erfolg Palgrave's war anfangs ein überraschend vollständiger; eine Schutzherrschaft war für die Eingeborenen etwas ganz neues und die Häuptlinge griffen um so lieber darnach, als ja die Sache sozusagen nichts kosten sollte, denn die Gebiete, die sich Palgrave als Kronreserve hatte abtreten lassen, waren den Ovaherero nicht nur kaum dem Namen nach bekannt, sondern gehörten ja zum Teil gar nicht einmal ihnen.

Es war im Anfang des Monats August 1880, zehn Jahre nach dem Frieden in Okahandja, gerade als Palgrave in Gobabis eine Versammlung von Hottentottenhäuptlingen einberufen hatte, da brach unerwartet eine neue, furchtbare Katastrophe über das

arme Land herein. Die Ursache lag in einer Prügelei zwischen Herero- und Hottentottenhirten, die sich gegenseitig des Viehdiebstahl's beschuldigt hatten. Die misshandelten Hottentotten flohen in eine Werft bei Windhoek und überfielen nun ihrerseits, verstärkt durch einige Freunde, die sie verfolgenden Ovaherero, von denen sie eine grössere Anzahl niedermetzelten.

Wären die von den Hottentotten gemordeten Hirten arme Leute gewesen, so hätte sich, wie v. Rhoden sehr richtig bemerkt, wohl kein Mensch um die Untat gekümmert; nun hatte es aber der Zufall gewollt, dass diese direkt Untergebene Maharero's gewesen waren, und da verlangte das vergossene Blut auch wiederum Blut. Erbittert ob des Frevels liess der Häuptling der Ovaherero in derselben Nacht noch, in der er die Nachricht von der Niedermetzelung seiner Rinderwächter erhielt, meuchlings alle zu jener Zeit in Okahandja weilenden Hottentotten ermorden und überdies an die sämtlichen Unterherrscher den Befehl ergehen, in ganz Hereroland mit Flinte und Lanze zu vertilgen, was Hottentottenblut in den Adern hatte.

Ein Schrei der Entrüstung ging durch Gross-Namaland; von Nah und Fern eilten Hottentotten und Bastardhorden dem Norden zu, um mit Jan verbündet über die Feinde herzufallen und die durch gemeinen Verrat gefallenen Brüder zu rächen. Mit Schrecken vernahm man auch in Gobabis, wo sich die Hottentottenhäuptlinge um den englischen Bevollmächtigten versammelt hatten, die Kunde von der drohenden Gefahr. Die Konferenz wurde, da man einen Angriff der Ovaherero befürchtete, aufgelöst, und Palgrave selbst, der durch diese mit den Feinden veranstaltete Versammlung Maharero verdächtig geworden war, sah sich gezwungen, zur Rettung seines Lebens nach der Küste zu fliehen, von wo er alsdann die Rückreise nach Capstadt antrat.

Nachdem die Missionsstation Windhoek von den bis in die Nähe von Rehoboth vordringenden Ovaherero bis auf die Grundmauern zerstört worden war, kam es am 11. und 12. Dezember 1880 bei Otjikango zu einem ersten grösseren Zusammenstoss. Nach einem zweitägigen, auf beiden Seiten mit grösster Erbitte-

rung geführten Gefecht war die Niederlage der Hottentotten entschieden. Jan's Heer löste sich in wilder Flucht auf; die Wagen, fast sämtliche Munition und die meisten Gewehre fielen in die Hände der Sieger. Jan konnte zwar entfliehen, eine Reihe hervorragender Hottentotten aber war getötet und unter diesen auch David Christian, der Häuptling von Bethanien. Jan's eigene Mannschaft war durch diesen Schlag auf ein kleines Fähnchen reduciert und er hat sich, wie hier gleich bemerkt sein mag, seit jenem Schlag überhaupt nie mehr zur alten Machtstellung emporzuschwingen vermocht. Den Ovaherero zu schaden, liess er zwar auch in der Folge nicht ab, denn sein ganzes Trachten ging immer noch dahin, jene verhasste Nation bis auf den letzten Mann auszurotten; da er sich aber zum offenen Gefechte zu schwach fühlte, so suchte er dem Feinde durch hinterlistige Raubzüge zu schaden, die er mit gleichgesinnten Genossen von seinem Verstecke, den ǂGansbergen aus unternahm. Bei solchen gelegentlichen Überfällen, die ihm, der im ganzen Lande jeden Pfad und jede Wasserstelle kannte, nur selten fehlschlugen, wurden dann nicht nur Rinder gestohlen, sondern auch alles niedergemacht, was von Ovaherero zu finden war, Männer, Frauen und Kinder.

Mit den Bastards hatten sich auch die Zwartbooi'schen wiederum den Hottentotten angeschlossen, da auch sie befürchteten, durch Maharero's Blutbefehl an Hab und Leib geschädigt zu werden; aus ihrer Position am Erongo-Gebirge verdrängt, zogen sie nach Norden und beunruhigten nun vom Kaoko aus die Ovaherero durch fortwährende Befehdung. Am 1. Januar 1881 führten sie gegen Otjimbingue einen Angriff aus, wurden aber zurückgeschlagen, dagegen waren sie dann Mitte Februar glücklicher in einem Gefechte gegen die Mannschaften von Omaruru und Omburo und ebenso Mitte Mai desselben Jahres in einem weiteren gegen Otjimbingue geführten Handschlag. Diese Plänkeleien waren insgesamt von geringer Bedeutung, da die von dieser oder jener Partei erlangten Vorteile aus Mangel an Leuten oder Munition nie ausgenutzt werden konnten, und man meist schon zufrieden war, wenn es gelang, dem unterlegenen Gegner eine

Herde Rinder abzujagen. Der Misserfolg ihrer Brüder im Süden hatte schliesslich auch auf sie seine Rückwirkung und nach längeren Unterhandlungen kam es dann am 15. August 1889 zwischen Cornelius, dem Häuptling der Zwartbooi'schen und Manasse, dem Häuptling der in und um Omaruru liegenden Hererowerfte, in Omaruru zum Friedensschluss. Cornelius liess sich bei dieser Gelegenheit von Manasse den Platz Aniχab am Uχab, etwa zwei Tagereisen nördlich von Okombahe schenken und gab die Absicht kund, mit seinem Stamme dorthin zu ziehen.

Im Süden war nunmehr an Stelle des ohnmächtigen Jan der Häuptling von Gibeon, Moses Witbooi, ein eingefleischter Hererofeind, als Feldherr und Wortführer der versammelten hottentottischen Heerschaaren getreten; gleich Jan trachtete auch er nach nichts geringerem als einer Art Oberherrschaft über die übrigen Stämme. Grösstenteils auf seine Veranlassung wurde ein neuer, diesmal gegen Okahandja gerichteter Feldzug unternommen. „Wahrlich, wahrlich!" schrieb er an Maharero, „ich werde nicht ruhen, als bis meine Pferde von deinem Wasser in Okahandja getrunken haben." Am 22. November 1881 kam es zur Schlacht; 1500 Hottentotten kämpften gegen 2500 Ovaherero. Der Sieg war auch diesmal wieder auf Seite der letzteren, die von den über Kopf und Hals fliehenden Feinden ausser 17 Wagen noch eine Menge Pferde und Rinder erbeuteten.

So standen die Sachen, als anfangs des Jahres 1882 der ehemalige Missionar Hugo Hahn, der seit 1874 Pastor in Capstadt war, als Kommissär der Cap-Regierung in Hereroland eintraf, um in deren Auftrag nochmals zwischen den sich bekämpfenden Nationen einen Frieden anzubahnen. Das Resultat dieser Bemühungen war ein missliches, da sich mit Ausnahme der Bastards nicht nur keiner der Häuptlinge zum Nachgeben bestimmen liess, sondern es überhaupt alle vermieden, an den durch Hahn zusammenberufenen Versammlungen teilzunehmen, so dass der englische Bevollmächtigte sich begnügen musste, einen Separatfrieden zwischen den Ovaherero und den Bastards von Rehoboth, die als Grenzbewohner immer am meisten zu leiden gehabt hatten, zustande zu bringen; Jan und die Gibeoner

dagegen verweigerten rundweg, in irgend welche Verhandlungen einzutreten.[1])

Kaum war Hahn wieder abgereist, so entflammte der Krieg auf's neue; die Bastards, so erklärte Moses, sollten nun in erster Linie für den vorgeblich an den Hottentotten begangenen Verrat bestraft werden. Diese unsinnige Politik gereichte jedoch den beiden Raubgenossen Jan und Moses zum geringen Vorteil, denn sie trieb die geängstigten Rehobother gezwungen in die Arme des Gegners, der sie als Verbündete freudig aufnahm und nun die unausgesetzte Beunruhigung der benachbarten Hottentottenstämme mit nur um so grösserem Nachdruck fortsetzte.

Der Krieg nahm dadurch eine ganz andere Wendung; der Hottentotte war nicht mehr der aggressive Teil, sondern der bedrohte; wo früher Jan's Rinder geweidet hatten, da erhoben sich nun in reicher Zahl die Hütten der Hererokriegsschaaren, die kampfeslustig des Momentes harrten, wo es ihnen vergönnt sein würde, dem Feinde in einem nochmaligen Gefechte den Garaus zu machen. So schnell sollte dies aber nicht geschehen!

In Hendrick, dem Sohne Moses Witbooi's, erhob sich unvermutet ein neuer, den Ovaherero nicht weniger als sein Vater gefährlicher Feind. Anders als der alte Moses geartet, war er ein eifriger und hochbegabter Christ, der von Missionar Olpp zum Nationalgehilfen ausgebildet worden war und sich daher bei seinen Stammesgenossen eines nicht unbedeutenden Ansehens erfreute. Von mystisch-religiöser Beanlagung, die sich bei ihm bis zur krankhaften Erscheinung steigerte, gelangte er allmälich zu der Überzeugung, Gott habe ihn ganz besonders zum weltlichen Messias seines Volkes bestimmt. Ein von Moses gegen die Bastards unternommener Raubzug führte den Bruch zwischen Vater und Sohn herbei, indem letzterer kategorisch die Zurückerstattung der geraubten Rinder verlangte und sich, da diese verweigert wurde, mit seinem Erzeuger so heftig überwarf, dass es auf der Station beinahe zum offenen Kampfe zwischen dem

[1]) Ein ausgezeichnetes Actenmaterial über Palgrave's und Hahn's Missionen ist in den „reports presented to both houses of parliament" und zwar in den Berichten von 1877, 1880, 1881 und 1882 niedergelegt.

Anhange Hendrick's und den Genossen seines Vaters kam. Hendrick sagte sich hierauf von Gibeon los und zog nach Süden, teils um dort in der Einsamkeit über seine Mission zu meditieren, teils auch, um bei den Händlern von Bersaba und Bethanien Munition zu erwerben. Gegen Mitte des Jahres 1884 war er so weit gerüstet, um die Reise nach Norden anzutreten. Am 14. Juni traf er in Rehoboth ein: „Ich komme," erzählte er dem dort stationierten Missionar Heidmann, „um gegen Maharero den Frieden zu erkämpfen. Der Herr sendet mich und hat mir ein Licht am Himmel gewiesen, dem ich folgen muss; dieser Stern wird mir zum Siege und meinem Volke zum Frieden verhelfen." Alle Vorstellungen des mahnenden Missionars wie des Häuptlings von Rehoboth fruchteten nichts; Hendrick stützte sich auf die, ihm vom Herrn im Zwiegespräch mit diesem versprochene Unterstützung und zog, da die Bastards sich weigerten sich ihm anzuschliessen, ruhig mit seiner durch Zulauf Jan'scher Leute auf ca. 270 Mann angewachsenen Schaar in der Richtung nach Otjivera ab.

Zwischen Oub und ǂGaǂguis kamen die Gibeoner in Sicht von Maharero's Lager, das sie durch ein bald nach der Ankunft eröffnetes dreitägiges, unregelmässiges Schiessen zu beunruhigen und zum offenen Kampfe herauszufordern suchten.

Am dritten Tage dieser ungefährlichen und zwecklosen Schiesserei erscholl aus Maharero's Reihen — aus den Reihen eines Bergdamara, wie die Ovaherero behaupten — der Ruf nach Frieden, und da dies wahrscheinlich so ziemlich der nur aus Schamgefühl unterdrückte Wunsch beider Parteien sein mochte, so wurde denn auch stehenden Fusses sofort über die Bedingungen verhandelt. Hendrick verlangte von seinem Gegner die Zurückgabe von Gobabis an die Familie der Vledermuis, die Wiedereinsetzung Jan's in Windhoek und für sich und seine Anhänger ungehinderten Durchzug durch Hereroland, wogegen er sich verpflichten wollte, die übrigen Häuptlinge Gross-Namalandes, hauptsächlich Jan und seinen Vater Moses Witbooi, die sich 1881 von der durch Hahn veranstalteten Konferenz fern gehalten hatten, zum Friedensschlusse nach Okahandja bringen

zu wollen. Die Verhandlungen zwischen den beiden kriegführenden Häuptern kamen zwar zu keinem allseitig befriedigenden Abschluss, gediehen indessen so weit, dass sich Maharero und Hendrick ohne Wiedereröffnung der Feindseligkeit trennten; die Hottentotten kehrten nach Gibeon zurück, angeblich in der Absicht, weiter heranrückende Kriegsschaaren zur Abrüstung zu bestimmen.

Natürlich war auch diesmal der Friede nur ein fauler. Hochmütig und prahlend, als wäre der entscheidendste Sieg erfochten worden, langte Hendrick in Gibeon an und schien fester als je von seiner göttlichen Sendung überzeugt zu sein. Unablässig darauf bedacht, die Zahl seiner Anhänger zu vergrössern, organisierte er dieselben mit unverkennbarem Geschick und war denn auch im Juli des darauf folgenden Jahres — 1885 — bereits wieder soweit gerüstet, um einen neuen Zug gegen die Feinde unternehmen zu können. Maharero's Leute, die sich aus dem Gebiete von Windhoek wieder nach Okahandja zurückgezogen hatten, erwarteten Hendrick bei Osona, einer zwischen Otjikango und Okahandja gelegenen Wasserstelle. Am 14. Oktober wurde der Kampf eröffnet, der die Hottentotten trotz tapferster Gegenwehr vollständig aufrieb; sämtliche Zugochsen, Wagen, Munition und 130 Pferde fielen in die Hände der siegreichen Ovaherero. Hendrick gelang es nur mit genauer Not zu entfliehen.

Obwohl die Bestürzung, die sich der Hottentotten nach dieser entscheidenden Niederlage bemächtigte, gross war, so vermochte sie ihren Führer Hendrick doch noch nicht zu entmutigen; anstatt endlich einmal von dem unsinnigen Plane, Maharero mit Kriegsmacht zu demütigen, abzulassen, trachtete er nur nach blutiger Rache. Nach einem durch Munitionsmangel bedingten mehrmonatlichen Waffenstillstand suchte er im April 1886 Okahandja, dessen Bewohner keine Ahnung von der unmittelbaren Nähe des Gegners hatten, zu überrumpeln. Erfolglos wiederum; denn nachdem die Schlacht den ganzen Tag durch gewütet hatte, mussten die Hottentotten, da es ihnen an Pulver und Blei mangelte, im Dunkel der einbrechenden Nacht die Flucht ergreifen. Sonst pflegten die Ovaherero sich nach Erbeutung der

Rinder und Wagen nicht mehr um den geschlagenen Feind zu bekümmern; diesmal aber wurde auf Veranlassung der christlichen Krieger, die dieser ewigen Unruhe ein Ende gemacht wissen wollten, die Verfolgung der Fliehenden energisch aufgenommen und wirksam durchgeführt.

Das Lager der sich mittlerweilen wieder gesammelten Hottentotten, welche die veränderte Taktik des Gegners nicht im entferntesten vermuteten und sich in sorgloser Ruhe ergingen, wurde im Sturme genommen und die erschreckten Schaaren bis in die Nähe von Rehoboth gejagt. Nun endlich war auch Hendricks Macht gebrochen! Er mochte dies wohl selbst einsehen und verlegte sich daher von jetzt an gleich Jan auf die beliebte Freibeuterei. Heute erschien hier, morgen dort eine kleine Räuberbande, die Hererohirten meuchlings niederschiessend und die Rinder nach Hendrick's Hinterhalt treibend; eine grössere Operation haben die Hottentotten aber seit 1886 nicht mehr zu unternehmen gewagt.

Derweilen sich Hendrick mit Maharero herumschlug, bekämpften sich die übrigen Hottentottenstämme untereinander und auch hier waren es Glieder von Hendrick's Familie, nämlich Moses Witbooi mit seinem Anhange, die Unruhe stifteten. Moses hatte sich mit Paul Visser, einem eingewanderten Griqua, überworfen und lebte mit diesem in der Folge auf Kriegsfuss; in mehrfachen Gefechten unterlegen, rief Moses seinen Sohn Hendrick zu Hülfe, der indessen auch nicht glücklicher, ja sogar genötigt war, sich vor Visser nach Norden zurückzuziehen. Auf diesem Rückzuge begegnete Hendrick dem Häuptling der Veldschoendragers, ǂArisimab, den er aus Rache, dass er zu Visser hielt, erschoss; eine Bluttat, die Visser seinerseits sofort durch die Ermordung des alten Moses Witbooi erwiederte (Ende 1887).[1])

Durch den Tod seines Vaters kam Hendrick zur Herrschaft über Gibeon, das beiläufig bemerkt, von dem dort sonst stationierten Missionar Rust aus naheliegenden Gründen hatte ver-

[1]) Siehe meine ausführlichere Darstellung in der Deutschen Kolonialzeitung, 1888, pag. 156—157, und 1889, pag. 6—7.

lassen werden müssen; im Juli 1888 erschien der neue Häuptling auf seinem Hauptplatze und säumte nicht, Visser sogleich eine Botschaft zu senden, des Inhalts, dass er nun gekommen sei, seines Vaters Tod zu rächen. In Erwartung solcher Dinge hatte sich Visser zwar gerüstet und sein Lager bei Giriχas wohl verschanzt, begnügte sich aber unvorsichtigerweise mit diesen Massregeln nicht, sondern verliess in Begleitung einiger weniger Bewaffneter die Festung, in der Hoffnung, Hendrick's Vorhaben durch einen Handstreich zuvorzukommen; eine Unklugheit, die er mit seinem Leben bezahlen musste, indem er unterwegs auf Hendrick's anrückende Kriegsmacht stiess und durch die Kugel eines Feindes zu Boden gestreckt wurde.

Nun war der Meuchelmord an der Tagesordnung; als dessen nächstes Opfer war Jan Jonker ausersehen. Nachdem die Veldschoendragers so gut wie vernichtet waren, wandte sich nämlich Hendrick gegen Jan, der mit seinem Anhange ǂArisimab und überhaupt alle mit Hendrick's Machtstellung Unzufriedenen unterstützt hatte, um auch diesen zu unterwerfen. Unweit Tsoabis, zwischen dem ǃKuisib und dem Tsoaχoub, eine starke Tagereise von der Residenz des deutschen Reichskommissars, Otjimbingue, entfernt, kam es am 10. August 1889 zum Gefecht, das Jan, der den unglücklichen Ausgang voraussehen mochte, durch den Vorschlag zu einem Waffenstillstand zu beenden suchte. Bei der hierauf stattfindenden Zusammenkunft der zwei beteiligten Parteien sollen sich zwei frühere Stammesgenossen Jan's vorgedrängt und letzteren durch eine Kugel getötet haben. Dem Mord folgte dann die Plünderung von Jan's Lager. Der Stamm der ǁEiχa ǁain, der einst der Schrecken aller Eingeborenen zwischen Oranje und Kunene gewesen, hatte aufgehört zu existieren.

Nachdem der Norden Gross-Namalandes — der Stamm des roten Volkes unter Manasse auf ǃHoaχaǃnas ging durch eigene Schuld und aus feiger Furcht vor Hendrick, nachdem dieser die unter deutschem Schutz stehende Station als erobert erklärt hatte, der unrühmlichen Selbstzersetzung entgegen — gezüchtigt war, sollte auch der Süden bestraft werden. Am 26. September 1889 erschien Hendrick unerwartet auf Keetmanshoop um Nachfor-

schungen nach einem ehemaligen Anhänger ǂArisimab's, der mit diesem nach Gibeon gezogen, aber nicht in die Bluthände Hendrick's gefallen war und nun auf Keetmanshoop wohnte, anzustellen; der Mann hatte aber von den gegen ihn geplanten Absichten Wind bekommen und war geflohen. Was lag für Hendrick näher als die Keetmanshooper der Begünstigung eines Feindes zu zeihen und ihnen mit Rache zu drohen! Vorerst wandte sich aber Hendrick nach den alten Wohnsitzen der des Häuptlings beraubten Veldschoendragers, die nach den unglücklichen Gefechten im Norden in Geiloub und Giris, unweit des ǁKaras-Gebirges, sich verborgen hielten und verlangte von diesen alle diejenigen, die seinerzeit gegen ihn gefochten hatten, ausgeliefert oder als Sühne deren Habe. Da sich die Veldschoendragers dessen weigerten, so kam es bei Giris zu einem kleinen Scharmützel, in dem die des Fechtens ungeübten Veldschoendragers, obgleich sie eine gute Stellung inne hatten, den Kürzeren zogen und ca. 150 Rinder, 4 Wagen, 2 Karren, 30 Pferde und einiges Kleinvieh an Hendrick verloren. Da alle ihre Munition verschossen war — es waren zwar auf beiden Seiten nur je zwei Leute verwundet worden! — so ergriffen die Geschlagenen die Flucht und suchten unter den Bondelzwarts den Schutz des Häuptlings Willem Christian nach, der auch trotz Hendrick's Protest gewährt wurde, allerdings auch nicht uneigennützig, denn Hendrick und Willem scheinen sich dann in gegenseitigem Einverständnisse in die im Gebiete der Veldschoendragers verbliebene Hinterlassenschaft der Letzteren geteilt zu haben. Immerhin wäre es aber wahrscheinlich doch noch zu einer Entzweiung der beiden Nebenbuhler — Hendrick und Willem — gekommen, wenn nicht beunruhigende Nachrichten aus dem Norden gekommen wären. Nach Keetmanshoop zurückgekehrt, erhielt Hendrick am 4. Dezember 1889 die schlimme Botschaft, dass in seinem Lager auf Hoornkranns nördlich von Rehoboth grosse Hungersnot herrsche, ein Teil seiner Leute dieser erlegen, ein anderer von Ovaherero im Felde aufgegriffen und niedergemacht worden sei; im Ganzen sollten 84 zu Grunde gegangen sein. Nun machte sich der bedrängte

und bedrängende Hendrick in Eilmärschen nach Hoornkranns auf um Ersatz zu bringen.

Unterdessen kam Willem Christian mit einem Gefolge von 10 Wagen, ca. 160 Berittenen und einem grösseren Tross Fussleute nach Keetmanshoop um mit Hendrick „über Frieden zu reden"; von seiner Absicht hatte er Hendrick schriftlich Kunde gegeben. „Wie soll ich Frieden machen, het heele land staat tegens ons op," schrieb Hendrick zurück. Als Willem Christian in Keetmanshoop anlangte, war Hendrick auf und davon. Der Besuch hatte indess das Gute, dass nun der durchaus unfähige Häuptling von Keetmanshoop, Zeib, der unter Willem Christian's Oberhoheit stand, förmlich abgesetzt wurde; ein Glück, denn Zeib hatte, wenn auch unwissentlich, schon mehr Schaden als Gutes gestiftet.

Dies der Stand der Dinge Mitte 1890; der ersehnte Friede ist also noch nichts weniger als gesichert.

Der Friede kann meiner festen Überzeugung nach den Hottentotten nur dann zu Teil werden, wenn eine feste Hand die Zügel ergreift und mit eiserner Faust in sammetem Handschuh die Unruhe stiftenden Elemente zu Paaren treibt. Unter den Eingeborenen wird ein solcher Mann kaum mehr erstehen, dazu ist die Selbstzerfleischung schon zu weit vorgeschritten und die angedeutete Rettung nur von einer europäischen Macht zu erwarten, die es verstände, dem Hottentotten durch Macht und Rechtsgefühl zu imponieren und dadurch auch sein Zutrauen zu gewinnen. Unentschlossenheit und Nachgiebigkeit, wenn selbst nur von momentaner Dauer, werden dem Eingeborenen gegenüber, nenne er sich Hottentotte oder Omuherero, jederzeit verderblich sein.

X. Kapitel.

Reise nach Olukonda; Omulonga und Omandongo; Untergang der römisch-katholischen Mission in Uukuanjama.

Nach einem dreiwöchentlichen Aufenthalte in Omaruru waren unsere Ochsen soweit wieder hergestellt, dass wir an die Weiterreise denken konnten; Ondonga, der südlichste der Ambostämme war mein nächstes Reiseziel. Wir verliessen das gastliche Haus des Herrn Viehe Mittwoch den 22. Juli im Laufe des Nachmittags, kamen aber mit unserm Wagen nicht gar weit, da es sich noch während des Einspannens herausstellte, dass von meinem Kleinvieh mehrere Schafe fehlten, die nun nachträglich noch gesucht werden mussten. Nun, zu suchen war da eigentlich nicht viel, denn wie mir Beat im Vertrauen mitteilte, hatte mein Treiber Paulus dieselben in Omaruru einer Hereroschönen geschenkt, mit der er eine ziemlich intime Freundschaft geschlossen hatte; zur Strafe musste sie nun der verliebte Sünder wiederum zurückverlangen. Er brachte die Tiere auch vollzählig und schien sich, nach dem Ausdrucke seines Gesichtes zu urteilen, mit seiner Liebsten zu beidseitiger Zufriedenheit abgefunden zu haben. Mit Sonnenuntergang wurde die nordöstlich von Omaruru gelegene Wasserstelle Epako erreicht und dort die Ochsen getränkt, um diesen damit die Veranlassung zur nächtlichen Flucht nach der eben verlassenen Station zu nehmen. Der erwähnte kleine Wassertümpel liegt in einem von Norden kommenden Zuflusse des Omaruru; das schmale Flussbett ist etwa 7 Meter tief eingeschnitten, so dass die beiden Ufer fast senkrecht aufsteigen. Sobald die Ochsen befriedigt waren, wurde eingespannt und nun versucht, aus der sandigen Schlucht herauszuklimmen; schon hatten die vier vordersten Paare die Höhe gewonnen, als plötzlich das eiserne Trecktau entzwei riss und

der schwere Wagen mit den übrigen sechs Paaren zurück in die Tiefe polterte. Mittelst Girafenriemen wurde die Kette geflickt, die Tiere wiederum angetrieben, aber nochmals erreichte uns dasselbe Schicksal. Das Schlagen und fortwährende Ein- und Ausspannen machte die Ochsen immer erregter und widerspenstiger; hier zerbrach ein Joch, dort riss sich eines der Zugtiere los, und so arbeiteten wir von abends 7 Uhr bis nachts 1 Uhr unter Anspannung aller unserer Kräfte, ohne auch nur den kleinsten Erfolg erzielen zu können: der Wagen kehrte stets, wenn wir schon gewonnenes Spiel zu haben vermeinten, wieder in's Flussbett zurück. Da nun nichts anderes übrig blieb, so hielten wir nun an Ort und Stelle Nachtruhe und unternahmen in früher Morgenstunde einen nochmaligen Versuch, allerdings nur, um wieder das alte Missgeschick zu erfahren. Dies schien mir, gegenüber der Ansicht der Leute, die es sich in den Kopf gesetzt hatten, der Wagen müsse hier herauf, nun doch Grund genug Umschau zu halten, ob sich irgendwo ein besserer Pfad zeige, der sich denn auch in allernächster Nähe fand und der durch Fällen einiger Dornbäume leicht praktikabel gemacht werden konnte; diesen wählten wir und brachten anstandslos den Wagen aus dem Flussbette, das uns so lange aufzuhalten vermocht hatte.

Nach vierstündiger Fahrt wurde in Otjiua Halt gemacht. Der hier zu Tage tretende Granit war an einigen Stellen im Flussbette muldenförmig ausgehöhlt und barg in diesen Löchern grössere Reste des vom Flusse zur Regenzeit herabgebrachten Wassers; in der Nachbarschaft lagen einige Ovaherero, die uns in hochtrabender Rede Kaffee als Bezahlung für die Benutzung des Wassers abverlangten, aber bald einsahen, dass wir hierzu keine Anstalten zu machen gewilligt waren, und sich schliesslich auch mit etwas Tabak begnügten. Meinem alten Prinzipe treu bleibend, niemals ohne Not in unmittelbarer Nähe von Werften zu kampieren, liess ich vor Einbruch der Nacht noch einige Kilometer weiter trecken und hatte dadurch den Vorteil, die folgende Wasserstelle Otuuapa noch im Laufe des Freitag vormittags zu erreichen. Das Terrain bot der Fahrt übrigens

gar keine Schwierigkeiten; der Boden war fest, eher steinig als sandig, und mit zahlreichen, halbmannshohen und noch kleineren Büschen bestanden, die der Mehrzahl nach den Familien der Tiliaceen (Grevia), der Büttneriaceen (Hermannia-Arten), der Acanthaceen und Bignoniaceen (Cathophractes Alexandri *Don.*) angehörten, leider aber zur Zeit fast ausnahmslos ohne Blüten und Blätter waren. Der Pfad war von den zahlreichen Händlerkarawanen deutlich ausgetreten und wohl selbst in dunkler Nacht kaum zu verfehlen. In dem sechs Stunden von Otuuapa entfernten Ozongombo waren wir zu einem etwas längeren Aufenthalte verurteilt und mussten diesen zudem noch in der Gesellschaft einer höchst unhöflichen Hererobande geniessen, deren Werft, die den nördlichsten Aussenposten der Ovaherero bezeichnete, unfern unseres Lagerplatzes lag. Die Eingeborenen hatten hier durch die Kalkdecke behufs Gewinnung des Grundwassers einen ungefähr 20 Meter tiefen Schacht gegraben und es bedurfte daher, um die Herden zu tränken, stets zwölf übereinander stehender Leute, von denen der unterste das Wasser in ein Holzgefäss schöpfte und dieses dann dem nächst höher stehenden reichte; zur Seite des Brunnens waren einige grosse, aus Baumstämmen ausgehöhlte Tröge aufgestellt, aus denen die Tiere zu trinken angehalten waren. Wie wir ankamen, waren die Leute gerade mit der Tränkung der eigenen Rinder beschäftigt, deren Zahl ich auf mindestens 1200 schätzte; je 4 und 4 wurden zu einem Trog zugelassen, der von den Schöpfenden immer nachgefüllt wurde, die übrigen, der Tränkung noch harrenden, wurden durch eine Anzahl halberwachsener Jungens so gut als möglich in Ordnung gehalten. Sobald je 4 der Tiere befriedigt waren, genügte ein Steinwurf um sie wegzuweisen, 4 weitere wurden bei ihren Namen gerufen und kamen dann, die dichte, lebendige Masse mit Hülfe der gewaltigen Hörner rasch durchbrechend, in weiten Sätzen herangeeilt. So ging dies ohne Störung bis zur Mittagsstunde fort, die, welche bereits getrunken hatten, wurden in kleineren Herden auf die Weide gesandt, und ehe meine Tiere zu den Trögen zugelassen wurden, hatte die Sonne den Meridian schon längst überschritten.

In der Zwischenzeit hatte sich das Oberhaupt der Werft bei meinem Wagen eingefunden und hier seine Aufwartung gemacht. Er war ein Bruder des verstorbenen mächtigen Häuptlings Zeraua von Omaruru und trug den bezeichnenden Namen Ondjou, „Elephant“; bezeichnend, weil der Mann, obwohl keineswegs von kleiner Gestalt, nahezu ebenso breit wie lang war. Die Einladung, sich auf meinen Feldstuhl zu setzen, wies er mit freundlichem Grinsen ab und zog statt dessen in richtiger Würdigung seines Körpergewichtes eines der solideren Wasserfässer vor; kaum war die kurze Pfeife gestopft und in Brand gesetzt, so ging es an ein Fragen, Erzählen und Betteln, das alles bis anhin unter Hottentotten und Ovaherero Erlebte weit zurückliess. Was nicht niet- und nagelfest war, das erregte die Begierde des hohen Besuchers und sollte nach seiner Meinung sofort auch in seinen Besitz übergehen. Gabel, Messer, Löffel, Segeltuch, Gewehr, Schuhe, alles wünschte er von mir, seinem Freunde, wie er sich auszudrücken beliebte, geschenkt zu erhalten, begnügte sich aber dann doch zuletzt mit drei Stück Tabak und dem Versprechen, bei Gelegenheit meiner Rückkunft ein seinem Range angemessenes Geschenk zugewiesen zu erhalten. Unvorsichtigerweise äusserte ich die Absicht, ein Bild von ihm aufzunehmen, ihn zu photographieren, wozu er freudig einwilligte, doch nur unter der Bedingung dass ich ihm dasselbe sofort einhändige, und als ich ihm nun begreiflich zu machen suchte, dass dies unmöglich sei, ereiferte er sich derart, dass unser gutes Einvernehmen in die Brüche zu gehen drohte und nur durch Abgabe von Kaffee wieder hergestellt werden konnte. Endlich kamen nun auch meine Ochsen vom Wasser zurück; rasch wurden noch die Fässer nachgefüllt, die beim Schöpfen behülflich gewesenen Leute mit Tabak befriedigt und nun vom nimmersatten Ondjou Abschied genommen, mit dem für ihn hoffnungsreichen Versprechen, ihn auf der Heimreise wiederum zu besuchen, wobei ich mir allerdings innerlich das Gegenteil gelobte.

In einiger Entfernung von Oẕongombo wurde nochmals Rast gehalten um das Mittagsbrot einzunehmen und dann bis spät in die Nacht hinein weiter gefahren.

Am Morgen fanden wir zu unserem Ärger, dass die Ochsen im Laufe der Nacht wiederum zurückgeeilt waren, und zwei der Leute mussten ihnen daher sofort nachgesandt werden; abends 6 Uhr trafen sie müde mit den durstigen Tieren wieder in unserem Lager ein. Die beiden Jungens hatten die Ausreisser unmittelbar vor Ozongombo erreicht, wo sich die Eingeborenen aber weigerten, ihnen ohne Bezahlung auch nur einen Schluck Wasser zu gestatten, und da sie keinen Tabak mit sich führten, so mussten sie durstig und ohne Zweifel auch in sehr missmutiger Stimmung in brennender Sonnenhitze den weiten Weg zurück wandern. Die nächste, vor uns liegende Wasserstelle war nach den Mitteilungen, die ich von den landeskundigen Missionaren in Hereroland erhalten hatte, noch wenigstens 50 km entfernt, und ich zog es daher vor, die Tiere noch in derselben Nacht nach einer links vom Pfade gelegenen Vley zu senden, von deren Existenz uns in Omaruru berichtet worden war. Diese wurde auch glücklich aufgefunden und am folgenden Vormittage (Montag den 27. Juli) konnten wir endlich unsere Reise nach Norden fortsetzen. Um 4 Uhr nachmittags passierten wir Otjikango, dessen dicht am Pfade liegende Brunnen jedoch eingefallen waren; infolge des tiefsandigen Bodens rückten wir nur äusserst langsam vorwärts und durften daher erst lange nach Mitternacht an Ruhe denken. Die Ochsen wurden an den Jochen festgemacht und vor Sonnenaufgang wiederum eingespannt; nach sechsstündiger, mühsamer Fahrt erreichten wir im Laufe des Nachmittags die ersehnte Wasserstelle Ombakaha. Der Platz liegt in einem wenig ausgedehnten, von niedrigen und mit kleinem Gestrüpp bestandenen Höhenzügen eingerahmten Kessel; der unweit des offenen Wassertümpels erbaute Schmelzofen erinnert an die Tätigkeit des Schweden Ericksoñ, der hier die von den Otavibergen geholten Kupfererze auszuschmelzen pflegte, und dessen Fürsorge auch zum teil der leidliche Zustand des Pfades von Omaruru bis hieher zu verdanken ist. Der Platz hatte einige prächtige Exemplare der Girafenakazie aufzuweisen; rings um das Wasser standen 1½ Meter hohe vertrocknete Sesbanea-Stengel und zwischen den sparrigen Hermannien und

verschiedenen Acanthaceen wucherte üppig die lästige Setaria verticillata; trotz eines mehrstündigen Aufenthaltes gelang es mir jedoch nicht, auch nur eine Pflanze in Blüte aufzufinden: ringsum war alles dürr und scheinbar tot.

In Outjo, einem ca. 17 km von Ombakaha entfernten, offenen Wasser trafen wir eine zahlreiche Bergdamara-Gesellschaft, die uns schon von ferne kommen gesehen hatte und nun mit Honig und Feldkost (Uintjes und Samen einer Bauhinia) herbeieilten, um sie bei uns gegen Tabak einzutauschen. Rasch entwickelte sich ein lebhafter Handel; der Honig wurde preiswürdig befunden, gekauft, und die Leute im Verlaufe unserer Unterhandlungen auch noch aufgefordert, mir des weiteren Bogen und Pfeile abzutreten, was sie gegen eine Hand voll Pulver sehr gerne taten, denn Pulver und Blei sind heute noch bei den Bergdamara gesuchte und darum auch sehr kostbare Artikel. Gewöhnlich findet sich unter einer grösseren Gesellschaft wenigstens Ein Glücklicher, der im Besitze eines Gewehres ist, ein Genosse hat vielleicht Zündhütchen, ein dritter Pulver und diese drei helfen sich alsdann gegenseitig aus mit dem stillschweigenden Übereinkommen, dass die Jagdbeute auch gleichmässig verteilt wird. Die Pfeile waren ihrer Aussage nach mit dem Milchsafte einer Pflanze vergiftet, den sie von ihren westlichen Nachbarn, den Kaoko Ovatjimba eingetauscht zu haben behaupteten und der als bräunliches Pulver in kleinen Ledersäckchen aufbewahrt wird. Ich vermute, dass der Stoff von Adenium Böhmianum *Schinz* gewonnen wird, demselben Apocyneen-Strauch, der auch den Ovambo das Pfeilgift liefert.[1])

In Outjo sind keine Brunnen gegraben, sondern das Wasser tritt als Quelle zu Tage und bildet in dem Granitbett des Flüsschens eine Reihe kleiner, seichter Teiche, deren geringe Tiefe schuld war, dass das Wasser von der Sonne so stark durchwärmt war, dass wir es erst längere Zeit in den Schatten stellen

[1]) Die von dem bekannten Leipziger Pharmakologen Prof. R. Böhm damit unternommenen Versuche lassen diese Vermutung als höchst wahrscheinlich erscheinen. Vergl. Über das Echujin von R. Böhm im Archiv für Pathologie und Pharmakologie, Bd. XXVI, pag. 165—176.



Bergdamara-Gruppe.

mussten um nur damit unseren Durst löschen zu können. Als wir Anstalten zur Abfahrt machten, hatten wir noch die grösste Mühe, unsere neuen Freunde davon abzuhalten uns nachzufolgen; sie hatten sich an unserem Reis und Fleisch gütlich getan und gedachten sich nun in corpore mit Weib und Kind meiner Karawane anzuschliessen. Da aber der Wagen nicht im entferntesten genug Proviant zur Verköstigung einer solch' vielköpfigen Begleitung barg, so wandten wir unsere ganze Dialektik an, um die Leute von ihrem Vorsatze abzubringen. Schliesslich sahen sie denn auch die Unmöglichkeit ein und kehrten zu ihren fern ab vom Pfade im Gebüsch wohlversteckten Hütten zurück, während wir unserseits die Reise weiter fortsetzten. Im Laufe des Nachmittags überraschte uns ein auffallender Wechsel im Landschaftsbilde; nicht nur, dass die einzelnen Granitkuppen, die uns von Omaruru aus noch stets zur Rechten und Linken begleitet hatten, in immer weitere Ferne rückten und einer ausgedehnten, direkt vor uns von einem niedrigen Hügelzuge quer durchschnittenen, welligen Ebene Raum gaben, sondern an Stelle des Dorngestrüpps traten sozusagen ohne bemerkbaren Übergang dichte Bestände eines breitblättrigen Laubbaumes, der Copaifera Mopane *Kirk.*, jener eigentümlichen Caesalpiniacee mit grossen, fast halbmondförmigen, drüsig durchscheinenden Blättern, von denen stets je zwei auf einem gemeinsamen Blattstiele stehen. Mit dem Anstieg gegen die zu überschreitende Hügelkette verschwand der Omutati, wie der Herero die Copaifera nennt, wiederum, um durch Terminalia- und Zizyphus-Arten ersetzt zu werden, erschien jedoch auf dem flachen Bergrücken und später auch in der Ebene auf's neue.

Am 30. Juli langten wir auf Otjomungundi an, einem grossen Kalkbecken mit zahlreichen Combretumbäumen[1]), einem Verwandten des Ahnenbaumes der Ovaherero, vielen Ebenholz- und Omutatiexemplaren. Da einige der Ochsen nicht unbedeutend an wunden Füssen litten, rastete ich hier den Tag über und unternahm eine kleine Exkursion zu Fuss, ohne jedoch eine

[1]) C. hereroensis *Schinz.*

nennenswerte Ausbeute zurückzubringen. Nach Überwindung eines zweiten, mit dem ersten anscheinend parallel verlaufenden Hügelzuges erreichten wir Otjovazandu, eine weitere Wasserstelle mit zahlreichen Bergdamarahütten, deren Besitzer bei unserer Ankunft erst flohen, sich aber dann doch zur Rückkehr bewegen liessen und sich schliesslich so zutraulich erwiesen, dass ich mit Leichtigkeit eine Photographie der Gesellschaft aufnehmen konnte. Der Platz ist reich an offenen Wassertümpeln und weist eine herrliche Viehweide auf; wie uns die Bergdamara versicherten und wie wir uns auch zum Teil selbst überzeugen konnten, war das Feld ausserordentlich reich an Antilopen-namentlich Springbockherden, die nach Aussage der Eingeborenen des Morgens oft zu Hunderten von allen Seiten anzurücken pflegen, um bedächtig an einem der Wasser zu trinken. Der Bergdamara fängt die kleineren Antilopenarten meist in kunstgerecht über den Pfad gelegten Schlingen, die an einem jungen, kräftigen, heruntergebogenen Baum befestigt werden; beiderseits vom Wildpfade wird in grossem Kreisbogen eine Hürde aus Dorngestrüpp aufgeworfen, die das zum Wasser wandernde Tier zwingt, in die Schlinge zu treten. In dem Moment, wo das Wild den verhängnisvollen Schritt ausführt, schnellt der Baum in die Höhe und hält den Lauf des Tieres gefangen. Sonst ist der Bergdamara ganz auf Feldfrüchte (Grevia, Bosciabeeren etc.) und auf Wurzeln oder Zwiebeln angewiesen; dies mag teilweise auch der Grund sein, dass man so häufig Individuen mit überhängenden Bäuchen begegnet, ein Anblick, der nichts weniger als schön ist.

In Otjovazandu, einer 26 km nördlich von Otjomungundi gelegenen Vley, verblieben wir zwei volle Tage; da unser Fleischvorrat auf die Neige zu gehen drohte und wir bei immerwährendem Vorrücken nur wenig der Jagd obliegen konnten, so wurde ein Ochse geschlachtet, das in Riemen zerschnittene Fleisch eingesalzen und im Schatten einiger Bäume zum Trocknen aufgehangen. Bei dieser Gelegenheit besuchte uns ein einzelner Bergdamara, der einen Fellsack voll Beeren brachte; er versicherte uns zwar, dass seine Genossen weit ab vom Wasser

wohnten, doch vermute ich, dass sie sich nur aus Furcht fern hielten und wahrscheinlich erst abwarten wollten, wie wir ihren Gesandten, der wohl der Kühnste unter den Furchtsamen war, empfangen würden. Am Montag Nachmittag (3. August) wurde neuerdings aufgebrochen, nach Sonnenuntergang am Fusse eines langen Höhenzuges kampiert und dieser dann am Dienstag überstiegen. Mit Ausnahme der Bergrücken, die in der Regel mit handgrossen, fleischroten Quarzitstücken gleichsam übersäet waren, konnte der Pfad leidlich genannt werden; die Ebenen waren stets sandig und die Ochsen litten daher trotz ihrer wunden Füsse nur unbedeutend. Die Abhänge der Hügel bekleidet ein verhältnismässig dichter Hain von Combretum-, Terminalia- und Copaifera-Bäumen, zwischen denen unzählige Exemplare einer Cotyledon-Art[1]) und einer Aloe[2]) wucherten, deren verblühte, dürre Inflorescenzen trostlos in die Höhe ragten.

Vom Fusse der Hügel brachten uns vier Fahrstunden nach Ombika, einer kleinen Oase, die zur Zeit einigen Bergdamarafamilien Wohnung gewährte. Diese letzteren unterschieden sich von ihren uns bis anhin begegneten Brüdern durch die Kleidung, indem bei ihnen die Schamschürze nicht von einem dünnen Riemen, sondern von einem über Hand breiten Ledergürtel gehalten wurde. Die Haare der männlichen Personen waren beiderseits über den Ohren kahl wegrasiert und nur über der Mittellinie verlief, ähnlich einem bairischen Raupenhelm, ein dicker Haarwulst. Ihre Bogen waren bedeutend länger als jene ihrer mehr nördlich wohnenden Rassenbrüder; die aus den Zweigen einer Grevia verfertigten Pfeile entbehrten der Eisenspitze, waren aber dennoch vergiftet. Bei den jüngeren Männern bemerkte ich als einzigen Schmuck eine hölzerne, mit primitiven Kreuz- und Querstrichen verzierte Halsspange, an der ein kleines Holzstück befestigt war, das, wie mir die Träger erklärten, die geheimnisvolle Macht besass, sie die Liebe eines Mädchens gewinnen zu lassen und ihnen diese in der Folge auch zu wahren. Ent-

1) C. orbiculata *L.*

2) A. hereroensis *Engl.*

weder bedurften sie eines solchen kostbaren Zaubers nicht mehr oder sie waren von der ihm innewohnenden Kraft nur halb überzeugt, genug, sie überliessen mir den Schmuck sehr billig, wollten sich dagegen unter keinen Umständen von ihren Waffen trennen. Die besten Tauschartikel bei diesen Leuten, die noch keine Gewehre besitzen, sind ausser des Tabaks stets Zunderdosen und Stahl; den Feuerschwamm bereiten sie sich selbst, indem sie einfach Stücke von Baumschwämmen (Polyporus-Arten) im Feuer leicht ankohlen lassen. Wo der Stahl fehlt, da wird das Feuer durch Reiben zweier Hölzer erzeugt, eine Manipulation, die kaum zweier Minuten bedarf; sobald der zur Seite des liegenden Stabes angehäufte und zu diesem Zwecke pulverisierte Schwamm Feuer gefangen hat, hüllt ihn der Eingeborene in einen Büschel trockenen Grases und nach einigem raschen Hin- und Herschwingen desselben schlagen auch bereits die Flammen empor. Tabak rauchen sie aus steinernen Röhrchen oder aus Knochenstücken, ersetzt man ihnen dieselbe durch eine Holzpfeife, so sind sie natürlich hocherfreut, denn Zunderdose und Pfeife sind die Insignien der „Reichen“ unter diesen an Besitz so armen Menschen. Glasperlen haben als Handelsartikel gar keinen Wert, doch nehmen sie solche geschenkt gerne an, wie sie ja überhaupt alles nehmen, was ihnen angeboten wird. Im Begriffe, uns von den Leuten zu trennen, äusserten sie noch den Wunsch, ich möchte doch einen Mann aus ihrer Mitte wählen und denselben als Begleiter mitnehmen, damit sich dieser durch seine Arbeit ein Gewehr verdienen könne, standen aber dann doch davon ab, als ich ihnen begreiflich machte, dass mich meine Rückreise kaum über Ombika führen werde und sich ihr Genosse, wenn später aus meinem Dienst entlassen, unter den Ovaherero oder Naman wohl nicht lange des Besitzes der Büchse erfreuen würde.

Donnerstag früh erreichten wir Okoukuejo und tränkten unsere Tiere in dem dortigen grossen Kalksteinbecken; die zahlreichen um die Wasserstelle zerstreuten Knochen, die wahrscheinlich von an der Lungenseuche umgekommenen Ochsen herrührten, mahnten uns (um eine ja immerhin noch mögliche

Ansteckung zu vermeiden) von einer längeren Rast abzusehen. Je weiter wir nun nach Norden vorrückten, um so entschiedener änderte sich der Landschaftscharakter und zwar gerade in gegenteiligem Sinne, als man vermuten sollte. Bäume und Sträucher traten allmälich bis zum vollständigen Verschwinden zurück, um einer weiten, sandigen Steppe Platz zu machen, die sich in schwach welliger Konfiguration sowohl nach Westen und Osten als nach Norden in unabsehbare Ferne erstreckte. Niedrige Büsche, zum Teil aus der Gruppe der Salsoleen, durchsetzten das Grasmeer, dessen einzelne Bestandteile vorwiegend aus Aristida-Arten bestanden, die den typischen Stockwuchs der süd- und mittelafrikanischen Gräser zeigten, an Höhe aber kaum die Wagenräder überragten. Hin und wieder fand sich eine einzelne Aloe, deren Blattrosette hoch über das wogende Feld emporragte, da und dort zerstreut auch eine Akazie; das Maschenwerk zwischen den Aristidastöcken war grösstenteils mit vertrockneten Harpagophytonresten bedeckt, mit deren hackigen Früchten die Füsse unserer Zugtiere jeden Augenblick in schmerzhafte Berührung kamen.

Gegen den Abend des 6. August bemerkten wir, während der Wagen noch in Bewegung war, am Horizont eine Anzahl sich ziemlich rasch bewegender Punkte, und da wir vermuteten, dass es Strausse sein möchten, so sandte ich zwei der Leute aus, um sie ihr Glück versuchen zu lassen. Mit Hülfe des Feldstechers konnten wir Zurückgebliebenen den Verlauf der sich bald mit grosser Lebhaftigkeit entwickelnden Jagd mit Musse verfolgen, leider brach aber die Nacht herein, bevor wir die Jäger zum Schusse hatten kommen sehen. Gegen 9 Uhr erreichten wir Okandeka, eine Brackwasserstelle am Südende der sogenannten Etoṣasalzpfanne, von der wir allerdings der Dunkelheit halber so gut wie nichts sahen.

Noch waren wir mit dem Ausspannen der Zugtiere beschäftigt, als auch meine beiden jagdlustigen Begleiter wieder bei uns eintrafen; sie waren zwar ohne die erhofften Straussenfedern, aber um so ergötzlicher war ihre Schilderung, die sie uns von ihrem Abenteuer machen konnten. Die rätselhaften

Punkte hatten sich nämlich, bevor meine Jäger in ihre Nähe gelangten, zur Flucht gewandt; meine Leute stürmten natürlich nach und verfolgten die Flüchtlinge während mehr als zwei Stunden, ohne sich über die Natur des zeitweilig im hohen Grase verschwindenden Wildes klar zu werden. Da bemerkten sie plötzlich, wie dieses scheinbar müde seinen Lauf verlangsamte, die Entfernung verringerte sich mit jeder Minute, und als sie endlich nahe genug waren, um die Umrisse deutlich zu erkennen, da fanden die Enttäuschten, dass sie anstatt der Strausse sieben flüchtige Eingeborene, Ovambo, verfolgt hatten. Durch Anrufen wurden diese zum Halt gebracht, und nun klärte sich das Missverständnis höchst einfach auf. Die sieben Tapferen hatten unseren Wagen kommen sehen und es war ihrer Aufmerksamkeit nicht entgangen, dass zwei Bewaffnete aus unserer Begleitung Anstalten machten auf sie zuzueilen. In der Meinung es mit feindlich gesinnten Hottentotten aus dem Stamme der Zwartbooi's zu tun zu haben, ergriffen sie, nur mit Bogen und Pfeil versehen, die Flucht und sahen sich nun auch zu ihrem Schrecken in der Tat verfolgt. Die Ermüdung veranlasste sie aber zuletzt doch Stand zu halten, und erst da bemerkte man beiderseits die gegenseitige Mystifikation.

Die aufgehende Sonne liess uns erkennen, dass wir unmittelbar am Rande der erwähnten Pfanne kampiert hatten; die Breite derselben mochte hier ca. 3 km betragen, in nordöstlicher Richtung dagegen war der jenseitige Rand nicht zu sehen. Der Übergang von der Grassteppe zu dieser absolut kahlen Fläche war, was Bodenfiguration und Vegetation anbetraf, ein ganz allmälicher und eine eigentliche Uferlinie daher auch nicht bemerkbar. Beschienen von dem Tagesgestirn funkelten und glitzerten die weissen Salzausblühungen gleich frisch gefallenem Schnee, so dass man sich bei einiger Phantasie in der Tat in eine nordische Landschaft versetzt glauben konnte. Die weisse, unter den Fusstritten des Wanderers knirschende Schicht ist durchgehends 2—5 cm dick, an der Peripherie ruht sie auf vollkommen trockner Unterlage, je weiter man jedoch dem Centrum zuwandert, um so schwieriger gestaltet sich die Fusstour, da dort der

Boden von lehmartiger Konsistenz ist und den neugierigen Reisenden bis über die Kniee einsinken lässt.

Bei der Entdeckung der häufigen frischen Antilopenspuren, die sich zu zahlreichen, die weisse Fläche nach allen Richtungen durchquerenden Wildpfaden vereinigten, wurde natürlich unser Jagdfieber rasch wach und ich legte mich daher mit David in der Nähe des Wassers und im Schutze einiger Büsche in den Hinterhalt, den Wagen mittlerweilen mit den anderen Leuten voraussendend. Es war zur Zeit des Sonnenaufgangs; die ersten Strahlen liessen gerade im Osten die Salzebene in allen Farben erglänzen, als sich am Horizont eine dunkle Linie von der blendend weissen Fläche abzuheben begann. Ein Blick durch den Feldstecher zeigte mir, dass ich es mit einer über 100 Stück starken Springbockherde zu tun hatte, die sich im Gänsemarsch näherte. Langsam rücken die Tiere vorwärts, bald vorsichtig den Boden beschnuppernd, bald mit hocherhobenem Kopf die Ohren stellend, um dann, ohne die Nähe des Feindes zu ahnen, nicht weit von uns niederzukauern, und zwar die Männchen an der Peripherie, die Weibchen in der Mitte. Einige der älteren Böcke stellen sich abseits um mit klugen Augen das benachbarte Grasfeld zu mustern, wobei sie von Zeit zu Zeit von andern abgelöst werden. Die Jüngeren vermögen allerdings nicht ruhig zu bleiben, mutwillig umspringen und überspringen sie die Mutter, sich gegenseitig neckend und im Spiel ihre kurzen Hörner probierend; entfernen sie sich dabei zu weit von der Herde, so treibt sie sofort eine der Schildwachen mit nachdrücklichen Seitenstössen zu jener zurück. Ich konnte mich an diesem reizenden Bilde nicht satt sehen, und unwillig drückte ich meines Begleiters Büchse nieder, als dieser sie erhob, um die totbringende Kugel unter die ahnungslose Schaar zu senden. Nach ungefähr zweistündiger Ruhe erhoben sich die Tiere endlich, und so hatten wir, begünstigt von einem leichten, uns entgegenwehenden Winde, den Genuss, sie kaum 40 Schritt von uns entfernt, Stück für Stück vorübermarschieren zu sehen. Schon waren die älteren, von den übrigen etwas abgesonderten Böcke am Rande der seichten Vley angelangt, als sich mit einem

Schlage das Bild veränderte: in gewaltigen Sätzen stürzte die Herde der offenen Salzfläche zu, unaufhaltsam darüber hinwegfliehend, verfolgt von einem einzelnen Schakal, der offenbar gleich uns und wohl ebenfalls in böser Absicht auf der Lauer gelegen hatte. Er mochte aber kaum den richtigen Moment abgepasst haben, denn nach kurzer Jagd musste er die Erfolglosigkeit derselben einsehen, machte Kehrt und trottete dem Südende zu, noch beschleunigt in seinem Rückzuge durch David's Kugel, die dicht hinter ihm den Sand in die Höhe fliegen machte. Zu weiterem Warten hatten wir nun keine Zeit mehr und so machten wir uns auf, um unsern Wagen einzuholen, den wir zu unserer Überraschung schon kurz nach Mittag erreichten; die denselben begleitenden Leute hatten sich nämlich, unbekümmert um die weite Strecke, die uns noch vom nächstfolgenden Wasser trennte, meine Abwesenheit zu Nutzen gemacht, indem sie sich für die gemäss ihrer Ansicht zu sehr verkürzte Nachtruhe unterwegs durch einen längeren Halt entschädigten.

Im Laufe des Nachmittags entschwand die Etoşapfanne allmälich wiederum unseren Blicken und wir sahen uns nun von neuem rings von Steppe umgeben, die noch zum Teil abgebrannt war, so dass wir auf ein Abendbrot diesmal verzichten mussten, da sich trotz aller Bemühungen kein dürres Holz auffinden liess. Sonnabend den 8. August gelangten wir gegen Abend nach Etsilo, ohne jedoch dort unsere bereits leeren Wasserfässer füllen zu können; das eine der ca. 3 Meter tiefen Wasserlöcher war nämlich trocken und aus dem anderen förderte der erste Eimer einen bereits in Verwesung übergegangenen Schakal zu Tage! Am folgenden Tage wartete unser ein zweites, aufregendes Jagdabenteuer. Es war noch im Laufe des Vormittags, als uns weit ab in der grasbedeckten Ebene ein dunkler Gegenstand auffiel, über dessen Natur wir uns nicht einigen konnten, und ich entfernte mich deshalb in Begleitung meines Leibjägers David vom Wagen, um das Rätsel zu lösen. Das ausnahmsweise hohe Gras beraubte uns vollständig jeder Aussicht, und es blieb uns deshalb nichts anderes übrig, als in der uns gemerkten Richtung auf gut Glück vorwärts zu dringen. Wir mochten etwa eine halbe

Stunde weit gewandert sein, als uns eine unbedeutende Terrainwelle endlich über das Niveau der vom Winde hin und her bewegten Grasfläche erhob und zu unserer Überraschung erkennen liess, dass wir in unmittelbarer Nähe eines ruhenden Gnu's waren. Aufgeschreckt durch unsere Fusstritte erhebt sich blitzschnell das hässliche Tier, zu langem Zaudern ist keine Zeit und ohne erst Ziel suchen zu können, wird die Kugel entgegengesandt. In demselben Moment stürmt die Bestie, wütend gemacht durch die im Schenkel sitzende Kugel, mit dumpfem Gebrüll kampfbereit uns entgegen. Nochmals wird hastig das Gewehr angelegt, aber die zweite und letzte Patrone versagt. Von Stehen kann nun keine Rede sein, in wilder Flucht stürzen wir uns seitwärts, dicht hinter uns das schnaubende Ungetüm — ein Lauf auf Leben und Tod. Doch das Glück ist uns nochmals hold, schützend nimmt uns das hohe Gras auf, und das Tier gibt zu unserer unsagbaren Erleichterung die fürchterliche Jagd auf.

So unerwartet uns dieser Angriff kam, so habe ich doch später noch öfters die Erfahrung gemacht, dass es niemals ratsam ist, auf offener Fläche und zu Fuss aus ihrer Herde ausgestossene, grössere Antilopen, wie Gnu, Büffel etc. zu verfolgen; ein unglücklicher Schuss ist in solchem Falle nur zu oft schon mit dem Leben bezahlt worden.

Nachmittags 3 Uhr berührten wir einen zur Regenzeit die Etoșapfanne speisenden omŭlonga, dessen Breite ungefähr 12 m betrug und der an verschiedenen Stellen noch reichlich Wasser führte. Wir hielten uns während der Fahrt längs des ziemlich tief eingeschnittenen und von dichtem Gebüsch eingesäumten Flussbettes, waren dann aber im Laufe der Nacht infolge eines Grasbrandes gezwungen, uns wiederum in die offene Ebene zurückzuziehen. Der ganze Horizont schien in Flammen zu stehen; mit rasender Schnelligkeit näherte sich uns das Feuer, angefacht vom Nordwind, und schon machten wir Anstalten, um wenigstens unsere 200 kg Pulver zur Sicherheit auf die andere Seite des omŭlonga zu schaffen, da wir denselben mit dem Wagen der steilen Böschung wegen doch nicht passieren konnten. Nach Mitternacht drehte sich der Wind jedoch und hielt die

Gefahr von uns ab; von Schlaf konnte aber dennoch keine Rede mehr sein.

Solche Steppenbrände, die für den Reisenden nicht selten verderblich sind, werden von den Eingeborenen, und zwar hauptsächlich den Buschleuten und Bergdamara absichtlich angesteckt, da sie sich entweder dadurch das Suchen nach essbaren Wurzeln erleichtern, oder die versengten Grasstöcke zu neuem Ausschlag veranlassen wollen; sowie nämlich dieser erscheint, pflegt sich das Wild, dessen Lieblingsasung dieser süsse, sogenannte „Opslag“ oder „8 Tag Gras“ ist, auf der Brandstätte einzufinden und die Jagd bietet dann dem Eingeborenen keine besonderen Schwierigkeiten mehr.

Am Montag wurde bei Ekuma der Fluss, dessen Bett sich an dieser Stelle verbreitert hatte und mit dem Ufergelände sozusagen von einem und demselben Niveau war, überschritten; das Wasser bildete dort anstatt eines kontinuirlichen Fadens eine Menge seichter Tümpel, die von zahllosen Enten, Pelikanen und Löffelgänsen bevölkert waren, welche sich jedoch bei unserer Ankunft sofort mit lautem Geschnatter erhoben um in wolkenähnlichen Zügen zu entfliehen.

Dieser Wasserüberfluss war für uns, die wir in dieser Beziehung bisweilen mit so harten Entbehrungen zu kämpfen gehabt hatten, ein wahres Labsal und versah meine hottentottischen Begleiter, die, wie sie offen gestanden, noch nie so viel Wasser „beisammen“ gesehen hatten, mit frischem Mut und neuer Hoffnung, deren sie, wie mir aus ihren nächtlichen Gesprächen längst klar geworden war, dringendst bedurften. Das Traversieren dieses ausgedehnten Überschwemmungsgebietes war übrigens mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden; da wo sich das Wasser bereits teilweise zurückgezogen hatte, war der Boden dermassen durchweicht, dass die Wagenräder stellenweise bis an die Naben einsanken und jedes Versuches, das Terrain zu zwingen, spotteten. Trat ein solcher Fall ein, so mussten wir das schwerfällige Fuhrwerk erst in der gleichen Spur rückwärts schieben und hierauf anderwärts eine günstigere Furt suchen; solche fand sich, wie wir allerdings erst spät einsahen, stets

dort, wo das Wasser noch von grösserer Tiefe war und wohl überhaupt niemals völlig zu versickern pflegt.

Dieses tastende Vorrücken in Verbindung mit häufigem Rückzug um die doppelte Distanz hielt uns unverhältnismässig lange auf und zwang uns, in unmittelbarer Nachbarschaft des überaus ungesunden Morastes zu kampieren; glücklicherweise hatten wir keinen weiteren Nachteil davon, als dass wir die ganze Nacht der Mosquitoschwärme halber am Feuer sitzen mussten und kein Auge schliessen konnten. Die winzig kleinen Blutsauger belästigten übrigens nicht nur uns Menschen, sondern in vielleicht noch höherem Masse die Ochsen, die daher auch während der Nacht mehrfach Anstalten zum Ausreissen machten, ja, am Morgen konnte man sich den gelagerten Tieren kaum nähern, ohne nicht selbst sofort von einer dichten Mückenwolke umschwärmt zu werden.

Je weiter wir uns vom omŭlonga oder Flusse, den wir zur Linken liegen liessen, entfernten, um so seltener wurden wiederum Büsche und Bäume, und auf's neue trat die Steppe in ihre unbestrittenen Rechte. Am Dienstag (11. August) tränkten wir in Uashitenga, einer kleinen Vley, die Ochsen und füllten unsere Wasserfässer; dicht am Wasser stand gleichsam als Vorzeichen einer besseren Landschaft eine Palme, zwar nur ein kümmerlicher Busch, der sich kaum über das Grasfeld zu erheben vermochte, als erste Palme von uns aber doch mit freudigem Hurrah begrüsst wurde. Ein weiterer Beweis, dass wir nicht mehr ferne von den erstrebten Ambostämmen sein konnten, war uns auch der graue Dunst, der tags über im Norden über der Fläche gleich einer dichten Nebelschicht lagerte und der nachts den ganzen Horizont in mattrotem Scheine erglänzen liess. Was konnte dies anderes sein, als der Rauch und Wiederschein naher Werftfeuer!

Mit dem ersten Morgengrauen des folgenden Tages setzte sich die Karawane in Bewegung; eine ausgedehnte dunkle Linie begrenzte im Norden die Steppe gleich einer Hecke, die mit jeder weiteren Stunde zusehends in die Höhe wuchs und sich schliesslich in einzelne schlanke Bäume aufzulösen schien. Um 9 Uhr vormittags hatten wir diese seltsame Wand erreicht und

sahen uns damit plötzlich in die herrlichste Palmenoase versetzt. Dieser unvermittelte Übergang aus der eintönigen Steppe in eine reichbelebte Vegetation war geradezu verblüffend: im Rücken die unabsehbare wasser- und menschenarme Grasebene, vor uns ein Hain dunkellaubiger Bäume und hochstämmiger Palmen, durch deren Lücken man die düsteren Umfriedigungen zahlreicher Hütten gewahrte.

Kaum hatten wir ausgespannt, so sammelten sich auch schon die ersten Eingeborenen um uns an; eilig kamen sie aus ihren Hütten herbeigerannt um als die Ersten zu hören, wer denn da so unerwartet eingetroffen sei. Ungleich den Ovaherero, die bei solcher Gelegenheit gleich mit der Bitte nach Tabak zur Hand sind, brachten uns diese Leute einen Topf Omalofu, aus Kafferkorn gebrautes Bier, mich bittend, dasselbe als Geschenk anzunehmen, wahrscheinlich wohl in der sicheren Erwartung eines Gegengeschenkes. Ich verabreichte ihnen dieses auch und tauschte ausserdem, um die Besucher zufrieden zu stellen, gegen Perlen noch einige Becher Korn ein; kaum hatte ich mich jedoch in den Wagen zurückgezogen, um auf den in Aussicht stehenden Empfang des Häuptlings hin Toilette zu machen, als ein lautes Geschrei mir anzeigte, dass unser friedliches Einvernehmen plötzlich gestört sei. Eine der halbnackten Gestalten hatte sich nämlich aus Neugier dem Wagen genähert um sich Einsicht in denselben zu verschaffen, als Ponny, mein Hund, unvermutet auf den Kecken los sprang, um ihn durch einen Biss in den Hintersten unangenehm zu erschrecken. Da die Freunde des Betroffenen nur geringe Teilnahme bezeugten, so war derselbe augenscheinlich nur eine Persönlichkeit von geringer Bedeutung; ein auf die übrigens kleine Wunde geklebtes Heftpflaster, sowie ein Stück Tabak als Extraentschädigung stellten die Ruhe rasch wieder her.

Ein Bote wurde nun zum Häuptling gesandt, um diesem offiziell meine Ankunft in dessen Stamme anzuzeigen; nach Eintritt des kühlen Nachmittagswindes liess ich mich alsdann nach der Residenzwerft in Okaloko führen. Als wir dort angekommen waren, wurde uns befohlen, auszuspannen um den Rest des

Tages und die Nacht an Ort und Stelle zu verbringen; da mir aber die Art und Weise, wie der Befehl erteilt wurde, nichts weniger als behagte und ich überhaupt in allen Fällen darauf bedacht war, mir zur Verfolgung meiner Zwecke volle Unabhängigkeit zu wahren, so weigerte ich mich kurzweg dies zu tun, dem Häuptling die bestimmte Erklärung sendend, dass ich noch am selben Abend nach Olukonda, dem Wohnorte seines Missionars, zu fahren gesonnen sei. Die Antwort schien ihm unerwartet zu kommen, denn er drohte mir hierauf mit sofortiger Ausweisung, gab aber dann doch schliesslich nach und gewährte die verlangte Audienz, ohne auf seinem Befehle, die Ochsen aus den Jochen zu entlassen, weiter zu beharren.

Ich wurde nun mit meinen beiden Dolmetschern Paulus und Nikodemus durch ein Labyrinth schmaler, von hohen Palissaden eingesäumter Gänge in einen ungedeckten Raum geführt und dort warten geheissen, indem man uns einige Palmenstammstücke als Sitze anwies.

Nach ungefähr halbstündigem Antichambrieren geruhte endlich Seine Majestät Kambonde zu erscheinen, gefolgt von einem Diener, der eine mächtige Kürbiskalabasse mit Kafferbier nachtrug; wortlos setzte er sich uns gegenüber auf einen kleinen, wahrscheinlich von Hottentotten angefertigten Stuhl und starrte uns an. Er sowohl wie sein Diener waren in der Nationaltracht des Landes, die aus einem breiten Ledergürtel und langer, keilförmig zugeschnittener Schamschürze bestand; der Häuptling trug überdies eine Tuchjacke europäischen Ursprungs und triefte ordentlich von Fett, das er sich von Zeit zu Zeit mit einem buntfarbigen Taschentuche aus dem Gesichte zu wischen bemüht war. Ich schätzte sein Alter auf etwa 24 Jahre; er war schlank gewachsen, ohne jedoch muskulös zu sein, der Gesichtsausdruck hätte angenehm genannt werden können, wenn ihn nicht die unstät hin und her wandernden Augen zu sehr gestört hätten. Nachdem das Bier in mehrere hölzerne Pokale geschöpft worden und Kambonde den ersten Schluck getan hatte, wurden auch uns dieselben kredenzt und alsdann die Unterhaltung eröffnet. Wie bei allen solchen feierlichen Palavers so drehte sich auch dieses

in der Hauptsache um das „woher“ und „wohin“, um die mitgebrachten Tauschartikel und Geschenke; meine Erklärung, dass ich weder Händler noch Missionar sei, wurde von Seite des Häuptlings mit einem ungläubigen Lächeln begleitet. Ich versprach ihm dann, am folgenden Tage durch meine Leute die für ihn bestimmten Geschenke zu senden und ersuchte ihn um die Erlaubnis zu einem Aufenthalte auf unbestimmte Dauer innerhalb seiner Grenzen, was mir gnädigst gestattet wurde. Sodann verabschiedete ich mich ohne weitere Ceremonie, der Wagen setzte sich wiederum in Bewegung und eine halbe Stunde später war ich in Sicht eines einfachen, mit Stroh gedeckten Gehöftes, der Wohnstätte des finnischen Missionars Rautanen. Unter einem vereinzelt stehenden Diospyrosbaume wurde ausgespannt, worauf ich mich alsobald mit den mir in Hereroland zur Beförderung anvertrauten Briefen zu der Missionarsfamilie begab, die noch keine Ahnung von unserer Ankunft hatte und nicht wenig überrascht war, als so unvermutet ein fremdes, weisses Gesicht vor ihr auftauchte. Mit grosser Herzlichkeit wurde ich aufgenommen und erhielt sofort zwei grosse Räumlichkeiten zur Bergung meiner Persönlichkeit und der Waaren angewiesen, während die Leute sich in der Nähe des Wagens aus Gestrüpp und trockenen Kornstengeln eine Wehr gegen Wind und andere kaum weniger berufene Gäste bauten. In der Voraussicht eines längeren Aufenthaltes suchten auch sie sich möglichst behaglich einzurichten und dies war ihnen nach der überstandenen, beschwerlichen Reise und den mannigfaltigen Entbehrungen gewiss nur zu gönnen.

Ich war noch keine 24 Stunden in Ondonga, als schon von allen Seiten Weiber und Kinder hordenweise herangeströmt kamen, um geduldig von früh morgens bis spät abends das Haus zu belagern und den Moment abzupassen, wo ich ihnen die herbeigebrachten Lebensmittel wie Korn, Hirse und Bohnen abkaufen würde. Um in diesen Marktverkehr etwas Ordnung zu bringen, wurde den Leuten kund getan, dass ich ausnahmslos nur am Vormittag zum Tauschen bereit sei, eine Kriegslist, die zur erfreulichen Folge hatte, dass ich den grösseren Teil des

Tages gewöhnlich von dieser lästigen Beschäftigung befreit war, ohne die Verkäufer durch allzuhäufiges Wegschicken beleidigen zu müssen. Nachdem ich mich häuslich eingerichtet hatte, sandte ich durch Nikodemus die für Kambonde bestimmten Geschenke in die Häuptlingswerft, nämlich eine Tuchhose, 5 Pfund Pulver, ebensoviel Blei und 12 Stück Tabak; der Bote kehrte aber sehr bald wieder mit den Sachen zurück, mir den königlichen Bericht bringend, dass der Häuptling nach den übersandten Gaben kein Verlangen hege und mir am Abend durch einen seiner Leute mitteilen werde, wonach „sein Sinn trachte.“ Der angekündigte Gesandte traf denn vor Anbruch der Nacht bei uns ein, entledigte sich an der Türe seiner Sandalen und schälte nun, vor uns niederknieend, aus einem mächtigen, aber recht unsaubern Ledersack einen grossen Haufen Straussenfedern heraus. „Dies schickt der König dem Weissen, um dessen Büchse zu kaufen,“ erklärte der Schwarze. Etwas derartiges hatte ich bereits befürchtet, denn Kambonde's aufmerksame Musterung meiner zum persönlichen Gebrauche bestimmten Schusswaffe, eines Suhler Dreiläufers, anlässlich meiner Vorstellung in Okaloko war mir nicht entgangen, und ich hatte daher schon bei jener Gelegenheit nicht verfehlt, ganz besonders zu betonen, dass die sämtlichen mitgeführten Gewehre, 6 Stück, unverkäuflich seien. Dieselbe Antwort erteilte ich auch wieder dem hergesandten Diener und ersuchte ihn, die Straussenfedern, die zudem noch von allerschlechtester Qualität waren, mit sich zurückzunehmen, was er aber aus Furcht vor dem Könige — wie er sagte — sich zu tun weigerte. Am folgenden Morgen sprach derselbe Mann nochmals vor, um des Königs Forderung zu wiederholen und mir im Falle neuer Weigerung mit dessen Rache zu drohen, ohne jedoch dadurch bei mir ein besseres Resultat erzielen zu können. Im Laufe des Tages überlegte ich mir mit Musse meine Pläne für die nächste Zukunft, besprach dieselben mit dem landeskundigen Missionar und kam schliesslich zu der Überzeugung, dass ein teilweises Eingehen auf Kambonde's Wünsche mir möglicherweise doch von Vorteil sein dürfte; als daher kurz vor Sonnenuntergang sich nun gar der erste Minister des Häuptlings ein-

stellte, übergab ich diesem an Stelle des verlangten Dreiläufers einen Zweiläufer, mit der Erklärung, dass ich denselben seinem Herrn zwar nicht verkaufe, so doch schenke und als Gegenleistung die Zusage beanspruche, mich behufs einer Reise nach dem Kunene und einer zweiten nach dem Okavango mit Begleitung versehen zu wollen, die mir von Nambaχu, der Vertrauensperson, in Kambonde's Namen auch zugesichert wurde.

Einen der nächstfolgenden Tage benutzte ich, um in Herrn Rautanen's Begleitung dem Vater des Königs, dem alten Nampimgana per Wagen einen Besuch abzustatten und ihm, als einer weiteren einflussreichen Persönlichkeit, die bei solcher Gelegenheit üblichen Geschenke an Tabak etc. zu verabreichen. Der alte Herr schien über den Besuch hocherfreut zu sein, weniger dessen Ehehälfte, die Mutter Kambonde's, die wohl für sich mehr als nur Tabak erhofft haben mochte, und mir dies auch in nicht misszuverstehender Weise zu erkennen gab. Bei meiner Rückkehr fand ich in der Nähe unseres Lagers zwei Ochsen vor, die, wie mir der Hüter derselben zu berichten wusste, der König sandte und die wir einzufangen suchten, doch erwiesen sie sich als dermassen wild und ungestüm, dass wir nur mit Hülfe der eigenen, zahmen Ochsen operieren konnten und zu diesem Zwecke sämtliche Leute aufbieten mussten. Nun entstand auf dem Platze ein Laufen und Getümmel, so dass der Sand aufwirbelnd uns in eine dichte Staubwolke hüllte und wir schliesslich froh sein mussten, als wir unsere eigenen Ochsen wieder vollzählig zusammengebracht hatten; die Geschenkten waren mittlerweilen verschwunden und mögen wohl den Weg in des Königs Kraal zurückgefunden haben, denn ich habe sie wenigstens nie wieder zu Gesichte bekommen.

Wenige Tage nach unserer Ankunft traf auch der Afrikander Mr. Jordan, ein Händler vom Cap, in Ondonga ein, der von Mossamedes kommend, uns die erste Nachricht über die im Juni stattgehabte Ermordung der katholischen Missionare in Uukuanjama überbrachte. Obgleich die Missionsstation des Uukuanjama-Stammes kaum 30 Stunden nördlich von Olukonda entfernt lag, hatten es die Eingeborenen doch trefflich verstanden,

das schreckliche Blutbad uns Weissen gegenüber zu verschweigen, so dass zu uns im Laufe der vorangegangenen Tage nur Bruchstücke zweifelhafter Glaubwürdigkeit gelangt waren. Jordan konnte uns nun den Vorgang, da er selbst darein verwickelt gewesen war, des Genauesten schildern.

Anfangs Juni war unser Gewährsmann während einer Reise von Nordhereroland nach Mossamedes, auf der Missionsstation Uukuanjama's, wo sich auch die Werft des Häuptlings befand,

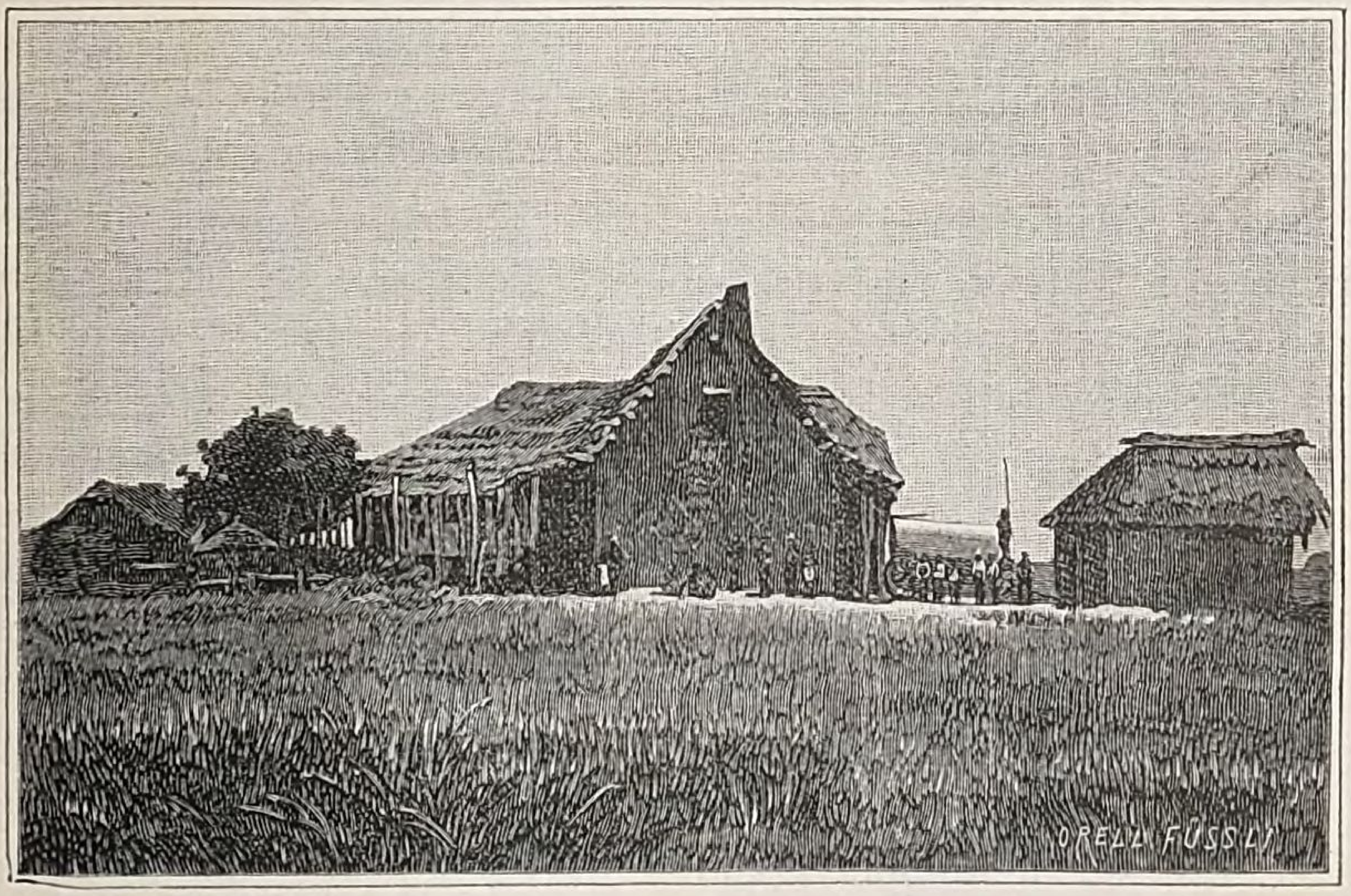


Fig. 7. Missionsstation Olukonda.

eingetroffen, in der Absicht, mit dem Letzteren einen Tauschhandel anzuknüpfen. Beim Abschluss desselben beschenkte Jordan das Stammesoberhaupt nach Landessitte mit einem kleinen Fässchen Aguardente, um dann noch den Rest des Tages in Gesellschaft der beiden katholischen Priester und zweier ebenfalls auf demselben Platze niedergelassenen englischen Händler zu verbringen. Als Jordan am frühen Morgen Anstalten machte seine Weiterreise anzutreten und sich vom Könige zu verabschieden suchte, wurde ihm der Einlass in dessen Behausung verweigert unter dem Vorwande, dass sich der Häuptling unwohl

fühle. Kaum hatte sich unser Gewährsmann entfernt, als auch schon der Aufstand losbrach. Den Anlass dazu soll eine unvorsichtige Äusserung des einen Händlers gegeben haben, die sich dieser entschlüpfen liess, als er bemerkte, wie ein Eingeborener eine seiner Kühe mit der Lanze zu stechen versuchte. Im Nu hatten sich einige hundert halbnackte Gestalten zusammengerottet, die nun unter Kriegsgeheul einen Angriff auf das Gebäude und dessen Insassen vorbereiteten. Zum Glück gelang es den beiden Weissen, ihres einzigen Pferdes habhaft zu werden und mit dessen Hülfe zu entfliehen. Nun stürmte die wilde Horde gegen das Haus der Missionare, erzwang den Eingang und streckte nach kurzer Gegenwehr die beiden Priester[1]) durch eine Kugel nieder, demolierte das Gebäude und zerstreute Bücher etc. in alle Winde. Ein dritter Weisser, ein Irländer, der die Küche besorgte, wurde verschont und zwar auf die Vorstellungen einiger Grossen hin, die ihre blutdürstigen Gefährten daran erinnerten, wie oft sie der Betreffende auf unerlaubten Wegen mit Nahrungsmitteln versorgt hatte. Nachdem auf dem Platze alles, was an die verhassten Weissen erinnerte, zerstört war, machte sich die Bande zur Verfolgung der beiden Entflohenen auf, die, wie wohl anzunehmen war, zu zweien auf einem Pferde nur langsam vorwärts kamen. Es währte auch nicht lange, so sahen sich diese eingeholt; grossmütig überliess der Ältere seinem Begleiter das Pferd zu alleiniger Benutzung, suchte den Schutz eines Busches auf und erwartete dort mit der Büchse im Anschlag seine Verfolger. Obgleich von fünfzigfacher Überzahl bedroht, gelang es ihm durch eine Reihe wohlgezielter Schüsse seine Feinde erst zum Stehen und dann sogar zum Rückzuge zu zwingen; im Schutze der Nacht konnte er die Flucht wiederum aufnehmen und unbeachtet aus dem Stamme entkommen. Dem Berittenen war, trotz seines Vorteiles, das Glück nicht hold, er wurde überholt und im Triumph nach Uukuanjama zurückgeschleppt um dort seines weiteren Schicksals zu harren. Bei dieser Gelegenheit erfuhr derselbe auch die angebliche Ursache des

[1]) Es waren dies P. Delpech und Fr. Rothan.

Blutbades, indem die Übeltäter vorgaben, Jordan habe sich des Vergiftungsversuches an dem König schuldig gemacht vermittelst des geschenkten Aguardente. Dem Ergriffenen geschah nun weiter kein Leid, als dass man ihn seiner Kleider beraubte und aus dem Stamme wegschickte; ein paar Tage darauf traf er jenseits des Kunene in Oṅkumbi mit seinem Genossen wiederum zusammen.

Wie es sich später herausstellte, war natürlich die gegen Jordan vorgebrachte Beschuldigung rein aus der Luft gegriffen und nur ein Vorwand, um die eigene Schuld zu verhüllen; der, wegen seiner Begünstigung der Weissen missliebige König ist aller Wahrscheinlichkeit nach von seiner eigenen Schwester vergiftet worden, die durch diesen Gewaltsakt ihrem Sohne auf den Tron verholfen hat.

Diese in allernächster Nähe von uns sich abspielenden Vorgänge blieben selbstredend nicht ohne Einfluss auf den Ondonga-Stamm; Kambonde verfehlte zwar nicht, uns zu versichern, dass innerhalb seiner Machtsphäre ein ähnlicher Aufstand nicht zu befürchten sei, aber trotzdem war es uns nur zu wohl bekannt, dass auch hier eine nicht zu unterschätzende Strömung gegen die Weissen im Gange war, und wir sahen daher nicht ganz ohne Bangen der Zukunft entgegen. An einem der ersten Sonntage unternahm ich mit Herrn Rautanen eine Besuchsreise nach Omŭlonga und Omandongo, zwei weiteren Ondonga-Missionsstationen, die mit den Herren H. und W. besetzt waren. Omŭlonga, 4 Fahrstunden (18 km) nordöstlich von Olukonda, liegt, wie der Name besagt, unmittelbar an einem omŭlonga; es sind dies seichte Flussbette, in denen sich während der Regenperiode Wasser ansammelt, das dann ohne bemerkbare Strömung langsam nach der Etos̱apfanne oder sonst einem tiefer gelegenen Punkte abzufliessen pflegt, während der Wintermonate jedoch mit Ausnahme ganz besonders günstiger Lokalitäten, total auftrocknet; das Bett eines solchen omŭlonga ist dann wegen des üppigen Graswuchses von der seinen Lauf begrenzenden Steppenlandschaft kaum zu unterscheiden.[1])

[1]) Omŭlonga hängt wohl mit dem verbum tr. longa, d. h. zusammennehmen, zusammen; im Otjiherero entspricht ihm der Ausdruck omuramba.

Omŭlonga, d. h. die Station ist als solche ganz ausnahmsweise vorteilhaft situiert; etwa 15 Meter oberhalb einer stets wasserführenden, beckenartigen Verbreiterung des Flussbettes zieht sich der urbar gemachte Boden als schwache Böschung gegen das Wasser hinunter, ein reicher Palmenhain begrenzt das andere Ufer, und ohne Zweifel könnten hier die Mehrzahl der tropischen Nutzpflanzen mit Leichtigkeit kultiviert werden. Wenn von alledem nichts zu sehen war, so lag die Schuld allein an dem dort stationierten Missionar, der sich leider zu dieser Art von Beschäftigung ganz und gar nicht hingezogen fühlte. Oberflächlich ist der Boden hier wie fast überall in Amboland mit einer Schicht weissen, lockeren Sandes bedeckt, die wohl geeignet ist von Kulturversuchen abzuschrecken; unter dieser wenig Vertrauen erweckenden Lage findet sich aber in geringer Tiefe prächtige, schwarze Humuserde, und diese ist es auch, die den Eingeborenen auf seinem Acker trotz geringer Pflege die reichsten Ernten erzielen lässt. Die Striche, wo der Boden eine grössere Reihe von Jahren brach gelegen, lassen sich unschwer daran erkennen, dass sich daselbst stets eine reiche Buschvegetation angesiedelt hat. Das offene, unbebaute Land zwischen den einzelnen Äckern macht den Eindruck eines vernachlässigten Obstgartens. Die früh morgens auf die Weide getriebenen Rinder lassen keinen hohen Grashalm aufkommen und die Steppe verliert daher den Charakter des wogenden Grasmeeres; durch grössere Zwischenräume getrennt erheben sich vereinzelt stattliche Exemplare der vier von den Eingeborenen sorgsam gehüteten Fruchtbäume: der mächtige Omŭɣongo (Sclerocarya Schweinfurthiana) mit zwetschengrossen Früchten, der Omŭandi (Diospyros mespiliformis), dessen Frucht der gelben Zuckerpflaume gleicht, der Omŭje (Berchemia discolor) mit Beeren in der Grösse einer Kornelkirsche und endlich die stolze Palme (Hyphaene ventricosa), deren Früchte jedoch meist nur von Kindern genossen werden. Die Palme unterscheidet sich von den drei erstgenannten Fruchtspendern ganz wesentlich da-

Ist ein periodisch Wasser führendes Flussbett tief eingeschnitten, so bezeichnet es der Omuherero als ondontu.

durch, dass sie ausnahmslos nur in der Nachbarschaft noch bestehender oder verlassener Werfte vorkommt, niemals aber ausserhalb des Kulturrayons eines Stammes; trotzdem aber ist sie es, die gewissermassen das physiognomische Gepräge ganz Ambolandes bestimmt.

Omandongo, die älteste Station Ondonga's, kann von Omŭlonga aus in südöstlicher Richtung in $1^1/_2$ Stunden erreicht werden; als Missionsniederlassung sieht dieser Platz unverhältnis-

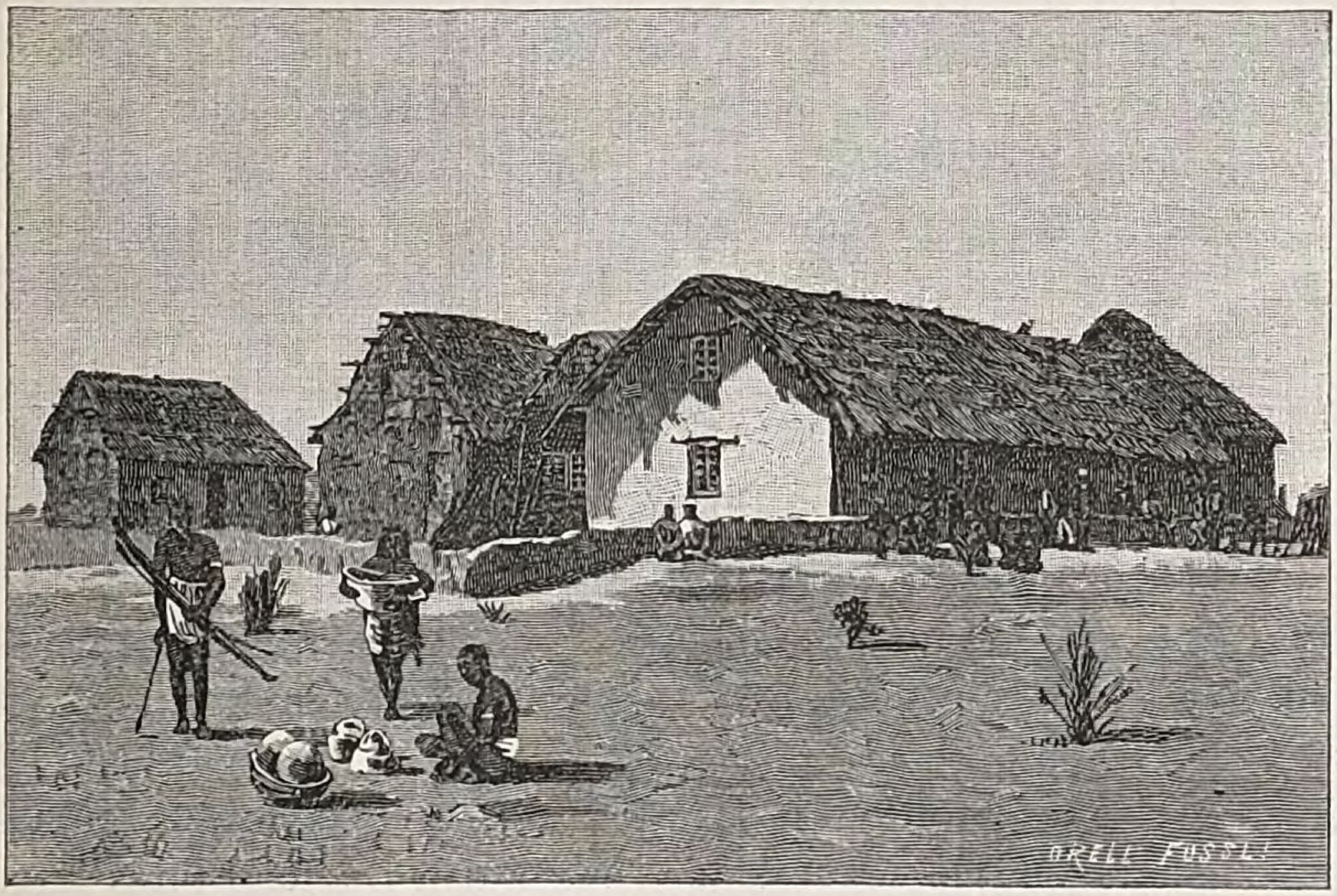


Fig. 8. Missionsstation Omandongo.

mässig besser als der erstgenannte aus. Der Garten des Herrn W. war zur Zeit unserer Anwesenheit reich mit europäischen Gemüse- und Zierpflanzen bestellt, ja der kleine Kirchhof, in dem ein Söhnchen meines Freundes Rautanen ruht, war von zahlreichen aus Samen gezogenen Girafenakazien beschattet, einem Baume, der sonst in diesem Teile Ambolandes fehlt und den ich wild erst später am Kuneneufer wiederum getroffen habe. Die Missionsgebäulichkeiten Omandongo's bestehen aus zwei getrennten, einstöckigen Häusern, die ehemals, als sich der Häuptlingssitz noch hier befand von zwei Missionaren bewohnt wurden;

seitdem der König aber seine Residenz in die Nähe von Olukonda verlegte, hat jener Platz an Bedeutung viel eingebüsst und genügt nun ein Geistlicher vollauf zur Besorgung desselben. Ich erwähne noch, dass Omŭlonga und Omandongo je eine kleine Kapelle besitzen.

Omandongo bezeichnet auch ziemlich genau die Grenze des Kulturlandes nach Osten und daher auch die der Palmen in dieser Richtung; es bedarf nur einer halbstündigen Fusswanderung und man sieht sich wiederum in die unbewohnte Buschsteppe versetzt, die sich allerdings von jener, die wir vom Süden kommend kennen gelernt haben, insofern unterscheidet, als sich hier die Büsche stellenweise zu viel dichteren, in der Regel grosse Lichtungen umschliessenden Komplexen gruppieren.

XI. Kapitel.

Kreuz und quer durch Amboland.

Als wir von unserer interessanten Inspektionsreise nach Olukonda zurückkamen, fanden wir eine 6 Männer starke Gesandtschaft des Häuptlings Neγumbo von Uukuambi, eines westlich von Ondonga liegenden Stammes, unser wartend vor, die mir den Gruss Neγumbo's, der von meiner Ankunft Kenntnis erhalten hatte, entboten und mich zu einem Besuche ihres Herrn einladen sollten. Gleichzeitig war aber auch die Nachricht von einer in feindlicher Absicht gegen Ondonga heranrückenden Horde von Hottentotten und Buschleuten zu uns gelangt, und da ich mich in solch' kritischer Zeit nicht wohl von meinen mit so viel Mühe erworbenen Sammlungen, wenn auch nur vorübergehend, trennen konnte, so musste ich die Boten mit dem Bescheid entlassen, dass ich der Einladung Folge leisten würde, sowie der zwischen Kambonde und den Hottentotten schwebende Streit auf die eine oder andere Art beigelegt sein würde. Eine Woche verging, ohne dass man näheres trotz der zahlreichen von Kambonde ausgesandten Kundschafter über die Zahl und die Absichten der Feinde vernehmen konnte, und als daher Neγumbo's

Leute ihren Besuch bei mir wiederholten, entschloss ich mich in deren Begleitung die längst geplante Reise nach dem Kunene anzutreten.

Auf Anraten des Missionars liess ich die beiden Hottentotten David und Beat in Olukonda zurück, da es nach Rautanens Erfahrungen nicht ratsam schien, jene dem antihottentottisch gesinnten Neγumbo vorzuführen und ich musste mich daher mit den beiden Bastards sowie Michel und Nikodemus begnügen. Der Wagen war nur mit dem Allernotwendigsten bepackt und zwar zum grössten Teil dem zum Tausch bestimmten Pulver, Blei und Eisendraht, sowie einem grossen Stoss Papier zum Trocknen der Pflanzen.

Geleitet von Neγumbo's Gesandten traten wir am 10. September, abends 4 Uhr, die Reise in westlicher Richtung an und erreichten, nachdem schon nach kurzer Fahrt die äussersten Werfte passiert waren, noch vor Sonnenuntergang die eigentliche Waldzone Ambolandes. Es war dies nicht mehr jenes von Minute zu Minute wechselnde Bild von Busch und Steppe, sondern in der Tat ein dichter Bestand hochstämmiger Bäume, zur Mehrzahl aus Copaifera Mopane, Berchemia discolor, Terminalia- und Gardenia-Arten bestehend, die freigelassenen Zwischenräume waren mit verschiedenen buschartigen Acanthaceen und Scrophularineen bewachsen, der Boden aber, soweit er nicht mit abgefallenem Laub bedeckt war, nackt und tief sandig. Die sämtlichen Bäume waren allerdings zur Zeit blattlos und man erhielt deshalb von der eigentlichen Dichte des Waldes keinen richtigen Begriff; ein ganz anderes Bild gewährte er mir in späterer Jahreszeit, als ich dieses Gebiet im Laufe der Regenperiode nochmals besuchte und da erstaunt war ob des prachtvollen grünen Laubdaches, das nur selten einem Sonnenstrahl ungehinderten Durchgang gewährte.

Am folgenden Nachmittage betraten wir die Grenzen Uukuambi's und kampierten in Omaşingo, den äussersten Werften dieses Stammes; hier begrüssten uns wiederum die ersten Palmbäume, nach denen wir uns auf der ganzen Strecke zwischen Olukonda und Omaşingo vergeblich umgeschaut hatten. Mit anbrechendem

Morgen wurden wir alsdann zu der Behausung eines sogenannten Distriktvorstehers geführt, der es sich nicht nehmen liess uns mit überaus grosser Freundlichkeit zu bewirten, indem er uns Kornbrei vorsetzte, der aber dermassen unsauber aussah, dass er meinen Appetit keineswegs zu reizen vermochte; ich zwang mich aber, um den Gastfreund nicht zu beleidigen, dennoch zu einem Versuche, um es dann allerdings bei diesem bewenden zu lassen. Zum Abschied beschenkte mich der Mann überdies mit einer Ziege, als ich ihm diese seltene Zuvorkommenheit mit einer Büchse Pulver erwiedern wollte, erschrak er sichtlich und ersuchte mich geheimnisvoll, die Gabe unter der Jacke zu verbergen, und ihm nochmals, aber ohne Begleitung in seine Werft zu folgen. Dort vergewisserte er sich vorsichtig, dass uns niemand belausche, um dann hocherfreut sein Geschenk zur Hand zu nehmen: „Wenn die Leute sehen würden, dass Du mir so viel Pulver gibst, so würden sie mir, ehe die Sonne von neuem aus dem Wasser kommt, schon alles abgebettelt haben!“ Damit rechtfertigte er seine sonderbare Geheimnistuerei. Die Umstehenden mochten aber doch wohl etwas gemerkt haben, denn eine ganze Horde Eingeborener liess es sich nicht nehmen, unserem Wagen das Geleite zu geben; mit jeder Viertelstunde gesellten sich neue hinzu, so dass die unerbetene Leibgarde bald auf über hundert Mann anwuchs, die alle natürlich des Momentes harrten, wo ausgespannt würde, um sich dann nach Möglichkeit an unserer Mahlzeit beteiligen zu können. In Otjipi mit Sonnenuntergang ankommend, wurde ich unter dem Vorwande, dass der König eine weitere Annäherung an seine Residenz an diesem Tage nicht mehr gestatten würde, aufgefordert, mein Lager aufzuschlagen, wovon ich aber zum grossen Missbehagen der Leute keine Notiz nahm, sondern stillschweigend die Fahrt fortsetzte und — siehe da! das Resultat meiner Beharrlichkeit war ebenso überraschend als hocherfreulich, denn von dem mindestens 100 Personen starken Ekrenkondukt folgten nur noch 4 oder 5; der Rest aber hatte sich nach den naheliegenden Werften zurückbegeben.

Nach Sonnenuntergang, als die Dunkelheit bereits soweit vorgeschritten war, dass wir den Charakter der allernächsten

Umgebung nur noch mit Mühe zu erkennen vermochten, bemerkten wir plötzlich zu unserer Linken die düsteren Umrisse eines ausgedehnten, festungsartigen Palissadenbaues, der uns als des Königs Werft gedeutet wurde. Ein mächtiger Diospyros-Baum lud zum Kampieren ein, wozu wir uns auch ohne Säumen anschickten; mit aller Schnelligkeit wurden noch einige Büsche umgehauen, ein provisorischer Kraal erstellt und die Ochsen in diesen hineingetrieben, um sie an einem etwaigen Fluchtversuch nach ihren in Olukonda zurückgebliebenen Kameraden zu verhindern. Früh am Morgen sandte ich einen meiner Leute zu Neγumbo, um diesem meine Ankunft zu melden, worauf er mich auch sofort auffordern liess meine Aufwartung zu machen; der König, mit einer Tuchhose und einem Paar defekter Hosenträger bekleidet, erwartete mich am Eingange zur Werft mit etwa fünfzig seiner Grossen und führte mich, ohne uns erst lange antichambrieren zu lassen, sogleich nach seinen inneren Gemächern. Ich hatte Neγumbo als Geschenk 5 kg Pulver, 5 kg Blei, 10 Stücke Tabak und ein buntes Kopftuch gebracht, alles Gegenstände, die seiner vollen Billigung sicher sein konnten und sie wirklich auch erhielten; der hohe Herr war hocherfreut und gab Befehl vorläufig eine Kuh in meinen Kraal zu senden.

Neγumbo zählt wohl längst über 40 Sommer, ist von kleiner, schmächtiger Statur und dabei von aussergewöhnlich lebhaftem Temperament, wie auch seine Fragen und Bemerkungen auf nicht gewöhnlichen Verstand und Überlegungsvermögen schliessen lassen. Nachdem ich ihm meine Absichten bezüglich eines Besuches des Kunene entwickelt hatte, versprach er sogleich, mich mit den gewünschten zwei Begleitern zu versehen, wovon der eine uns bis zum nächsten Häuptling führen, der andere dagegen uns bis nach Oṅkumbi und wiederum zurück geleiten sollte. Es schien mir übrigens, als ob Neγumbo zum Glauben neigte, ich sei ein Missionar, und zwar wahrscheinlich nur deshalb, weil ihm bekannt war, dass ich in Olukonda im Hause des Herrn Rautanen wohnte. Er suchte mindestens mehrmals das Gespräch auf die Mission und die durch diese einem Stamme zukommenden vielfachen Vorteile zu führen; auch strengte er sich an, mich

direkt zu dauernder Niederlassung in Uukuambi zu bewegen. Zur Verfolgung meiner Sammelzwecke war es nur günstig, wenn mich der König eher für einen Missionar als für einen Händler hielt, und ich gab mir daher auch keine Mühe, ihn von seinem Irrtum abzubringen. In früheren Jahren hatte übrigens auch in Uukuambi eine finnische Mission bestanden, die sich jedoch, wie später noch ausführlich mitgeteilt werden soll, bald nach dem Tode des Vorgängers Neγumbo's auflöste, was natürlich zur Folge hatte, dass die Händler den von Weissen nun ganz und gar entblössten Stamm mieden; so war es denn begreiflich, dass der jetzige König keine Anstrengungen scheute, um die Missionare zur Rückkehr zu bewegen, wenn auch nur in der Absicht, dadurch die lang entbehrten Kaufleute wieder heranzuziehen.

Nach Beendigung der ungefähr anderthalbstündigen Audienz kehrten wir zu unserem Lager zurück und fanden dort die geschenkte Kuh vor, die freilich das Jungfernalter eine gute Weile hinter sich haben mochte; um nicht zu verletzen liess ich sie aber gleichwohl schlachten, doch möchte ich nicht gerade sagen, dass uns Neγumbo's Gabe besonders gemundet hätte, viel weniger jedenfalls als das Kornbier, von dem wir mehrere grosse irdene Töpfe voll zugesandt erhielten. Im Laufe des Nachmittags durchstreifte ich mit der Mappe das Feld, ohne jedoch besondere Ausbeute zu machen; das Gras war dürr, die Sträucher und Büsche blattlos, und nur ganz ausnahmsweise fand sich hier und dort eine blühende Pflanze vor; alles harrte eben der kommenden Regenperiode. Unter den Baumformen tritt in Uukuambi als neu ein Ficus auf, der sich von hier ab nach Westen und Norden recht häufig findet; auch die Palme ist in zahlreicheren Exemplaren als in Ondonga vertreten, ist aber wie dort so auch hier auf die Nachbarschaft der Werfte beschränkt; als Kurzholz macht sich neben mannigfachen Grevia-Büschen namentlich eine Boscia-Art breit, die mit der Boscia Pechuelii wenn nicht identisch, so doch sehr nahe verwandt ist, und die, wie es scheint, von den Termiten mit Vorliebe zum Anbau ihrer hohen Pyramiden aufgesucht wird, wenigstens sieht man diese sehr oft von dem genannten Strauche durchwachsen.

Unser Wagen war von morgens bis abends unaufhörlich von einem dichten Kreis Eingeborener belagert, die mit reger Neugierde allen unseren Bewegungen folgten, wohl auch mit Bemerkungen begleiteten, die ihrem Gefallen oder Missfallen Ausdruck gaben und stets ein allgemeines Gelächter hervorriefen. Das Pflanzeneinlegen und -umlegen war ihnen natürlich gänzlich neu und bewirkte, dass sie mich mit einer Art von Scheu betrachteten, denn davon waren sie offenbar überzeugt, dass ich nicht ganz richtig im Kopfe sei. Übrigens kamen nur Männer und Knaben in die Nähe des Lagers, die Frauen hielten sich fern und zwar wie es schien, auf Befehl des Königs, den ich gebeten hatte, dafür zu sorgen, dass wir nicht zu sehr mit Gesuchen um Eintausch von Lebensmitteln belästigt würden, da wir deren genügend mit uns führten.

Nach Einbruch der Nacht liess mich Neγumbo nochmals zu sich rufen und übergab mir, als ich in seiner Werft angekommen war, zwei Stosszähne eines weiblichen Elephanten, als Freundschaftszeichen, wie er sagte. Ich weigerte mich erst, das Geschenk anzunehmen, aus Furcht, es möchte dasselbe nur die Einleitung zu einer nun folgenden unverschämten Forderung sein und erklärte, dass ich nicht im Stande sei, ihm einen Gegenwert bieten zu können; Neγumbo versicherte mich aber, dass dies auch nicht von ihm erwartet werde, und er nur wünsche, sich meine Freundschaft zu sichern. So konnte ich denn auch ohne Gefahr seine wirklich grossmütige Gabe annehmen. Schliesslich teilte mir der König mit, dass er am folgenden Morgen eine grössere Anzahl seiner Krieger erwarte, um diese auf den Kriegspfad gegen den benachbarten Stamm Ombarantu zu senden; „ich erzähle Dir dies,“ fügte Neγumbo hinzu, „damit Du, wenn die vielen Bewaffneten kommen, nicht etwa meinst, es werde gegen Dich Böses im Schilde geführt.“ Damit wurde ich entlassen.

Kaum war die Sonne über dem Horizonte erschienen, da rückte bereits die erwartete Mannschaft ein; von allen Seiten kamen kleine Züge von je 30 und 40 Mann, jauchzend und singend, die mit weissen Ochsenschwänzen verzierten, blanken

Speere hoch über den Köpfen schwingend, als wollten sie sich gegenseitig bekämpfen.

Je näher sie der königlichen Werft kamen, um so beschleunigter wurde das Marschtempo, das zuletzt in ein regelrechtes Tanzen überging, um so lauter und wilder wurde auch der Gesang. Durch Geheul wie alle möglichen Pantominen und Gliederverrenkungen geben sie der kaum zu zügelnden Ungeduld Ausdruck, mit der sie des Augenblicks warteten, sich mit dem Feinde zu messen. Die grosse Mehrzahl war ausser des Speeres auch noch mit Bogen, Pfeil und Kirri bewaffnet, einige wenige hatten Gewehre ältesten Jahrganges; die Vornehmeren waren zu Pferde und von einem Jungen begleitet, der die Büchse, meist englischen Ursprungs, nachtrug. Nachdem die Armee, ich zählte 350 Bewaffnete, vollzählig versammelt war, wurde sie auf dem Platze vor Neγumbo's Werft mit Bier bewirtet und brach dann endlich um 11 Uhr auf, um noch vor Sonnenuntergang die Grenze des zu überfallenden Gebietes zu erreichen. Der Abmarsch ging, wenigstens nach europäischen Ansichten, in geradezu gräulicher Unordnung vor sich, hier marschierten etwa 20 im Gänsemarsch, dort 40 in einem regellosen Klumpen, hier zwei und zwei und dort wiederum gar einer allein, von seinen Freunden um wohl hundert Schritte getrennt! Neγumbo's ältester Sohn war der Feldherr dieser wilden Bande; er kam noch zu meinem Wagen, teils um Abschied zu nehmen, teils um sich diverse Kleinigkeiten für die Reise zu erbetteln, und versprach mir bei meiner Rückkehr einen der den Aambarantu zu stehlenden Ochsen zu schenken.

Am Dienstag verabschiedete ich mich vom Könige, der mir, gemäss seiner Zusage zwei seiner Leute als Begleiter mitgab und sich dann, als wir eben im Begriffe waren wegzufahren, selbst nochmals beim Wagen einfand, um mich noch um eines meiner Schafe zu bitten. „Du weisst,“ sagte er, „ich bin ein alter Mann, und meine Zähne sind so schlecht, dass sie kein Ochsenfleisch mehr kauen können.“ Nun, ich dachte an die geschenkte Kuh, die zu beissen uns auch nicht wenig Mühe gekostet hatte und gab seinem Verlangen nach. Vergnügt trieb er sein Schaf der Werft zu; Paulus knallte mit der Peitsche,

und fort rollte der Wagen, von neuem dem Norden zu. Bis zum Nachmittag des folgenden Tages ging unsere Fahrt durch die dichten Copaifera-Bestände anstandslos vor sich, als wir aber auf Anraten unseres Führers von dem durch alte Wagenspuren vorgezeichneten Pfade abwichen, und uns einer offenen Waldlichtung zuwandten, blieben wir mit unserem Wagen plötzlich im weichen Morast stecken, die zähe, schwarze Masse schloss sich über den Radbändern und hielt diese wie mit Zangen fest.

Da alles Antreiben der Ochsen, alles Stossen und Heben nichts nützte, so mussten wir zum letzten Hülfsmittel greifen und die Wagenräder mit der Schaufel frei legen; während die einen der Leute sich in dieser Arbeit ablösten, liess ich von anderen Büsche und schwächere Bäume fällen und dieselben quer vor den Wagen legen, auf diese Weise einen etwa fünfzig Schritte langen Prügelweg herstellend. Nachdem dann die Zugkette noch zweimal mitten durch gerissen und einer der Ochsen beinahe im Joche erstickt war, gelang es schliesslich, unser Steppenschiff wieder in Bewegung zu bringen und nach vierstündigem, unfreiwilligem Aufenthalt die Fahrt fortzusetzen.

Nachts darauf feierte der Himmel unter grossartigem Feuerwerk und Gedonner die Eröffnung der Regenperiode; so unangenehm der unerwartete Sturm im Augenblick war, so froh war ich eigentlich über den so langersehnten Witterungswechsel, der mir helfen sollte, meine noch recht mageren Pflanzenpressen rasch zu füllen; der ewig bleigraue Himmel kann übrigens auch dem Geduldigsten zum Überdruss werden. Je weiter wir vorrückten, um so mehr lichtete sich wiederum der Wald, ein Zeichen, dass wir uns allmälich einem Stamme näherten, obwohl man nach den zahlreichen, ganz frischen Löwenspuren, die den Pfad kreuzten, eher das Gegenteil hätte annehmen sollen. Bei einer grossen, offenbar von Menschenhänden angelegten und durch hohe Erdwürfe eingedämmten Pfütze, hielten wir Mittagsrast und labten uns an den herrlichen Früchten eines Omŭandi, der über und über damit behangen war. Während sich meine Begleiter unter den Wagen legten um schlafend der Verdauung obzuliegen, nahm ich die Büchse, in der Absicht, mit Michel einen kleinen Streif-

zug zu unternehmen; da mich aber die Pflanzen noch mehr als die Wildspuren interessierten, verloren wir uns bald gegenseitig und ich fand unsern Lagerplatz erst wieder, nachdem ich zuvor tüchtig in die Irre gelaufen war. Kaum war ich daselbst angelangt, so kehrte auch Michel von seiner Jagd zurück und zwar ohne glücklicher als ich gewesen zu sein; er hatte einen Leoparden beschlichen, war aber nicht zum Schusse gekommen und hatte sich bei dieser Gelegenheit Beine und Brust furchtbar an den steifen, spitzen Blättern einer hier sehr stark vertretenen Sansevieria-Art[1]) zerstochen. Die beiden Leute von Uukuambi nannten die Pflanze etjo und behaupteten, dass eine durch deren Berührung zugezogene Verwundung totbringend sei; dieses tröstliche Prognostikon stellten sie auch meinem Jäger, der infolge dessen den Rest des Tages in steter Angst und Pein zubrachte und ihrer nicht eher los wurde, als bis ich ihm eine Dosis Bittersalz, das Universalmittel der christlichen Eingeborenen, verabreichte. Die Pflanze liefert, beiläufig bemerkt, eine ausgezeichnete Textilfaser und findet aus diesem Grunde bei den Bergdamara und Buschmännern zur Herstellung von Tauen etc. vielfache Verwendung, den Ambostämmen, wenigstens den südlichen und westlichen, scheint dieser Gebrauch jedoch unbekannt zu sein.

Ich habe später diese Pflanze auch im nördlichen Hereroland sehr häufig gefunden, namentlich in dem Gebiete von Otjozondjupa und dem Etjogebirge, wo sie zu ziemlich grossen Beständen vereinigt vorzukommen pflegt. Dennoch wäre es Irrtum, zu meinen, dass die Pflanze etjo dem genannten Sandsteingebirge (dem Etjo) den Namen gegeben habe, vielmehr nennt nach einer Mitteilung von Herrn Brincker der Omuherero die Tafelberge allgemein omatjo, im Singular etjo.

Wir schlugen unser Nachtlager inmitten des wiederum geschlossenen Copaifera-Waldes auf und überzeugten uns bald,

[1]) S. thyrsiflora *Thunb.* und in der Nähe des Kunene S. cylindrica *Bojer.* Letztgenannte Art, deren Blätter einen runden Querschnitt besitzen, kommt auch auf Sansibar vor; die Faser dieser sowie anderer Sansevieria-Arten geht in England unter der Bezeichnung bowstring-hemp.

S. zeylanica *Willd.*

dass wir bereits die Peripherie des Ombandjastammes überschritten hatten, denn ringsum erschallte der Wald von wilder Tanzmusik, Gejauchz oder Gebrüll und dumpfem Trommelschlag; um zu vermeiden, dass sich die Urheber dieses grässlichen Lärms noch vor Sonnenaufgang bei uns einfanden, löschten wir unsere Lagerfeuer aus und begaben uns in möglichster Stille zur Ruhe. Bei Anbruch des Tages wartete unser eine unangenehme Überraschung, indem die Ochsen zur Abwechslung wieder einmal ausgerissen waren; sie mochten wohl die nahen Kameraden gewittert und sich zum Aufsuchen derselben aufgemacht haben. Bevor jedoch meine Leute zum Einfangen der entlaufenen Tiere bereit waren, stellte sich schon eine Gesellschaft Ovambandja bei uns ein, um mir die Mitteilung zu machen, dass sie meine Ochsen gefunden und wohlbehalten in ihren Kraal getrieben hätten, gegen eine kleine Entschädigung, die in Tabak bestand, kehrte dann einer von ihnen zurück und führte uns die Flüchtlinge zu. Vormittags 11 Uhr erreichten wir die mächtige Werft Ikera's, des Königs von Ombandja, die inmitten einer grossen, nur mit ganz wenigen Bäumen bestandenen Waldlichtung liegt. Wir fuhren ungefähr zehn Minuten lang längs des durch eine Dornhecke begrenzten Werftterrains, bevor wir zur Eingangsöffnung kamen; hier empfing uns ein „Grossmann“ mit dem Befehle Ikera's, den Wagen innerhalb die Grenzhecke zu führen und daselbst zu kampieren. Eine solche unmittelbare Nachbarschaft entsprach aber meinen Wünschen nicht, ich nahm deshalb von der Ordre zu des Mannes grösstem Erstaunen keine Notiz, sondern schlug mein Lager in ziemlicher Entfernung draussen auf der offenen Fläche auf und liess dem König meine Ankunft durch den älteren meiner Uukuambibegleiter melden, der mit der Aufforderung, sogleich zu erscheinen, zurückkehrte. Ich war auf Ikera's Bekanntschaft im höchsten Grade gespannt, da sogar Neγumbo ihn mir als einen grossen Schurken geschildert hatte, und mir überdies bekannt war, dass er nicht nur mit den in Uukuanjama stattgehabten Mordtaten in naher Verbindung stand, sondern auch längst schon eine systematische Vertilgung sämtlicher Weissen geplant hatte.

Begleitet von Paulus, der die für den König bestimmten Geschenke — eine Wiederholung dessen, was ich an Neγumbo abgegeben hatte — trug, und den zwei Uukuambibürgern stattete ich Ikera meinen Besuch ab. Der König erwartete mich in einer ziemlich grossen, runden Halle, die mit weit über mannshohen Palissaden eingefasst war und deren eine Ecke ein dichtes Dach aus Sorgumhalmen trug; unter diesem tronte der Regent auf einem etwas über den Boden erhöhten Sitze, während zu seinen Füssen acht seiner Weiber, je 4 in 2 Reihen, kauerten, denen sich noch eine beschränkte Anzahl der Grossen anschloss. Zwischen diesen nackten, von Fett und Ocker triefenden Gestalten durchschreitend, näherte ich mich Ikera und reichte ihm die Rechte, die er rasch ergriff, kräftig schüttelte und mir dann sogleich einen Sitz ausserhalb der Schilfbedachung auf einem gefällten Baumstamme anwies; Paulus überreichte unsere Gabe, während einer der Uukuambi-Leute bemüht war, Ikera meine Absichten zu erläutern. Sowie die für ihn bestimmten Geschenke vor ihm ausgebreitet waren, schienen wir, nachdem man uns noch eine Kalebasse Bier vorgestellt hatte, für ihn gar nicht mehr zu existieren; Pulver und Blei in der Hand wiegend, äusserte er den Höflingen gegenüber durch lautes Zungenschnalzen seine Zufriedenheit und widmete sich dann ganz dem Inhalte eines mächtig grossen Biertopfes, der, wie wir übrigens bald bemerkten, auf die hohen Herrschaften bereits seine Wirkung ausgeübt hatte, da die ganze Gesellschaft offenbar bezecht war.

Ikera ist wohl zwischen 45—50 Jahren alt, gross und kräftig, oder besser gesagt ungeschlacht; auf einem starken Nacken ruht ein dicker Kopf mit rohen, sinnlichen Gesichtszügen und grossen Augen, die eine stark gerötete Hornhaut zeigen. Die Brust ist breit, Schenkel und Arme sind mächtig entwickelt, die Finger aber unförmlich verbogen. So abstossend die ganze Gestalt auch auf mich wirkte, so konnte dem Könige ein majestätisches Air kaum abgesprochen werden. Er war genau wie seine Untertanen gekleidet, deren Tracht mit geringen, später ausführlich zu erwähnenden Abänderungen jener der Aandonga entspricht; bei den Frauen vermisste ich das Straussen-

eierleibchen und bemerkte nur eine grosse, um die Hüfte gewundene Kaross. Am auffallendsten war jedoch an dem schönen Geschlechte die kolossale Frisur, die den Hinterkopf zierte. Zu beiden Seiten des Kopfes sind nämlich drei armdicke, gewundene Stränge Tiersehnen von etwa $1^1/_4$ Meter Länge befestigt, die bis auf die Mitte der Schulter niederfallen und dann kreuzweis wieder nach oben genommen und über dem Kopfe verbunden werden; das Gewicht dieses gewaltigen Chignons ist so bedeutend, dass man die oberen Enden häufig an einem Band befestigt findet, das um die Stirne getragen wird und wohl das Gewicht einigermassen verteilen soll. So weit dieses künstliche Flechtwerk nicht gar zu alten Datums ist, macht es in der Tat einen imposanten Eindruck, den gegenteiligen aber bewirkten einige alte Weiber, die mich beim Wagen besuchten und deren Haarschmuck halb zerzaust und zerrissen, nur noch eine Ruine war; malt uns unsere Phantasie noch vor, welch' ein Nest von Ungeziefer ein solcher, mehrere Dezennien alter Zopf beherbergen mag, so können wir uns des Gefühls des Ekels kaum erwehren. Das Gegenstück zu diesem schweren Kopfschmuck bilden dann die gewaltigen, um die Knöchel getragenen Kupferspangen, die das Weib zwingen, am Fusse mit jedem Schritte 4—8 kg nachzuschleppen.

Nachdem wir unsere Aufgabe gelöst, das heisst die gespendete Bierkalebasse geleert hatten, beurlaubte ich mich von Ikera, der mich noch mit einigen Dankesworten bedachte und kehrte in unser Lager zurück, in dessen Nähe sich mittlerweile die halbe Ombandjabevölkerung Stelldichein gegeben hatte.

Angesichts dieser von Stunde zu Stunde durch erneuten Zuschub noch mehr anwachsenden Menschenmenge durfte ich es nicht wagen mich vom Wagen zu entfernen, da sonst leicht zwischen den Eingeborenen und meinen Leuten Reibereien hätten entstehen können. Die Bantuneger verstehen es nämlich ganz ausgezeichnet, kleine Zänkereien in Scene zu setzen; nicht dass es dabei bis zur Prügelei kommen würde, aber das Ende vom Liede ist doch stets, dass der Weisse für die von seinen Begleitern gebrauchten Schimpfworte oder drohenden Bewegungen Bezahlung leisten muss, auf die allein es bei solchen Vorkommnissen ja auch

immer abgesehen ist. So musste ich mich denn begnügen, nur in allernächster Nähe zu botanisieren und die Ausbeute war daher auch entsprechend ärmlich. Am Rande der Lichtung sammelte ich Blüten einer schlingenden Fockea, deren graue Zweige, einem über schenkeldicken, kahlen, fleischigen Stamme entspringend, an einem Combretum-Baume hoch hinauf stiegen; leider entbehrte die Pflanze sowohl der Blätter wie der Früchte. Die Ovambandja nannten diese Liane enongo und behaupteten, dass deren Milchsaft, der bei geringster Verwundung des Stammes in reichlichem Masse niedertropft, unter Umständen zum Vergiften der Pfeile verwendet werde. Die grösste Bewunderung erregten bei meinen Hottentotten einige riesige Baobab, Adansonia digitata *L.*, die ersten Exemplare, die uns auf der Reise bis jetzt zu Gesicht gekommen waren, leider waren auch sie, wie ferner eine grosse Balsamodendron-Art noch ohne Blätter und Geschlechtsorgane. Ebenholzbüsche (Euclea pseudebenus *E. Mey.*) und eine Varietät der Ximenia americana *L.* bildeten die Hauptmasse des Buschdickichtes, das wegen der in unzähligen Stöcken vorkommenden Sansevieria, deren Blätter gleich Lanzen in die Luft ragten, gar nicht zu betreten war. In diesem Buschwerk versteckt liegen die Werfte und Äcker der Eingeborenen, umstanden von Gruppen der hochstämmigen Hyphaene; würden uns nicht die zahlreichen, senkrecht zum Himmel aufsteigenden Rauchsäulen einen Fingerzeig geben, so hätten wir keine Ahnung, dass sich in allernächster Nachbarschaft menschliche Wohnstätten vorfinden.

Im Laufe des Nachmittags liess mich Ikera nochmals zu sich rufen mit der Bitte, ihm etwas Zucker zu überbringen; ich stand nicht an, ihm zu entsprechen und er verteilte dann die süsse Gabe unter seine Weiber, sich selbst nicht ohne Mühe ein grosses Stück reservierend, das er mit grossem Wohlgefallen in den Mund steckte und langsam auf der Zunge vergehen liess, wobei er durch freundliches Blinzeln mir seine Zufriedenheit zu erkennen gab. Er teilte mir dann durch den Mund des Dolmetschers des weiteren mit, dass es ihm zur Zeit unmöglich sei, mein Geschenk zu erwiedern, da er augenblicklich in seiner

Werft keinen Ochsen besitze, der gut genug wäre, um mir als Gegengabe dienen zu können; darum bitte er mich, so lange bei ihm als Gast zu verweilen, bis die Boten, die er nach seinem Rinderposten gesandt habe, zurückgekehrt wären. Da ich wohl wusste, dass die ganze Auseinandersetzung nur faule Ausrede war, so dankte ich Ikera wenigstens für die gute Absicht und ersuchte ihn, mir den in Aussicht gestellten „grossen Ochsen" bei meiner Rückkunft zu übermitteln, da ich mich durch denselben an meiner Weiterreise nicht hindern lassen könne. Wohl versuchte der König, mich durch gütige Worte zu längerem Verweilen zu bewegen, aber ich blieb bei meinem ihm mitgeteilten Entschluss fest und so musste er mich denn gegen seinen Willen und mit traurigem Gemüt, wie er sich ausdrückte, ziehen lassen.

Früh am Morgen, noch ehe Ikera sich erhoben hatte und durch einen Gegenbefehl meine Abreise vereiteln konnte, verliessen wir das Lager und setzten unsere Karawane wiederum in Bewegung. Bald empfing uns dichtes, das Vorwärtskommen ausserordentlich erschwerendes Buschwerk. Nach wenigen Stunden schon waren meine Kleider total zerrissen, das den Wagen überdeckende Leinen in tausend kleinen Fetzen, der Peitschenstock geknickt, die Ochsen aufgeregt und widerspenstig. Sobald wir die letzten Ombandjawerften im Rücken hatten, ging der Buschwald allmälich in einen lichten Hain hochstämmiger Bäume über. Zu den uns schon bekannten Ebenaceen, Anacardiaceen und Combretaceen gesellten sich in reicher Zahl dickleibige Adansonien, Akazien (A. Sieberiana *DC.*) und himmelanstrebende Cassien, deren Kronen in schwindelnder Höhe über dem Laubdach gleichsam einen zweiten Wald aufbauen, ja gegen Abend begrüsste uns ganz unerwartet auch noch ein alter Bekannter aus dem Lande der Hottentotten, die Girafenakazie. Von Baum zu Baum, von Ast zu Ast schlingen sich nun gleich Tauen die armsdicken Zweige der Fockea oder der nicht minder kräftigen Strophantus-Arten, rechts und links muss das Beil fallen um unserm Wagen einen Weg zu bahnen. Mit Sonnenuntergang verdunkelt sich plötzlich der Himmel, in Windeseile jagen die schweren Wolken über uns hin, schaurig heult der Sturm durch

die hohen Gipfel der Bäume und nun bricht ein Unwetter los, wie wenn der ganze Wald zerstört werden sollte. Donnernd und krachend stürzen die alten morschen Waldriesen zu Boden, im Falle mit der gewaltigen Krone die niedrigeren Bäume erdrückend, und mit genauer Not entgehen wir dem Schicksal, von einer der fallenden Akazien zerschmettert zu werden; in einer Lichtung angekommen machen wir Halt und spannen trotz des strömenden Regens aus, die Ochsen mit doppelten Riemen an einzelnen Bäumen festbindend. So warten wir, fern von dem mit Feuerstoff beladenen Wagen schutzlos unter freiem Himmel den Morgen ab, frierend, hungernd und durchnässt bis auf die Haut.

Der junge Tag brach mit neuem, wunderbarem Glanze an; gleich Perlen glänzten an Blättern und Blüten Millionen von kristallhellen Regentropfen und mit neuem Mut gings weiter unserem Ziele zu. Gegen Mittag lichtet sich der Wald und tritt schliesslich ganz zurück; ein schmales Stück offenen Feldes trennt uns noch von einer scharf begrenzten Zone dunkellaubiger mir unbekannter Bäume, in froher Ahnung laufe ich voraus, und einige Minuten später sehe ich von einem unsagbaren Gefühl ergriffen auf die nach Westen sich wälzenden Wogen des Kunenestromes nieder.

Und wie sollte ich nicht ergriffen sein, ist es doch, seitdem ich vor mehr als einem Jahre die Heimat verlassen habe, der erste Strom, das erste fliessende Wasser wieder, das mein Auge entzückt und mich mit einem Schlage mit meinen Gedanken in jene versetzt!

Unsere Ankunft blieb nicht unbemerkt, sondern rief bald einige der auf den Feldern arbeitenden Eingeborenen herbei, unter deren Führung wir eine Strecke weit dem Flusse entlang aufwärts fuhren um dann unter einem umfangreichen Baobab, dessen Stamm vollauf genug Schatten für uns Alle gewährte, Mittagsrast zu halten. Auf unsere Mitteilung hin, dass wir beabsichtigten die jenseits des Flusses gelegene portugiesische Niederlassung Oñkumbi zu besuchen, geleiteten mich die Leute an's Wasser und zeigten mir ein aus einem Baumstamme ausgehöhltes, rohes Boot, indem sie mir gleichzeitig verständlich zu machen

suchten, dass hier die einzige passierbare Furt weit und breit sei. Um aber an dieser Stelle über den Fluss zu kommen, wären wir gezwungen gewesen, den Wagen in seine einzelnen Bestandteile zu zerlegen und diese per Boot oder Flotz hinüber zu transportieren; die Böschung zeigte sich aber überdies so hoch und steil, dass wir die Tiere kaum ohne Unfall in's Wasser gebracht hätten, wodurch uns dann auch der Wagen auf der andern Seite wenig Nutzen brachte. Zurücklassen wollte ich aber weder Wagen noch Tiere, und da die Möglichkeit sehr nahe lag, dass uns die Leute nur der Bezahlung halber bewegen wollten, gerade an dieser Stelle den Strom zu übersetzen, so ging ich auf ihren Vorschlag gar nicht ein, sondern beschloss, noch weiter den Flusslauf diesseits zu verfolgen. Zum grossen uud sichtbaren Ärger der Eingeborenen, die sich in ihrer Erwartung betrogen sahen, wurde das Lager abgebrochen; eines hohen, arg zerrissenen Sandsteinriffes wegen mussten wir, um dieses zu umgehen, wiederum landeinwärts fahren und erreichten dann um 4 Uhr endlich eine Schlucht, die uns gestattete, mühelos das Flussufer von neuem zu berühren. Auf der Höhe wurden die Ochsen aus den Jochen entlassen, ein Kraal erstellt, und dann zu Fuss nach einer Furt gesucht, die sich auch über Erwarten rasch fand. Das Ufer senkte sich hier von den Sandsteinriffen, der Demarkationslinie des Hochwassers an ganz sanft gegen das Wasser, und die zahlreichen Sandbänke, die mitten im Strome zu Tage traten, liessen vermuten, dass die Tiefe desselben kaum bedeutend sein konnte. Am Morgen begaben wir uns frühzeitig an's Flussufer und lösten einige Büchsenschüsse, um die anwohnenden Eingeborenen auf unser Kommen vorzubereiten. „Omŭkuetu-u-u-u?“ (Freunde) erschallte es fragend herüber und „Omŭkuetu!“ riefen wir bejahend zurück. Kurz darauf erschienen am jenseitigen Ufer eine Reihe Männer, die sogleich im Gänsemarsch den Fluss in schiefer Richtung zu durchwaten begannen; in der Mitte desselben stieg ihnen, wie ich bemerkte, das Wasser bis zur Mitte des Unterleibes.

Wie sie bei uns anlangten, gab es natürlich wiederum ein des Weiten und Breiten unser „woher und wohin“ ventilierendes

Palaver und als sie vernahmen, dass wir die Absicht hätten, den Fluss zu kreuzen und nach Oṅkumbi zu reisen, schienen sie damit einverstanden zu sein, riefen aber gleich einmütig: „Ja, aber erst musst Du uns bezahlen; hier gehört das Land Ikera, aber da drüben, da sind wir die Besitzer.“ Auf die Frage, was sie verlangten, hiess es: „Karuvapa (der schwedische Händler Erickson) hat uns Gewehre gegeben, also wollen wir auch von Dir Gewehre haben.“ Für eine solche unverschämte Forderung fehlte mir eine Antwort; ich lachte und machte mir etwas am Wagen zu schaffen, als ob mich die Sache gar nichts anginge. Nun berieten sie sich von neuem und verlangten dann anstatt der Gewehre Pulver und zwar ungefähr 4 Säcke oder 10 kg; aber auch dies schien mir noch zu viel zu sein, und ich offerierte ihnen schliesslich 12 bunte Kopftücher. Empört wandten sie sich ab und liessen mir durch einen ihrer Grossen rundweg erklären, dass sie mir unter diesen Umständen den Übergang mit Gewalt verwehren würden. Um der langweiligen Markterei ein Ende zu machen, liess ich die Ochsen ausspannen, mir mein Pferd bringen und machte nun Anstalten, in Begleitung von zwei meiner Leute den Strom zu durchwaten, den neugierig uns zuschauenden Eingeborenen zurufend, dass ich nun ohne Wagen nach Oṅkumbi gehen und nicht verfehlen werde, dem Häuptling darüber Aufklärung zu geben, weshalb ich gezwungen sei, ohne die üblichen Geschenke bei ihm vorzusprechen. Dies genügte; kaum hatten wir uns zwei Schritte vom Ufer entfernt und den unersättlichen Spitzbuben den Beweis gegeben, dass wir uns die von ihnen benützte Furt wohl gemerkt hatten, da riefen sie uns auch wieder zurück und erklärten sich mit meinem Angebot zufrieden. So wurden denn 12 Kopftücher abgeschnitten und jedes einzeln überreicht; von meinen eigenen Leuten liess ich mit der Schaufel noch etwas von der Böschung abtragen, die Ochsen wiederum vor den Wagen spannen und nun sorgfältig die Durchschreitung des ungefähr 100 Meter breiten Flusses beginnen. Trotzdem die Strömung nur unbedeutenden Widerstand entgegensetzte, gestaltete sich der Übergang doch schwieriger, als ich vorausgesehen hatte. Die Tiere getrauten sich natürlich

nur mit Widerwillen in das ihnen fremde Element; einmal darin und erfasst von der Strömung widersetzten sie sich hartnäckig jedem weiteren Vorrücken und versuchten das eben verlassene Ufer wieder zu gewinnen. Infolge dieses unerwarteten Manövers nahm nun auch der Wagen eine sehr missliche Stellung ein und drohte jeden Augenblick umzuschlagen, meine Leute klammerten sich, anstatt die Ochsen anzutreiben, an diesen fest aus Furcht vor den Krokodilen, Michel verlor plötzlich Grund und schrie aus Leibeskräften, als ob er schon am Ertrinken wäre, während das ihm anvertraute Pferd bereits fern von uns stromabwärts trieb. Zu all dem kam aber noch der Höllenlärm, den über hundert an den beiderseitigen Ufern versammelte Schwarze anstimmten, indem sie uns dadurch ihr Wohlgefallen an unserer fatalen Lage bezeugen wollten, was klar vorlag, da sie auch nicht die geringsten Anstalten zur Hülfeleistung machten; ich bin überzeugt, wir hätten hier im Flusse mit Mann und Maus zu Grunde gehen können, ohne dass ein einziger unserer Zuschauer nur einen Finger gerührt hätte. Durch Drohung gelang es mir schliesslich, meine Leute zu einem nochmaligen Versuche anzuspornen; zwei derselben bemächtigten sich der beiden an all dem Unheil allein schuldigen Vorderochsen und brachten sie zum Stehen, derweilen Nikodemus mit den Eingeborenen unterhandelte und jedem, der den Wagen zu stossen behülflich sein würde, zwei Löffel Pulver versprechen musste. Ungefähr 20 beteiligten sich denn auch, gereizt durch mein Versprechen, an der Arbeit, aber trotzalledem wich das schwerfällige Fuhrwerk nicht vom Flecke und schon wollten sich die angeworbenen Helfer wieder zu ihren Kameraden zurückbegeben, als plötzlich die Ochsen frisch anzogen und den Wagen glücklich in Bewegung setzten. Nun wollte natürlich jeder stossen! Mit einem Hurrah wurde das jenseitige Ufer erreicht, erklommen und in der nächsten Sekunde waren wir alle auf trockenem Boden.

Nachdem sich dann auch Michel mit dem Pferde wieder glücklich eingestellt hatte, wurde abgekocht, die versprochene Löhnung ausbezahlt und nun nach der aufregenden Arbeit Mittagsrast gehalten; während die Leute sich dieser hingaben,

nahm ich mir einen der Eingeborenen und durchstreifte unter dessen Führung die Uferlandschaft.

Der Strom ist hier beiderseits von einem dichten Hain prächtiger Eugeniabäume (Eugenia owariensis *Beauv.*) besäumt, zwischen diesen und dem zur Zeit kaum über 100 Meter breiten Wasserband erstreckt sich sumpfiges, von hohem Schilf bekleidetes Terrain, das Überschwemmungsgebiet des Kunene, dessen Ufer zur Zeit der Hochflut wohl 1 km weit von einander abstehen müssen. Stellenweise hat sich der Fluss etwas tiefer eingeschnitten, die Bäume treten dort dicht an das Wasser, und im Schutze derselben können wir unbemerkt das Treiben der zahllosen, farbenprächtigen Wasservögel beobachten. Zu hunderten sitzen am jenseitigen Strande Pelikane so dicht beisammen, dass man zwischen den einzelnen Tieren vom Boden gar nichts mehr sieht, auf den Sandbänken inmitten der blaugrünen Wassermasse sonnen sich einige Krokodile, denen gravitätisch dastehende, hochbeinige, schwarze, weisse und rote Storchvögel Gesellschaft leisten, krächzend und schreiend fliegen kleine Ibisvögel von Ufer zu Ufer, von Zeit zu Zeit blitzschnell in die Fluten tauchend und im Fluge die funkelnden Wassertropfen gleich Diamanten von sich schüttelnd. Ein Schuss zerstört das ganze Bild: die scheuen Krokodile sind verschwunden, ein schmutzfarbener Wasserwirbel verrät die Stelle, wo sie sich in den Fluss gestürzt haben, mit rauschendem Flügelschlage entweichen die Pelikane, und nur die kleineren Ibisvögel kreisen noch hoch über uns, als wollten sie den mutwilligen Störefried ausfindig machen; unten am Ufer aber schlägt eine Sporengans im Todeskampfe den blutgeröteten Sandboden, ihre Genossen sind entflohen und sie bleibt allein mit zerschossenem Flügel zurück. Jagdeifrig stürzt sich unser Hund auf die Beute, aber verendend versetzt das Tier dem Feinde mit dem dornbewehrten Flügel noch dermassen Schläge, dass er winselnd zurückweicht und mit hängendem Schwanz den Rückweg zum Wagen antritt.

Wo die Sandsteinriffe an den Fluss herantreten und auf ihrem Rücken der Vegetation Schutz vor den Hochfluten gewähren, da zeigt diese auch eine reichere Mannigfaltigkeit, als

dies am flachen Ufer der Fall ist. Die Eugenia fehlt zwar dort oben, aber an deren Stelle treten nicht minder stolze Sterculia und Sclerocaryabäume, Cassien und Adansonien, verbunden durch Strophantusguirlanden, deren purpurrote Blüten mit den goldgelben, über zolllangen Kronlappen bis in die höchsten Gipfel hinaufsteigen. Unförmig und gar nicht in diesen Rahmen passend präsentiert sich der Baobob, dessen grosse Früchte an den Astenden des kahlen Baumes gleich Glockenschwengeln hangen, graciös dagegen die Acacia Sieberiana mit ihren zierlichen, fein zerteilten Fiederblättern, majestätisch ein selbst die Cassia noch überragender Pterocarpus(?); aber schöner als alle diese Baumriesen ist doch von der Höhe der Riffe der Blick auf den zu unsern Füssen in der Tiefe sich durchwindenden Strom, den düsteren Waldessaum und die mit weissen Blüten geschmückten Eugenien, deren weitherabhängende Äste und Zweige mit dem Flusse sich spielend vermählen: ein wunderbarer Rahmen zu der ruhig dahinfliessenden, blaugrünen Wassermasse.

Nach Erlegung einiger gigantischer Gänse und Enten kehrten wir auf einem anderen Wege zu unseren Leuten zurück und traten alsbald die Weiterreise nach dem nur zwei Stunden von der Furt entfernten Fort Oṅkumbi an. Sowie wir den Fluss verlassen hatten, änderte sich auch sofort wieder das Landschaftsbild, insofern als die das Stromufer charakterisierenden Baumtypen zurückblieben und an deren Stelle neuerdings echte Steppenbüsche, wie Grevia und Zizyphus traten, namentlich aber eine kaktusähnliche, dreikantige Euphorbie, die, wie mich meine Reise lehrte, südlich vom Kunene fehlt. Das Erscheinen der bekannten Hyphaene kündigte uns die Nachbarschaft von Werften an, und um 4 Uhr nachmittags hatten wir das Ziel unserer Fahrt, Oṅkumbi, erreicht; unter einem mächtigen Baobab liess ich ausspannen und begab mich dann sogleich zu dem Vorsteher der dortigen katholischen Mission, Pater Charles, dem ich ein Empfehlungsschreiben von Herrn Jordan abzugeben hatte. Nach einigen unvollkommenen Versuchen uns verständlich zu machen und nachdem wir successive die portugiesische, englische und italienische Conversation durchprobiert hatten, griffen wir zur

deutschen und fanden schliesslich, dass wir uns da sehr wohl verstanden, wenn wir uns einfach unserer Muttersprache bedienten, Pater Charles des Elsässischen und ich des Schweizerdeutschen!

Der Aufforderung des Priesters, in dessen Hause Wohnung zu nehmen, leistete ich natürlich gerne Folge und benutzte dann sofort die Abreise einiger Boten nach Mossamedes, um ihnen Briefe zur Weiterbeförderung nach Europa mitzugeben, am Abend statteten wir dann noch dem Kommandanten der Festung einen Besuch ab.



Fig. 9.
Mädchen von Onkumbi.

Oñkumbi oder Humbe, wie die offizielle Schreibart lautet, ist der südlichste Vorposten der Portugiesen an der Westseite Afrika's; den Bemühungen des um Mission und Naturwissenschaften hochverdienten Pater Duparquet ist es zum grossen Teil zu verdanken, dass die portugiesische Regierung die Notwendigkeit erkannt hat, in diesem Teile der Provinz Angola eine kleine Truppenmacht zu stationieren, um einerseits den fortwährenden Unruhen und Aufständen ein Ende zu machen und anderseits den Weissen wieder in das ihm zukommende Ansehen und Recht einzusetzen. Schon der Hinweis auf die Tatsache, dass Mossamedes und zwar vorzugsweise der Süden dieses Gebietes während vieler Jahre ausschliesslich mit portugiesischen Deportierten der schlimmsten Sorte bevölkert wurde, genügt um

einen Begriff zu geben von dem jämmerlichen Zustande, dem dieses herrliche Land allmälich im Laufe der Zeit verfallen ist. Menschen, die von der Gesellschaft ihresgleichen ausgeschlossen werden mussten, waren hier die Träger der Kultur, einer Kultur allerdings, die noch unter dem Niveau jener der Eingeborenen stand, was zur natürlichen Folge hatte, dass der Weisse sogar der Achtung des Schwarzen verlustig ging, dessen Knecht wurde und sich schliesslich von seinem Herrn durch nichts mehr als die Hautfarbe unterschied.

Seit der Aufhebung der betreffenden Deportationsverfügung und der Erhebung Oṅkumbi's zum Range einer offiziellen portugiesischen Niederlassung ist es in mancher Hinsicht besser geworden und zwar schon deshalb, weil der durch die Einsetzung eines Regierungsbeamten bedingte Zuzug neuer Elemente mit dem verkommenen Stock rasch aufräumte und diesen zwang, den Schauplatz seiner schändenden Tätigkeit in die abgelegeneren nördlichen Gebiete zu verlegen, immerhin ist aber Mossamedes noch weit davon entfernt, das zu sein, was es bei einer landeskundigen und rationellen Verwaltung unbedingt sein könnte, nämlich eine unerschöpfliche Goldgrube im engeren Sinne für die Provinz, im weiteren für das Mutterland. Reiche Montanschätze, deren tatsächliches Vorkommen von Geologen sicher konstatiert ist, warten der Hebung, ausgedehnte, fieberfreie Hochflächen der Bevölkerung und Kultivierung, die fruchtbaren Gelände jenseits Uuilla des Anbaues von Kaffee und Chinarinde, aber umsonst, es ist als ob dieses Gebiet vergessen wäre!

Das Fort in Oṅkumbi macht im grossen Ganzen einen wenig erbaulichen Eindruck; eine etwas über mannshohe Mauer umschliesst den quadratischen Platz, auf dem sich das Kommandanturgebäude — ein bescheidenes einstöckiges Haus — und die primitiven Wohnungen der 60 oder 70 Soldaten erheben. Ein schweres, hölzernes Tor schliesst den von einer Kanone beschirmten Eingang ab; die kostbare Patina, die das Geschütz ziert, lässt einen Schluss auf dessen Alter und wohl nicht sehr häufigen Gebrauch ziehen.

Die Verteidiger der Feste sind Eingeborene, zusammengewürfelt aus allen Teilen Afrika's, von der Ost- wie von der Westküste, aus Centralafrika wie aus dem benachbarten Amboland; ein langer Militärmantel deckt deren Blösse und verleiht ihnen das notwendige kriegerische Aussehen. Am linken Ufer des periodisch fliessenden Caculovar gelegen, der die portugiesische Niederlassung von der Ansiedlung der Eingeborenen trennt und auf einem zwar wenig hohen, aber doch schroff abfallenden, kleinen Plateau erbaut, beherrscht die Festung die Umgebung vortrefflich und genügt jedenfalls allen Anforderungen, die in dieser abgelegenen, von jeder rasch eintreffenden Hülfe abgeschnittenen Ecke notwendig an sie gestellt werden müssen.

Unweit des Forts befinden sich die Gebäulichkeiten der katholischen Mission, eine kleine Kapelle und die einen grösseren Hofraum einrahmenden, niedrigen Wohnräume, die hinsichtlich ihrer Instandhaltung weit hinter den Anlagen der evangelischen Missionare jenseits des Kunene zurückstehen; dagegen macht der reich mit europäischen Gemüsepflanzen bestellte Garten einen recht erfreulichen Eindruck. Leider hat sich die Mission in Oñkumbi veranlasst gesehen, die eingeborene Jugend dieses Platzes nicht in den Kreis ihrer Tätigkeit hineinzuziehen; die sieben schwarzen Zöglinge, die ich vorfand, waren sämtlich angekauft und stammten aus weit entlegenen Gegenden; infolge dieses Übelstandes kann natürlich von einer Pflege der einheimischen Idiome keine Rede sein, und die Kinder sind gezwungen, vor allem die portugiesische Sprache zu erlernen. Dem Missionar fehlt daher meistens die Gelegenheit, sich die Sprache des Stammes zu eigen zu machen oder sich in die Sitten wie in die Denkungsweise seiner Pflegebefohlenen hineinzufinden, so dass das Resultat der Tätigkeit nur ein äusserlicher Kulturanstrich ist, der in keiner Beziehung den Vergleich mit den im Ambo- oder Hererolande erzielten Erfolgen aushalten kann. Die Schuld darf selbstredend in erster Linie nicht dem Missionare zugeschrieben werden, sondern liegt in der Hauptsache bei dem hier von der katholischen Mission befolgten Systeme des Kinderkaufes. Seit einigen Jahren ist auch in Mossamedes die Sklaverei ver-

boten und an deren Stelle die Servituteninstitution getreten, ohne dass es aber gelungen wäre, dem Sklavenhandel faktisch ein Ende zu machen. Noch jetzt ziehen alljährlich portugiesische halbweisse Händler über den Kunene durch Amboland bis zum Kuando oder Sambesi, kaufen den dortigen Häuptlingen deren widerspenstige Untertanen oder Kriegsgefangene ab und treiben die oft durch Handschellen am Entfliehen gehinderte Waare nach dem Westen, um sie dort als Hörige ihren Landsleuten gegen Bezahlung abzutreten. Der erworbene Schwarze, Servus genannt, ist nun verpflichtet für seinen Herrn 5 Jahre lang wöchentlich 5 Tage zu arbeiten; an einem Tage der Woche darf er das für den eigenen Unterhalt zugewiesene Ackerland besorgen und am Sonntag soll gefeiert werden. Nach Ablauf dieser Frist erhält er die Freiheit und tritt in den Besitz der Hütte und des Feldes, auf dem er während seiner Dienstzeit gewohnt hat.



Fig. 10.
Mädchen von Onkumbi.

Das Haupthandelsprodukt dieses Teiles der Provinz ist ausser den bekannten und von den Eingeborenen sehr gesuchten leichten portugiesischen Stoffen, Aguardente, das von den Händlern in ganz unheimlichen Quantitäten im Lande herumgeführt wird und mit dessen Hülfe sich von einem Schwarzen überhaupt alles erhalten lässt; kein Kauf — nicht einmal auf der Missionsstation — kann

abgewickelt werden, ohne dass nicht zum Schlusse noch ein Gläschen Branntwein in Circulation käme.

Mit Ausnahme der liebenswürdigen Gemahlin des Kommandanten habe ich in Oñkumbi keine weisse Frau gesehen; die Händler leben grösstenteils mit halbschwarzen Weibern in wilder Ehe und tragen ihr Möglichstes zur Vermehrung einer Mestizenrasse bei, die sich möglicherweise eines Tages zu den Herren des Landes aufwerfen wird. Dieses Mischlingsgeschlecht ist ähnlich den Bastards in Gross-Namaland von zäher, widerstandsfähiger Konstitution und zeichnet sich vor den Eingeborenen durch Intelligenz, vor den Weissen durch Sesshaftigkeit und rührigen Ackerbetrieb aus; zu der letzteren Beschäftigung sehen sie sich durch den Umstand gezwungen, dass der reine Portugiese den Handel so viel als möglich sich selbst reserviert hat. Sie sind es namentlich die sich mit dem Anbau von Manihot, Bataten und Arachis beschäftigen, ausser diesen Bodenprodukten fand ich zum teil im Missionsgarten, zum teil in den Gärten der übrigen ansässigen Weissen noch folgende Pflanzen gezogen:

Musa sapientum, Ananas sativa, Orangen, Citronen, Feigen, Granaten, Eierfrucht (Solanum Melongena), Ricinus, Eucalyptus spec., Feigenkaktus (Opuntia), sowie verschiedene europäische Kohlarten, Zwiebelgewächse und Knoblauch.

Der Wasserbedarf der Niederlassung wird, wo er nicht durch künstlich angelegte Brunnen gedeckt ist, teils aus dem Kunene, teils aus den im Caculovar das ganze Jahr hindurch sich haltenden Pfützen bezogen; Quellen scheinen in der nächsten Umgebung vollständig zu fehlen.

Es fiel mir gleich nach meiner Ankunft auf, wie gering der Verkehr der Stationsglieder mit der einheimischen Bevölkerung war, und als ich sowohl den Pater wie den Kommandanten darüber befragte, stellte es sich heraus, dass meine Beobachtungen richtig waren und wirklich eine gegenseitige hochgradige Spannung bestand, für deren Vorhandensein die Weissen eine dem Ausbruch nahe Erhebung benachbarter Stämme als Grund angaben. Die Wahrscheinlichkeit einer solchen war so gross, dass sich der Missionar bereits mit dem Gedanken trug, der Sicher-

heit halber mit seinen Pflegebefohlenen in das Fort überzusiedeln, und mir der Kommandant allen Ernstes abriet, meine Reise diesseits des Stromes noch weiter fortzusetzen. Ich war eigentlich von Olukonda in der Absicht fortgezogen, mich von Oñkumbi noch nach der katholischen Missionsstation Notre dame des Amboellas in Amboellaland zu begeben; nun berichtete aber ein halbweisser Händler, der in jenen Tagen in Oñkumbi eintraf, dass auch dort ein Aufstand nahe bevorstehe, ja vielleicht zur Zeit schon ausgebrochen sei; und so blieb mir denn weiter nichts übrig als wiederum über Ombandja und Uukuambi nach Ondonga zurückzukehren. Zum Zwecke eines Acclimatisationsversuches auf der Missionsstation meines Freundes Rautanen kaufte ich in Oñkumbi noch über 100 Manihot- und Batatenstecklinge und trat dann am 24. September die Rückreise an. Um nicht beim Passieren des Flusses nochmals ähnlichen Fatalitäten wie die früher geschilderten waren, ausgesetzt zu sein, warb ich mir einen Ortskundigen an, indem ich ihm seine Dienste nach glücklich erfolgtem Übergang über den Strom mit einigen Ellen Zeug zu begleichen versprach und verliess alsdann nachmittags 4 Uhr das gastfreundliche Haus des Pater Charles. Beim Ausgang des Dorfes fiel mir noch ein dichtlaubiger Baum auf, den schon gesehen zu haben ich mich nicht erinnern konnte und den ich später am Ngami wieder fand[1]; wie mir mitgeteilt wurde, ist dieser Baum, dessen Früchte von den Eingeborenen sehr gesucht sind, auch in Uukuanjama keineswegs selten und es scheint demnach seine Südgrenze in Amboland über Oñkumbi und Uukuanjama zu verlaufen. Wir erreichten knapp vor Einbruch der Dunkelheit den Fluss und zwar nordöstlich von der auf der Herreise benützten Furt und kreuzten denselben nun auch ohne jede Hemmung, mussten aber doch auf dem jenseitigen Inundationsgebiet kampieren, weil sich das Pferd und die paar von Michel angetriebenen Schafe weigerten, durch das Wasser nachzufolgen. Ein feiner Sprühregen kühlte während der Nacht die Luft um mehrere Grade ab, ein Umstand, der mit dazu beitrug, dass wir

[1]) Strychnos spinosa *Lam.*

am Morgen gezwungen wurden bis beinahe um die Mittagsstunde zu warten, ehe sich die am anderen Ufer zurückgelassenen Tiere in die kalten Fluten getrauten. In der Zwischenzeit bestimmte ich die Breite des Stromes (105 Meter), sowie dessen Strömung (32 Meter pro Minute) und unternahm noch eine botanische Durchforschung der Überschwemmungszone, von der ich recht unbefriedigt zurückkehrte. Nachdem dann eines der Schafe von Michel auf den Armen zu uns herübergetragen worden war und nun blöckend nach seinen Kameraden rief, folgten auch diese endlich nach; der Führer brachte unsere Karawane seiner Verpflichtung gemäss noch auf den Pfad nach Ombandja, erhielt die ausbedungene Bezahlung und wurde dann entlassen.

Im Laufe der Weiterfahrt begegneten wir einer Anzahl Ovakuanjama, die auf der Reise nach Oṅkumbi begriffen waren und uns die erschreckende Mitteilung machten, dass in Ondonga „Krieg" ausgebrochen sei. Ihrer Aussage gemäss hatten die Hottentotten den ja schon vor meiner Abreise erwarteten Überfall wirklich ausgeführt, Kambonde besiegt und fünf der in Olukonda wohnenden Weissen ermordet. Letzteres konnte nun allerdings blos eine Fabel sein, da in Ondonga zur Zeit überhaupt nur drei Weisse waren, der Missionar mit Frau und Töchterchen, und dass diese getötet seien, schien mir kaum glaubhaft; immerhin beschloss ich meine Reise tunlichst zu beschleunigen um eventuell von meinen in Olukonda zurückgelassenen Sammlungen noch so viel als möglich retten zu können. Sowie wir unsere alte Wagenspur wieder erreicht hatten, ging es rasch vorwärts und $2^1/_2$ Tage nach der Abfahrt von Oṅkumbi befanden wir uns bereits in Ombandja bei Ikera. Wir kamen spät in der Nacht an und konnten deshalb unsere Ochsen nur notdürftig am Trecktau festkoppeln; zu unserm grossen Verdrusse rissen sie sich dann auch, während wir der Ruhe pflegten, richtig los und waren am Morgen nicht mehr aufzufinden. Wir entdeckten wohl deren Fussspuren und sahen, dass dieselben ohne Ausnahme der königlichen Werft zugingen; als ich in dieser Angelegenheit zu Ikera eilte, um Aufklärung zu erhalten, verweigerte mir der geriebene Herrscher eine Audienz und liess mich durch einen seiner Söhne,

der sich im höchsten Stadium der Betrunkenheit befand, fragen, ob ich ihm kein Aguardente mitgebracht hätte; wenn ich keines hätte, so möchte ich nur sofort zurück reisen und welches beschaffen. Nun wusste ich also, woran wir waren! Da sich auch zur Mittagszeit von meinen Zugtieren immer noch nichts blicken liess, bewaffnete ich meine Leute und sandte sie nochmals auf Nachforschung aus; dies blieb Ikera natürlich nicht verborgen, und er beeilte sich nun, Erkundigung einzuziehen, weshalb wir unsere Waffen bereit hielten. „Bringst Du Krieg oder Frieden?“ frug der königliche Bote. „Das mag Ikera halten, wie er will,“ erwiederten wir ihm, „wir suchen unsere Ochsen und werden sie auch finden.“ Am Abend kam erneute Botschaft, dass der König meine Tiere gefunden habe und sie mir durch seine Knechte sende; wie wir aber bei deren Ankunft nachzählten, fand sich, dass 7 Stück fehlten. Ich reklamierte nochmals an höchster Stelle, gleichzeitig die übersandten Ochsen Ikera wiederum zurückstellend, mit der Bemerkung, dass ich nur die vollzählige Herde annehmen würde; in später Nachtstunde wurden uns die Tiere neuerdings zugetrieben, aber immer mangelte noch ein Hinterochse. Unterdessen aber war es Paulus gelungen, die Werft ausfindig zu machen, in der man unser Eigentum verborgen hielt. Ich begab mich nun beim ersten Morgengrauen mit 3 meiner Begleiter dorthin, weckte den Werftinhaber aus dem Schlafe und forderte kategorisch meinen Ochsen zurück. Erschrocken gestand der Mann, dass er in der Tat in Besitz desselben sei, jedoch nur auf Befehl Ikera's so gehandelt hätte. Der Übermacht weichend, öffnete er uns seinen Kraal, wir nahmen das verloren geglaubte und wiedergefundene Tier in Empfang und beeilten uns aus der Nähe und der Rache des überlisteten Königs zu entkommen.

Am Mittwoch den 30. September erreichte ich Uukuambi und erhielt dort von Neγumbo einen Brief des Herrn Rautanen überreicht, worin mir dieser mitteilte, dass bei Olukonda ein Gefecht zwischen Hottentotten und dem Ondongastamme stattgefunden habe, wobei die ersteren besiegt und unter Zurücklassung zweier Wagen geflohen seien. Da anzunehmen war,

dass die Hottentotten jedenfalls ihr Möglichstes zur Wiedereroberung der von Kambonde gemachten Beute tun würden, so konnte meines Bleibens bei Freund Neγumbo nicht lange sein; ich liess mir noch kurz den Verlauf seines Kriegszuges gegen Ombarantu schildern, der für ihn, wie es schien, ungünstig ausgefallen war, um bald nach Mittag die Weiterfahrt nach Olukonda anzutreten und zwar auf des Königs Rat in direkt östlicher Richtung quer durch den Wald, da es nicht unmöglich war, dass mir die durch Buschleute von meiner baldigen Ankunft vielleicht unterrichteten Hottentottenhorden auf der üblichen Verbindungsroute auflauerten, um sich in Besitz meiner Munition zu setzen.

Was wir aber durch diese Abweichung an Sicherheit gewannen, verloren wir wiederum an Schnelligkeit, denn die zur Zeit noch blattlosen Copaiferabäume hatten sich hier zu einem solchen dichten Bestand vereinigt, dass wir uns einen Pfad nur unter unausgesetzter Handhabung des Beiles zu bahnen vermochten; oft waren die Stämme aber so dick, dass es vorzuziehen war, bald da bald dort einen kleinen Umweg zu machen. Wir übernachteten unweit der letzten Uukuambiwerft und nahmen früh morgens unsere schwere Arbeit wiederum auf; als wir die Waldgrenze Ondonga zu endlich erreichten, war es bereits tiefe Nacht, und da wir nicht recht wussten, ob wir vielleicht doch zu weit nach Norden und damit nach Uukuanjama gekommen waren, so kampierten wir hart am Waldesrand, obwohl wir in der Ferne deutlich die flackernden Werftfeuer der Eingeborenen wahrnehmen konnten. Zum Überfluss stellte sich noch ein echt tropischer Regen ein, der unser Feuer löschte und aller unserer Anstrengungen, es wieder anzufachen, spottete, ja der Wind wütete dermassen, dass wir vorsichtshalber den Wagen, der mit ganzer Breitseite dessen Stössen ausgesetzt war, nochmals einspannen und zurück in den Wald führen mussten. Bei Tagesanbruch rekognoscierten wir erst sorgfältig die Gegend und schlugen dann, nachdem wir uns überzeugt hatten, dass wir uns wirklich in Ondonga, wenn auch offenbar hart an der Grenze nach Uukuanjama befanden, südöstliche Richtung ein; nach Verlauf von zwei Stunden tauchte vor uns das Missionsgebäude auf

und um 10 Uhr vormittags war mein Wagen bereits ausgeladen, das Vieh auf der Weide und ich in der Stube des Herrn Rautanen beim rasch bereiteten Frühstück. Unsere Reise nach Oṅkumbi und zurück hatte genau drei Wochen in Anspruch genommen; wenn auch die dabei erzielte botanische Ausbeute keineswegs glänzend war, so hatte die Tour meine Kenntnis des Landes doch um ein ganz Erhebliches erweitert.

Freund Rautanen gab mir nun auch eine ausführliche Schilderung der unruhigen Kriegstage, die, vor der Hand ohne grösseres Unheil anzustiften, über Ondonga gegangen waren; die Berichte der uns am Kunene begegneten Leute waren glücklicherweise, wie sich übrigens ja schon aus dem bei Neγumbo empfangenen Briefe herausgestellt hatte, nur Fabelei gewesen.

Die Feinde hatten Kambonde früh morgens überfallen, wahrscheinlich von der Hoffnung geleitet, durch einen solchen Handstreich Verwirrung unter den Aandonga stiften zu können; diese waren jedoch von der bevorstehenden Überraschung durch einige Überläufer unterrichtet und empfingen die in geschlossenem Haufen anrückende ca. 200 Mann starke Bande schon jenseits Omandongo. Nach kurzem Gefecht, in welchem auf beiden Seiten ungefähr 10 Krieger fielen, wandten sich die Angreifer zur Flucht und wurden durch Kambonde's Leute, die ihnen auf den Fersen nachfolgten, sogar gezwungen ihre Wagen im Stiche zu lassen. Die eigentliche Urheberin des Krieges, Jifa, eine Dame aus der königlichen Familie, die sich mit Kambonde entzweit hatte und mit der Absicht umgegangen war, ihren Sohn auf den Tron zu heben, wurde gefangen genommen, und die Hottentotten, ihre Verbündeten, hielten sich nun so gut als möglich schadlos, indem sie mit über 300 Stück Ochsen von Jifa's Heerde den Rückzug antraten. So hatte der Krieg ein rasches Ende gefunden.

Am Tage nach meiner Rückkehr begab ich mich mit Herrn Rautanen zu Wagen auf das Schlachtfeld bei Omandongo und war so glücklich, eine noch prächtig erhaltene Leiche eines im Gefechte gefallenen Omŭndonga zu finden, die ich unbemerkt in eine Kiste packte, nach Olukonda zurückbrachte und dort in einer Reihe von Nächten sorgfältig skelettierte. Nach Be-

endigung dieser etwas unappetitlichen Arbeit setzte ich die gesäuberten und mit Arsenikseife eingeschmierten Knochenteile auf dem Wagendache der Sonne aus, hatte aber leider das Missgeschick, dass mir eines Tages ein ungestümer Windstoss die Kiste zur Erde warf, die Skeletteile zerstreute und so das auch vor den eigenen Leuten sorgsam gehütete Geheimnis offenbarte.

Meinem ursprünglichen Plane gemäss hätte ich nun neuerdings Anstalten zur Weiterreise treffen sollen, um mit der von Kambonde versprochenen Begleitung nach dem Okavango aufzubrechen und dem Laufe dieses Stromes folgend dem Ngami-See zuzusteuern. Kaum hatte ich jedoch einige bezügliche Bemerkungen meinem Gefolge gegenüber fallen lassen, als dieses mit Ausnahme des Hererojungen Michel unisono erklärte, nicht nur nicht mitkommen zu wollen, sondern im Gegenteil entschlossen sei, die Rückwanderung nach Gross-Namaland anzutreten. Ich versuchte umsonst, die Leute auf die zahlreichen Gefährlichkeiten einer solchen weiten Fussreise aufmerksam zu machen, die Furcht vor der nahen Regenzeit mit ihren Fiebergefahren überwog; und so zahlte ich mit schwerem Herzen die unzuverlässigen Leute, 2 Bastarde, Nikodemus und David in Waaren, d. h. Kleidungsstücken und Tabak aus; dem kaum 14 Jahre zählenden Beat dagegen musste ich die erbetene Entlassung abschlagen, da kaum zu erwarten war, dass dieser den Strapazen der weiten Fusswanderung widerstehen würde. Schon nach zwei Tagen gereute es die Furchtsamen wiederum, und David musste mich im Namen seiner Genossen um Wiederaufnahme bitten, erfolglos allerdings, denn ich weigerte mich, um ein für allemal ein heilsames Exempel zu statuieren, in erneuerte Unterhandlungen zu treten.

Einige Tage später verabschiedeten sich die Leute, und in der Nacht desertierte auch Beat, den ich in |Aus als nackten, hungrigen Buschmann in Dienst genommen hatte und eilte den Vorausgegangenen nach; von den fünf Jungens, die mich so gegen alle Verabredung verliessen, haben nur drei ihre Heimat wieder gesehen, einer, Beat, ist unterwegs verdurstet und ein zweiter soll von Bergdamara oder Ovatjimba ermordet worden sein.

So sah ich mich denn mit Michel plötzlich allein; von einem Aufbruch nach dem Osten konnte nun vor der Hand keine Rede sein, und dies um so weniger, als Kambonde nicht die geringsten Anstalten zur Erfüllung seines Versprechens machte, vielmehr mich endlich durchblicken liess, dass er an eine solche gar nicht denke. Ich beschloss daher nach reiflicher Überlegung des „für und dawider" die Regenmonate über in Amboland zu verbleiben und dann nach Ablauf derselben direkt nach dem Ngami-See zu reisen, ich wahrte mir dadurch den Vorteil, einerseits den Pflanzensammlungen wieder etwas mehr Aufmerksamkeit schenken zu können, als dies bei steter Ortsveränderung möglich war, und anderseits mir einen tieferen Einblick in das Leben und Treiben dieser ethnographisch noch so gut wie unbekannten Ambostämme zu verschaffen.

In dieser Absicht traf ich mit meinem Freund Rautanen ein Abkommen, indem ich mir von ihm ein kleines, von den Missionsgebäulichkeiten einige hundert Schritte abseits liegendes Lehmhäuschen und gegen eine billige Entschädigung auch einen Platz am Tische der Missionarsfamilie erbat; um mein Ziel nach allen Seiten hin vollständiger verfolgen zu können, nahm ich gleich von der ersten Stunde an bei Rautanen täglichen Unterricht in der Sprache des Ondonga-Stammes, im Oschindonga, und suchte mit meines Lehrers Hülfe die Elemente der Grammatik zusammenzustellen. Es wurden nun ferner noch zwei neue Leute, Untertanen Kambonde's, in Dienst genommen, die Zugochsen der Hut eines im Weidefeld wohnenden Omŭndonga übergeben und alsdann mit dem Bau eines Hauses für das Gesinde, eines Pferdestalles, sowie eines Kraals für das Kleinvieh begonnen; aus den Brettern einer Kiste wurde eine rechtwinklig-prismatische Form für Backsteine zurechtgezimmert, das Baumaterial einer kleinen, schon von Rautanen häufig benutzten Grube entnommen und dann die geformten Steine an der Sonne getrocknet. Die in den Wald gesandten Leute brachten einige Wagenladungen junger Baumstämme, die in den Boden gerammt wurden und zum einen Teil den Raum für das Pferd einzäumten, zum anderen zur Herstellung des Kraals dienten; bald wuchs

auch das Häuschen in die Höhe, gefördert von Rautanens Leuten, die sich in dieser Arbeit recht geschickt erwiesen und ehe der Monat Oktober zu Ende gegangen war, befand sich alles unter Dach.

Nachdem ich mich auf diese Weise zu einem längeren Aufenthalte häuslich eingerichtet hatte, dachte ich daran, durch zweckmässige Zeiteinteilung meine Studien zu fördern; ich entwarf mir zu diesem Zwecke eine Tagesordnung, die ich in der Folge regelmässig inne zu halten gedachte, so weit dies wenigstens von mir abhing und nicht fremde Intervention eine Störung hervorbrachte: um $4^1/_2$ oder 5 Uhr erhob ich mich und trank eine Tasse Kaffee mit Milch von unseren eigenen Ziegen, um hernach in Begleitung eines Jungen bis um 9 Uhr zu botanisieren. Nach der Rückkehr von der Exkursion wurde bei Herrn Rautanen gefrühstückt; dem Frühstück folgte die Unterrichtsstunde, die wir in der Regel bis kurz vor Mittag auszudehnen pflegten. Während der heissen Nachmittagsstunden wurde das Pflanzenpapier getrocknet und in den Pressen gewechselt, Pflanzen untersucht und am Abend womöglich nochmals botanisiert. Diese Arbeitsordnung konnte freilich, wie schon bemerkt, nicht immer genau befolgt werden, indem mancherlei Störungen eintraten durch die Zudringlichkeit der Bettler, jeden Augenblick pochte ein solcher an die Türe um Einlass, um eine Pfeife Tabak, ein Messer oder dergleichen zu erbitten, ja es ist vorgekommen, dass sich die Bittsteller, um ihren Kollegen zuvorzukommen, schon lange vor Sonnenaufgang einstellten und mich ihres „tupa omakaja" wegen aus dem Schlafe weckten. Hie und da wurden auch in Begleitung des Missionars zu Wagen grössere Touren nach Omandongo etc. unternommen, von denen wir häufig mit reicher Ausbeute zurückkehrten, ganze Nachmittage brachte ich auch mit dem Einsammeln ethnographischer Erkundigungen zu, und wohl keiner der uns Besuchenden ist entlassen worden, ohne dass er nicht diese oder jene Frage hätte beantworten müssen. So wurde ein und derselbe Punkt oft Dutzenden von Personen vorgelegt und auf diese allerdings zeitraubende Weise ein reiches und ziemlich zuverlässiges Material gewonnen.

In der ersten Zeit meines Aufenthaltes verursachte meine von allem schon Dagewesenen so erheblich abweichende Beschäftigung einige Aufregung. Die Eingeborenen konnten aus dem Pflanzen- und Insektensammeln nicht klug werden und suchten mich daher durch einen ihrer grössten Zauberer, einem Nachkommen des verstorbenen Königs, auszuforschen; sobald ich aber ihr Idiom einigermassen zu beherrschen imstande war und mit den Leuten verkehren konnte, gestaltete sich das gegenseitige Verhältnis auch erträglicher.

In der ersten Woche des Oktober begannen die Aandonga mit der Bestellung ihrer Äcker, einige Regenschauer liessen die in den durch Hacken vorbereiteten Boden gelegten Keime rasch erwachen, aber eine Reihe darauf folgender heisser Tage versengte wiederum die ganze Saat, sodass die Arbeit nochmals vorgenommen werden musste. Ende Oktober wurde endlich die eigentliche Regenperiode durch einen gewaltigen Orkan eröffnet, und von nun an regnete es mit wenig Pausen mindestens jede Woche zweimal, öfters auch zwei und drei Tage hintereinander. Ich sollte gleich im Beginn meinen Tribut der gefürchteten Jahreszeit entrichten; ein schlimmes Fieber, eingeleitet durch Gliederschwere und Kopfschmerzen, bannte mich während mehrerer Tage auf mein Felllager, aber bei der vorsorglichen Pflege, die mir die Frau meines Freundes zu teil werden liess, gingen diese schlimmen Stunden ohne nachteilige Folgen vorüber. Bedeutend schwieriger gestaltete sich die Bekämpfung des Fiebers bei meinem Hererojungen Michel, der anfangs jeden dritten Tag von demselben erfasst wurde und auch später noch stets bei Eintritt der dem Regen meist voraneilenden nördlichen Winde das Haus hüten musste; Chinin, das ich ihm verabreichte, blieb ohne Wirkung, dagegen waren starke Dosen von Ipecacuhana immer vom besten Erfolg begleitet. Wie ich den zahlreichen Bitten um Arznei von Seite der Eingeborenen entnehmen konnte, waren Fieberanfälle übrigens auch bei ihnen gar nicht selten, sie erholten sich jedoch schnell wieder, während die Buschleute sich meinen Beobachtungen zufolge in dieser Beziehung bedeutend weniger widerstandsfähig erwiesen.

Nachdem, wie bereits bemerkt, die erste Aussaat infolge des Sonnenbrandes zu Grunde gegangen war, wurden die Äcker nochmals frisch bestellt, da der Regen aber noch weiterhin ausblieb oder doch nur spärlich fiel, so verbot Kambonde auf Anraten der „Regenmacher“ die Feldarbeit im ganzen Stamme für die nächste Zeit, um die „Ahnen“ nicht zu erzürnen. Gleichsam als Antwort auf diese pietätvolle Nachsicht und zur grossen Freude der Leute, die eine Missernte und darauf folgende Hungersnot bereits in sicherer Aussicht zu haben vermeinten, stellte sich am 29. Oktober endlich der ersehnte Regen ein. Die Tagesstunden waren nun meist trübe und drückend heiss; gegen Abend pflegten sich schwere Wolken anzusammeln, die ineinander zerfliessend binnen kurzem die Hälfte des Horizontes bedeckten. — Wild braust der zum Orkan angewachsene Wind daher; in den Palmenwipfeln rauscht es, als ob in nächster Nähe ein Eisenbahnzug über eine Brücke fahre. Der lose Sand wird zu hohen Säulen emporgewirbelt und rast über die kahle Fläche; formidable Blitze durchzucken in rascher Aufeinanderfolge die dunkle Himmelswand nach allen Richtungen, begleitet von dem mächtig dahinrollenden Donner. Schwere Tropfen fallen in immer schnellerem und schnellerem Tempo, und bald stürzt der Regen stromweise hernieder; nach Verlauf von kaum zwei Stunden steht alles unter Wasser. Doch ebenso schnell, wie der Regen gekommen, hellt sich der Himmel wieder auf; die Wolken zerteilend sendet die Sonne nochmals einige freundliche Strahlen, und vom leichten Wind bewegt schüttelt die Palme die letzten noch an ihren Fächern haftenden Tropfen ab.

Die Natur hat das Zeichen zum Erwachen gegeben! Üppig und wunderbar rasch schiessen die Gräser in die Höhe, Zoll bis anderthalb Zoll dicke Halme bildend, Bäume und Büsche, die alle sonst blattlos dastanden, bedecken sich fast zusehends mit neuem Laube und überwerfen sich mit zahllosen Blüten; die nackten Sandstellen rings um die herrlich grünenden Äcker bekleiden sich mit dem reichen Flor eines grossblütigen Tribulus (Tribulus Zeyheri *Sond.* var.), durch das dichte Grasfeld leuchten die prächtig ziegelroten Blumen des Pterodiscus brasiliensis *(Gay.)*

Aschers., die rötlichen oder weissen, dem Boden angedrückter Harpagophytum-Arten oder die eines schlanken Sesamum, aus der Wasserfläche des seichten Omuramba ragen tausende von talergrossen Blüten der Boottia Schinziana *Aschers. et Gürke* hervor und dazwischen schwimmen die rosa angehauchten Blumen der Nymphaea stellata *Willd.* Gegen den Rand des Tümpels hin vegetieren rundblättrige Vertreter der Gattung Limnanthemum, gelbblühende Jussiaeen und unscheinbare Marsiliarosetten; halb noch im Wasser und halb schon im Morast behaupten Commelina-Arten mit unscheinbaren, schmutzigen Blüten beinahe ausschliesslich den Saum des Wasserbeckens: kurz, das ganze Land ist nun ein gewaltiger, grossartiger Garten.

Um den täglichen Gang der Witterung möglichst genau registrieren zu können, hatte ich im Garten des Missionars auf einem Pfahle ein allen billigen Anforderungen entsprechendes meteorologisches Häuschen errichtet; unglücklicherweise gelang es gleich im Anfang einem diebischen Eingeborenen, meines Aneroides habhaft zu werden und wenige Wochen darauf verschwand auch der Regenmesser. Ich setzte auf die Zurückerstattung meines kostbaren Barometers einen hohen Preis, aber dessenungeachtet habe ich mein Eigentum nie wieder gesehen; möglich, dass es zur Stunde als grosses Zaubermittel den Hals eines abergläubischen „Grossen“ ziert.

Um meine Leute zu beschäftigen. liess ich sie unter anderm die von Herrn Rautanen gegrabenen Brunnen reinigen und vertiefen; bei dieser Gelegenheit wurden in dem ca. 8 □Meter grossen und 4 Meter tiefen Becken über 200 Fische[1]) gefangen, worunter Exemplare von über ³/₄ Meter Länge. Diese und die zahllosen Kröten, die nachts unausgesetzt einen höllischen Spektakel machten, sind bei den Eingeborenen gesuchte Leckerbissen, und zwar scheinen namentlich die letzteren, weil erstaunlich fett, sehr beliebt zu sein. Die Fische gelangen in diese Brunnen unzweifelhaft zur Regenzeit, wenn sich das Wasser gleich einem Strome über das ganze Land ergiesst; das beinahe spontane

[1]) Clarias capensis.

Erscheinen und Wiederverschwinden der Fische, Kröten und Schildkröten und namentlich der Tausendfüssler (Spirostreptus falcicollis) lässt uns leicht begreifen, dass die Eingeborenen glauben, der Regen gebäre diese Geschöpfe.

Wenn bis dahin das Verhältnis zwischen dem Herrscher und mir ein ziemlich leidliches gewesen war, so schien nun allmälich eine Änderung zum Schlimmen eintreten zu wollen; Kambonde sah sich offenbar in seinen Erwartungen, in dem Weissen eine wohlfeile Milchkuh zu besitzen, getäuscht und wurde daher in seinen Forderungen von Stunde zu Stunde unverschämter. Bald kam einer seiner Leute um für den König einen Hut zu verlangen, bald darauf ein zweiter eines Messers wegen, dann wieder ein anderer um Seife zu erbetteln; heute hatte Kambonde ähnlich weiland Freund Neγumbo Zahnschmerzen und liess daher um weiches Fleisch, d. h. um ein Schaf fragen, morgen aber fehlte ihm Tabak und da sollte ich ebenfalls helfen. Von Bezahlung war natürlich keine Rede, und ich begann daher, als mir diese Bettelei zu bunt wurde, die Bittsteller ungehört zurückzuschicken.

Ende November traf in Olukonda zu Pferde der englische Händler C. ein; derselbe hatte sich mit einer Anzahl Pferde nach dem benachbarten Uukuanjama begeben, mit der Absicht, dieselben an die dortigen Grossen zu verkaufen. Zwölf der Tiere gingen infolge der nassen Jahreszeit an der sogenannten „Paardeziekte“, einer Peripneunonie, zu Grunde und ein einziges vertauschte er an den jungen Häuptling gegen eine Martiny-Henry-Büchse. Kaum hatte sich C. von der Residenz wegbegeben, da traf einer seiner Kollegen dort ein, der von dem eben stattgehabten Tauschhandel unterrichtet wurde und nun dem Häuptling einredete, dass man für eine englische Büchse nicht ein sondern zwei Pferde erhalten müsse, worauf dieser sofort eine Anzahl Bewaffneter C. nachsandte, die diesem dann auch das Gewehr wiederum abnahmen, aber natürlich ohne das andere Tauschobjekt, das Pferd, zurückzustellen. Nun klagte C. unserm Könige seinen Verlust, erzielte aber damit keinen weiteren Erfolg, als dass sich Kambonde nun auch seinerseits bei ihm

auf's Betteln verlegte und sich schliesslich, da C. nichts abzugeben hatte, erzürnte. Beide, Kambonde und C., eilten zum Missionar um sich zu beklagen, C. über den König und Kambonde über die Weissen im allgemeinen und des besonderen über mich. Glücklicherweise war ich anwesend und verfehlte nicht, dem hohen, ungenügsamen Herrn auch von meiner Seite heftige Vorwürfe zu machen, ihn daran erinnernd, wie viel er schon von mir bezogen und wie wenig er zur Erfüllung seiner Versprechen bis dato getan habe. Ergrimmt ob dieser Anklagen sprang Kambonde auf und verliess das Haus ohne Gruss; in seiner Werft überlegte er sich aber offenbar die Sache nochmals und liess nun C. unbelästigt seiner Wege ziehen, zur Begütigung mir gleichzeitig einen 18 kg schweren Elfenbeinzahn sendend, wofür ich ihm meinen, von ihm längst gewünschten Reitsattel und einige Säcke Pulver zustellte. Für die nächste Zukunft war der Frieden somit wieder hergestellt, aber nur für kurze Zeit, denn um Weihnachten folgte eine neue und diesmal verstärkte Auflage der unerquicklichen Zustände. Die Veranlassung dazu gab ein Befehl Kambonde's an meine Adresse, ihm zu seinem bevorstehenden Jagdzuge eine grössere Quantität Pulver, Blei etc. zukommen zu lassen, alles Artikel, die ich in solcher Quantität, wie Kambonde wohl wusste, nicht abgeben konnte; als Vorausbezahlung sandte er mir eine Anzahl Straussenfedern, die kaum den hundertsten Teil des Verlangten beglichen. Der Bote musste mit abschlägiger Antwort abziehen; Kambonde zog am gleichen Tage noch zur Jagd aus und kehrte erst Ende der Woche zurück, ohne jedoch eine Beute erlegt zu haben, weshalb er vor Zorn schäumte. Noch an demselben Abend erschienen vor meinem Häuschen ungefähr 25 bewaffnete Leute, die mir Kambonde's Ordre überbrachten, sogleich meinen Wagen zu packen und den Stamm zu verlassen. Nachdem ich den Leuten klar gemacht hatte, dass ich tatsächlich keine Ochsen und keine Leute besitze und daher unmöglich fortreisen könne, kehrten sie zurück, sprachen jedoch am folgenden Morgen, am Weihnachtstage, um das Doppelte verstärkt wiederum vor, um den Befehl zu erneuern und zwar mit der bestimmten Weisung, selbst meinen Wagen zu

packen. An dem frechen Benehmen der Bande erkannte ich, dass es mit meiner Sache sehr schlimm bestellt war; schon drängten sich die vordersten in den Eingang zu meiner Behausung, um mit der Beraubung zu beginnen, als es mir noch gelang, meines Gewehres habhaft zu werden und so die Eindringenden zu einem nochmaligen Halt zu zwingen. „Gut," erklärte ich, „eurer Sitte gemäss hat der Älteste das Vorrecht, so mag sich also dieser zeigen und dann bei mir im Hause die Sachen in Empfang nehmen." Dies schien aber doch einem jeden von ihnen zu gefährlich zu sein, als dass einer für sich die Ehre hätte in Anpruch nehmen wollen, und nach eifrigem Gezänk unter sich selbst, zerstreuten sie sich, ohne einen Versuch zu machen, Kambonde's Befehl zur Ausführung zu bringen. Ich sandte nun dem erzürnten Könige ein ziemlich ansehnliches Geschenk an Pulver, und auf mein Ersuchen begab sich zudem noch Herr Rautanen nach Okaloko, um womöglich von Kambonde selbst Aufklärung über diese uns unerklärlichen Massregeln zu erhalten; der schmollende Herrscher liess sich aber vor dem Missionar verleugnen und sandte sogar gegen alles Erwarten auch das Pulver zurück. Nambaχu, des Königs erster Minister und zufälligerweise auch einer der wenigen Eingeborenen, die unser Zutrauen genossen, überbrachte eigenhändig das von seinem Herrn schroff zurückgewiesene Geschenk; aus Nambaχu's Erzählung ging hervor, dass man mich bei Kambonde der Konspiration gegen seine Person angeklagt und mir eine Reihe darauf bezüglicher und schwer gravierender Aussprüche in den Mund gelegt hatte. Obwohl es für mich, hätte ich auf ein geneigtes Ohr hoffen können, ein Leichtes gewesen wäre, diese sämtlichen Anklagen zu widerlegen, so musste ich nun, wenn ich überhaupt noch länger im Stamme weilen wollte, doch darnach trachten, mich durch irgend eine Gabe wieder fester in des Königs Gunst zu setzen als dies bis anhin der Fall gewesen war, denn nur so konnte ich hoffen, denselben weiteren Einflüsterungen von Seite der mir Nichtgewogenen unzugänglich zu machen. Ein plötzlicher Rückzug aus Ondonga wäre zur Zeit für Menschen und Tiere gleich gefährlich gewesen, hätte über-

dies auch alle meine Pläne vernichtet und mich gezwungen, den grössten Teil der so mühsam zusammengebrachten Sammlungen im Stiche zu lassen, falls ein solcher nicht schon von vornherein das von Vielen sehnsüchtig erwartete Zeichen zur allgemeinen Beraubung gegeben hätte. So entschloss ich mich denn, ein neues Opfer zu bringen und erwarb in dieser Absicht von Herrn Rautanen eine englische Büchse, die Kambonde's Gefallen schon längst erregt hatte, für 400 Mark und wies Nambaχu an, dieselbe mit passenden Worten in meinem Namen dem Könige zu überreichen. Am Abend war in der Familie meines Gastfreundes Christbescheerung, zu der auch die bereits getauften oder noch im Taufunterricht befindlichen Eingeborenen eingeladen waren; glücklich ob der erhaltenen einfachen Geschenke hockten die glänzenden, dunkeln Gestalten um einen mit Kerzen geschmückten Omŭandi und starrten freudestrahlend in die flackernden Lichter, nicht sorgenschwer wie wir, die wir nicht wussten, was uns der folgende Tag bringen würde. Am Morgen stellte sich der sehnlichst erwartete Nambaχu mit dem Berichte ein, dass der König das Gewehr angenommen habe und ihm, dem Boten sogar auf dem Fusse folge; vor Kambonde wurden dann die Anklagen nochmals entkräftet, und nun schlossen wir gegenseitig Frieden. Bei der Rückkunft in seine Werft fand der König zufälligerweise einen meiner Widersacher vor, und im gerechten Zorne verbannte er denselben sofort aus dem Stamme; eine Kugel, die Kambonde dem Gedemütigten schliesslich noch nachsandte, verfehlte ihr Ziel.

Wurde mir schon durch derartige Streitigkeiten die Aufgabe nichts weniger als leicht, und der Aufenthalt alles mehr als angenehm gemacht, so wurde meine Lage noch schwieriger durch die grossen Verluste, welche die Lungenseuche unter meinen Herden anrichtete. Ich hatte zwar das Pferd bis dahin noch glücklich vor der Pferdekrankheit bewahren können, indem ich das Tier nur noch mit Korn fütterte und ihm den Aufenthalt auf der nassen, miasmenreichen Weide nicht mehr gestattete, aber um so verheerender wütete die Seuche unter meinen Ochsen. Es verging kaum eine Woche, ohne dass mir

mein Postenhalter nicht ein oder zwei der Rinder als lungenkrank zustellte; mühsam fristeten dann die abgemagerten hustenden Tiere ihr Leben, stundenlang standen sie unbeweglich vor der Hütte, um dann schliesslich vor der Türe umzustürzen und zu verenden. Mit Ende Januar 1886 waren von meinen 36 grossen Ochsen, die mir bis dahin so treffliche Dienste geleistet hatten, nur noch 6 am Leben, 30 waren zu Grunde gegangen und damit 4500 Mark unwiederbringlich verloren; ein gewaltiger Verlust bei den spärlichen Geldmitteln, die mir zur Verfügung standen.

Mit Beginn der Regenzeit hatte ich in meiner Behausung Gesellschaft bekommen, nämlich eine Schaar von Mäusen, deren ich leider zu spät gewahr wurde, d. h. erst als sie sich in meinen Reisvorräten eines herrlichen, sorglosen Familienlebens zu erfreuen begonnen hatten. Bei einer Revision der Tauschartikel kamen wir den Dieben auf die Spur; sie hatten mir nicht nur die sämtlichen Socken zerstört, sondern sogar die Pulversäcke durchnagt, die Kerzen zerfressen und im Reissack ihr Nest aufgeschlagen. Das Vorhandensein der Mäuse war offenbar schuld daran, dass sich auch noch ein weiterer und zwar bedeutend gefährlicherer Nachbar eingestellt, eine Cobraschlange, von deren Vorhandensein mir mehrmals meine Leute berichteten, ohne dass ich ihrer Erzählung Glauben schenkte. Eines Nachts war ich bereits eingeschlafen, als mich ein knisterndes Geräusch im Pflanzenpapier unter meinem Lager erwachen liess; die Streichhölzer und eine Kerze waren zur Hand, ahnungslos mache ich Feuer, da reckt sich in demselben Moment dicht vor meinem Gesicht der geschmeidige Körper der gefürchtetsten Giftschlange Afrika's in die Höhe; erbost bläht sie den Kopf breit auf, aber schon bin ich aufgesprungen und verabreiche ihr eine volle Ladung Vogeldunst aus allernächster Nähe. Am Tage massen wir das tote Tier und fanden, dass es die stattliche Länge von 2 m hatte.

So war mein Ondonga-Aufenthalt ziemlich reich an allerlei Begebenheiten, die mir wohl kaum so leicht aus dem Gedächtnisse schwinden dürften; wenn ich einiger derselben an dieser Stelle erwähnt habe, so geschah es nur mit der bestimmten Absicht, darzutun, wie es in der Regel unendlich viel schwieriger

ist, längere Zeit mit kaum nennenswerter Begleitung in einem Stamme zu verweilen und allen damit verbundenen Unannehmlichkeiten so gut wie schutzlos ausgesetzt zu sein, als, wie dies so häufig geschieht, im Fluge mit sechzig und mehr Mann von Volk zu Volk, von Häuptling zu Häuptling zu eilen.

XII. Kapitel.

Die Ovambo.

Bevor ich mit dem Leser von Ondonga Abschied nehme und ihn einlade mich auf meiner Weiterfahrt nach dem weit im Innern gelegenen Ngami-See zu begleiten, mag es mir gestattet sein, wiederum ein besonderes Kapitel den Ovambo selbst, ihrer Lebensweise und ihren Gebräuchen zu widmen, in ähnlicher Weise, wie ich dies schon bei den Naman und den Ovaherero getan habe.

Man pflegt allgemein die sämtlichen in dem vom Kunene, Okavango und dem 19° südl. Breite eingeschlossenen Dreiecke wohnenden Stämme mit der Kollektivbezeichnung Ovambo (hie und da auch Owambo oder Ovampo geschrieben) zu belegen; in neuerer Zeit wird fälschlicherweise Ovambo nur auf den Stamm Ondonga bezogen. Die etymologische Deutung dieses Namens ist schon von verschiedener Seite versucht worden, aber stets mit negativem Erfolge; vor Jahren stellte Missionar Dr. Hugo Hahn, unstreitig der beste Kenner südwestafrikanischer Bantudialekte, die Vermutung auf, Ovambo deriviere von Ova-mbo (Ova Pluralpräfix), d. h. „die dortigen“, zog jedoch später diese Deutung selbst wieder zurück, indem er vermeinte, die Wurzel mbo nunmehr in dem Worte egumbo gefunden zu haben. Egumbo bedeutet Werft und Hahn glaubte daher, dass sich die Bewohner dieses Landes deshalb die Bezeichnung Ovambo, die er mit „Leute der Werfte“ übersetzte, zugelegt hätten, um sich dadurch von den Buschleuten zu unterscheiden, die in sogenannten

omatsali — Hütten — wohnen. Die eine wie die andere Deutung ist falsch und zwar schon deshalb weil die Bezeichnung Ovambo in dieser Form überhaupt nur ein von den Ovaherero korrumpiertes, dem Oshindongo entlehntes Wort ist, dessen Wurzel gar nicht mbo sondern jamba lautet. Die von dem Omuherero als Ovambo bezeichneten Eingeborenen nennen sich selbst „Aajamba" oder Ovajamba, d. h. „die Reichen" im Gegensatz zu den Ovaherero, die sie verächtlich als Aashimba oder Ovatjimba bezeichnen, damit, wie ich schon an anderer Stelle bemerkt habe, den verächtlichen Vorwurf der Armut verbindend. Aus dem Ovajamba ist dann sicherlich auch durch Fallenlassen des Lautes j und Umänderung des Endvokals a in o die Form „Ovambo" hervorgegangen. Die Elimination des zweiten a nach dem Präfix beruht auf dem Gesetze der Vokalattraktion; in der Einzahl ist jener Vokal vorhanden, denn der Omuherero sagt nicht etwa „Omumbo", wie man nach den Hahn'schen Deutungsversuchen annehmen müsste, sondern stets „Omuambo". Obgleich also gemäss dieser Ausführung Aa- oder Ovajamba sprachlich richtiger ist, glaube ich, dass es doch angezeigter sei, sich der nun einmal eingebürgerten Bezeichnung Ovambo zu bedienen und ich werde daher in der Folge diese auch beibehalten.

Die Herkunft der Ovambo, die gleich den Ovaherero zu der Banturasse gehören, ist unbekannt; sie haben ihre jetzigen Wohnsitze offenbar schon seit so langen Zeiten in Besitz, dass sich jede Tradition über früher stattgehabte Wanderungen vollständig verloren hat und leider sind auch die Verhältnisse der weiter im Innern Afrika's gelegenen Stämme noch zu wenig erforscht, als dass man es wagen dürfte, schon jetzt eine bestimmte Vermutung über deren Verwandtschaft mit den uns hier interessierenden Völkern auszusprechen.

Die Bezeichnung „Ovambo" oder „Ambostämme" für die sämtlichen innerhalb der im Eingange dieses Kapitels erwähnten Grenzen liegenden Stämme ist selbstredend eine an sich willkürlich gewählte Bezeichnung ziemlich neueren Datums, denn es steht ausser allem Zweifel, dass diese Gruppen keineswegs unter sich etwa näher verwandt sind, als mit den nächstbenachbarten

Stämmen jenseits des Kunene. Nach Süden, Osten und Westen ist die Abgrenzung unschwer, denn da finden wir von ihnen durch weite, unbewohnte Steppen getrennt einerseits die namentlich durch die Sprache leicht zu unterscheidenden Ovaherero und Ovatjimba, anderseits die das Flussgelände des Okavango beherrschenden Bakoba oder Bajeje, deren Verwandtschaft wahrscheinlich in den Stämmen am Kuando etc. zu suchen ist. Wir dürfen auch den Kunene noch als eine wenigstens den politischen Verhältnissen entsprechende Grenzlinie auffassen, indem sich die Stämme jenseits dieses Stromes durch den Kollektivnamen Uumbangala selbst als verschieden von den Ovambo bezeichnen; dagegen ist es zur Zeit unmöglich zu sagen, wie weit die Verbreitung der Ovambo in dem vom Kunene und Okavango eingeschlossenen Keil nach Norden reichen mag. Das Dunkel, das noch über jenem Gebiete liegt, mag zum Teil darin seinen Grund haben, dass dort die Waldformation bereits über die der Steppe vorherrscht und daher die Stämme infolge des erschwerten Verkehrs unter sich wenig Verbindung pflegen; ich habe oft versucht von uns besuchenden Ovavare Nachricht über die nördlich von ihrem Stamme wohnenden Häuptlinge zu erhalten, aber ohne allen Erfolg, da die Betreffenden stets behaupteten, dass in jener Richtung keine Menschen zu finden seien.

Soweit unsere Kenntnisse reichen, können wir zur Zeit die Ovambo in 11 politisch getrennte aber anthropologisch und ethnologisch nahe verwandte Stämme teilen, deren Namen, von Süden nach Norden vorschreitend, folgende sind:

1.	Ondonga mit 20000 Einwohnern,				
2.	Uukuambi	mit ca.	15000	Einw.,	westlich von Ondonga,
3.	Ongandjera	„ „	10000	„	westlich von Uukuambi,
4.	Uukaluẕi	„ „	8000	„	nordwestl. v. Ongandjera,
5.	Ombarantu		?		nordöstl. v. Ongandjera,
6.	Uukuanjama	„ „	20000	„	nördlich von Ondonga,
7.	Ombandja onene	„ „	20000	„	nördlich von Uukuambi,
8.	Ombandja oshona		?		östl. v. Ombandja onene,
9.	Evare		?		nördlich v. Uukuanjama,
10.	Okas̱ima		?		nördlich v. Uukuanjama,
11.	Ehanda	„ „	5000	„	nordöstlich von Evare.

Diese 11 Stämme sind auf ein Gebiet verteilt, das sich ungefähr von 20° 13' südl. Breite bis ca. 16° 30' südl. Breite erstreckt und einen Flächenraum von ca. 140 700 □Kilometer einnimmt. Duparquet gibt die Zahl der Ambostämme auf 16 an, doch ist sicher, dass er die Ovatjimba, die sich in der Nähe des Kunene zu kleinen republikanischen Verbänden gruppiert haben, nicht scharf von den uns hier allein interessierenden Ovambo geschieden hat, und ich habe deshalb auf die Erwähnung jener ganz und gar hypothetischen 5 Stämme Verzicht geleistet.

Im Körperbau unterscheidet sich der Omuambo kaum von dem Omuherero; im allgemeinen können wir jenen vielleicht als etwas kleiner und gedrungener als diesen bezeichnen, doch sind schlank gewachsene Gestalten keineswegs selten. Die Farbe stimmt, soweit die stets den Körper bedeckende Fett- und Ockerschicht üherhaupt ein Urteil gestattet, mit jener der Ovaherero überein; es ist ein Braun, ähnlich der mit Wasser gekochten Chokolade; auch hier findet sich eine mit Ausnahme des Gesichtes über sämtliche Leibesteile verteilte flaumige Behaarung vor, die hauptsächlich am Unterkörper auffallend ist. Das Kopfhaar ist von derselben Beschaffenheit wie bei den Ovaherero; die Behaarung der Geschlechtspartieen ist spärlich, wie auch Schnurr- und Kinnbart nur ausnahmsweise und meist nur bei alten Männern beobachtet werden. Mit zunehmendem Alter färbt sich das Haar schmutzig weiss und bildet dann einen seltsamen Kontrast zu dem braunen, glänzenden Gesicht. Dieses hat eine ovale Form mit niedriger Stirn und deutlich hervortretenden Backenknochen, und ist nicht minder prognath als jenes der Ovaherero. Lippen und Nase zeigen alle möglichen Nuancen, von beinahe rein europäischem Typus bis zu dem des Negers; breite, konkave Nasen mit quer gestellten Nasenlöchern sind aber sicherlich seltener als solche mit schmalen und schiefen Löchern. Hände und Füsse sind verhältnismässig gross; die Muskulatur der Arme und Beine ist keineswegs stark entwickelt und tritt auch bei der den Fettansatz begünstigenden Nahrung weniger hervor, als dies mitunter bei den fast ausschliesslich von omeja lebenden Ovaherero der Fall ist.

Während meines Aufenthaltes innerhalb der Ambostämme sind mir zwei Fälle von Albinismus zu Gesichte gekommen; die betreffenden Individuen, beides Knaben von 12—14 Jahren, zeichneten sich durch flachsgelbes Haar und blassrot gescheckte Haut aus; von äusserst schwächlichem Körperbau genossen beide ein gewisses Mass von mit Scheu gepaartem Mitleid seitens ihrer Genossen.

Obwohl so ziemlich mit den gleichen geistigen Eigenschaften wie die Ovaherero beschert, ist der Charakter des Omuambo doch ein wesentlich anderer, wie dies übrigens bei der grundverschiedenen Lebensweise wohl kaum anders zu erwarten ist. An ein absolutes Regiment gewöhnt und in steter Furcht irgend einer Sache wegen mit dem Tode bestraft zu werden, zeigt er sich dem Fremden und überhaupt dem im sozialen Range über ihm Stehenden unterwürfig und diensteifrig, stolz und tyrannisch dem Untergebenen gegenüber. Sieht er, dass sein Vorgesetzter die Gunst des Königs gewonnen hat, so kann jener von ihm alles erlangen, von dem Moment an aber, da sich der Herrscher von dem Betreffenden abwendet, scheut auch er sich nicht mehr, sein Benehmen in's Entgegengesetzte umzukehren. Derselbe Mann, der mich heute noch auf den Knieen liegend um ein Stück Tabak bittet, ist morgen vielleicht schon der Erste, um mit Hohnlachen den Finger in meine Augen zu bohren, damit verkündend, dass er nun mächtiger sei wie ich.

Mit der gesamten politischen Organisation hängt es auch zusammen, dass die Ovambo bedeutend zäher an den nationalen Sitten, der nationalen Kleidung und dem althergebrachten Kultus hangen, als dieses bei den in jeder Beziehung freieren Ovaherero der Fall ist; während es diese im allgemeinen vorziehen, in europäischer Kleidung zu erscheinen, suchen jene ihren Stolz in der eigenen Tracht und betrachten Hose und Rock als ihrer Stellung unwürdige Luxusartikel.

Die Neigung zum Stehlen ist ein hervorstechender Charakterzug der Ovambo, den sie bei keiner Gelegenheit verläugnen; ich erinnere mich z. B. des Falles, dass einer der reichsten Omŭndonga in meiner Gegenwart einem Händler ein wertloses Kopf-

tuch entwendete, das man ihm, wenn er darum gebeten hätte, ohne ein Wort zu verlieren, geschenkt hätte. In der Handlung selbst finden sie keine Schande, wohl ist aber der Hohn, der auf den fällt, der sich erwischen lässt, um so grösser, und die vom König zudiktierte Strafe pflegt in solchem Falle auch selten auszubleiben.

In einer Beziehung muss ich die Amborasse unbedingt über die der Ovaherero setzen und zwar in Hinsicht ihrer sittlichen Verhältnisse. Wohl pflegen uns Reisende und Kaufleute häufig zu berichten, dass ihnen bei ihrem Eintreffen in einem Stamme sogleich von dem Könige ein oder zwei Frauen zugestellt worden seien und in manchen Fällen hat man daraus einen Schluss auf die Moralität jener Eingeborenen gezogen. Ich glaube aber mit Unrecht, denn durch jene Übergabe von Weibern wird keineswegs die Unsittlichkeit des Häuptlings oder seiner Untertanen dokumentiert, sondern leider — die des Europäers, der jener Herrscher durch sein Geschenk gewissermassen einen Zaum anzulegen sucht, um so die weitere Ausdehnung der Verführung innerhalb seines Stammes zu verhindern. Es ist ja ein allbekanntes Geheimnis, dass die grosse Mehrzahl der Handlungsbeflissenen im tropischen Afrika in wilder Ehe mit eingeborenen Mädchen leben, die ihnen auf ihr Verlangen von einem „Grossen“ zugestellt werden. Dies geschieht aber nicht nur in den französischen oder portugiesischen Besitzungen, sondern ist auch von Angra Pequena aus geschehen und wird in noch weit erhöhtem Masse von den Händlern im Innern betrieben. Der Häuptling, der sich mit dem Besuche eines Weissen beehrt sieht, weiss sehr wohl, dass — wie anderswo so auch bei ihm — der Versucher zu mächtig ist, und was er nicht verhindern kann, das sucht er mindestens einigermassen zu beschränken.

Dies ist die Erklärung, wie sie mir Neɣumbo selbst gegeben hat, und ich bin überzeugt, dass dies auch der richtige Sachverhalt ist. Fällt also jene, durch die Zustellung der Weiber bedingte Beschuldigung dahin, so wird — nehme ich an — der geringste Teil der Weissen überhaupt im Falle sein, Angaben über das Mass des sittlichen Bewustseins und des Schamgefühls

eines Stammes machen zu können, andernfalls dürfte die Schuld wohl auf beiden Seiten zu finden sein.

Geschlechtliche Ausschreitungen unter der Jugend, wie mir solche von Missionar Brincker als bei den Ovaherero äusserst häufig vorkommend berichtet wurden, kommen bei den Ovambo nach Beobachtungen Rautanen's, der seit 15 Jahren teils in Ongandjera, teils in Ondonga wirkt, nur ausnahmsweise vor, wie überhaupt bei diesen Stämmen die Trennung der Knaben und Mädchen innerhalb der Werfte viel strenger durchgeführt ist als dies bei ihren südlichen Nachbarn der Fall zu sein scheint. In einzelnen, der europäischen Kultur noch verschlossen gebliebenen Stämmen wird die Schwängerung eines noch nicht offiziell als mannbar anerkannten Mädchens mit dem Tode des Versuchers bestraft, ja einer, allerdings vereinzelten Aussage zufolge soll in Evare z. B. in der Regel auch das Mädchen getötet werden.

Der Omuambo befleisst sich nicht nur den Fremden gegenüber, sondern auch im Verkehr mit Seinesgleichen stets einer gewissen Höflichkeit; so wird er, um ein Beispiel zu erwähnen, es stets vermeiden, jemandem einen Gegenstand mit der linken Hand zu reichen, wie auch der linkshändige Gruss immer eine Beleidigung in sich schliesst. Bittet man ihn um ein Messer, so übergibt er uns dasselbe in der Weise, dass er die Klinge in der Hand hält und uns das Heft zustreckt, eine Aufmerksamkeit, die man weder bei den Ovaherero, noch bei den Hottentotten findet. Der Sitte gemäss soll stets der Kommende zuerst gegrüsst werden und so kann es vorkommen, dass ein Besucher eine halbe Stunde und länger vor uns knieet, die Sandalen in der Hand haltend ohne dabei ein Wort zu sprechen, geduldig wartend bis wir ihm mit unserm Grusse „Apenduka“ oder „ua tokeloa“ (bist du aufgestanden oder ist es über dir dunkel geworden — am Abend —) zum Sprechen auffordern.

Die Kleidung der Männer beschränkt sich auf einen ca. 30 cm breiten Gürtel aus enthaartem Rindsleder, der ein- oder zweifach um den Bauch geschlungen wird und wie eine Röhre anliegt; durch kleine Lederriemen, die wir in neuerer Zeit auch durch Schnallen ersetzt sehen, wird der Gürtel hinten am Auf-

rollen verhindert. Vorn hängt die 1—1½ m lange, keilförmige, zweifache Schamschürze aus gegerbtem Ochsenmagen mit nach aussen gekehrten Darmzotten. Fleissiges Einschmieren mit Fett erhält das Fell geschmeidig; um zu verhindern, dass es sich verschiebt, wird gewöhnlich um den Unterleib noch ein zweiter, fingerdicker Riemen gewunden. Ein dritter und letzter Riemen endlich verbreitert sich rückwärts über dem After und trägt zwei oft ¼ Meter lange, steif abstehende Zipfel, die unmittelbar der Gesässpartie aufsitzen. Es ist mir leider nie gelungen, die Bedeutung dieser originellen Verzierung zu erfahren; Kambonde behauptete, dass dieselbe ein Symbol ihres Viehbesitzes sei, da die schmalen, nach oben gerichteten Anhängsel entfernt an Ochsenhörner erinnern, doch vermag ich nicht zu sagen, wie weit diese Erklärung wirklich zutrifft. Während die Aandonga die Afteröffnung unbedeckt tragen, verdecken die Ovangandjera dieselbe sorgfältig durch ein kleines Stück Leder von becherförmiger Gestalt, die Ovakuanjama durch eine lange, flach zusammengedrückte Ledertasche, die schief nach oben steht und ebenfalls mit den fraglichen Hörnersymbolen geschmückt ist. Wenn die Ovakuanjama, die Handelsleute per excellence sind, ihre Wanderungen antreten, so pflegen sie in der erwähnten Aftertasche Fett zu bergen, das dann langsam durch die kleine Halsöffnung herausfiltriert und die Gesässspalte geschmeidig erhält, die sich die Leute sonst beim Marschieren durch den feinen Sand leicht wund laufen. Der Kopf bleibt fast ausnahmslos unbedeckt; hin und wieder begegnet man wohl einem europäischen Filzhut oder einem von den Eingeborenen mit Geschick aus den Fasern der Palmblätter selbst verfertigten, breitkrämpigen Hut, die Form desselben verrät uns aber sofort, dass er keineswegs als Bestandteil des nationalen Kostüms aufgefasst sein will. Die Fussbekleidung entspricht ganz jener der Ovaherero und besteht aus einfachen, aus Leder geschnittenen Sandalen, die durch einen, um Fersen und Zehen geschlungenen Riemen festgehalten werden.

Der nach aussen durch den breiten Ledergürtel abgeschlossene Raum über dem Unterleib versieht dem Eingeborenen vollständig die seiner Kleidung abgehenden Taschen, denn dort

birgt er alles, was er auf seinen täglichen Gängen mit sich herum trägt, die Pfeife, den Tabak, seinen Kirri etc.; kommt bei Anwesenheit von Besuchern etwas abhanden, so ist immer das erste, dass man bei den verdächtig erscheinenden Personen jenen Raum inspiziert, da sie unmöglich den Gegenstand anderswo zu bergen vermöchten.

Am Oberarm des Mannes baumelt gewöhnlich mittelst eines Riemchens befestigt die unvermeidliche Schnupftabaksdose; meist besteht diese einfach aus dem oberen Hornende des sogenannten Gemsbockes (Oryx Gazella), das mit einem kleinen Holzpflöckchen verschlossen wird. Ein besonderer, im krausen Haar versteckt gehaltener, spatelförmiger Holzstab dient dazu, den feinen Tabak aus der Dose zu löffeln und an die Nase zu bringen, was der Ovambo mit kaum weniger Zeitaufwand und Wichtigkeit vollführt, als der Hottentotte das Geschäft des Rauchens. Zur vollständigen Ausrüstung gehört nun aber noch das lange Dolchmesser, das in einer auf der äusseren Seite fensterartig durchbrochenen Holzscheide steckt; diese Durchbrechung der vorderen Wandung findet natürlich nur deshalb statt, weil es den Eingeborenen nicht bloss an Instrumenten mangelt, einen dünnen oder schmalen Gegenstand auszuhöhlen, sondern ihnen überhaupt die Kunst abgeht, einen hölzernen Gegenstand aus zwei gesonderten Stücken zusammenzusetzen. Der Griff des teils als Waffe, teils als Handwerksgerät und Spielzeug benützten Messers besteht aus Holz und wird häufig zur Zierde oder grösseren Haltbarkeit mit Kupferdraht umwunden; sehr oft ist das Holzende ausgeschweift und hat dann wiederum jene sonderbare Form, die angeblich Ochsenhörner vorstellen soll.

Das Hauptbekleidungsstück der Frauen ist die omŭχanga, die der omutomba der Hereroweiber entspricht und ebenfalls aus einer unendlichen Zahl kleiner auf Sehnen gereihter Scheibchen von Strausseneierschalen besteht; anstatt dass die omŭχanga aber wie die früher beschriebene omutomba die Gestalt eines Korsetts hat, werden in diesem Falle die einzelnen Ringe nur seitwärts über den Hüften, sowie hinten über dem Gesäss miteinander verbunden, fallen dagegen vorn fächerartig über den Unterleib

und die Geschlechtsteile, die ausserdem noch durch einen besonderen, 2—3 Finger breiten Lederlappen verdeckt werden. Damit die omŭχanga auf der Höhe der Mode sei, müssen die Eierschalencheibchen schön kreisrund und sozusagen poliert sein, um dieses aber zu erreichen, wird das zerbröckelte und durchbohrte Material gewöhnlich vorerst nach Hereroland gebracht, damit es dort zur omutomba verarbeitet werde und durch das Tragen von Seiten der Hererodamen, die gerade umgekehrt die rohen Scheibchen vorziehen, die gewünschte Politur erhalte; ist diese erreicht, so repräsentiert die omŭχanga oft den drei- und vierfachen Wert gegen früher.

Die Gesässpartie wird von der Omŭndonga entweder mit einem breiten, in Hörner auslaufenden und mit Eisenperlen geschmückten Lederlappen oder mit einem becherartigen aber ebenfalls mit Eisen verzierten Lederstück bedeckt, das gerade genügt, um die Afteröffnung zu verhüllen. Die Füsse und der Kopf bleiben stets unbedeckt, wie auch unter den weiblichen Ovambo das Tragen von Schnupftabaksdosen verpönt ist. Bei jungen Mädchen und Knaben tritt an Stelle der omŭχanga resp. des breiten Ledergürtels ein schmaler Riemen, an dem vorn ein je nach Umständen und Anstandsansichten grösserer oder kleinerer Lappen herunterhängt, der aber, namentlich bei kleineren Kindern der Bequemlichkeit halber — auf der Seite getragen wird.

Während die Männer in Amboland ihr Kopfhaar keiner besonderen Frisur unterwerfen, sondern dasselbe nur reichlich mit Fett und Ocker einzuschmieren pflegen, spielt die Haartracht unter dem zarteren, um nicht zu sagen schöneren Geschlechte eine grosse Rolle und gehört überhaupt zu den nationalen Eigentümlichkeiten. Sobald das Mädchen mannbar geworden ist, wird das Haar mit einer aus Fett, Ocker und harzigen Substanzen (wahrscheinlich Milchsaft von Asclepiadaceen und Apocynaceen) bereiteten Mischung eingerieben, trocknen gelassen und nun dieser pechartigen Schicht mit Hülfe derselben Substanz 20—30 ein bis anderthalb Meter lange, zweifingerdicke Stränge aus Palmblattfasern aufgeklebt, so dass der Kopf dann aussieht, als ob er mit niedrigen Pechwürfeln gepflastert sei. Diese Stränge



Aandonga.

fallen bei den Ondonga-Damen einzeln über den Rücken, in Uukuambi und Ongandjera dagegen werden je drei und drei am unteren Ende zusammengebunden; in Uukuanjama haben die einzelnen Stränge kaum die Dicke eines Bleistifts, es ist aber dort Sitte, jene unterhalb des Hinterkopfes zu einem einzigen Strang zu winden, der dann eine gewisse Ähnlichkeit mit einem chinesischen Zopfe hat, nur mit dem Unterschied, dass er nicht geflochten, sondern einfach gedreht ist. Die höchste Ausbildung der Haartracht fand ich bei den Weibern Ombandja's, von deren Schilderung ich jedoch hier absehen kann, da sie bereits an anderer Stelle erfolgt ist; in Oṅkumbi endlich tragen die verheirateten Frauen anstatt des falschen Haares zu beiden Seiten des Kopfes in der Höhe der Ohren weitmaschige, muschelförmige „Flügel", die etwas abstehen und ebenfalls aus Pflanzenfasern (zweifelsohne auch von der Hyphaene) verfertigt werden. Bei einzelnen Männern fand ich gelegentlich meiner Reise jenseits des Kunene das auffallend lange Haar entweder straff rückwärts gekämmt und hinten durch ein Band zusammengehalten oder über den Ohren zu je einem hohen Wulst gekämmt, durch den ein hölzerner Kamm gesteckt war. Bei dem Durcheinander von Ovatjimba, Ovambo, Ovambangala etc., das in Oṅkumbi tatsächlich herrscht, gelang es mir nicht, mit einiger Sicherheit ausfindig zu machen, zu welchen Stämmen die Betreffenden gehörten, ich erwähne diesen Umstand nur, da er zeigt, dass der Kunene für das südwestliche Afrika als Südgrenze der Verbreitung männlicher Haartrachten anzunehmen ist. So unbedeutend die Tatsache an und für sich scheint, so wichtig sind solche Beobachtungen zwecks Studiums der früheren Gruppierung der verschiedenen im Laufe der Zeit durcheinander gewürfelten Stämme, und dies um so mehr, als die den einzelnen Stämmen eigentümliche Tracht, wie die Beispiele im Amboland beweisen, selbst durch vielfältigen, dezennienlangen Kontakt mit anders gesitteten Völkern nicht so leicht verwischt oder durch andere Formen beeinflusst werden kann.

Der Jugend wird das Haar abrasiert, eine Operaiton, die von Zeit zu Zeit wiederholt wird, was unbedingt vom Stand-

punkte der Reinlichkeit und Gesundheitspflege aus sehr zweckmässig, wenn auch vom Standpunkte der Ästhetik aus weniger als schön ist; es mag wohl eine Folge dieser Sitte sein, dass man sowohl bei den Ovaherero wie bei den Ovambo nur selten jener ekelhaften, unter den Hottentotten so sehr verbreiteten Kopfkrankheit begegnet.

Die männlichen Personen tragen, abgesehen von der aus Glasperlen bestehenden Halskette, die als eine Art Patengeschenk aufzufassen ist, in den allermeisten Fällen gar keine Schmuckgegenstände; hie und da sieht man ein einfaches, um den Oberarm gewundenes, ungefähr 2 Finger breites Armband aus Eisenperlen, doch fehlt auch dieses sehr oft. Was das Weib anbelangt, so richtet sich dessen Schmuck natürlich ganz nach den Vermögensverhältnissen seines Eheherrn, sowie nach der Stellung, die es den Nebenfrauen gegenüber einnimmt; ist der Mann sehr reich, so zeigt sich das allererst in dem Gewicht der kupfernen Spangen, die dessen Frau um die Fussknöchel trägt und die oft 4 und 5 kg schwer sind. Junge Frauen pflegen die Knöchel mit Gras zu umwickeln, um zu verhindern, dass der schwere Ring bei jedem Tritt am Fusse scheuert; mit der Zeit wird die Haut jedoch so dick und hornartig, dass sie dieser Schutzdecke entbehren



Fig. 11.

Verheiratetes Ondonga-Mädchen.

kann. Die später hinzugeheirateten Weiber erhalten in der Regel viel leichtere, 1—2 kg schwere Spangen, sie haben ja auch die meiste Arbeit zu verrichten, da sie sozusagen die Sklavinnen der ersten Frau sind, die es nicht nötig hat, Brennholz zu sammeln und Wasser zu schöpfen. Das Gegenstück zu diesen Fussspangen bilden die Spiralbracelets, die am Vorderarm getragen werden und meist so lang sind, dass sie diesen vom Handknöchel bis zum Ellbogen bedecken. Diese Bracelets werden aus Eisendraht verfertigt und zwar in der Weise, dass der damit Betraute die Spiralen direkt um den Arm der Frau windet; vorn haben die Ringe genau den Durchmesser des Armes oberhalb der Hand und erweitern sich dann allmälich gegen den Ellbogen hin. Das Weib kann sich natürlich dieses Armbandes später nicht mehr entledigen ohne die Spiralen gewaltsam aufzuwinden und es ist daher nicht gerade selten, dass man Frauen ohne Vorderarm begegnet, die uns auf unser Fragen antworten, dass sie anlässlich eines feindlichen Überfalles vom Sieger des Gliedes beraubt worden seien, damit sich jener in Besitz der hochgeschätzten Trophäe setzen konnte! Reiche Frauen besitzen mitunter an beiden Armen den geschilderten, jedenfalls sehr unbequemen Eisenschmuck, dessen Wert

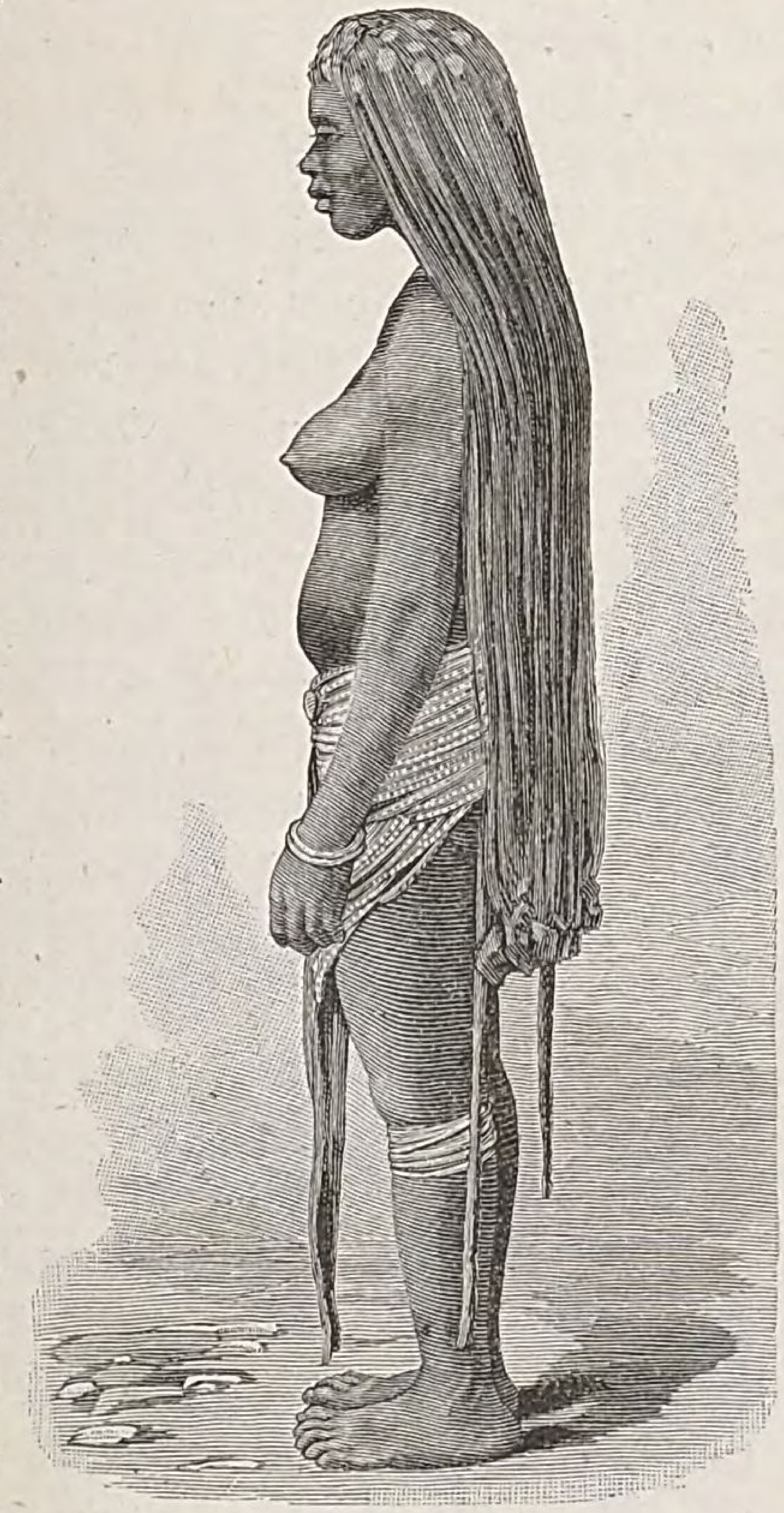


Fig. 12.

Verheiratetes Ondonga-Mädchen.

1—2 Ziegen gleich geschätzt wird; Weiber von gewöhnlichem Stande begnügen sich aber meist mit einem einzigen Bracelet, das, soweit meine Beobachtungen reichen, mit seltenen Ausnahmen am rechten Arme getragen wird.

Sofern die Vermögensverhältnisse den Erwerb dieser Armbänder nicht gestatten, treten an deren Stelle einfache Spangen aus Eisendraht oder aus Palmfasern, wie wir solche, nur aus anderem Material verfertigt, bereits bei den Hottentotten kennen gelernt haben. Ohrzierrat habe ich nur bei wenigen Frauen gefunden, und ich möchte fast vermuten, dass dies eine von Aussen und zwar von Norden her importierte Sitte neueren Datums sei; wo sich solcher findet, da zeigt das stark verlängerte Ohrläppchen meist ein grosses Loch, durch das ein roher Holzpflock aus dem schwarzen Kernholz der Euclea pseudebenus gezwängt ist.

Bei den Frauen und Männern der Aristokratie kommt zu diesen relativ wenigen Schmuckgegenständen noch eine eigentümliche Schneckenschale hinzu, wie Livingstone eine solche in seinen Missionary travels pag. 205 abbildet und beschreibt. Die weiss gefärbte Schale ist von konischer Form mit kurzen, niedrigen, höckerlosen Gewinden und langer, schmaler Mündung; offenbar gehört das Tier zu der Familie der Coniden. In Ondonga fand ich nun allerdings nicht mehr das ganze Gehäuse vor, sondern nur noch das zum Schmuckgegenstand verarbeitete obere, flache, in der Mitte durchlöcherte Ende, das von den Männern um den Hals, von den Weibern aber an der omŭχanga getragen wird. Leute, denen überhaupt die vollständige Schale bekannt zu sein schien, versicherten mich, dass ihnen dieser Schmuck von den Buschleuten zugebracht werde, die ihn ihrerseits am Okavango erwerben; die Wahrscheinlichkeit liegt daher sehr nahe, dass er aus Ostafrika stammt. Livingstone erzählt, dass er einst von Schinte, dem Häuptling der Balonda, ein solches Prunkstück als sichtbares Zeichen der Freundschaft geschenkt erhalten habe, und dass ihm seine Leute bedeuteten, dasselbe sei von ungemein hohem Wert. Dieselbe Beobachtung habe ich auch unter den Aandonga gemacht und ist es mir trotz hoher Angebote niemals gelungen, in Besitz eines solchen Schmuckes zu

gelangen; allem Anschein nach spielt derselbe bei den Ovambo und wahrscheinlich noch anderen, weit von der See entfernten Stämmen sozusagen die Rolle eines hohe Geburt oder Verdienste auszeichnenden Ordens. Nach Aussage der Leute sind die sämtlichen im Stamme vorhandenen Stücke Eigentum des Königs, der sie daher jederzeit zurückverlangen und an andere Günstlinge verleihen kann; der Verkauf von Seite des damit Belehnten aber soll mit dem Tode bestraft werden.

Was die Waffen der Ovambo betrifft, so waren noch bis vor 30 Jahren Gewehre im südlichen und mittleren Amboland so gut wie unbekannt, und die Eingeborenen damals noch durchgehends mit Bogen, Pfeil und Lanze bewaffnet. Seitdem aber weisse Händler Jahr für Jahr das Gebiet mit ihren Tauschartikeln bereisen, hat die Büchse den nationalen Waffen bereits mächtig Konkurrenz gemacht, und es wird wohl nur noch weniger Jahre bedürfen, so ist der Bogen bei den Ovambo so selten geworden, wie dies bei den Ovaherero heute schon tatsächlich der Fall ist. Der Bogen des Omuambo pflegt eine durchschnittliche Länge von $1\frac{1}{2}$ Meter zu haben und wird aus den biegsamen Blattstielen der Hyphaene verfertigt; zu den Pfeilen, deren mehrere centimeterlange, bald lanzettliche, bald pfriemliche Spitze aus Eisen besteht, werden möglichst gerade Zweige einer Grevia-Art genommen. Die Pfeilspitzen sind ausnahmslos vergiftet und zwar mit dem Milchsaft einer buschartigen Apocynacee, die ich unter dem Namen Adenium Böhmianum in meinen Beiträgen zur Flora von Deutsch-Südwest-Afrika beschrieben habe[1]). Wenn sich die Eingeborenen einen neuen Vorrat an Gift verschaffen wollen, so durchschneiden sie einige der dicksten unteren Äste oder auch Wurzeln des Busches und halten deren Enden über ein Feuer. Der dickflüssige, entzündete Milchsaft entfliesst nun langsam in zähen Fäden der Wunde und wird an einem darunter geschobenen Hölzchen aufgewunden; nach dem Erkalten ist die schmutzigbraune Substanz von harter Konsistenz. Soll die Pfeilspitze vergiftet werden, so wird sie einfach bespuckt und dann die der

[1]) Vergl. auch die Anmerkung auf S. 208.

Festigkeit wegen mit Pflanzenfasern umwickelte Verbindungsstelle von Holz und Eisen mit dem Giftstoff beschmiert. Ich habe nie gesehen, dass sich der Omuambo eines Köchers bediente; gewöhnlich trägt er die Pfeile einfach in der Hand. Die Lanze, die stete Begleiterin des erwachsenen Eingeborenen, ist bis zu 2 Meter lang, ganz von Eisen und in der Mitte mit einem Ochsenschwanz geschmückt, der bei besonderen Anlässen, wie z. B. beim Auszug in's Gefecht, von weisser Farbe sein muss; das Blatt ist von schmal lanzettlicher Form, spitz, aber ohne mit den bei centralafrikanischen Stämmen so beliebten Widerhaken versehen zu sein. Die Lanze ist auch bei den Ovambo keineswegs Wurfwaffe; es mag freilich vorkommen, dass sie sich ihrer hie und da auf diese Weise bedienen, aber zur wirklichen Geltung kommt sie allein im Handgefecht, wo der Krieger durch wiederholtes, blitzschnelles Vorwärtsstossen, Drehen und Zurückziehen der Lanze seinen Gegner tötlich zu verwunden sucht. Die Wurfkeule, Kirri[1]) genannt, kann ebenfalls als Waffe, wenn auch nicht im Kampfe gegen Menschen so doch gegen Tiere bezeichnet werden; ich habe deren Form und Anwendung bereits bei den Ovaherero beschrieben und erwähne hier nur noch, dass sich in Amboland jeder Stamm durch eine besondere Bearbeitung des runden Kopfes dieses Wurfgeschosses zu erkennen gibt. Interessant ist jedenfalls, dass auch die Weiber der Ovambo stets bewaffnet sind, zwar nicht mit Bogen und Pfeil, aber doch mit einem langen Dolchmesser, das nicht ohne bedeutende Kunstfertigkeit ganz aus Eisen geschmiedet ist und ohne Scheibe an der omŭχanga hängt. Diese Messer dienen nicht etwa zu denselben Zwecken wie jene der Männer, zum Aushöhlen von Gefässen oder zum Schlachten von Tieren, Arbeiten, die von den Frauen überhaupt nicht verrichtet werden, sondern haben wirklich nur die Bedeutung einer Verteidigungswaffe und werden auch als solche von den Eingeborenen bezeichnet.

Die Werftanlagen der Ovambo sind ausserordentlich kompliziert und mit Worten kaum deutlich zu beschreiben; ich ver-

[1]) Eine von den Engländern importierte Bezeichnung.

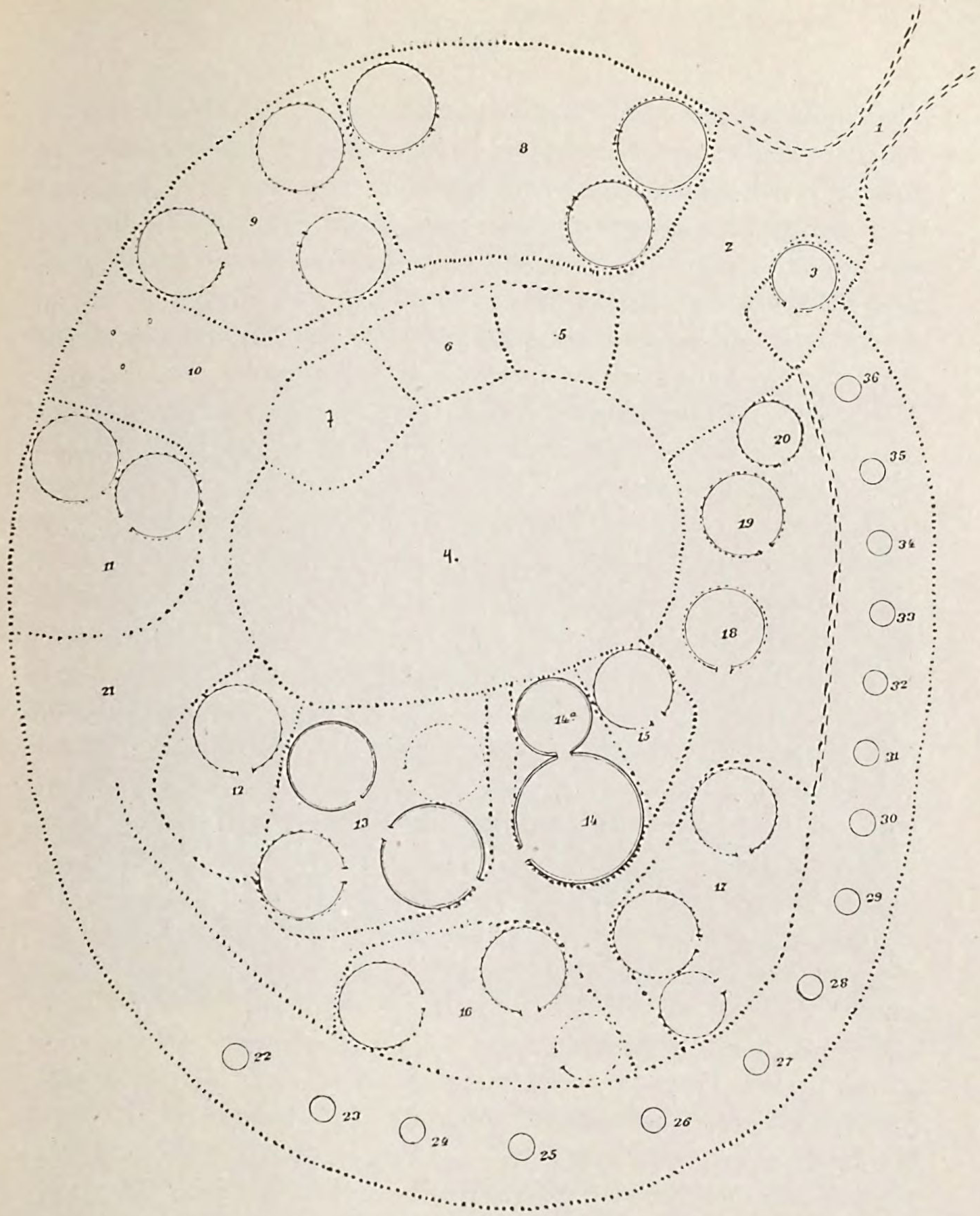


Fig. 13.

Grundriss einer Werft in Ondonga.

1. Eingang (oluanda), 2. Vorhof (omukala), 3 Raum des Wächters (ondjuchuo), 4. Kraal (oshichunda), 5. 6. 7. Kälber-Kraal, 8. Räume der ältesten Nebenfrauen, 9. Räume der nächst ältesten Nebenfrau, 10. Tenne (oshini), 11. Räume der Töchter, 12. Räume der Knaben. 13. Räume der Hauptfrau (oondjuchuo), 14. Audienzraum (oshinjango) mit Raum für Biervorräte (ondunda), 15. 16. 17. Vorratsräume, 18. 19. 20. Gasträume, 21. Spielplatz, 22—36. Kornkörbe (oondunda jichanzi).

Dornverhau, Palissaden, Palmstämme-Wand.

weise deshalb in der Hauptsache auf den vorstehenden Holzschnitt. Ein breiter, beiderseits von Dorngestrüpp besäumter Weg führt uns dem eigentlichen Eingang zu, der gerade einer einzelnen Person Durchlass gewährt; innerhalb dieses Einganges führt uns ein schmaler, von über mannshohen, dicht aneinander schliessenden Palissaden gebildeter Gang im Bogen den inneren Appartements zu. Wir passieren zunächst die uns zur rechten Hand liegenden, gesonderten Abteilungen der Nebenfrauen, denen gegenüber, dem Mittelpunkt der rundlichen Anlage zugerichtet, sich der Kraal und die Verschläge für die Kälber etc. befinden. Je eine Frauenabteilung besteht aus drei niederen Hütten, dem Schlafraum, der Küche und dem Vorratshaus. Die Hütten sind von kreisrundem Grundriss, die Wände aus aufrechten Pfählen von etwa anderthalb Meter Höhe und mindestens beim Schlafgemach sowohl aussen als innen mit Lehm und Mist überschmiert. Auf dieser Pfahlwand ruht das kegelförmige Strohdach, dessen Rand allseitig die Pfähle überragt. Da man sich überhaupt nur nachts in diesen Hütten aufzuhalten pflegt, so sind sie durchwegs sehr niedrig und nur selten kann ein mittelgrosser Mensch aufrecht darin stehen. Den Abschluss der Frauenabteilung bildet die Tenne, eine sorgsam von Steinen gesäuberte Fläche, die überdies mit Lehm und Blut überstrichen wird, um sie vollständig glatt zu machen; es ist dies der Platz, auf dem die Weiber das Korn zu Mehl stampfen. Jenseits der Tenne, aber immer noch zu unserer Rechten, liegen die Hütten für die Töchter sämtlicher Werftfrauen, und an diese schliesst sich nun ein grosser freier Platz an, den man am richtigsten als den Spielplatz der Jugend bezeichnet; auf einigen Pfählen ruht ein leichtes Dach aus Kornhalmen, das die Sonne abhält und in dessen Schatten in der Regel die Mittagsruhe gehalten wird. Hier teilt sich nun der Gang in zwei Äste, deren einer weiter zwischen hohen Palissaden durch nach den inneren Gemächern führt, während uns der zweite rings um diese herum zu den zahlreichen jiγanzi, den Kornkörben, führt; die äussere Werftumzäunung besteht nun aber in der Regel nicht mehr aus Palissaden, sondern einfach aus einem hohen, undurchdringlichen Dorn-

verhau. Die 1—2 Meter hohen, urnenartigen, am unteren Ende etwas zugespitzten Körbe aus Palmfasern stehen auf hohen Dreifüssen und werden von einem leichten Strohdach überdeckt; ihre Zahl richtet sich natürlich nach den Vermögensverhältnissen des Werftinhabers und kann unter Umständen bis 20, ja sogar 30 betragen. In der Nähe des Vorhofes schliesst sich dieser Rundgang sackartig; eine hohe Dornhecke verwehrt sowohl den Aus- als den



Fig. 14.

Kornstampfende Ondonga-Weiber.

Eingang. — Wir begeben uns zum Spielplatz zurück und betreten den bereits erwähnten, zweiten Korridor, der uns bei der zur Aufbewahrung der leeren Bierkalebasse bestimmten Hütte vorüber zu einem Knotenpunkte führt, in dem sich gleichzeitig vier Gänge treffen. Links ist der Eingang zu dem eigentlichen Sanktuarium, das aber seinerseits wiederum aus zwei besonderen Hüttenkomplexen besteht: den inneren Gemächern und den Empfangsräumlichkeiten mit den Vorratsräumen für Milch und Bier; rechts befinden sich Verschläge zur Aufbewahrung des

Küchengeschirrs, der Hacken und anderer Werkzeuge. Wandern wir geradeaus, so kommen wir zu den für die Aufnahme der Gäste bestimmten Hütten, die sich mit dem Rücken wieder dem Vorhof anschliessen, von diesem jedoch durch eine Palissadenwand geschieden sind. — Das Allerheiligste, wie ich oben die inneren Gemächer nannte, ist nur dem Hausherrn und der erstgeheirateten Frau zugänglich; die Palissaden dieses sowie des gegenüberliegenden grossen, ungedeckten Empfangsraumes sind auf der Aussenseite mit dicht aneinander schliessenden, der Länge nach gespaltenen Palmstämmen verstärkt, damit von dem gesprochenen Wort kein Schall nach aussen dringen und kein unberufenes Auge die Vorgänge im Innern belauern kann. Der Komplex der Räumlichkeiten des Hausherrn und der Grossen Frau gliedert sich, abgesehen von der grossen „Wohnstube", noch in einen Schlafraum, eine Küche und eine Vorratskammer, von denen der erstere auch wieder besonders sorgfältig konstruiert ist, ohne jedoch grösser als die entsprechenden Räume der Nebenfrauen zu sein. Damit wäre unser Rundgang durch die Werft beendet; um uns zu entfernen sind wir gezwungen, wiederum den gekommenen Weg in umgekehrter Richtung zurück zu gehen, da kein einziger der kleinen Korridore für sich zum Ausgang führt, sondern ausnahmslos in den einen Hausgang mündet.

Die Zahl der einzelnen Hütten variiert nun mit jeder Werft, es gibt deren mit nur 10, andere mit bis 25 und Neγumbo's oder Ikera's Behausungen mögen mindestens 60 besondere Räume zählen; allen diesen Anlagen liegt jedoch ein und derselbe Plan zu Grunde. Im Stamme der Ovakuanjama ist der Kraal in die nordwestliche Ecke der Werft gerückt und besitzt im Westen für sich einen besonderen Eingang, wogegen die Menschen von Osten her die Werft betreten; eine Folge dieser seitlichen Lage des für das Vieh bestimmten Platzes ist, dass die Räumlichkeiten für die Nebenfrauen und die Tenne nun links vom Osttor liegen, also da, wo wir bei den andern Stämmen sonst den Kraal finden. In Ondonga steht die Werft in einer Ecke des Ackers, in Ombandja dagegen meist mitten darin und das ganze Kornfeld wird dort auch noch ringsum mit einer Dornhecke umgeben; bei Ikera's

Werft war sogar ausserhalb der Dornhecke noch ein anderthalb Meter breiter und 1 Meter tiefer Graben gezogen, eine Riesenarbeit, wenn man bedenkt, mit welch' primitiven Werkzeugen dieselbe ausgeführt werden musste.

Eine Werft der Ovambo, wie ich sie zu schildern mich bemüht habe, macht also nicht nur den Eindruck einer Festung, sondern hat auch ein Recht, auf diese Bezeichnung Anspruch zu

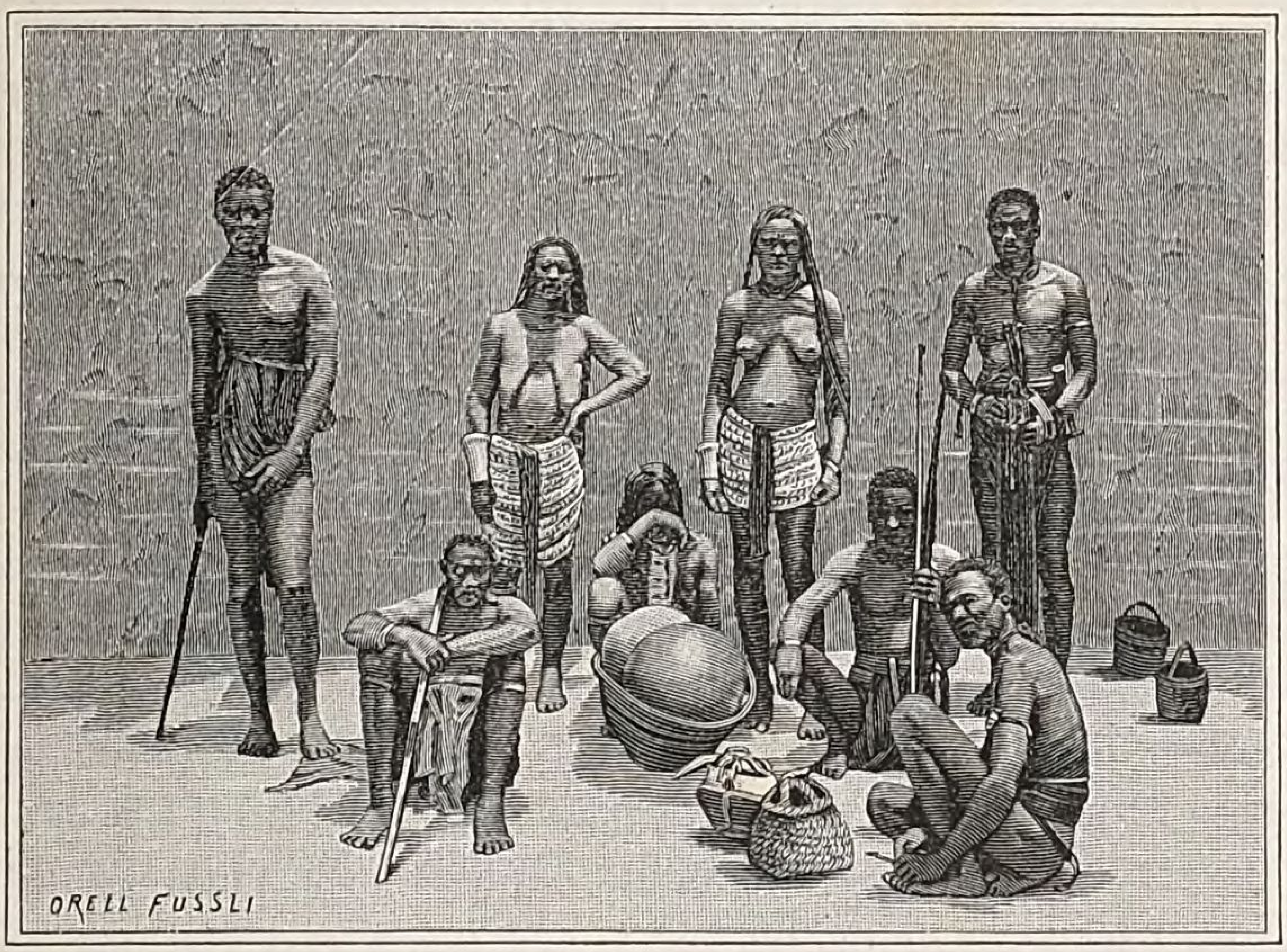


Fig. 15.
Mit Salz, Feldfrüchten und Töpfen reisende Handelskarawane aus Ondonga.

machen; die Palissadenwände sind für die Pfeile des Feindes undurchdringlich und ein plötzlicher Überfall ist wegen der schmalen, nur eben einer Person Durchlass gewährenden Gänge gänzlich ausgeschlossen; gelingt es nicht, die Insassen durch Hunger und Durst zur Übergabe zu zwingen, so ist eine Belagerung stets erfolglos. Weitsichtige Häuptlinge wie Neγumbo oder Ikera sorgen natürlich auch gegen letztere Eventualität, indem sie nicht nur in der Werft Brunnen anlegen lassen, sondern auch zur Anlage mit Vorliebe Palmenhaine wählen, die dann mit ein-

geschlossen werden und ihnen noch Stoff zur Ernährung geben, auch wenn der Kornvorrat längst aufgezehrt ist.

Beinahe alle vier oder fünf Jahre wird die Werft versetzt, doch darf diese Dislokation nur innerhalb des Ackers und stets nur in östlicher Richtung stattfinden. Die Richtung nach Sonnenaufgang spielt hier offenbar eine nicht minder wichtige Rolle als bei den Ovaherero; so muss ja auch der Eingang zur Werft und sogar der Zugang zu einem gegrabenen Brunnen stets im Osten angelegt werden, und will einer sein Feld bestellen, so darf er in Uukuambi z. B. dasselbe nur von dieser Himmelsrichtung aus betreten. Die Verlegung der Werft hat natürlich den enormen Vorteil, dass der Ackerboden nicht total ausgesogen, sondern ihm Gelegenheit geboten wird, sich von Zeit zu Zeit wieder zu erholen. Ist die Werft am Rande des Ackers angelangt, so wird ohne weiteres der nächst daran stossende Grund und Boden urbar gemacht und dafür ein anderes Stück des bis dahin Jahr für Jahr bestellten Feldes brach liegen gelassen. Die Erlaubnis zur Verlegung von Acker und Werft in eine andere Gegend des Stammes kann nur der Häuptling erteilen, dem der Boden überhaupt auch gehört, und der von seinem Rechte namentlich dann Gebrauch zu machen pflegt, wenn es gilt, missbeliebige Personen aus seiner unmittelbaren Nähe zu verbannen.

Unter den Gerätschaften der Ovambo ist in erster Linie die Hacke zu erwähnen, die aus einem hölzernen Handstück besteht, durch dessen Ende, das durch ein kurzes natürliches Aststück verstärkt ist, der Nagel des eisernen Blattes gesteckt ist, in der Weise, dass letzteres mit dem Holzstiel einen schiefen Winkel einschliesst. Es ist dies übrigens die allgemein im südlichen und mittleren Afrika gebräuchliche Form; zweiarmige Hacken, wie solche Monteiro aus Angola abbildet, habe ich in Amboland nie gesehen. Die Milchgefässe werden aus den Stämmen verschiedener Balsamodendron-Arten, deren Holz bekanntermassen ausserordentlich weich ist, verfertigt. Aus demselben Material schnitzt sich der Omuambo auch seine hohen Bierbecher, denen er mit glühendem Draht eine Reihe einfacher, aus geraden Linien bestehender Ornamente einbrennt. Bier wird in grossen,

ausgehöhlten Kürbissen (Lagunaria vulgaris) aufbewahrt, wie auch kleinere, durch Umbinden vor der Reife in die gewünschte Form gebrachte Flaschenkürbisse als Bierschöpfer verwendet werden.

Die Hacken, Messer, Pfeilspitzen und Speere werden, sowie auch die eisernen Perlen nur in gewissen Stämmen fabriziert; in Ondonga z. B. gilt das Schmiedehandwerk als entehrend und wird daher den im Stamme ansässigen Ovakuanjama überlassen. Die Werkzeuge des Schmiedes bestehen aus einem schweren Stück Eisen — dem Hammer —, einem eisernen Meissel und dem Ambos, einem kleinen kegelförmigen Eisenstück, das mit der Spitze in einen Baumstamm getrieben und auf dessen verbreiterten Kopfe verschieden grosse Vertiefungen zur Formung der Perlen angebracht sind; ein Stück Rinde, das knieförmig gebogen wird, dient als Zange. Der Blasebalg stimmt vollständig mit dem in Angola etc. zur Verwendung kommenden überein und bedarf daher wohl keiner besonderen Schilderung. Eisenerze finden sich, wie hier bemerkt sein mag, in keinem der von mir besuchten Stämme und sollen nach Aussage der Eingeborenen von jenseits des Kunene importiert werden.

Die Töpfer bilden gewissermassen ebenfalls eine besondere Gilde; das Formen der irdenen, dickbauchigen Töpfe ist sogar Geschäftsgeheimnis und wird streng gewahrt[1]); so viel mir bekannt ist, sind es namentlich die Ovakuambi oder Ovakuanjama, die dieses Handwerk treiben.

Wie die Ovakuanjama durch ganz Herero- und Amboland als gewandte Schmiede bekannt sind, so rühmt sich seinerseits der Omŭndonga der kunstgerechten Kupferbearbeitung. Die Kupfererze werden von Alters her aus der sogenannten Otavimine im Südosten Ondonga's, dem heutigen Upingtonia, gewonnen. Das Erz wird in der Regel von den in jenem Gebiete hausenden Buschleuten, die Kambonde als ihren Oberherrn anerkennen, gebrochen und an den Fuss des Berges transportiert, wo Aandonga die Stücke sodann in Empfang nehmen und in Fellsäcken nach Ondonga bringen. Dort muss die kostbare Last dem Häuptling

[1]) So wird in Uukuambi z. B. das Betreten einer Töpferhütte nur den mit der Arbeit Betrauten gestattet.

oder einem von diesem bezeichneten Grossen abgeliefert werden, der sie einschmelzen lässt und die gewonnenen Kupferstangen schliesslich an Unterhändler verkauft. Ondonga ist meines Wissens der einzige Ambostamm, der Kupfer exportiert und damit die übrigen Stämme versorgt, indem er seinerseits von jenen dagegen Eisenwaaren, irdene Töpfe und Tabak eintauscht. Ein nicht minder wichtiger Ausfuhrartikel des genannten Stammes ist das Salz, doch scheint dasselbe empfindlicher Konkurrenz von Seite Uukuambi's und Ongandjera's zu begegnen.

Ein ganz besonderes Geschick besitzen die Ovambo im Flechten von grossen Körben aus Palmblattfasern, obgleich sie in dieser Kunst den Barotse z. B. noch bei weitem nachstehen.

Die Musikinstrumente der Ovambo sind entsprechend dem nur gering entwickelten musikalischen Verständnis ziemlich roher Natur. Die grosse Trommel besteht aus einem 1½ Meter langen, ausgehöhlten Palmstammstück, dessen eine Öffnung von einem Rindsfell überspannt ist; der Spielmann nimmt das unförmliche Instrument zwischen die Kniee und schlägt nun in bald schnellerem und bald langsamerem Tempo mit den Handballen auf das Fell. Die Trommel darf bei keinem Tanzgelage fehlen, dient aber auch bei Ausbruch eines Krieges dazu, die bewaffneten Leute zu versammeln; der dumpfe Ton ist über eine Viertelstunde weit hörbar.

Etwas höhere Anforderungen an das Musiktalent des Spielers stellt eine Art Harfe, deren Resonanzboden aus einem ausgehöhlten, dicken Aststück einer Balsamodendron-Art besteht; die 5—7 Saiten entstammen dem Schwanze der Girafe. Die in Angola bis nach Oñkumbi hinunter allgemein verbreitete „marimba“ fehlt südlich vom Kunene.

Die Hauptbodenprodukte der Ovambo sind Kafferkorn (Andropogon Sorghum *Brot.*)[1], in der Sprache der Aandonga jilia genannt, Hirse oder Pennisetum spicatum (*L.*) *Kcke.* — omũɣango der Aandonga —, omakunde oder Bohnen und die ihre Früchte unterirdisch zur Reife bringende Voandzeia subterranea *Th.*, eine

[1]) Und zwar in verschiedenen Varietäten, bezüglich derer ich auf Heft V meiner Beiträge (Abhandl. d. bot. Vereins d. Provinz Brandenburg 1891) verweise.

zweite Bohnenart. In den Stämmen längs des Kunene wie Gross- und Klein-Ombandja, Evare etc. zeigt sich überdies auch die Tabakkultur in grossem Massstabe, dagegen kennt oder besser pflegt man den Tabak weder in Ondonga, noch in Uukuambi, noch in Uukuanjama. Mais wird wohl hie und da von einzelnen Leuten, aber niemals in grösserer Menge gezogen, ebenso sind Manihot, Bataten und Erdnüsse im Gebiete der Ambostämme von der Kultur ganz ausgeschlossen; die Südgrenze des Anbaues dieser sowie des Mais verläuft dem Kunene-Strome entlang bis in der Breite von Evare und zieht sich dann in gerader Linie bis zum Okavango, dem Laufe dieses Stromes, aber ausschliesslich auf die rechtsseitige Uferlandschaft beschränkt, bis zum Ngami-See folgend. Im Osten des genannten Beckens scheint dessen Ausfluss, der Botelet oder Suga ebenfalls eine natürliche scharfe Grenze in dieser Beziehung gegen den Süden, die Kalaχari, zu bilden.

Mitte September wird mit den Vorarbeiten der Feldbestellung begonnen, indem die Äcker von den Weibern mit grossen, aus Palmblattspreiten verfertigten Besen von den vorjährigen Stoppeln und Halmen gesäubert werden, wobei sie dann die letzteren in grossen Haufen auf dem Acker selbst verbrennen. In der ersten Woche des Oktober wird das Feld ausgiebigst gedüngt, indem man den Mist im Kraal sammelt und in kleinen Palmkörben auf den Acker trägt. Nun heisst es geduldig die Regenzeit abwarten. Vermögliche Eingeborene, die über einen grossen Kornvorrat verfügen, pflegen gewöhnlich schon bei den ersten Anzeichen des Regens eine Aussaat vorzunehmen, da sie, falls sich jene als trügerischer Natur erweisen sollten, immer noch genug Korn haben, um ihr Feld auch ein zweites und drittes Mal bestellen zu können; weniger Begüterte dagegen beginnen mit dieser Arbeit erst, wenn der Regen wirklich kräftig einsetzt. Den strenge befolgten Vorschriften gemäss darf nur nach Sonnenaufgang und ebenso nie nach Sonnenuntergang gesäet werden; die Weiber, denn diesen liegt die Bearbeitung des Feldes ob, begeben sich nun mit einem Korb voll Korn, in dem zwei grüne Äste des Peltophorum africanum *Sond.* stecken, auf den Acker,

und machen mit der Hacke eine Anzahl von Löchern, gleichzeitig einige Körner der zu säenden jilia z. B. hineinwerfend, mittelst des Fusses diese mit der aufgeworfenen Erde zudeckend. In's erste Loch wird der eine der beiden Äste gepflanzt, der nach der Meinung der Leute die Kraft besitzen soll, den Regen anzuziehen, weshalb auch der Baum im Oshindonga oshiγua sh'omvula, Regenstrauch genannt wird.

Sobald das Korn keimt und die jungen Pflanzen über dem Boden erschienen sind, werden zwischen diese, in Längsfurchen die Bohnen ausgesäet und nun folgt die täglich mit vielem Fleiss vorgenommene Arbeit des Hackens und Jätens, um das fabelhaft rasch wachsende Unkraut vorweg zu entfernen, zu dicht stehende Pflanzen zu lockern und leere Stellen nachträglich nochmals zu besäen. Jeder Acker ist in zwei oder mehrere Anteile getrennt, in den des Mannes und den oder die seiner Weiber, doch müssen die letzteren auch das ihrem Eheherrn zukommende Stück bearbeiten; nur wenn die Arbeit sehr drängt, kann es vorkommen, dass auch der Mann mit auf dem Felde hilft, was dann allerdings als eine Armut bezeugende Erniedrigung gilt. In dieser Beziehung sind die Ansichten selbst bei benachbarten Stämmen verschieden: der Ambomann setzt seine Ehre darauf, selbst die Kühe zu melken und überlässt die Feldarbeit dem weiblichen Geschlecht, bei den Ovaherero hingegen ist letztere die Aufgabe der Männer und die Milchwirtschaft fällt den Weibern zu.

Der Anbau von Korn, Hirse und Bohnen ist übrigens kein gleichmässiger; da das Kafferkorn vornehmlich zur Bierbereitung verwendet wird, so pflegen nur die Vermöglichen dasselbe in grösserer Quantität zu pflanzen, während der Mittelstand sich auf Hirse und Bohnen beschränken muss.

Die Ernte fällt in den Juni oder Juli; die Ähren werden von Hand gebrochen, gesammelt auf einer mitten im Acker provisorisch errichteten Tenne, der olupale, ausgebreitet und mittelst des Kornstampfers (omiγi) gedroschen, indem einfach mit dem dünnen Ende desselben im Takt auf den Haufen geschlagen wird. Die aus dem Stamme der Berchemia discolor, des omŭje, verfertigten Stampfer sind etwa von Mannshöhe und an einem

Ende stark verdickt, um den Schlägen oder Stössen die nötige Wucht zu verleihen.

Das gedroschene Korn wird sodann, um es vor Termitenfrass zu sichern, mit der Asche bestimmter Combretumbäume gemengt und nun in den schon erwähnten urnenartigen Körben, die aussen mit Lehm bestrichen sind, geborgen. Bevor die Bohnen in die Behälter wandern, weicht sie der Eingeborene vorerst eine Nacht lang in Wasser auf und lässt sie dann in der Sonne trocknen, offenbar um ein späteres Keimen zu verhindern.

Sobald das Korn eingeerntet ist, hält der König über die sämtlichen Viehherden seiner Untertanen grosse Revue ab, indem man jene zu seiner Residenz treibt und ihm zur Besichtigung vorführt. Nach Beendigung dieser von Tanz- und Trinkgelage begleiteten Festlichkeit entlässt man die Herden in die Felder, damit sie sich dort an den grünen, zuckerhaltigen Halmen nach Herzenslust zu gute tun. Es ist nicht ganz unwahrscheinlich, dass diese Herdenschau der letzte Überrest eines Erntefestes ist, das tatsächlich noch jetzt alljährlich in Ehanda z. B. gefeiert wird, wo bei dieser Gelegenheit von sämtlichen Feldfrüchten dem höchsten „Karunga" ein Teil als Opfer zufällt.

Vor der Ernte bedürfen die Rinder und das Kleinvieh der doppelten Aufsicht, um sie am Einbrechen in die Felder zu verhindern, wie denn auf solchen Vergehen relativ hohe Strafen stehen, die übrigens verschiedener Natur sind, je nachdem der Einbrecher eine Kuh, ein Ochse oder eine Ziege war; ich erinnere mich sehr wohl, in dieser Beziehung mit meinen Ziegenherden mehr als eine betrübende Erfahrung gemacht zu haben. Was das Vieh auf dem Acker übrig lässt, wird alsdann eingesammelt und teils zum Dächerbau, teils als Brennmaterial verwendet, und nun liegt das vor kurzer Zeit noch so herrlich grünende Feld wiederum öde und tot da; ein Fremder würde jetzt kaum ahnen, welch' wunderbarer Garten das Land zur Zeit des wogenden Kornmeeres ist.

Die Viehzucht wird von den Ovambo mehr als eine Sache von untergeordnetem Wert betrachtet und hat daher bei weitem nicht die Bedeutung wie bei den Ovaherero. Schon der Um-

stand, dass alle Rinder Eigentum des Königs sind, der gelegentlich der Ankunft von weissen Händlern in unbeschränktester Weise darüber zu verfügen pflegt, macht, dass der Omuambo für die Vermehrung derselben nur geringes Interesse fühlt, und da er auch kein besonderer Freund von Milch ist, so genügen ihm 20—30 Rinder vollauf, um von Zeit zu Zeit seinen Freunden ein Festgelage bereiten zu können. Ochsen, Kühe und Ziegen sind von bedeutend kleinerem Wuchse als bei den Ovaherero und von derselben Rasse, wie wir sie nördlich vom Kunene in Benguela und Angola finden; die Hörner sind kurz und meist nur mit einer Windung versehen, die Beine ebenfalls kurz und die Hufe klein. Schafe fehlen mit geringen Ausnahmen ganz und scheinen, wo sie vorkommen, von den Hottentotten übernommen zu sein. Auf dem jenseitigen Kuneneufer soll in allen Stämmen auch das Schwein als Haustier getroffen werden, diesseits ist mir sein Vorkommen jedoch nur in Uukuanjama bekannt, doch dürfte dasselbe nach meinen Beobachtungen auch bald in den übrigen Ambostämmen günstige Aufnahme finden. Die Hühnerzucht ist in den sämtlichen Stämmen verbreitet und obwohl die Hühner durchschnittlich nur die Grösse eines kräftigen Rebhuhnes besitzen, so sind sie als fleissige Eierleger doch sehr geschätzt; wie die Versuche der portugiesischen Ansiedler in Oṅkumbi beweisen, halten sich übrigens auch unsere grössten europäischen Rassen ganz ausgezeichnet. In Uukuambi scheinen die Eingeborenen ganz besonders viel Geflügel zu besitzen; ich tauschte dort für je eine Nadel oder ein kleines, handbreites Stück Zeug ein Huhn ein.

Zu den von den Ovambo gepflegten Haustieren sind endlich noch Hund und Pferd hinzuzufügen, das letztere wird ihnen zu dem Preise von 10—16 ja oft zu 20 Ochsen von den aus Hereroland zureisenden Händlern verkauft und man sieht daher Pferde nur in den Händen von „Grossen“. Die Hunde erfreuen sich einer guten Pflege und repräsentieren einen hohen Wert, da sie als besonderer Leckerbissen überaus geschätzt sind.

Das verbreitetste und allgemeinste Nahrungsmittel in fester Form ist unbestreitbar der Kornbrei, der in der Weise zube-

reitet wird, dass man einfach das weisse jilia- oder omŭɣango-Mehl in Wasser kocht, das jedoch auch, wenn die Verhältnisse es erlauben, durch Milch ersetzt wird. Ein solcher Brei schmeckt, wie ich aus eigener Erfahrung berichten kann, ganz gut. Das Mehl des Kafferkornes ist weniger weiss und wird nur selten in dem Masse wie das des Pennisetum genossen; besitzen die Leute einen grossen Vorrat davon, so pflegen sie die Körner leicht zu stampfen und dann in Wasser aufzuweichen. Die Bohnen bilden entweder eine Zugabe zum Brei oder zur Fleischspeise, sind aber als Nahrungsmittel bei weitem nicht von der Bedeutung wie der Kornbrei, wie denn des letzteren Nährwert auch überhaupt hoch über dem der schwer verdaulichen Bohnen steht.

Im Gegensatze zu dem geizigen Omuherero schlachtet der Omuambo verhältnismässig häufig Stücke aus seiner Herde und sucht sich dann auch stets zu diesem Zwecke die fettesten Rinder aus, während sein südlicher Nachbar bei solcher Gelegenheit gerade das kleinste und in jeder Beziehung mangelhafteste Öchslein vorziehen würde. Schakale, Hyänen sowie sämtliche Vertreter des Katzengeschlechtes werden verschmäht, dagegen die grossen Landschildkröten, Stachelschweine und namentlich Kröten eifrig gejagt. Die beiden ersteren sind ziemlich selten und erscheinen nur ab und zu auf dem Tische des Königs, dem sie seine getreuen Untertanen als Geschenk zutragen; Kröten und Fische dagegen sind zur Regenzeit ausserordentlich häufig und werden dann entweder gekocht oder in rohem Zustande aufgeschnitten, von den Eingeweiden gesäubert und gesalzen für die trockene Zeit aufbewahrt. Die Speisen erhalten ohne Ausnahme eine Würze von Salz, das aus den verschiedenen Salzpfannen gewonnen wird; der Verkauf desselben ist insofern Monopol der Häuptlinge, als diesen allein das Recht der Ausbeutung der Lagerstätten zusteht. Je ein oder zweimal im Jahr lässt der König eine grössere Quantität holen und dieselbe gegen geringe Entschädigung in Korn etc. unter seine Leute verteilen; einzelne Stämme, wie Oṅkumbi z. B., besitzen keine eigenen Salzpfannen und müssen daher dieses kostbare Gewürz gegen eines ihrer Landesprodukte, wie Tabak, von einem benachbarten Stamme

eintauschen. In Ondonga wird das Salz in flachen, grossen, rohen Platten auf den Markt gebracht und muss deshalb vor dem Gebrauch erst gewaschen werden, in Uukuambi hingegen wurden mir ziemlich weisse Klumpen von kegelförmiger Form zum Kauf angeboten, die in dieser Gestalt als Handelswaare bis weit hinauf nach Uuilla und Caconda gebracht werden. Von den als Nahrungsmittel erwähnenswerten Feldfrüchten nenne ich die Früchte der Hyphaenepalme[1]), deren faseriges Mesocarp ähnlich dem sogenannten Johannisbrot (Ceratonia siliqua) schmeckt, ferner die kirschengrossen Beeren des Diospyros mespiliformis *Hochst.*[2]), die länglichen der Berchemia discolor *Hems.*[3]) und der Ximenia americana *L.*[4]), die pflaumenähnlichen der Sclerocarya Schweinfurthiana *Schinz*[5]), die Früchte der auch aus Madagaskar bekannten Strychnos spinosa *Lam.*, welche die Grösse einer Orange erreichen; von weiteren im Haushalte des Omuambo Verwendung findenden Pflanzen erwähne ich der Knollen einer Ceropegia-Art, sowie der Zwiebeln einer Reihe verschiedener Monokotylen.

Eine kaum minder wichtige Rolle wie der Hirsebrei spielt das Kornbier, omalofo genannt, zu dessen Bereitung ausnahmslos nur Kafferkorn dient. Wenn der Omuambo Bier brauen will, so weicht er das Korn vorerst in Wasser auf und vergräbt es sodann in die Erde, um das Keimen desselben zu bewirken; ist dies erreicht, so werden die Körner zu grobem Mehl gestampft, in einem irdenen Topf gekocht und nun durch einen Trichter aus Palmblättern und Pharnaceumrasen filtriert. Die klare Flüssigkeit wird nunmehr in einer Kalebasse in das Vorratshaus gebracht und dort einer langsamen Gährung überlassen; nach 1 oder 2 Tagen ist das Getränk fertig und darf kredenzt werden. Man kann wohl dreist behaupten, dass die Männer von früh

[1]) H. ventricosa *Kirk.*; die Aandonga nennen den Baum omulunga, die Frucht ondunga.

[2]) Der Baum wird omuandi, die Frucht onjandi genannt.

[3]) Omuje (der Baum), ombe (die Frucht).

[4]) Oshipeke (Frucht).

[5]) Omuγongo (Baum), ongonge (Frucht).

morgens bis abends spät, falls sie nicht einer Feldarbeit obliegen, oder, was häufiger ist, schlummern, bei der Bierkalebasse sitzen; in grösseren Werften hört man deshalb auch während des ganzen Tages ohne Unterbruch die dumpfen Töne des den Weibern anvertrauten, nie ruhenden Kornstampfers. Es unterliegt kaum einem Zweifel, dass das omalofo ausserordentlich nahrhaft ist, und glücklicherweise äussert es nur, wenn in grossem Übermasse genossen, seine berauschende Wirkung; so ist es denn auch erklärlich, dass man die Eingeborenen eigentlich nie bei einer Mahlzeit trifft, ja dass die Leute eine solche überhaupt Tage lang ohne Nachteil entbehren können, sofern ihnen nur genug Bier zur Verfügung steht.

Ontaku nennt der Omuambo das gröbere Mehl, das sich beim Stampfen des Kornes ergibt; dieses wird von dem feineren gesondert, mit bereits fertigem Bier übergossen und kann nun sofort genossen werden. Dem Fremden schmeckt es kaum so gut, wie das eigentliche omalofo und schon deshalb nicht, weil es halb Brei, halb Flüssigkeit ist; sein Nährwert übersteigt indessen noch jenen des eigentlichen Bieres.

Ein weiteres Getränk, das omaγongo, liefern die ongonge, die Früchte der Sclerocarya Schweinfurthiana; die pflaumengrossen Früchte werden vor der Reife gesammelt, mit Gras zugedeckt, und dann, sobald sie sich gelb gefärbt haben, in einem Ochsenhorn zerquetscht. Die prickelnde Flüssigkeit ist von hellgelber Farbe, von einem stark an Rauscher (Sauser) erinnernden Geschmack und hat auch berauschende Wirkung, die jedenfalls der des importierten Branntweins oder Aguardente nichts nachgibt. Der omŭγongo, der mit seinen langen, biegsamen Ästen und seinem dunkeln Laube die schönsten Landschaftsbilder wirkt, die uns Amboland bietet, reift seine Früchte im April und zu dieser Zeit beginnt dann auch die omaγongo-Saison, die in guten Jahren 2—6 Wochen dauert, die Eingeborenen zu wahren Teufeln und für den Europäer den Aufenthalt unter der unausgesetzt betrunkenen Bande zur Hölle macht. Diese Folgen des omaγongo-Genusses sind den Ovambo übrigens keineswegs fremd und in einzelnen Stämmen, wie in Ongandjera z. B., ist daher

auch während dieser Zeit das Tragen der Waffen vorsichtshalber strengstens untersagt.

Die Nutzniessung sämtlicher omiγongo (Plural von omŭγongo) innerhalb eines Stammes wird vom Häuptling an ihm besonders genehme Untertanen verteilt und zwar mit der Bestimmung, dass ein Teil des Ertrages in die Werft des Königs wandern soll. Die ziemlich grossen, steinharten Kerne werden von der ärmeren Klasse gesammelt, die daraus Öl presst, um damit anstatt des dem Armen ja meist fehlenden Rinderfettes den Leib einzureiben.

Während der Genuss des omalofo von Seite des Missionars den Missionsgliedern gestattet wird, ist diesen jener des omaγongo aus jedenfalls nur zu billigenden Gründen untersagt.

Wenn infolge einer Missernte Hungersnot eintritt, und leider gehört eine solche keineswegs zu den Seltenheiten, so wird in der Regel auch auf die Palmen rekurriert; alles, was daran von einigermassen weicher Konsistenz ist, muss in diesen Zeiten namenloser Entbehrung als Nahrungsmittel dienen.

Ich habe bereits erwähnt, dass Tabak nicht in sämtlichen Stämmen kultiviert wird, sondern sich dessen Anbau grösstenteils auf die beiderseitigen Uferlandschaften des Kunenestromes beschränkt; die Verwendung dieses Genussmittels in der Form des Schnupftabaks ist jedoch in ganz Amboland bekannt und gebräuchlich. Geraucht wird einheimischer Tabak im Ganzen wenig, und soviel ich bemerken konnte, eigentlich nur von den wohlhabenden Leuten, was vielleicht daher kommt, dass der Stoff verhältnismässig teuer ist; dagegen ist die Gewohnheit ihn zu schnupfen ganz allgemein. Der beste Tabak wird von jenseits des Kunene, von Oṅkumbi, Otjiteve und Omulondo aus eingeführt und zwar in Gestalt runder Kugeln von 15 cm Durchmesser; von minder guter Qualität ist jener des Ombandja-Stammes, der in flacher Form zum Verkauf kommt und dessen Zubereitung auch mit viel weniger Sorgfalt ausgeführt wird, als auf der entgegengesetzten Seite des Stromes. Ein Stück Ombandja-Tabak würde sicherlich jeder, mit den Verhältnissen unbekannte Europäer für ein Stück Torf erklären; der Genuss, ihn

zu rauchen ist auch ziemlich zweifelhafter Natur. Die daχa-Pflanze der Hottentotten, ist den Ovambo zur Zeit noch unbekannt, und wird auch, da das Rauchen nur von beschränkter Verbreitung ist, kaum Eingang finden, jedenfalls eher zum Nutzen als zum Schaden der Eingeborenen. Die Tabakspfeife des Omuambo zu schildern, kann ich mir erlassen; die Form derselben weicht von der bei den Ovaherero Gebräuchlichen nicht wesentlich ab. Da die Ovaherero sich mit Schmiedearbeiten nicht abzugeben pflegen, so scheint es mir, wie schon früher bemerkt, sehr wahrscheinlich, dass deren Tabakspfeife, deren langes, eisernes Rohr sicher bedeutende Kunstfertigkeit in der Herstellung voraussetzt, nördlichen Ursprungs ist und wohl aus Amboland stammt. — Wahrscheinlich ist auch die Verwendung des Tabaks, den die Ovambo gleich den Ovaherero omakaja nennen, in der Form des „Schnupfens" bei unsern südafrikanischen Bantustämmen älter als die Gewohnheit des Rauchens; dem Ovaherero wurde sie vielleicht erst durch die Berührung mit den Bergdamara und Hottentotten bekannt.

XIII. Kapitel.

Gesellschaftliche Verhältnisse, Sitten und Gebräuche der Ovambo.

Die Stämme der Ovambo teilen sich ähnlich wie die der Ovaherero in eine Anzahl von Gruppen; letztere bezeichnen diese Gruppen als omaande, erstere als omasimo. Der Unterschied besteht aber nur im Namen, in Bedeutung und Satzungen dagegen stimmen beide in der Hauptsache überein.

Bei den Ovambo habe ich nur zwei omasimo ihrer Existenz und ihrem Charakter nach feststellen können, nämlich die der ekuanakamba, der Adeligen, und die der ekuananime, der Priester; das Volk, das sich nicht einer dieser zwei leicht auseinander zu haltenden Gruppen zuteilen lässt, gehört zum Plebs; ob inner-

halb des letzteren zur Zeit noch weitere „omasimo"-Einteilungen stattfinden, ist mir zwar unbekannt, aber auch unwahrscheinlich, da ich trotz vielfacher bezüglicher Bemühungen nie die leiseste Andeutung darüber erhalten konnte.

Die esimo[1]) ekuanakamba bezeichnete ich als die der Adeligen, da aus dieser allein die Häuptlinge hervorgehen können und zwar ist auch hier wie bei den Ovaherero nur die Deszendenz in mütterlicher Linie massgebend. Die Glieder der ekuanakamba erfreuen sich in jeder Hinsicht einer bevorzugten Stellung gegenüber dem Plebs. Sie tragen als äusseres Abzeichen ihrer hohen Abstammung fast allgemein die „ombuχa", jene bereits früher erwähnte flache Schneckenschale. Sie allein haben das Recht, jederzeit vor dem Könige zu erscheinen. Wählt sich ein Omuambo, sei er von Adel oder nicht, ein Mädchen aus der esimo ekuanakamba zur Frau, so ist er gezwungen sich mit dieser zu begnügen und folglich in Monogamie zu leben; eine Ausnahme von dieser äusserst strenge beobachteten Regel ist einzig dem Häuptlinge gestattet. Stirbt dem Ehemann seine aus der esimo ekuanakamba stammende Frau, so darf er zwar wieder weitere Ehen eingehen, aber nur mit Mädchen aus der Gruppe der Nichtadeligen, mit den Adeligen dagegen ist für ihn in der Folge gesetzlich jede Verbindung ausgeschlossen. Eine weitere, den Adeligen zukommende Vergünstigung besteht darin, dass ein Omŭkuanakamba, über den der Häuptling das Todesurteil ausgesprochen hat, nicht erdrosselt, sondern erschossen wird, infolge dessen sein Leichnam auch nicht den Schakalen und Hyänen zum Frass anheimfällt, sondern an Ort und Stelle verbrannt wird, eine Rücksicht, die nicht einmal den Weissen gegenüber geübt wird.

Eine nicht minder geachtete Stellung als die esimo ekuanakamba behauptet die der ekuananime; wie jene Trägerin des Königtums ist, so ist diese Trägerin der Priesterwürde. Diese esimo soll noch vor einem Dezennium in sämtlichen Stämmen vertreten gewesen sein, und die Priester sollen eine solche Macht

[1]) Sing. von omasimo.

besessen haben, dass die Häuptlinge, vielleicht aus Furcht, es möchten ihnen mit der Zeit aus denselben gefährliche Prätendenten entstehen, auf Entfernung der Angehörigen dieser esimo drangen und zwar mit solchem Erfolge, dass wir zur Stunde nur noch einen kläglichen Rest in den nördlichen Stämmen Evale, Ehanda etc. vorfinden. Im Süden ist an die Stelle des Priesters, der ehemals sämtliche religiöse Ceremonien zu leiten hatte, ähnlich wie im Hererolande der pater familias getreten, und nur bei sehr wichtigen, das allgemeine Wohl betreffenden Vorgängen oder Wünschen wird durch eine feierliche Gesandtschaft der Rat der in den Norden zurückgedrängten Ovakuananime geholt. Dies ist namentlich dann der Fall, wenn es sich nach langer, anhaltender Dürre um Einholung des Regens handelt, der nach den Ansichten der Ovambo im Besitze der Ahnen der Ovakuananime (im Otjiambo aasisi oder Ovasisi genannt) ist oder auch, wenn irgend ein geheimnisvoller Zauber vorgenommen werden soll. So wurde während meines Besuches in Ondonga auf Geheiss Kambonde's oder dessen Vaters einer der Omŭkuananime, dem der Ruf eines grossen Zauberers voranging, aus Evale herbeigerufen und zwar zu dem Zwecke, um mir sozusagen auf den Zahn zu fühlen, mit andern Worten, um sich zu vergewissern, dass ich nichts Böses im Schilde führe! — Wenn nun eine solche Gesandtschaft zu den Ovakuananime mit der Bitte um Regen kommt, so übergeben ihr die Priester, falls sie gewillt sind dem Wunsche zu entsprechen, was natürlich von der Grösse der überbrachten Geschenke abhängt, einen allseitig geschlossenen Korb, der in seinem Innern einen kleinen, unsichtbaren Vogel bergen soll. Diese, weder den Priestern noch den Laien sichtbaren Tiere werden in kleinen oompampa (Sing. ompampa) gehalten; es sind dies kleine Hütten von kegelförmiger Gestalt, deren Wände aus dicht aneinander schliessenden Pfählen bestehen und deren Inneres jedem unberufenen Auge strenge verschlossen ist bei der bestimmten Drohung, dass, wer einen Blick hineinwagen sollte, auf der Stelle erblinden würde. Ich hatte Gelegenheit zwei solcher oompampa in Ondonga zu besuchen, aber obwohl dieselben in jenem Stamme seit dem Aussterben der

ekuananime-esimo bedeutungslos geworden sind, weigerten sich die Eingeborenen doch mit Entschiedenheit, mich einen Blick in das rätselhafte Innere tun zu lassen, selbst als ich versicherte, dass ich die Gefahr der Erblindung gerne auf mich nehmen würde. „Wenn wir die oompampa öffnen, so werden die aasisi der aakuananime uns nie mehr Regen senden,“ hielten mir die Leute entgegen, und dabei blieb es, denn selbst der ziemlich aufgeklärte Kambonde entsetzte sich ob meines Wunsches.

Wenn die Gesandten zu ihren Landsleuten zurückgekehrt sind, so übergeben sie den Korb unter mancherlei Ceremonien dem Häuptling, dem es jedoch auch nicht gestattet ist, denselben zu öffnen; bleibt der ersehnte Regen nun auch weiter aus, so fällt die Schuld auf die Überbringer, die durch irgend eine Nachlässigkeit den Vogel entwischen liessen und daher nochmals zurückwandern müssen, um sich von den ovakuananime mit einer zweiten Sendung versehen zu lassen. Die Priester scheinen übrigens ganz gute Wetterbeobachter zu sein, denn wie ich selbst konstatiren konnte, trafen ihre Voraussetzungen in den meisten Fällen ein; befürchten sie, dass der Regen in nächster Zeit nicht zu erwarten sei, so halten sie die Bittsteller eben einfach so lange zurück, bis ihnen ein Windwechsel auch eine Änderung der Witterung als nahe bevorstehend zeigt.

Nach diesen wenigen, zu meinem Leidwesen noch recht unvollständigen Notizen über die soziale Organisation innerhalb der Ambostämme mögen noch einige kurze Bemerkungen über sonstige bei diesen Völkern beobachtete Sitten und Gebräuche folgen; sie machen keinen Anspruch darauf, diesen Gegenstand erschöpfend zu behandeln und können dies auch nicht tun, denn das Sammeln dieses Materials ist stets mit unendlich vielen Schwierigkeiten verbunden. Nach wenigen Fragen schon pflegen die Eingeborenen gegen den Fremden misstrauisch zu werden und mit: „Das weiss ich nicht!“ zu antworten; sucht man durch Versprechungen von Tabak die Leute gesprächig zu machen, so gelingt dies wohl insoweit, als sie nun auf alles plötzlich eine Antwort bereit haben, aber in den wenigsten Fällen wird man sich unter diesen Umständen auf die Richtigkeit derselben ver-

lassen können. Die grosse Mehrzahl meiner Notizen haben als Gewährsmann natürlich wiederum den Missionar, dem es allein möglich ist, die Aussagen der Eingeborenen durch jahrelange Beobachtung auf ihre Wahrheit zu prüfen und in dessen Gegenwart sich die Leute auch viel rückhaltloser aussprechen, als sie dies einem Unbekannten gegenüber zu tun pflegen. So gering daher auch an Umfang diese sämtlichen Beiträge zur Ethnographie der Eingeborenen der deutschen südwestafrikanischen Interessensphäre sind, so dürfen sie doch den Wert beanspruchen, dass sie nicht, wie es sonst ja so häufig der Fall ist, auf dem Ergebnis einzelner weniger Fragen beruhen, sondern das Resultat von teils persönlicher Beobachtung, teils langwieriger Forschungen repräsentieren. Doch damit zur Sache!

Sobald ein Omuambo das Licht der Welt erblickt, so wird er in Begleitung seiner Mutter am 2., 4. oder 6. Tage nach der Geburt (aber niemals am 1., 3. oder 5.) von der Hebamme oder einer älteren Freundin der Wöchnerin auf den Acker hinausgetragen. Dort angelangt zieht die Mutter mit der Hacke einige Furchen und wirft in diese eine Hand voll Bohnen, Hirse und Korn, durch welche Handlung sie dem Kinde für's ganze Leben Überfluss an diesen Produkten sichert. Bei der Rückkehr in die Werft findet sie vor dem Eingang in dieselbe ein grosses Strohfeuer angezündet, das sie überschreiten muss, während das Neugeborene etliche Male durch den dichten Rauch hin und her geschwenkt wird, damit dasselbe von dem ihm von der Geburt noch anhaftenden bösen Zauber befreit werde; nach einer andern Version soll dieses Schwenken durch den Rauch den Zweck haben, dem Kinde Tapferkeit zu verleihen, doch scheint mir die erstere Erklärung eher den Ansichten der Eingeborenen zu entsprechen. Einige Tage darauf findet die Taufe statt, indem der Vater dem Kinde einen Namen erteilt, den die Mutter erst nach der Ceremonie und niemals vorher erfahren darf; in den allermeisten Fällen wird der Täufling nach irgend einem lebenden grossen Manne oder einem Verwandten benannt, und dieser hat dann als Pate die Pflicht, dem Kinde eine Anzahl Glasperlenstränge als Halsschmuck zu schenken, die, wenn es ein Junge

ist, in Ondonga z. B. von dunkelbrauner, falls es sich um ein Mädchen handelt, von weisser Farbe sein müssen.

Die Knaben wurden in früherer Zeit allgemein mit dem 10. oder 12. Jahre beschnitten, doch findet dies jetzt nur noch in Ausnahmefällen statt; immerhin erfreuen sich die Beschnittenen noch jetzt mancher Bevorzugung und werden sozusagen als über den Unbeschnittenen stehend betrachtet. Soviel ich beobachten konnte, wird z. Z. diese Operation nur noch an einzelnen Individuen der beiden omasimo ekuananime und ekuanakamba vorgenommen; von den sämtlichen besuchten Häuptlingen war nur Ikera beschnitten, dagegen der ältere Neγumbo unbeschnitten. Gleichzeitig mit der Beschneidung geht auch die an Jungen und Mädchen auszuführende Zahnoperation vor sich, die in der Entfernung eines unteren Schneidezahnes besteht, doch ist auch diese Sitte im raschen Aussterben begriffen und man trifft daher selbst in den nördlichen Stämmen nur noch selten Individuen mit der entsprechenden Zahnlücke. Ungefähr mit diesem Zeitpunkt hat der Junge die Kinderschuhe ausgetreten; er tauscht daher seine einfache Kleidung gegen die der Erwachsenen um und schliesst sich den Kriegern an. Sein grösster Wunsch besteht nun wohl darin, vom Könige zur persönlichen Dienstleistung kommandiert zu werden und seinen Wohnsitz in der Werft des Herrschers aufschlagen zu können. Jetzt da er Mann geworden ist, steht es ihm frei sich unter den Töchtern des Landes ein Eheweib auszusuchen, falls ihm ein solches von den Eltern nicht längst zugedacht ist, und dieser ersten Frau folgt dann im Laufe der Jahre eine zweite, wohl auch eine dritte und vielleicht sogar eine vierte.

Die Ceremonie der Pubertät der Mädchen, die oχanga, ist keineswegs an die erste Menstruationserscheinung gebunden, sondern findet vielmehr, ähnlich wie das Beschneidungsfest bei den Ovaherero, gleichzeitig für eine grössere Anzahl von Jungfrauen statt und zwar im Ondonga-Stamme nur alle zwei Jahre, in früheren Zeiten sogar nur alle fünf Jahre. Die oχanga dauert je nach Umständen 1—4 Wochen und wird stets ausserhalb des eigentlichen Weichbildes des Stammes, im Felde gefeiert; die-

jenige von 1885, der ich am 27. Oktober jenes Jahres einen Besuch abstattete, fand in Ondonga ungefähr drei Stunden nordöstlich von Olukonda in der Gegend der damals verlassenen Missionsstation Onipa statt. Das Alter der an einem solchen Feste beteiligten Mädchen ist meist ein recht verschiedenes und bewegt sich in der Regel zwischen 16—30 Jahren; da sich nämlich die Autorität der Eltern über ihre Tochter nach der oχanga auf ein Minimum reduziert, so suchen dieselben deren Arbeitskraft möglichst lange auf eigene Rechnung auszunützen und halten aus diesem Grunde ihr Kind oft bis zu dessen 30. Altersjahre von der besagten Feierlichkeit fern.

Sobald der Häuptling das Gebot, eine oχanga zu feiern, ergehen lässt, wird von den Eltern, die gewillt sind, ihre Tochter der väterlichen und mütterlichen Zucht zu entlassen, an dem zur Festlichkeit bestimmten Orte eine Buschhütte aus Palmblättern, Gras und Astwerk errichtet, in der das Mädchen, das bis nach der oχanga „omŭkaẕona" heisst, während der Festtage zu wohnen hat. Da die Hütten nicht isoliert angelegt werden, sondern die neu hinzukommenden sich stets den bereits vorhandenen anschliessen, gewinnt die oft über hundert Buschhäuschen zählende Anlage den Charakter einer kleinen, von schmalen Strassen durchschnittenen Stadt. In den meisten Stämmen ist der Eintritt in diese nur Verheirateten gestattet; in Ondonga jedoch, wo sich die alten Sitten in mehr als einer Beziehung stark gelockert haben, dürfen auch die jungen, noch unverehelichten Männer in dieses Heiligtum eindringen und dort sogar während der ganzen Dauer der oχanga verbleiben, wogegen in Uukuambi etc. den Jünglingen eine besondere, von der Jungfrauen-Stadt entfernte Lagerstelle angewiesen wird. Es ist nun die Aufgabe der aakaẕona, von früh morgens bis abends spät auf einer grossen Tenne im Chorus Korn zu stampfen, wozu sie von der männlichen Jungmannschaft, ihren zukünftigen Ehemännern, durch Gesang und Getrommel begleitet werden. Die Mädchen sind alles Schmuckes baar und tragen anstatt der omŭχanga aus Perlen solche aus gedrehten Palmfasern, bedecken Kopf und Schultern mit Leoparden-, die Arme mit Schaffellen. Wer nicht Korn

stampft, der singt, kreischt oder tanzt, die jungen Männer führen Kriegsspiele auf, schwingen ihre Lanzen, werfen die Keulen hoch in die Luft, schlagen auf den Boden mit langen Stöcken und streiten unter gräulichem Spektakel mit den die oχanga unsichtbar umschwebenden Ahnen, um deren bösen Einfluss auf die Geliebten ihrer Herzen zu nichte zu machen. Geschäftig, aber unaufhörlich singend, eilen die Knechte und Mägde hin und her, bringen neue Körbe mit Korn oder riesenhafte Kalebassen voll des gepriesenen omalofo, und durch all diesen aufregenden Lärm dringt nur noch die Stimme des omŭnene u' oχanga, des Ceremonienmeisters, der phantastisch mit Leoparden- oder Löwenfellen bekleidet, die oχanga leitet, die Spiele anordnet und dafür sorgen muss, dass kein Zank entsteht und keine Ungebührlichkeiten vorkommen. Wenn sich dann das glänzende Tagesgestirn zum Untergange neigt, der kühle Abendwind eintritt und jenes geheimnisvolle Rauschen in den majestätischen Palmwipfeln anhebt, versammelt sich alles zum fröhlichen Tanze, der im Verein mit einem grossartigen Biergelage oft noch andauert, wenn sich im Osten der Horizont bereits wieder zu röten beginnt.

Gegen das Ende der oχanga pflegt schliesslich noch der Jüngling, dessen Auserwählte als omŭkaẕona am Feste teilnimmt, dieser zu Ehren, seinen Vermögensverhältnissen entsprechend, ein Kalb oder einen Ochsen zu schlachten und ein Festessen zu veranstalten; nehmen die Eltern an diesem teil, so bezeugen sie dadurch ihre Zufriedenheit mit der geplanten, ihnen übrigens ja selten unbekannt gebliebenen Verbindung.

Hat der Ceremonienmeister, dem Jedermann unbedingten Gehorsam leistet, Schluss erklärt, so befestigt man dem Mädchen, das nunmehr zur omŭfuko ernannt wird, die nationale Haartracht an dessen Kopf, hängt ihm die Perlen-omŭχanga um und gibt ihm nun auch die Erlaubnis zur Heirat. In den südlichen und westlichen Stämmen Ambolandes scheint die Braut dem Jüngling ohne Gegenforderung überantwortet zu werden, in Uukuanjama dagegen muss der Bräutigam noch jetzt den Schwiegereltern — und zwar den Gesetzen der esimo-Institution entsprechend, der Schwiegermutter — eine Anzahl eiserner Hacken geben; die

Aakuanjama belehnen diese Sitte mit dem Ausdrucke „oshifuta", einem Worte, das überhaupt den Sinn der Bezahlung in sich schliesst. Von Seite der Eltern der Braut wird dieser in manchen Fällen eine kleine Mitgift in den Ehestand gegeben, entweder eine Kuh oder einige Ziegen, die dann stets unantastbares Eigentum der Frau verbleiben.

Die jungen Eheleute wohnen nun vorläufig noch in den Werften ihrer Eltern, deren Anweisungen sie sich noch vollständig unterzuordnen haben, und nur die Frau, die nun als omŭkiintu bezeichnet wird, empfängt von Zeit zu Zeit den Besuch ihres Mannes; gebiert sie Kinder, so werden dieselben vor der Hand noch in der Werft mütterlicherseits aufgezogen.

Hat der Mann endlich ungefähr das 30. Altersjahr überschritten, so darf er sich einen eigenen Herd gründen; er lässt sich vom Häuptling ein Stück Land anweisen und baut sich, nachdem er dieses urbar gemacht hat, darauf seine Werft. Nun erst wird er als „Mann" angesehen, dessen Stimme im Rate Berücksichtigung finden muss.

Was die Anzahl der Weiber eines Mannes mit Ausschluss der Dienerinnen betrifft, so kann man sagen, dass z. B. in Ondonga die meisten Männer zwei Frauen besitzen, viele nur eine und wenige mehr als zwei. Da wohl jeder mannbare Omŭndonga verheiratet ist, so wird demnach aller Wahrscheinlichkeit nach das weibliche Geschlecht das männliche an Zahl übertreffen.

Wenn dem Eheherrn seine Frau nicht mehr behagt, steht es ihm frei, sie zu verstossen und zu ihren Eltern zurückzusenden; er beraubt sie all' des Schmuckes, den er ihr im Laufe ihrer Verbindung geschenkt hat und stellt dagegen ihr oder ihren Verwandten alles zurück, was er oder seine Frau etwa von dieser Seite erhalten haben. Letzteres muss er auch dann tun, wenn die Frau des Ehebruches überführt ist, der Verführer aber wird gezwungen, die der Frau angetane Schmach durch hohe Bezahlung zu sühnen.

Gebiert die Frau Kinder, so gehören diese ausschliesslich der Mutter an, und zwar geht dieses Besitzrecht so weit, dass der Vater, dem nur ein moralisches Recht über seine unmündigen

Sprösslinge zusteht, der Mutter den Tod eines solchen durch Bezahlung vergüten muss, was die heilsame Folge hat, dass der Mann das kostbare Leben der Kinder peinlichst überwacht.

Die innerhalb eines Stammes vorkommenden Verbrechen gelangen vor den Richterstuhl des zustehenden Häuptlings, der im Verein mit seinen Ministern und Günstlingen den Urteilspruch fällt; lautet dieser auf Tod, so wird meist sofort zur Ausführung geschritten, indem der Verurteilte je nach seinem Range erschossen, erdrosselt oder auch mit der Lanze durchbohrt wird. Gelingt es ihm, in die Werft des Häuptlings einzudringen und dessen Kniee zu umfassen, so muss ihm Gnade gewährt werden, andernfalls sucht er im Dunkel der Nacht zu entfliehen und eine sogenannte Freiwerft zu erreichen, die ihm für einen kurzen Zeitraum Schutz gewährt. Es war mir leider unmöglich, näheres über diese sonderbaren Asylstätten[1]) zu erfahren, doch scheinen überhaupt die Werften grosser Häuptlinge, dadurch von allen anderen ausgezeichnet zu sein, dass sie nach dem Ableben des Besitzers nicht zerstört, sondern von den Gliedern einer bestimmten Familie (vielleicht einer esimo?) bewacht und vor gänzlichem Verfall geschützt werden; der Zutritt ist nicht einmal dem Häuptlinge gestattet und daher der Flüchtling, der ungesehen eindringen kann, vor der allernächsten Verfolgung sicher.

In Uukuambi z. B. hatte ich Gelegenheit, die ungemein grosse Werftanlage des 1880 oder 1881 verstorbenen Häuptlings Nujoma's wenigstens von aussen zu bewundern, die Annäherung an dieselbe ist aber selbst den Eingeborenen bei Todesstrafe verboten.

Totschlag kann, sofern der Getötete nicht eine dem Herrscher sehr nahe stehende Person war, durch eine Busse von 5—10 Ochsen gesühnt werden, wovon jeweilen ein Stück dem Häuptling und die übrigen den nächsten Anverwandten des Ermordeten zu gute kommen. Wird ein Omŭndonga von einem

[1]) Sie erinnern uns an die im alten Testamente erwähnten Freistädte des Volkes Israel.

anderen mittelst geborgter Waffe getötet, so trifft die Strafe nicht den Mörder, sondern den Besitzer des Mordinstrumentes als den eigentlichen Schuldigen. Ungehorsam oder Widerspenstigkeit gegen die Gesetze und königlichen Erlasse werden in der Regel durch Konfiszierung der Feldgeräte, d. h. der Hacke, bestraft und diese Strafe gilt namentlich, wenn sie in die Zeit der Feldarbeiten fällt, als die allerempfindlichste, da die Hacken nicht nur sehr kostspielig, sondern auch sehr schwierig zu erwerben sind; den Reicheren werden unter Umständen als Busse auch hohe Korn- und Hirse-Kontributionen auferlegt. Wenn irgend etwas aus einer Werft gestohlen wird, so pflegt der Werftinhaber einen onganga zu rufen und zwar, wenn es ihm seine Vermögensverhältnisse gestatten, einen solchen aus der esimo ekuananime oder andernfalls sonst einen alten Mann, von dem man Beweise zu haben glaubt, dass er mit unsichtbaren Mächten in Verbindung stehe; die des Diebstahls Verdächtigen werden versammelt und der onganga berührt alsdann mit seinem über einem Feuer erhitzten Dolchmesser leicht die Arme der Anwesenden. Der durch Versengung der Flaumhaare entstehende Geruch gibt dem onganga, der durch geschickte Kreuz- und Querfragen wahrscheinlich bereits den Schuldigen erkannt hat, das Mittel an die Hand, den Dieb zu bezeichnen, worauf der so Entlarvte der Strafe und dem vielleicht noch empfindlicheren Spotte verfällt.

Der Hauptberuf des onganga besteht aber eigentlich darin, dass er in Krankheitsfällen herauszufinden hat, ob die Krankheit eine Folge des bösen Einflusses, der Bezauberung von Seite einer lebenden Person ist, oder ob sie im Zusammenhange mit der unheimlichen Macht der Verstorbenen, der aas̱is̱i steht. Jeder Mensch kann nämlich seinen Nächsten bezaubern, d. h. ihm irgend ein Übel anzaubern, sofern er nur im Besitze eines seinem Opfer gehörenden Gegenstandes ist und zu diesem Behufe genügt ihm nicht nur der Kot desselben, sondern sogar ein geringes Quantum Staub oder Sand aus der Fussspur des Betreffenden. Wenn daher ein Omŭndonga Ursache hat, die Zauberkünste einer ihm übelgesinnten Person zu fürchten, so verwischt er mit einem

Laubzweig auf Schritt und Tritt vorweg seine Spur und hütet sich überhaupt, einen Gegenstand aus der Hand zu geben. Besonders bevorzugte Personen sollen nach der Ansicht der Ovambo sogar das Vermögen besitzen, einen Abwesenden zu bezaubern, indem sie im Innern einer Hütte so lange in eine Schüssel Wasser starren, bis sie darin das Bild ihres Widersachers erblicken; es anspuckend sprechen sie eine Verwünschung über den Betreffenden aus und dieser kann seinem Schicksal nun nimmermehr entrinnen. Entsprechend den sozialen Verhältnissen dieser tief im Aberglauben vergrabenen Rasse werden die Krankheiten der Armen fast ausnahmslos dem Einflusse der aas̱is̱i zugeschoben, dagegen die der Reichen und natürlich in erster Linie die der Adeligen und Priester auf Bezauberung zurückgeführt, wodurch diese in den Stand gesetzt sind, sich auf einfachste Art in Besitz von Hab und Gut irgend einer ihnen missbeliebigen Person setzen zu können. Sowie der Häuptling oder einer der Hofschranzen sich unwohl fühlen, und dazu genügen schon Zahnschmerzen oder schwache Diarrhöe infolge unmässigen omaχongo-Genusses, so wird der onganga veranlasst, die schuldbare Person zu bezeichnen; gewöhnlich wird diese dann kurzer Hand ermordet, worauf sich der Kranke nun der Werft seines unglücklichen Opfers, dessen Weiber, Kornes und Herden bemächtigt. Der gewöhnliche Gang dieses afrikanischen Hexenprozesses ist natürlich der, dass der Grosse den Ohnmächtigen, nach dessen Besitztum er Verlangen trägt, durch den onganga öffentlich als den Erzeuger der, oft nur erdichteten, Krankheit beschuldigen und gleich aburteilen lässt; der Erlös wird dann zwischen Hehler und Stehler geteilt! Wer daher reich ist und sich nicht in sicherer Gunst des gleich einem Schilfrohre wankelmütigen Herrschers weiss, der muss Tag und Nacht für sein Leben zittern, denn von heute auf morgen kann dieses unter Anklage der Zauberei verlangt werden. Als der Zauberkünste in hohem Grade verdächtig werden gemeiniglich von Geburt an missgestaltete Personen angesehen und zwar in besonders hohem Masse Hermaphroditen. So erinnere ich mich eines Mannweibes, das in seinem Heimatsstamme Uukuanjama der Behexung angeschul-

digt nach Ondonga floh um kurz darnach hier desselben Verbrechens angeklagt und ermordet wurde.

Hat der onganga entschieden, dass der Patient (omŭtomis̱i) von den Ahnen belästigt wird, so muss gesucht werden, diese durch ein Opfer (oχula) zufrieden zu stellen und sie zu bestimmen, den kranken Körper zu verlassen. Nach meines Freundes Rautanen Untersuchung können sechs ihrem Range nach ungleichwertige Haupt-ooχula[1]) unterschieden werden:

I. oχula j'ombua j'omakunde, Hunde- und Bohnenopfer,
II. oχula j'ombua-mbua, wirkliches Hundeopfer,
III. oχula j'ongombe, Ochsenopfer,
IV. oχula j'ondjuχua, Hühneropfer,
V. oχula j'oshikombo, Ziegenopfer.
VI. oχula j'onẕi, Schafopfer.

I und II können als Opfer erster Klasse, III und IV als solche zweiter und V wie VI als solche dritter Klasse bezeichnet werden. Von den beiden ooχula der ersten Klasse ist II überhaupt als höchstes Opfer zu betrachten; in I hat der Hund eigentlich nichts weiter damit zu tun, als dass die Bohnen sinnbildlich das Fleisch des geschätzten Tieres repräsentieren sollen. Befriedigen sich die aas̱is̱i nicht mit dem Hunde-Bohnenopfer, d. h. weicht die Krankheit nicht, so wird in solchem Falle zu einer Verstärkung, zum oχula j'ombua-mbua, dem wirklichen Hundeopfer höhern Grades geschritten; diese beiden ooχula werden übrigens nur für kranke Kinder und wie es scheint niemals für Erwachsene in Scene gesetzt. Um die bei einem solchen Krankenopfer befolgten Ceremonien kurz zu schildern, halte ich mich im wesentlichen an Rautanens Darstellung.

Oχula j'ombua-mbua oder wirkliches Hundeopfer. — Dem als Opfer dargebrachten Hunde wird mit der Wurfkeule, der onẕimbo, so lange auf den Schädel geschlagen, bis dieser vollständig zertrümmert ist. Ein kurzer, mit Palmblättern umwickelter Stab wird nun in das im Schädel geronnene Blut getunkt und damit Gesicht, Arme und Beine des Kranken beschmiert.

[1]) Oo ist die Pluralform des Singularpräfixes o.

Die eigentlichen Opferteile, Leber, Herz und Nieren werden in der heissen Asche geröstet, zugleich kocht man in einem Topf etwas Hundefleisch ab, wozu als Zukost ein Brei kommt.

Fleisch und Brei dienen freilich nicht zum Mahle, sondern werden mittelst des oben erwähnten blutbefleckten Stabes vom onganga in die Luft geworfen, indem derselbe dabei ausruft: „E kuateni aaṣiṣi onjama jeni, oshiṣima sheni; okanona kandje ka tje naua", d. h.: „Hier, Ahnen, nehmt euer Fleisch, euern Brei; mein Kind möge gesund werden." Die mittlerweile gerösteten Eingeweide samt dem Brei nimmt dann der Patient zur Hand, der selbst nochmals den aaṣiṣi mittelst des Stockes ihr Opfer zuwerfen muss; die Eingeweide darf der Kranke essen, aber nur in der Weise, dass er mit den Zähnen Stücke davon abbeisst, ohne diese mit den Händen zu berühren; der onganga muntert ihn dabei zum Essen auf, indem er sagt: „Iss dein oχula, es ist für dich getötet worden."

Das übrige Fleisch wird von den der Ceremonie beiwohnenden Gästen genossen, die natürlich dann am zahlreichsten sich einzustellen pflegen, wenn ein Ochsenopfer stattfindet, dagegen beim bescheidenen Bohnenopfer sich fernhalten. Jeder Gast ist verpflichtet, ein Geschenk an Bohnen oder Korn mitzubringen und darf es nicht wagen, sich wieder zu entfernen, ohne etwas vom oχula gegessen zu haben, sofern er nicht Gefahr laufen will, als Zauberkünstler anrüchig zu werden.

Das Ochsenopfer oder oχula j'ongombe wird den erzürnten Ahnen sowohl von jungen als alten Kranken geboten, da dasselbe aber in dem Falle, wo es sich um ein Kind handelt, in ganz eigentümlicher Weise vor sich geht, so mag dessen Schilderung hier noch nachfolgen.

Zum oχula j'ongombe schreitet der Omuambo in der Regel dann, wenn die beiden Opfer erster Klasse ohne sichtbare Wirkung geblieben sind, und der onganga daher erklärt, dass die aaṣiṣi noch nicht befriediget seien. Nachdem der Ochse oder die Kuh in gewohnter Weise mit dem Speer getötet worden ist, wird das Fell abgezogen und nun in der Gegend des Herzens durch den Tierkörper ein grosses Loch gebohrt, durch welches

das kranke Kind durchkriechen muss, um sich, wie die Leute sagen, vollständig mit dem Blute des Opfers zu waschen. Gewöhnlich ist der kleine Kranke nicht imstande, dies ohne fremde Hülfe zu tun, und da ist es dann allein dem onganga gestattet, durch Schieben und Ziehen nachzuhelfen. „Geh,“ sagt der onganga, derweilen das Kind in den toten Ochsenleib kriecht, „geh, in dir sind aasisi.“

Der weitere Verlauf des Opfers unterscheidet sich von dem oχula j'ombua-mbua nur dadurch, dass nicht die Eingeweide des Opfertieres, sondern die Brust desselben geröstet wird; bleibt von dem im Topfe auf gewöhnliche Weise gekochten Fleische ein Teil übrig, so behält man dieses für den folgenden Tag auf, auch dürfen die Gäste rohe Stücke davon mit nach Hause nehmen, niemals jedoch bereits gekochte.

Neben diesen Opfergaben, die den bestimmten Zweck haben, die Ahnengeister zu besänftigen oder die bösartige Wirkung ihres Zornes aufzuheben, wird nun aber auch noch gesucht, dem Kranken durch Eingeben von Medizin Linderung und Besserung zu verschaffen. Die Zahl der dem Pflanzenreiche entnommenen „Heilmittel“ ist geradezu Legion, sie mit Namen hier einzeln herzuzählen würde zu weit führen. Als in besonders hoher Achtung stehend erwähne ich der Wurzel einer Cucurbitacee, als eines angeblich bewährten Mittels gegen den Biss toller Hunde, ferner die Rindenteile der verschiedensten Akazien, die, wie ich aus eigener Erfahrung berichten kann, gekaut vortreffliche Dienste bei Brustkatarrh leisten.

Einige wenige, epidemisch auftretende Krankheiten werden weder der Bezauberung noch der Tücke der Ahnen zugeschrieben, sondern als direkt von Kalunga gesandt betrachtet, und in der Regel wird, da sich die Kranken der Bekämpfung derselben ohnmächtig fühlen, dem Verlaufe mit einem gewissen Stumpfsinne zugeschaut; solche von Kalunga kommende Krankheiten sind z. B. das Malariafieber und die Pocken.

Stirbt der Patient trotz Opfer und Heilmittel, so wird er ohne grosse Ceremonie in ein Fell gekleidet und im Kraale seiner eigenen Werft begraben, worauf dann nach ein oder zwei

Jahren eine Werftverlegung stattzufinden pflegt. War der Tote unbeschnitten, so erhält die Grabstätte keine besondere Auszeichnung, andernfalls muss über derselben eine ompampa aus Pfählen errichtet werden, die den Fremden daran erinnern soll, dass die Stelle zela oder „verboten“ ist.

Ochsenschlachtereien zu Ehren des Verstorbenen, wie wir solche bei den Ovaherero kennen lernten, kommen bei den Ovambo nicht vor, oder mindestens nur in geringem Umfange und dann nur mit dem sehr verständigen Zwecke, ein Festgelage für die Lebenden zu veranstalten.

Nach dem Tode kommt der Mensch in die unter der Erde gelegene Welt der Ahnen, in die uusi uukuambi und tritt dort der Gesellschaft der aasisi bei. Eine kurze Zeit kann er noch nach Belieben aus jenen Gefilden auf nächtlichen Spuk (ondjongo) in seine alte Werft zurückkehren und dort allerlei Unheil anrichten. Zum Schutze gegen die oondjongo pflegen die Aandongo nahe den Ausgängen ihrer Werften und in den Hütten verschiedene, Gespenster bannende Zaubermittel anzubringen. Die Häuptlinge der sämtlichen Ambostämme scheinen ihre besondere uusi uukuambi zu haben, die weit im Norden Ambolandes liegen soll; die Leute behaupten, dass man dort, wo der Kunene ganz schmal sei, deutlich den Lärm der Herden und das Gespräch der toten Herrscher vernehme, ohne jedoch ihrer gewahr zu werden!

Kalunga (Karunga der Ovaherero) steht an Macht unendlich hoch über den aasisi. Der Begriff des höchsten Gottes ist bei den Ovambo immer noch konkret, immanent, hat mit der Transcendenz der Ovaherero nichts gemein, bei denen die Gottheit durch ihr Zurückweichen in unerreichbare Ferne bis fast an die Grenze des Nicht-Seins im Bewusstsein des Volkes tritt, welches daher die Mittelgestalten des omukuru zu schaffen gezwungen war. Der Omuambo dagegen kennt keinen omukuru, er verkehrt noch mit seinem Himmelsgott in der alt naiven Weise von Mund zu Mund. Der Name dieses Gottes wird bei jeder Gelegenheit in den Mund genommen, ja sogar der Gruss, den sich zwei Freunde zurufen, nimmt darauf Bezug: „Feti Kalung'!“ ruft der Eingeborene am Kunene, „Kalunga beschütze dich“;

„Kalunga iile po" d. h. Kalunga ist herumgegangen, erklärt der onganga, wenn jemand plötzlich stirbt, und wiederum „Kalunga emu mono", „Kalunga hat ihn gesehen", wenn einer Person, die ein ungesühntes Verbrechen birgt, ein Unglück zustösst.

In sämtlichen mir bekannten Stämmen kann eine Art Mondkultus nachgewiesen werden, indem sich in der ersten Mondnacht nach Neumond Jung und Alt Gesicht wie Brust mit einer weissen, in Uukuanjama ausgebeuteten Kaolinerde beschmiert, tanzt und dabei Wünsche zu der wachsenden Mondsichel emporsendet, im Glauben, dass dieselben Erhörung finden. Der Gedanke liegt zwar nahe, dass dies ein von den Hottentotten und Bergdamara übernommener Brauch sei, doch lässt sich für die Ursprünglichkeit anführen, dass tatsächlich die dazu verwendete weisse Erde allerorts im Lande mit dem Nimbus der Heiligkeit verehrt wird, so dass ihre Bedeutung als Handelswaare bis weit hinauf nach den Quellen der beiden Ströme, Kunene und Okavango, gross ist.

Gehen wir nun schliesslich noch zur Schilderung der politischen Organisation der Ambostämme über, so hat sich zum Teil ja wohl schon aus dem Vorangegangenen erkennen lassen, dass das Grundprinzip derselben die absolute Monarchie ist. Der Häuptling oder omŭkuanilua ist unbeschränkter Herr über Leben und Besitz seiner Untertanen; als solcher kann er sich nach Belieben ihr Eigentum, es mag dieses in Korn oder Rindern oder selbst ihren Frauen bestehen, aneignen und darüber nach Gutdünken verfügen. So lange der Häuptling jung ist, bekleidet dessen Vater die Stelle eines Regenten, mit der Mündigkeitserklärung (ondjokana) aber ergreift der Sohn die Zügel der Regierung selbst und um ihn von dem Einflusse des nun seines Ranges entkleideten Regenten zu befreien, muss dieser nach Landesgesetz — getötet werden, was die natürliche Folge nach sich zieht, dass der Vater die „ondjokana" soweit als möglich hinauszuschieben sucht. Diese Sitte wird mit grausamer Strenge beobachtet; in Ondonga ist sie seit Menschengedenken nur in einem einzigen Falle nicht befolgt worden und zwar bei Gelegenheit der Tronbesteigung durch Jitana, dessen blinder Vater

als unschädlich erachtet wurde. Kurz nach der Krönung starb der junge Herrscher, und dieser unerwartete Tod wurde allgemein als die gerechte Strafe erklärt, dass man dem Blinden gegen das Gesetz das Leben geschenkt hatte. Stirbt der Häuptling, so verlangt die Sitte, dass ihm sein oberster Minister sofort nachfolge, und dieser wird daher, wenn besagter Fall eintritt, gewaltsam um's Leben gebracht.

In äusseren Angelegenheiten stehen dem Häuptling eine Anzahl Räte, meist ehemalige Jugendgenossen, zur Seite, doch steht es dem Herrscher frei — allerdings auf die Gefahr hin, von der unzufriedenen Partei durch Meuchelmord beseitigt zu werden — über die Köpfe dieser hinweg seine Verfügungen zu treffen.

In Kriegszeiten ernennt der Häuptling einen omŭniliki uiita, einen Heerführer, dem an des Herrschers Statt unbedingter Gehorsam zu leisten ist und der die Armee in das Gefecht führen muss; die nächst höchste Stelle nach dem Heerführer bekleidet der omŭnene u oshikuni, d. h. der Eigentümer des Brennholzes, der dem Heereszuge einen Feuerbrand voranträgt. Erlischt letzterer auf der Wanderung, so wird dies als schlimmes Omen gedeutet und sofort der Rückmarsch angetreten.

Da der Kriegsplan fast ausnahmslos dahin zielt, die Peripheriewerften des feindlichen Stammes bei anbrechendem Tage, wenn die Rinder auf die Weide getrieben werden, zu überraschen und der Herden zu berauben, so ist das bei dieser Aktion vergossene Blut meist unerheblich; so wie die Hirten sehen, dass sie der Übermacht nicht Stand halten können, so nehmen sie Reissaus und der glückliche Sieger treibt die leicht gewonnene Beute nach Hause. Kommt es zum ernstlichen Kampfe und zum Handgemenge, so erweisen sie sich schon aus Furcht vor dem Häuptling, der Feigheit mit dem Tode bestraft, tapfer und ausdauernd; in blinder Wut stürzt sich der Mann auf seinen Gegner, zerschmettert ihm mit der Wurfkeule den Schädel und entreisst jauchzend dem Röchelnden das Herz, von dem Wahne befangen, sich durch dessen Genuss die tapferen Eigenschaften seines Opfers zu eigen machen zu können.

Kehren die Krieger in die heimatlichen Werfte zurück, so müssen diejenigen, welche im Verlaufe des Feldzuges einen Gegner getötet haben, die erste Nacht im freien Felde zubringen und dürfen ihre Behausung nicht eher betreten, als bis sie sich von einem älteren Manne von der Blutschuld haben reinigen lassen, was dadurch geschieht, dass dieser sie mit Kornbrei einschmiert. Sind beide Parteien des Krieges satt, so senden sie sich gegenseitig eine Gesandtschaft zu, die zwischen den beiden feindlichen Stämmen auf neutralem Boden Kalunga einen brandschwarzen Ochsen opfern, Geschenke austauschen und damit den freien Verkehr wiederum öffnen.

Hinsichtlich der Häuptlinge des Ondonga-Stammes erinnern sich die Eingeborenen nur noch der sieben letzten derselben, die in nachstehender Reihenfolge einander ablösten:

Nembungu lebte ungefähr 1830,
Nangolo starb 1858,
Shipango „ 1859, getötet von seinem Nachfolger,
Shikongo „ 1874 an Syphilis,
Kambonde „ 1883 am Delirium tremens,
Jitana „ 1884, Krankheit unbekannt,
Kambonde. —

Vor Nembungu's Zeiten wohnten die Aandonga unzweifelhaft viel östlicher und namentlich südöstlicher als jetzt; ihre gegenwärtigen Wohnplätze müssen dazumal in Besitz der Ongandjera-Dynastie gewesen sein, die nach übereinstimmenden Berichten alter Leute über die sämtlichen Ambostämme eine Art Oberherrschaft ausübte. Die Einwanderung der Ovambandjeru[1]) zwang dann wohl die Aandonga zum allmälichen Rückzuge, der gleichzeitig mit dem politischen Verfall Ongandjera's vor sich ging; heute ist der letztgenannte Stamm ganz bedeutungslos geworden und nichts würde uns mehr an dessen einstige Grösse erinnern, wenn nicht noch stets Jahr für Jahr die Buschleute von weit hergezogen kämen, um aus alter Treue dem Häuptling von Ongandjera ihren Tribut zu entrichten.

[1]) Vergl. pag. 143.

Seit 1888 ist nun Ondonga in zwei Stämme zerfallen, von denen der westliche wie bisher von Kambonde, der östliche aber von dessen Bruder Neγale regiert wird[1]; die Trennung ist aller Tradition zuwider auf gütlichem Wege erfolgt, was allerdings nicht ausschliesst, dass sich die Brüder zuletzt nicht doch noch aus Hass und Habgier bis auf's Blut bekämpfen werden.

Einige der westlichen Stämme wie Ombarantu und Uukuaruẕe bilden, wie der Vollständigkeit wegen noch bemerkt werden soll, republikanische Staatsgebilde, doch scheinen dies nur Ausnahmezustände zu sein, denn so viel ich darüber vernehmen konnte, befinden sich jene Stämme in stetem Aufruhr; vielleicht mag zum Teil auch die unmittelbare Nachbarschaft der freien Ovatjimba daran Schuld sein.

XIV. Kapitel.

Rekognoszierungsreise nach dem Osten Ondonga's; Zerwürfnis mit Kambonde und Flucht aus Ondonga; schwierige Reise nach Grootfontein; die Geschichte und Ansiedlung der Boers in Grootfontein; Upingtonia; Tod Jordan's.

Von den Vorgängen im Hererolande, der Ausbreitung der deutschen Schutzherrschaft und dem Stande des Krieges zwischen der gelben und der braunen Rasse, kamen nur spärliche Nachrichten zu uns nach Norden, die sogar ganz versiegten, als im Januar 1886 unsere Postboten, die sonst stets unangefochten zwischen Herero- und Amboland kursiert hatten, unweit der Grenze Ondonga's von einem im Hinterhalte lagernden Hottentottenhaufen angegriffen und zurückgeschlagen wurden, was zur Folge hatte, dass sie sich weigerten, in Zukunft diesen Dienst noch weiterhin zu versehen. Für Kambonde wäre es ein Leichtes gewesen, jenen Buschkleppern durch die Aussendung eines kleinen

[1]) Und zwar verläuft die Grenzlinie zwischen Omulonga und Omandongo.

Kommando das Handwerk zu legen, aber was uns beunruhigte, nämlich das monatelange Ausbleiben jeglicher Nachrichten, schien ihm gerade willkommen zu sein, wie er sich denn auch nicht die geringste Mühe gab, seinen Ärger über mein langes Verweilen, das ihn stets an seine Versprechen erinnern mochte, zu verbergen.

Nachdem ich durch zahlreiche Exkursionen die Flora der Umgegend von Olukonda in einem Umkreise von 1—4 Tagereisen so vollständig als möglich durchforscht hatte, unternahm ich mit einigen vom Missionar geborgten Leuten eine achttägige Reise zu Wagen nach dem Südosten Ondonga's, immer noch von dem Wahne befangen, Kambonde werde mich zu Ende der Regenzeit sicher mit der mehrmals zugesagten Begleitmannschaft nach dem Okavango-Strome versehen.

Tag für Tag mit peinlicher Genauigkeit wiederkehrende tropische Regenschauer, die dichte Wolken blutdürstiger Moskitos zum Gefolge hatten, liessen uns die Annehmlichkeiten einer Reise zu dieser Jahreszeit bis zur Hefe durchkosten. Um so mehr wurden dieselben empfunden, als die geringe botanische Ausbeute weit hinter aller Erwartung zurückblieb.

Gleichzeitig mit dem Verlassen der letzten Werfte nahmen wir auch Abschied von den Palmen, den Diospyros- und den prächtigen Sclerocarya - Bäumen; nachdem wir eine trostlose, nur von vereinzelten Combretumbüschen besetzte Ebene durchkreuzt hatten, nahm uns ein lichter Busch auf, an dessen Zusammensetzung sich grösstenteils etwas über mannshohe Akazien (aus der Gruppe der A. hebeclada) und niedere Bauhiniasträucher beteiligten, die gerade hoch genug waren, um uns auch vom Wagen aus der freien Übersicht zu berauben, ohne dabei jedoch irgend welchen Schatten oder Schutz vor dem Regen zu gewähren und ohne so dicht zu stehen, dass sie uns gezwungen hätten, von der einmal eingeschlagenen Richtung erheblich abzuweichen. Der sandige Boden ist hier durchwegs mit einer $^1/_4$ bis $^1/_2$ Meter hohen Aristida-Grasflur bekleidet; wo sich das Terrain — dem Auge allerdings kaum bemerkbar — senkt, da geht der Sand in einen gelben oder dunkel gefärbten, zähen Schlick über,

das Charakteristikum der sogenannten Vleys, der den Wagen meist so tief einsinken lässt, dass uns das Vorwärtskommen ungemein erschwert wird. Hier, wie überhaupt mit wenigen Ausnahmen in ganz Amboland, fehlen Quellen oder offene Wasser vollständig, ausgenommen zur Zeit der Regen, und man ist daher gezwungen, sich stets auf die von den Eingeborenen gegrabenen Brunnen zu verlassen, die sich ausserhalb der Stämme meist in Distanzen von je 10 zu 10 Stunden finden.

Hat man den erwähnten Akazienhain überwunden, was bei rüstiger Fahrt in ca. $2^1/_2$ Tagen auszuführen ist, so steigt das Terrain um etwa 15 Meter; sowie der Wagen die Bodenwelle überklommen hat, sieht sich der Reisende ganz unerwartet am Rande einer nach Süden unübersehbaren, busch- und baumlosen Steppe, die man nach einiger Orientierung leicht als die nördliche Randzone des Etoşabeckens erkennt, das wir früher in seinem westlichen Teile auf der Herreise von Omaruru zwischen Okoukuejo und Okaloko von Süden nach Norden durchschritten. Die Terrassen, welche diese Fläche in einem vielfach hin und her gewundenen Bogen nach Norden begrenzen, sind mit dichtem Gestrüpp und lichtem Wald bestanden und der Vegetationsunterschied zwischen dem Etoşabecken und jener Abhänge ist daher geradezu frappant. Das Fehlen der Büsche und Bäume auf dieser ausgedehnten Fläche ist nicht etwa die Folge von Wassermangel oder störender Eingriffe von Seite der Eingeborenen, sondern die Steppe ist eben als die erste Vegetationsdecke einer ausgetrockneten Salzpfanne anzusprechen, der in zweiter Linie der Busch und noch später der Wasserwald folgt. Diese mit der Entfernung vom Austrocknungszentrum — in unserem Falle also die Etoşapfanne — in centrifugaler Richtung sich steigernde Reichhaltigkeit in der Zusammensetzung der Vegetationsdecke und das allmäliche Erobern trocken gelegter Zonen fällt namentlich dort in die Augen, wo das Terrain zwar rasch steigt aber doch der schroffen Niveaudifferenzen entbehrt, denn da lässt sich mit Leichtigkeit verfolgen, wie die erst spärliche Grasflur in etwas grösserer Entfernung in eine solche von dichterem Bestand, diese dann in den Busch und der Busch endlich

in den Wasserwald übergeht. Tritt irgendwo im Gebiete des Beckens selbst oder an dessen Rand Terrassenbildung auf, so sind diese Stufen, weil schon bedeutend länger trocken gelegt als die Fläche, bereits mit Buschwerk oder vielleicht gar mit Bäumen bedeckt, der Übergang daher ein unvermittelter und die Uferlinie unter Umständen eine haarscharfe.

Dies ist besonders in Okaṣima ka Namŭtenja der Fall. Der von den nächstgelegenen Höhen hufeisenförmig umsäumte Kessel ist mit einer mässig dicken Kalksteinschicht (recenten Ursprungs) überdeckt, die an einigen Stellen von Eingeborenen durchbrochen ist, um den Spiegel des ca. $1^1/_4$ Meter unter der Oberfläche liegenden Grundwassers freizulegen. Obwohl in diesem Sammelgebiete nun auch die Wasserverhältnisse bedeutend günstiger sind als auf den von hier aus aufsteigenden Hügelrücken, so haben der Busch und der Wald doch erst von letzteren Besitz ergriffen; im Kessel selbst sucht das Auge gleichwie auf der Fläche vergebens nach einem Strauch oder Baum.

Am 31. Januar, an einem Sonntage, langten wir in Okaṣima ka Namŭtenja, der soeben geschilderten Wasserstelle, an und bezogen unser Lager der Moskitos wegen anstatt in der Nähe der Brunnen auf der Höhe des Kalkrückens, unter einer grossen Terminalia prunioides, deren prachtvoll purpurrot gefärbte Flügelfrüchte gleich Blüten durch das junge, grüne Laub schimmerten. Die Abhänge des Hügels waren mit zahlreichen Exemplaren einer über meterhohen Malvacee, der Pavonia Schumanniana *Gürke* bewachsen, deren wohl 7 cm breite, weithin sichtbare Blumen im seltsamen, aber angenehmen Kontrast zu dem stumpfen Grau der noch blattlosen Halbsträucher standen. In Gesellschaft dieser prächtigen Pflanze fand sich noch eine zweite, ebenfalls neue Vertreterin derselben Familie, die etwas kleinere Lagunea Schinzii desselben Autors und dazwischen, an Grösse beide um ein Bedeutendes überragend, die schlanke Dianthera Petersiana *Klotzsch*.

Nach einer durch Sturm und Regen mehrfach gestörten Nachtruhe unternahmen wir am Montag noch einen Abstecher nach der ca. 4 Stunden südöstlich von Okaṣima ka Namŭtenja gelegenen Omatope, einer sogenannten Oshihekeformation. Unter

Oshiheke verstehe ich allgemein eine isolierte Sandinsel, die bald inmitten der Steppe, bald im Buschwald auftreten kann und sich von ihrer Umgebung dadurch auffallend auszeichnet, dass der Boden aus lockerem, weissem Sand besteht. Die Vegetation dieser Oshihekeformationen unterscheidet sich von jener des Busches oder der Steppe namentlich durch die Abwesenheit des Graswuchses, ferner dadurch, dass die einzelnen Büsche sich zu dichten, meist durch geringe Abstände von einander getrennten, kleinen Komplexen zusammenschliessen, und endlich durch die geringe Zahl der Acacia-Arten; vorherrschend sind namentlich eine strauchförmige Bauhinia, Grevien, Melhanien und Ximenia americana, von krautigen Pflanzen Basananthe, Gloriosa, Urostigma spec. und eine Reihe verschiedener Cucurbitaceen und Asclepiadaceen. Es sind mir im Gebiete der Ambostämme verschiedene solche Oshihekeformationen teils durch Autopsie, teils durch Berichte der Eingeborenen bekannt geworden. Alle stimmen in den hervorgehobenen Boden- und Vegetationscharakteren überein, so dass kein Zweifel darüber herrschen kann, dass wir es mit einer im nördlichen Teile der Interessensphäre verbreiteten Erscheinung zu tun haben. Die Ursachen, die diese Bildungen hervorgebracht haben mögen, sind mir noch unklar, und ich muss mich vor der Hand damit begnügen, auf den mir nicht unbedeutsam scheinenden Punkt aufmerksam zu machen, dass die Längsaxe dieser Sandinseln ausnahmslos von West nach Ost verläuft, somit parallel ist dem längeren Durchmesser der grossen Mehrzahl der südafrikanischen Salzpfannen.

Der Übergang von der Steppe zur Oshiheke ist in der Regel kein allmälicher, sondern geschieht meist mehr oder weniger unvermittelt, ja häufig erstrecken sich sogar die Äcker der Eingeborenen bis hart an den Rand der Sandfelder; da das Grundwasser in schwer zu erreichender Tiefe liegt, und der lockere Sand den Regen durchsickern lässt, ohne auch nur eine Spur zurückzubehalten, so ist die Oshiheke naturgemäss für die Kultur verloren. Die natürliche Pflanzendecke derselben gibt in dieser Beziehung einen nicht misszuverstehenden Wink, denn abgesehen von den Sträuchern setzt sie sich zur grossen Mehr-

zahl aus Gewächsen zusammen, deren unterirdische Speicherorgane in hervorragendem Masse die Anpassung an diese oder ähnliche Formationen erkennen lassen; wie die Convolvulus-, die Indigofera- und Harpagophytum-Arten, verschiedene Asclepiadaceen und sämtliche Zwiebelgewächse.

Ein feiner Sprühregen, der den Aufenthalt in dieser unwirtlichen Gegend nichts weniger als angenehm machte, veranlasste uns am Montag Abend wiederum nach Okaṣima ka Namŭtenja zurückzukehren und am Dienstag die Rückfahrt nach Olukonda anzutreten. In der Meinung, wir würden nun zur Regenzeit ausserhalb des Stammes genügend Wild antreffen, hatte ich mich unvorsichtigerweise auf diese Tour nur mit einem bescheidenen Proviantvorrat versehen, und die Folge davon war, dass sich nun bei uns ein recht empfindlicher Hunger einstellte; meine Leute waren allerdings besser gestellt, da ihnen die zahlreichen wilden Knollengewächse zur Not genügten, während ich mich, beständig an leichtem Fieber leidend, während der dreitägigen Rückreise auf eine einzige Büchse Sardinen angewiesen sah. Wild kam uns nie zu Gesicht.

Nach unserer Rückkunft beschäftigte ich meine zwei Aandonga mit der Demolierung eines Termitenhaufens, die ich vornehmen liess, um in Besitz einer Königin zu kommen; da der ungefähr $2^1/_2$ Meter hohe Bau dermassen hart war, dass die Schaufel und selbst die Axt machtlos davon abprallten, so versuchte ich denselben mittelst Pulver zu sprengen, was allerdings auch gelang, aber einem der Jungen, Fritz, beinahe das Leben kostete. Anstatt nämlich, wie ich geboten hatte, sich damit zu begnügen die vorbei passierenden Eingeborenen vor allzugrosser Annäherung zu warnen, suchte er in kindlichem Unverstand die Explosion zu beschleunigen, indem er ein Bündel trockenen Grases in Brand steckte und damit das Pulver entzündete; unter donnerndem Gekrach wurde die Pyramide in Stücke gerissen, Fritz überworfen und dabei nicht unerheblich im Gesichte verletzt. Dies geschah nach Eintritt der Dunkelheit, und als wir nun am Morgen den geöffneten Bau untersuchten, da fand es sich, dass die Bewohner denselben bereits verlassen und die

Königin dislociert hatten. Ein zweiter, nun aber mit Hacke und Schaufel unternommener Versuch führte endlich zu dem gewünschten Erfolg und das zu meinem Glück, da die mit der Arbeit betrauten Jungen sich kaum zu einer Wiederholung bereit gefunden haben würden; denn sowie das erste Stück aus dem Bau losgelöst war, stürzten die kleinen, wohlbewehrten Krieger in dichten Schwärmen heraus und überfielen die nackten Beine und Füsse der Arbeitenden, sich dermassen in das Fleisch einbeissend, dass jedes der Tierchen nur unter Zurücklassung des Kopfteiles zu entfernen war.

Die Termitenbauten Ambolandes sind ausnahmslos von einfacher pyramidaler Form, bei einer Grundbasis von 1—1½ Meter Durchmesser selten höher als 1½ Meter und zeigen niemals jenen bizarren, aus einzelnen Türmchen zusammengesetzten Aufbau, wie er etwa häufig in Abbildungen zu sehen ist. Der Bau wird gewöhnlich im Schutze eines Baumes angelegt, der, so lange er grün ist, niemals von den Tieren angegriffen wird; sehr häufig ist die Pyramide sogar von einem jungen Bäumchen durchwachsen und zwar habe ich die Beobachtung machen können, dass dies namentlich von Seite einer Boscia geschieht, die auch in diesem Falle von den Termiten stets unangefochten blieb. Dürre Äste dagegen werden sogleich in Besitz genommen, mit einem Mantel aus Erde umgeben und nun vollständig zerstört. So kann es vorkommen, dass stattliche, dürre Bäume ganz mit einer solchen Erdkruste bekleidet sind, deren Astwerk aber nur noch aus Röhren von demselben Material besteht; ein Schlag genügt um grosse, scheinbar starke Äste zu Staub zerfliegen zu lassen.

Die mit gelber, fein zerteilter Holzmasse ausgepolsterten Kammern der Königin und der jungen Brut befinden sich entweder im gleichen Niveau mit dem Boden oder höchstens ¼ m über demselben; im frischen Zustande ist die Holzmasse weich und feucht anzufühlen, zerfällt aber an der Luft in ganz kurzer Zeit zu feinem Pulver. Am Bau selbst oder in dessen unmittelbarer Umgebung habe ich niemals eine Ausgangsöffnung finden können, und es scheint daher, dass solche erst in gewissen Entfernungen davon angelegt werden, wie überhaupt die Ausdehnung

der unterirdischen, radienförmig ausstrahlenden Gänge ganz bedeutend sein muss. So fand z. B. Herr Rautanen, dass der Besuch von Termiten, die sein Haus in Omandongo heimsuchten, nicht eher nachliess, als bis er eine von dem Gebäude wohl 100 Schritt entfernte Pyramide zerstörte. Die Zerstörungswut und der dabei zu Tage tretende Eifer der Termiten sind so hinlänglich bekannt, dass es nicht von Wert sein kann, hierfür noch weitere Beispiele zu erbringen. Ich schützte meine Sammlungen, indem ich sie auf über den Boden erhabenen Gestellen unterbrachte und nie versäumte, jeden Morgen die unter jedem Gestell über Nacht aufgeworfenen 1/4 Meter hohen Erdkegel zu entfernen; im freien Felde aber ist es mir begegnet, dass die Termiten das Fell, auf dem ich schlief, im Laufe der Nachtruhe stellenweise bis zur Papierdünne verarbeiteten.

Einige Tage später unternahm ich mit Herrn Rautanen zusammen einen mehrstündigen Streifzug nach dem Nordosten des Ondongastammes und zwar zu dem bestimmten Zwecke, in der dortigen Gegend einen Stein aufzusuchen, von dem uns Eingeborene berichtet hatten, dass er so tief in die Erde hineinreiche und so schwer sei, dass ihn kein Mensch zu heben vermöge. Da weder dem Missionar noch mir im Gebiete des Ondonga-Stammes andere als junge Kalksteine je zu Gesichte gekommen waren[1]), so lag der Gedanke sehr nahe, es möchte sich im vorliegenden Falle um einen Meteorstein handeln, und zwar lag diese Wahrscheinlichkeit um so näher, als die Leute behaupteten, jener Stein sei von Kalunga gesandt worden. Von dem Wunsche getrieben, das Rätsel durch einen persönlichen Augenschein an Ort und Stelle zu lösen, machten wir uns früh morgens unter Führung eines der Missionszöglinge, der die Örtlichkeit genau zu kennen vorgab, auf und verbanden mit dieser Tour gleichzeitig die Durchsuchung einer zwischen Olukonda und Onipa gelegenen Oshihekeformation; gegen die Mittagsstunde erreichten wir die alte Werftstelle des verstorbenen Häuptlings Nembungu, die noch jetzt von einer bestimmten (esimo?) Familie

[1]) Steine sind im mittleren Teile Ambolandes überhaupt seltene Naturobjekte.

vor Profanierung bewacht wird. Nach Aussage unseres Führers Nambaχu sollte sich der fragliche Stein in Nembungu's Acker befinden; die Werftleute, die wir darüber befragten, verneinten dies jedoch und behaupteten, überhaupt nichts von einem derartigen Vorkommen zu wissen. Einige Stücke Tabak machten uns einen der Alten aber rasch gefügiger; nachdem er seine Frau und Kinder entfernt hatte, brachte er aus dem Innern seiner Werft ein etwas über Hand grosses Quarzitstück, uns jedoch gleichzeitig mitteilend, dass der grössere Stein, von dem uns berichtet worden sei, ungefähr zwei Stunden von hier entfernt, im freien Felde liege. Da, wie der alte Mann versicherte, mit dem Besuche keinerlei Gefahr, die religiösen Gefühle der Eingeborenen zu verletzen, verbunden war, so beschlossen wir nicht umzukehren, bevor wir das nun einmal ins Auge gefasste Ziel erreicht hätten; auf unser Ansuchen wiesen uns dann auch die Leute noch die zwei auf Nembungu's Acker errichteten Regenoompampa, die wir aber, obwohl sie seit dem Niedergang der Priesteresimo keine Rolle mehr spielen, zu meinem Leidwesen nur von aussen betrachten durften. Nembungu sowohl wie Nangolo waren beide in der Jugend nach der damals noch allgemein geübten Sitte beschnitten worden, und daran hat sich nun der Glaube geknüpft, dass sie, obwohl schon längst tot, dennoch die Macht hätten, in die Geschicke ihres Stammes einzugreifen. Bei grosser Trockenheit z. B. pflegen die „Grossen“ auf den Werftplätzen der beiden genannten Herrscher einen Ochsen zu schlachten, um sich dadurch die zürnenden Verstorbenen wiederum gewogen zu machen.

Auf der bezeichneten Stelle angelangt, hatten wir erst Mühe, den Stein, der uns nun bereits einmal genarrt hatte, ausfindig zu machen, waren aber nicht wenig enttäuscht, anstatt des gehofften Meteorolithen eine zweite, recht gewöhnlich aussehende Quarzittafel zu finden, die etwa $^1/_4$ Meter lang und $^1/_8$ Meter breit war. Der Stein lag flach im Sande und war auf der Oberfläche gleichsam poliert; um ihn später eingehender untersuchen zu können, schlugen der Missionar und ich je ein kleines Stück ab und nahmen schliesslich, ehe wir den Rückweg antraten noch eine

Photographie einer in unmittelbarer Nähe befindlichen Gruppe prächtiger Sclerocarya-Bäume auf.

Wenn wir geglaubt hatten, die etwas gröbliche Behandlung des Steines sei unbemerkt geblieben, so sollten wir bald genug aus diesem verhängnisvollen Irrtume gerissen werden; schon am andern Morgen kamen nämlich zwei Boten von Kambonde's Eltern, die sich erkundigten, ob wir, wie das Gerücht ginge, den Stein wirklich mit uns genommen hätten. Von banger Ahnung erfüllt, forschten wir die Beiden nach der näheren Bewandtnis jenes Objektes aus und erfuhren nun zu unserer Beunruhigung, dass die von uns besuchte Örtlichkeit heiligen Charakters sei und von jedem Omŭndonga vorsichtig gemieden werde; an den Stein aber knüpfe sich die Sage, dass die Entfernung oder Zertrümmerung desselben den Verfall des Stammes, oder mit anderen Worten den Sturz der Königsfamilie herbeiführe. Um eine nachteilige Interpretation zu vermeiden, liessen wir Kambonde's Vater wissen, dass wir ihn am nächsten Tage besuchen und ihm persönlich Aufklärung überbringen würden. Als wir am Donnerstag früh zu Nampingana's Werft kamen, fiel es uns sogleich auf, dass die Vorhöfe derselben von ungewöhnlich vielen Bewaffneten besetzt waren, die uns finsteren Blickes musterten und gegen alle Gewohnheit den ihnen entbotenen Morgengruss unerwiedert liessen. Von Nampingana empfangen, erzählte ihm nun mein Freund den Verlauf unserer Exkursion und suchte das uns zur Last gelegte Verbrechen durch unsere Unkenntnis der Verhältnisse zu entschuldigen. Leider ging der hochmütige Alte nicht darauf ein, sondern erklärte rundweg, dass uns offenbar Kalunga zu der staatsgefährlichen Tat verführt habe, um uns dadurch eines nur durch Blut zu sühnenden Verbrechens schuldig zu machen. „Ihr könnt gehen," schloss Nampingana seine Rede, „wenn ich mich mit meinen Grossen beraten habe, so soll euch unser Entschluss bekannt gemacht werden." Ich muss gestehen, dass ich ordentlich aufatmete, als wir uns wiederum ausserhalb der Werft, auf freiem Felde befanden, denn ich hatte die Gewohnheiten der Aandonga schon zu gut kennen gelernt, als dass mir nicht die Vermutung sehr nahe

gelegen hätte, Nampingana beabsichtige uns in seiner Hütte meuchlings ermorden zu lassen. Bei unserer Rückkunft in Olukonda fanden wir den inzwischen von Ongandjera angelangten englischen Händler Lean vor, der vor Jahren sich mit seiner Familie einst längere Zeit in Ondonga häuslich niedergelassen hatte und sich auch jetzt noch der besonderen Gunst Kambonde's erfreute. Ihm schilderten wir unsere missliche Lage und ersuchten ihn, wenn immer möglich, den Häuptling über das von dessen Vater beabsichtigte Vorgehen auszuforschen. Von Kambonde's Seite, der seit seiner Jugend an den Umgang mit Weissen gewöhnt war, hatten wir für unser Leben kaum etwas zu befürchten, wohl aber war es ein offenes Geheimnis, dass sich Nampingana ein Vergnügen daraus machen würde, in Ondonga eine Wiederholung der Bluttat von Uukuanjama zu veranstalten. Während wir noch zusammen in des Missionars Stube sassen, erschienen ungefähr 100 bewaffnete Leute Nampingana's, um in dessen Namen 35 Pfd. Pulver, 40 Pfd. Blei und 10 Schachteln Zündhütchen zu verlangen und auf die Herausgabe der Steinfragmente zu dringen. An Widerstand konnte ich mit meinem einzigen Nicht-Ondonga-Jungen kaum denken und noch viel weniger der Missionar, der Frau und Kind im Hause hatte; wir gingen daher, wenn auch ungern, auf des Alten Befehl ein und sandten ihm die verlangte Munition, das so teuer erkaufte Quarzitstückchen jedoch vertauschte ich mit einer anderen ähnlich aussehenden Gesteinsprobe aus Hereroland. In der darauffolgenden Nacht wurde Nambaχu, der Missionszögling, welcher uns als Führer gedient hatte, von einigen Boten geholt und zu Nampingana geführt, wo er, wie ihm glücklicherweise seine Begleiter unterwegs verrieten, getötet werden sollte; bereits in der Werft seines Richters angekommen, gelang es ihm noch, sich durch einen Sprung über die Dornhecke den Händen desselben zu entwinden. In der Absicht sich bei seinem Bruder zu verbergen, begab er sich sofort nach dessen Wohnsitz, fand aber diesen bereits ausgeraubt und von Bewaffneten umstellt; er ist dann, wie uns später mitgeteilt wurde, schliesslich nach Uukuanjama entronnen. Während der ganzen Nacht war bei Nampin-

gana der hohe Rat versammelt um die Angelegenheit zu besprechen und einen Entschluss zu fassen; Boten, die uns am Morgen besuchten, erzählten, dass sich der Missionar so gut wie ausser Gefahr betrachten dürfe, dass dagegen meine Aussichten sehr trübe seien, da ausser der Entheiligung des Steines, die mir als ein Versuch zur Umstürzung der herrschenden Dynastie ausgelegt wurde, auch wiederum die Geschichte mit dem skelettierten Omŭndonga, sowie meine photographischen Manipulationen zur Sprache gebracht worden seien. Das Resultat der Sitzung, der Lean's Treiber, ein Jugendfreund Kambonde's, beiwohnte, war, dass Nampingana erklärte, die dem Stamme drohende Gefahr sei nur durch meinen Tod abzuwenden, wogegen Kambonde und einige ältere Minister von einer solchen Tat nichts wissen wollten und mich nur meines Eigentums und zwar hauptsächlich der ihrer mutmasslichen Ansicht nach zu Zauberkünsten gesammelten ethnographischen Collectionen zu entledigen und mich sodann aus ihrem Lande zu verbannen empfahlen.

Die nächsten Tage brachten wenig Neues; heute wurde, wie mir stets von kommenden und gehenden Boten gewissenhaft zugetragen wurde, der Entschluss, mich zu töten, endgültig gefasst, morgen dieser jedoch von neuem erwogen und vor der Hand wiederum zurückgezogen, so dass ich in Wahrheit keine Stunde weder des Tages noch der Nacht meines Lebens sicher sein konnte. Auf Nampingana's Befehl verliessen mich auch plötzlich die neu angeworbenen Leute wieder, was die wahrscheinlich beabsichtigte Folge hatte, dass sich die des Hüters beraubten 125 Stück Kleinvieh, die ich im Laufe meines Aufenthaltes nach und nach eingekauft hatte, im Felde zerstreuten und in die Äcker der Eingeborenen drangen, was natürlich von Seite dieser gern benützten Anlass zu neuen Beschwerden gab. Tag und Nacht lagerte eine Gruppe von Nampingana's Bewaffneten in nächster Nähe meines Häuschens, des Augenblickes harrend, da das Zeichen der gestatteten Plünderung gegeben würde, vor der Hand sich begnügend, mich und meinen Hererojungen nach Möglichkeit zu belästigen und zu reizen. Mit der Zeit wurde dies aber dermassen unerträglich, dass ich beschloss, kurzweg

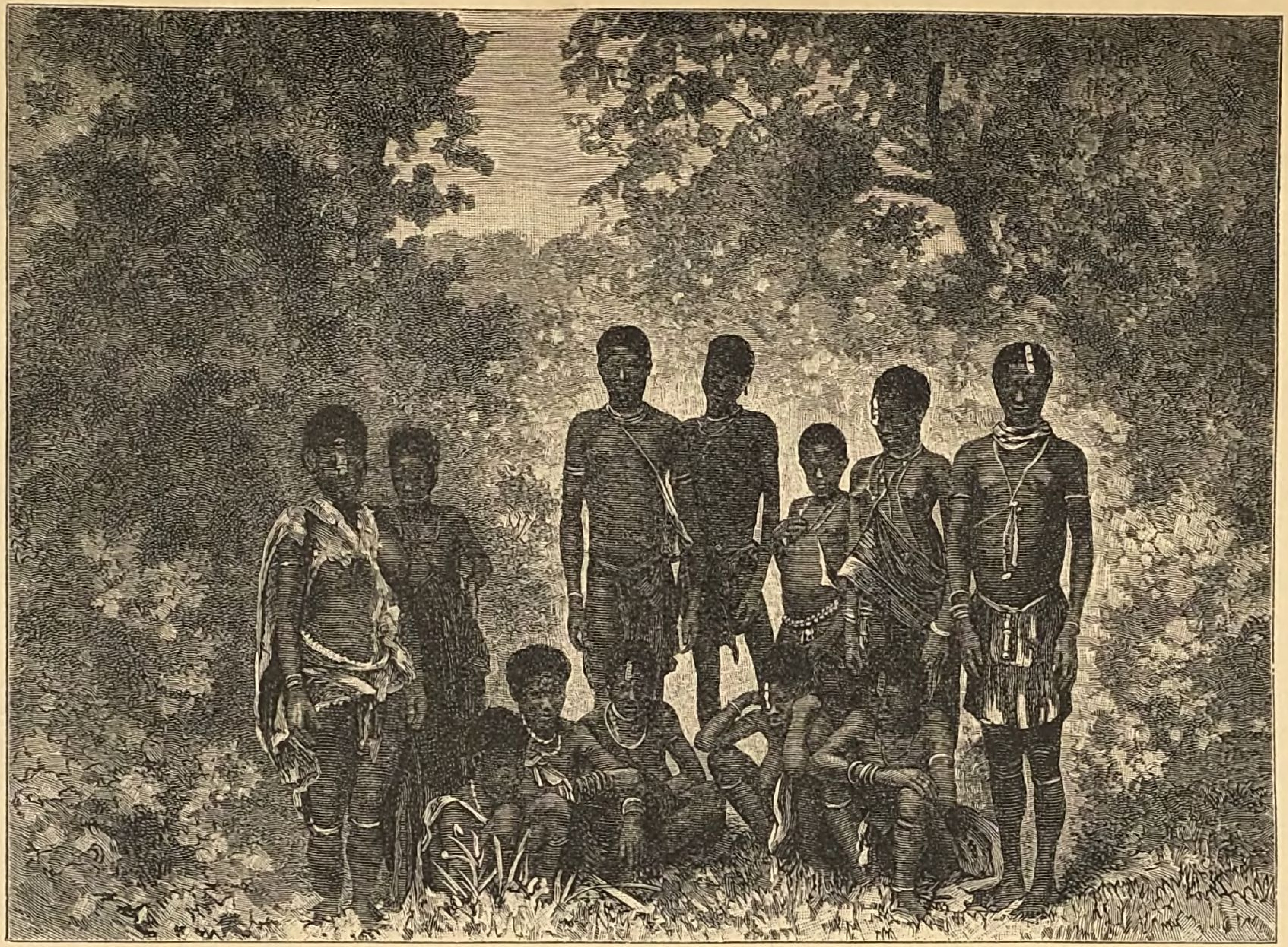
durch Lean Kambonde über meine zu erwartenden Aussichten zu befragen; eine Gewissheit in irgend einer Form schien mir denn doch willkommener als dieser unheimliche Halbfriede. Kambonde's Antwort war ziemlich zweideutig, er liess mich, meiner Frage geschickt ausweichend, wissen, dass des Missionars Schuld als gesühnt betrachtet werde, meine Angelegenheit aber in den Händen seines Vaters ruhe und noch nicht erledigt sei. Von dem alten, ebenso strenggläubigen als habsüchtigen Heiden war für mich wenig Gutes zu erwarten, und so traf ich denn im Stillen alle Anstalten zur Flucht, packte meine Kisten und erwarb von Herrn Rautanen ein neues Spann Ochsen; Lean, dessen Geschäfte in Ondonga abgewickelt waren, versprach am selben Tage, da ich aus Ondonga fliehen würde, gleichfalls zu verreisen und mit mir ausserhalb des Stammes zusammenzustossen, worauf wir vereint die Reise zu den in Grootfontein, im Südosten Ondonga's lagernden Bauern antreten wollten. Bevor ich jedoch meinen Plan zur Ausführung bringen konnte, trat unerwartet eine günstige Wendung in der Sachlage ein. In der Nacht vom 22.—23. Februar war bei Nampingana wiederum feierliche Ratssitzung, in der über mein Inventar, das die „Grossen" bereits als das ihrige betrachteten, verhandelt wurde und bei welcher Gelegenheit einem jeden der Anwesenden der ihm zukommende Anteil bestimmt wurde; die Gewinnsucht Nampingana's und namentlich Neɣale's, der mit seinem Bruder so wie so auf gespanntem Fusse lebte, scheint Kambonde's Stolz zu nahe getreten zu sein, wenigstens trennten sich Vater und Sohn mit Morgengrauen in grösster Erbitterung, nachdem letzterer noch erklärt hatte, dass er nun zeigen werde, wer denn eigentlich in Ondonga Herrscher sei, er oder sein Bruder. Ich war von der stattfindenden Sitzung durch eine alte, gute Frau schon am Abend vorher in Kenntnis gesetzt worden und ebenso erfuhr ich durch dieselbe Person auch schon vor Tagesanbruch den eben geschilderten Zwist; in der Absicht mir denselben zu Nutzen zu machen, sandte ich dem Könige durch meinen Hereroknaben sogleich ein kleines Geschenk und liess um eine Audienz bitten. Kambonde gewährte mir diese willig und mit Hülfe meines Freundes Rautanen gelang es, den König

vollständig umzustimmen und meiner Sache wiederum so gewogen zu machen, dass er mir bis ausserhalb des Weichbildes Ondonga's freien, unbelästigten Abzug zusagte.

Am selben Vormittage noch liess mich Kambonde wissen, dass nunmehr die Zeit der Abreise gekommen sei und er nach seines Vaters Werft reite, um diesen abzuhalten mich, wie die Kunde ging, noch innerhalb des Stammes zu überfallen. Der Wagen war gepackt, die Ochsen auf dem Platze und somit alles zur Fahrt bereit; rasch unterrichtete ich noch Lean von meiner Absicht und nahm sodann von der gastfreundlichen Missionarsfamilie, die während dieser schweren Tage so treu zu mir gestanden hatte, Abschied.

Meine Begleitung bestand aus Michel, dem sich uns wiederum angeschlossenen Fritz, der nun zum Ochsentreiber avanciert war, und zweier vom Missionar übernommener Jungen, die das Kleinvieh antrieben. Wir mochten kaum eine halbe Stunde weit gefahren sein und hatten die äussersten Werfte daher noch keineswegs passiert, als der schwere Wagen in dem durch monatelangen Regen durchnässten Boden unerwarteter Weise stecken blieb, und da wir aus naheliegenden Gründen darauf bedacht sein mussten, noch vor Sonnenuntergang das offene Feld zu gewinnen, so sandte ich Fritz sofort nach Olukonda zurück, mit der Bitte an den Missionar, mir bis zur ersten Wasserstelle mit einem zweiten Spann Ochsen auszuhelfen, nach deren Ankunft es dann den vereinten 32 Tieren gelang, den Wagen wiederum flott zu machen. In Oniikangua angelangt, schickte ich Rautanens Ochsen retour und versuchte mit meinen eigenen Zugtieren vorwärts zu kommen, aber — leider vergeblich. Die kleinen in Ondonga erworbenen Ochsen waren jung und noch nicht genügend eingefahren; kaum ein einziges Paar zog gleichmässig an, und wenn die hintersten Tiere einmal guten Willen zeigten, so machten die einen Moment ausser Acht gelassenen Vorderochsen deren Anstrengungen wiederum zu Schanden: alles Schlagen und Stossen half nichts, der Wagen blieb wie festgenagelt an Ort und Stelle und sank nur immer tiefer in den halb sandigen, halb schlickigen Boden ein. Ich liess nun mein Pferd, sowie einen der Reitochsen

einfangen und durchritt mit Fritz das Feld in weitem Umkreis, in der Hoffnung, Lean's Wagenspur, der unserer Abrede gemäss Ondonga ebenfalls verlassen haben musste, bei dieser Gelegenheit zu schneiden; obgleich wir aber fünf Stunden lang in brennender Sonnenhitze kreuz und quer ritten und uns sogar bis in die Nähe Nampingana's Werft wagten, war von Lean weit und breit nichts zu sehen. Enttäuscht kehrten wir zu unserem provisorischen Lager zurück, von wo aus ich einen der Begleiter neuerdings nach Olukonda mit einem unsere prekäre Lage schildernden Brief an den Missionar sandte und diesen um weitere Unterstützung bat. Es war schon Abend, als der Mann wegritt und um die Bewohner der in geringer Entfernung gelegenen Werfte nicht unnötiger Weise von unserem gezwungenen Halte zu unterrichten, unterliessen wir es Feuer anzumachen, zu unserem Nachteil allerdings, denn während der stürmischen Nacht gelang es zwölf von unseren Ochsen unbemerkt zu entkommen und im Eilmarsch die Rückreise nach ihrem alten Kraale auszuführen. Am folgenden Morgen schickte sich gerade der mit der Aufsicht betraute Junge zur Verfolgung der Flüchtlinge an, als wir diese wieder ankommen hörten, allerdings nicht allein, sondern in Begleitung dreier Männer, die mitkamen um sich ein Pfund Pulver als Ersatz für den von meinen Tieren in deren Äcker angerichteten Schaden zu erbitten. Da die Forderung billig war, so wurde sie auch gewährt, aber nur unter der Bedingung, dass die drei Fremden so lange bei uns verweilten, bis wir mit den erwarteten Hülfsochsen die Weiterreise antreten konnten. Am Abend trafen diese ein, von Rautanen's Leibtreiber angeführt, der ausserdem noch die erfreuliche Nachricht überbrachte, dass er angewiesen sei, mir seine Dienste bis nach Amŭtoni, einer Wasserstelle jenseits der Etoṣapfanne anzubieten. Am Sonnabend erreichten wir Okaṣima ka Namŭtenja und fanden hier Lean vor, der zwar nach mir Ondonga verlassen hatte, aber wahrscheinlich in der Nacht in einiger Entfernung an uns vorbeigefahren war, ohne uns zu bemerken. Wir setzten nun die Fahrt in Gesellschaft fort; die bereits früher besuchte Omatope wurde schräg durchschnitten, und dann der Buschwald zur Linken



Buschmänner von Südost-Ondonga.

lassend, in $1^1/_2$tägiger Fahrt die ungeheure, nach der Salzpfanne unmerklich abfallende Oohama-Fläche in südöstlicher Richtung durchquert. Wie ich bereits an anderer Stelle zu schildern versucht habe, ist hier die Grenze zwischen der buschlosen Steppe und dem das ansteigende Terrain okkupierenden Walde eine merkwürdig scharfe; während das Auge nach Süden ungehemmt über die unübersehbare, von zahlreichen Gnuherden belebte Grasebene schweift, ist die Aussicht nach Norden durch den anscheinend dichten Hochwald in der ganzen Ausdehnung gehemmt.

Am 2. März langten wir bei strömendem Regen mit Einbruch der Nacht in Oohama, der nordöstlichen Grenze der Ebene gleichen Namens, an und kampierten im Schutze des wiederum in seine Rechte tretenden Waldes. Da ich nun mit Lean zusammen war und nötigen Falles auf seine Hülfe rechnen konnte, so wurde Rautanens Treiber mit seinen Ochsen wiederum zurückgesandt, unseren eigenen Tieren dagegen eine Rast von $1^1/_2$ Tagen gewährt. Die am Rande der Steppe gelegene Wasserstelle verdankt ihre Bezeichnung der grossen Zahl stattlicher Combretaceen-Bäume (Terminalia Rautanenii *Schinz*), die den Hauptbestandteil der sich von dort nach Osten und Nordosten erstreckenden Waldungen bildet und die der Omuambo ohama (Plural oohama) nennt. Donnerstag den 4. März wurde neuerdings aufgebrochen, vorerst ein ziemlich dicht bewaldeter und nach der Etoşapfanne steil abfallender Hügelzug überschritten und dann bei schon eingetretener Dunkelheit eine kleine Bucht des erwähnten Beckens traversiert; den ostwärts sich ergiessenden Ausfluss „Onẕila“ erreichten wir jedoch des durchnässten Bodens wegen erst am folgenden Abend und durchfuhren das kaum 60 Schritt breite Flüsschen am Sonnabend Vormittag. Der Leser wird sich erinnern, dass ich bei einer früheren Gelegenheit die Salzpfanne mit einem grossen Schneefeld verglich; jetzt war aber von den Salzausblühungen nichts mehr zu sehen, denn wohin man nun blickte, da war alles eine grosse Wasserfläche. Im Onẕila, der eine kaum bemerkbare Strömung nach Osten zeigte, war das Wasser ungefähr anderthalb Meter tief und die beiden Wagen wurden daher von den an Feuchtigkeit

nun schon genugsam gewöhnten Ochsen ohne Unfall rasch an's andere Ufer gebracht, wogegen sich die Ziegen hartnäckig zu folgen weigerten und uns zwangen, jede derselben einzeln an den Hörnern herüber zu lotsen. Da ich immer noch an periodischen Fieberanfällen litt, so übernahm Lean die unangenehme Arbeit, entkleidete sich und half meinen Leuten das widerspenstige Kleinvieh unter grossem Lärm und manchen komischen Zwischenfällen durch das Wasser zu bringen, eine Arbeit, die uns über vier Stunden in Anspruch nahm. In Amŭtoni, einem grossen und tiefen, von einer starken Quelle gespeisten Kalksteinbecken, das von hohem und mit zahlreichen Enten bevölkertem Schilfdickicht umrahmt ist, wurde abgekocht und nachdem die Kleider getrocknet waren, zur Abwechslung auch wieder einmal Jagd auf Wasservögel gemacht; erst gegen Abend fuhren wir noch in südöstlicher Richtung weiter. Die von den paar folgenden Tagen gebotene Arbeit war über alle Massen mühselig; da meine eigenen Ochsen sich als zu schwach erwiesen, um den Wagen durch den schwarzen, zähen Morast vorwärts zu schleppen, so mussten denn bei jeder schwierigen Stelle Lean's Tiere vorgespannt werden; oft genug gelang es aber auch dem in dieser Weise auf 20 Paar erhöhten Gespann erst nach vielem Lärm und Getobe unserseits, das Fuhrwerk wiederum in Gang zu bringen. Bald war es ein quer über den Pfad gestürzter Waldriese, der unsere Karawane stundenlang festbannte, bald wieder fuhren wir uns durch Ungeschicklichkeit des Ochsenleiters zwischen zwei Bäumen fest und mussten nun mit dem kleinen, mehr zum Spiel als zur Arbeit bestimmten Beil — das grössere war wie so vieles andere in Kambonde's Besitz übergegangen — einen der dicken Stämme fällen. Sparriges Dorngestrüpp riss das Zeltdach in tausend Fetzen, und ungehindert ergoss sich der Regen auf Sammlungen und Proviant. Die armen Ziegen vermochten, obgleich wir nur ganz langsam vorrückten, gar nicht mehr nachzukommen und blieben immer weiter zurück. Erst versuchte ich die Kranken im Wagen mitzuführen, musste aber, als deren Zahl Stunde für Stunde wuchs, davon abstehen und sie am Wege liegen lassen. Binnen vier Tagen war die grosse Herde auf zwei Stück zu-

sammengeschmolzen! Am vierten Tage, nachdem wir der Etosapfanne den Rücken gekehrt hatten, musste ich endlich die Unmöglichkeit, mit meinen Tieren vor der Hand weiter zu kommen, einsehen; wir hatten Oshando[1]) passiert und sahen uns, obwohl wir im dichten Walde waren, ringsum von Wasser und Sumpf, oder richtiger ausgedrückt, von Morast umgeben. Um Lean nicht weiter aufzuhalten, entschloss ich mich, mit Wagen und Leuten an Ort und Stelle zu kampieren und durch den nach Grootfontein weiter reisenden Gefährten Mr. Jordan, der sich mit einigen Bauern daselbst niedergelassen hatte, um Zusendung von kräftigeren Ochsen zu ersuchen. Glücklicherweise bot sich aber unerwartet Gelegenheit, die Botschaft noch rascher, als dies durch Lean hätte geschehen können, an ihre Adresse gelangen zu lassen, indem sich einige Buschleute, die auf ihren Streifzügen nach Wild unsere Wagenspuren entdeckt hatten und uns gefolgt waren, gegen eine Belohnung von 1 Pfund Pulver und 12 Bleikugeln willig zeigten, nach Jordan's Sitz zu eilen und diesem Nachricht von meiner hülfsbedürftigen Lage zu bringen.

Am 11. März nahm Lean Abschied, um allein seinem noch fernen Ziele entgegen zu reisen, während ich mich auf einen längeren Aufenthalt vorbereitete, einen Kraal herstellen liess und mich im Innern des geräumigen Wagens so wohnlich als die Umstände es erlaubten, einzurichten suchte. An Beschäftigung fehlte es mir übrigens keineswegs, denn abgesehen von der stetigen Vermehrung meiner botanischen Sammlungen, auf die ich ja stets mein Hauptaugenmerk zu richten hatte, waren die bereits geborgenen aber vom Regen wiederum durchnässten Pflanzen frisch zu trocknen, so gut dies eben zu dieser Jahreszeit ging, neue Jochscheite zu fabrizieren, und am Wagen selbst gab es gar mancherlei auszubessern.

Von Zeit zu Zeit besuchten uns Buschleute, die Feldfrüchte brachten, um dagegen Tabak einzutauschen; in den ersten Tagen nach unserer Ankunft traf auch eine 15 Mann starke Karawane von Aandonga ein, die von Otavi kommend, mit Kupfererz be-

[1]) Von dem Präfixe Oshi fällt hier nach den Gesetzen der Vocalattraction das i aus.

laden, nach ihrer Heimat zurückkehrte. Während ich von der Malaria in der Folge verschont blieb, litten meine drei Leute und zwar hauptsächlich einer derselben, ein Bergdamara, sehr stark an heftigen Fieberanfällen, die meiner sämtlichen Chinin- und Ipecacuhana-Dosen spotteten und erst wichen, als wir die medizinischen Kenntnisse eines Buschmannes in Anspruch zu nehmen Gelegenheit hatten. Derselbe war uns von seinen Genossen als grosser Zauberer empfohlen worden, und da meine Begleiter zu dessen Kunst verständlicherweise mehr Zutrauen hegten, als zu meinen ihnen unbegreiflichen Heilungsbemühungen, so gab ich ihren Wünschen nach und gestattete dem alten Manne eine Probe seines „Könnens" abzulegen. Da sein Verfahren mit geringen Variationen in den Hauptphasen wohl mit dem der sogenannten Zauberer aller übrigen Stämme Südwestafrika's übereinstimmt, so ist es vielleicht nicht ohne Interesse, wenn ich den Gang einer solchen Kur hier kurz schildere.

Nachdem der Mann meinen Patienten einer flüchtigen Besichtigung unterworfen hatte, erklärte er mit imponierender Sicherheit, dass die Schmerzen, über die mein Bergdamara klagte, von einigen, in dessen Körper verborgenen Fremdkörpern herrühren, die zu entfernen er sich sofort anschickte. Er begann nun den Leib meines Jungen mit den flachen Händen zu reiben, erst unregelmässig und nach allen Richtungen hin, später aber strichweise und zwar auf ein ganz bestimmtes, auf der Brust gelegenes Centrum zu, das er schon vorher als das Versteck der gesuchten Fremdkörper bezeichnet hatte. Während dieser Massage, die der Patient lautlos über sich ergehen liess, sprach der Alte unausgesetzt unverständliche Worte vor sich hin, bald leise und bald rufend, spuckte den Kranken an und bestrich dessen Brust mit der Achselhöhle entnommenem Schweisse. Allmälich wurden die reibenden und streichenden Bewegungen langsamer, der Junge schien völlig willenlos geworden zu sein und der Arzt ging nun dazu über, seinen Mund auf die besagte Bruststelle zu drücken, sich gleichsam mit aller Kraft daran festsaugend. Nach einigen Minuten ging durch den Körper des Operierenden ein deutlich sichtbares Zittern, unter Gestöhn liess er von dem

Kranken ab und geberdete sich rufend und schreiend, als ob er nun seinerseits von heftigen Krämpfen befallen sei. Mitleidsvoll umstanden ihn seine Gefährten und erklärten mir, dass nunmehr die gesuchten Dinger in den Arzt übergegangen seien, wenige Minuten später brachte dieser denn auch unversehens, nochmals einen letzten Schrei ausstossend, einige kleine Steine und ein Stückchen Kohle zum Vorschein, die er alle auf dem beschwerlichen Wege durch seinen eigenen Leib aus dem des Kranken herausgezaubert hatte. Die wunderbaren Dinger wurden nun meinem Bergdamara, der mittlerweile wieder zu sich gekommen war, vorgezeigt und damit die Erklärung verknüpft, dass nun, da sie ja gehoben wären, kein Grund zu weiteren Schmerzen vorliegen könne und er daher als geheilt entlassen sei. Schliesslich vergrub der Buschmann die Steinchen und die Kohle noch unter einem grossen Kalksteine und warnte Jedermann eindringlich sich nicht etwa verführen zu lassen und nachzusuchen, bei der Gefahr, dass die Dinger sonst in den Körper des Vorwitzigen fahren könnten. Von dieser Stunde an war Kairob, mein Begleiter, wieder so gesund und frisch wie nur je. Wenn nun auch die Demonstration der aus dem Körper entfernten Zaubersachen, die der Buschmann natürlich vorher in seinem krausen Haar verborgen gehalten hatte, und die daran geknüpfte Erklärung als Betrug aufzufassen sind, so zweifle ich doch nicht, dass derselbe die ganze übrige Prozedur in gutem Glauben und Treu durchgeführt hatte und von den tatsächlichen Erfolgen seiner Zauberkunst auch selbst überzeugt war. Die auf den Patienten ausgeübte Wirkung ist offenbar die einer hypnotischen Suggestion und der Erfolg daher, wenn wir uns auf die Geistesstufe des Betreffenden zu stellen bemühen, wenn auch überraschend, so doch keineswegs unbegreiflich.

Ein unangenehmer Zwischenfall, Insubordination von Seite meines Hererojungen Michel, zwang mich, diesen an Ort und Stelle zu entlassen und ihm den ferneren Aufenthalt innerhalb unseres Lagers zu verbieten; so nahe mir auch der Verlust dieses Begleiters ging, der sich bis anhin stets als treu und zuverlässig erwiesen hatte, so durfte ich doch nicht anders handeln, sofern

ich nicht Gefahr laufen wollte, in unserer schwierigen Lage den beiden anderen Leuten gegenüber alle Autorität zu verlieren. Zwei Stunden nachdem sich Michel mit der Büchse im Anschlag gegen meinen Befehl aufgelehnt hatte, war er bereits auf der gefährlichen Wanderung nach seinen entfernten Stammesgenossen begriffen, und das damit statuierte Exempel hatte zum mindesten den heilsamen Erfolg, dass der Rest meiner Begleitung, der im ersten Moment Miene gemacht hatte, sich Michel anzuschliessen, nun erschreckt wiederum seinen Pflichten nachkam.

Eine Reihe windiger und sonnenreicher Tage genügten, um die Wasserflut soweit aufzutrocknen, dass wir uns in Bereitschaft setzen konnten einen Versuch zur Weiterfahrt auch ohne die erwarteten Hülfsochsen zu unternehmen; zu unserer Freude trafen diese aber noch vorher, am 21. März nachmittags ein, nachdem wir 11 Tage lang auf sie gewartet hatten. Der Wagen wurde nun rasch gepackt und alles zurechtgemacht, um am folgenden Morgen die Reise nach Grootfontein anzutreten. Wir lagen sämtliche bereits in tiefem Schlafe, als mich um Mitternacht plötzlich ein bekanntes Plätschern auf dem Wagenzelt aufschrecken liess, ich schaute hinaus und wahrhaftig! als ob der Himmel alle Schleusen geöffnet, so goss der Regen neuerdings in Strömen hernieder. Schwer bekümmert erwartete ich das Tageslicht, und als der Morgen endlich anbrach, da erblickten wir denn auch wiederum ringsum eine grosse Überschwemmung; wenige Stunden hatten genügt um alle unsere Hoffnungen auf eine schnelle Reise mit einem Schlage zu vernichten.

Da die von Jordan gesandten Ochsen nun aber doch angekommen waren, so brachen wir am Montag Vormittag trotz des immer noch strömenden Regens auf und legten mit vieler Mühe bis Einbruch der Dunkelheit ungefähr vier Kilometer zurück; am Dienstag ging die Fahrt schon bedeutend langsamer von statten, da bereits vor 10 Uhr der Wagen bis zu den Achsen im Boden versunken war. Die Ochsen taten ihr Möglichstes, aber die Räder blieben unbeweglich, und so mussten wir denn die ganze Ladung aus dem Wagen herausschaffen und letzteren leer über die schlimmsten Stellen wegtransportieren;

kaum lagen die vielen Pflanzenpackete, die Mehlsäcke, die paar übrig gebliebenen Pfund Zucker und Thee im Freien auf dem Boden, als der Himmel von neuem solche enorme Wassermassen niedersandte, dass Pflanzen und Felle im Nu davon schwammen und binnen einer halben Stunde eine mehrwöchentliche Ausbeute total zerstört war. Nachmittags 2 Uhr war der Wagen wiederum beladen, um im Handumdrehen neuerdings festzusitzen und vor Sonnenuntergang auch nicht mehr flott zu werden. Es wäre für den Leser höchst ermüdend, wollte ich in dieser Weise fortfahren, die geringen Fortschritte, die wir Tag für Tag machten, zu schildern, es mag genügen, wenn ich erwähne, dass wir oft von morgens früh bis abends spät unter Aufbietung aller unserer Kräfte hart arbeiteten und doch nach 14stündiger Arbeit manchmal bei Tagesschluss kaum einen Steinwurf weit von dem mit Sonnenaufgang verlassenen Nachtlager entfernt waren. Stellenweise sahen wir uns gezwungen auf weite Strecken hin eine Art Prügelweg herzustellen und zu diesem Zwecke zahllose Büsche und Bäume zu fällen, oder es wurde der Wagen entladen und die Ladung auf einem rasch zusammengezimmerten Schlitten über den weichen Morast befördert; durchnässt bis auf den Körper, geschwächt vom nagenden Fieber, frierend vor Kälte sassen wir dann nachts um unser kleines Feuer, Pflanzenpapier und entbehrliche Wagenteile, die einzigen trockenen, brennbaren Sachen, die wir besassen, mussten zur Unterhaltung desselben dienen, waren wir doch froh, wenn es gelang einen Kessel Kaffee zu kochen. Je weiter wir nach Süden vordrangen, um so lichter wurde allmälich der Hochwald, um schliesslich in der Nähe von |Aweb, einer von drei hohen, vom Sturme arg mitgenommenen Ficusbäumen beschatteten Quelle, in Buschwald überzugehen; das Terrain wurde zusehends wechselreicher und liess erkennen, dass wir das Etosabecken endlich verlassen hatten und uns wiederum dem gebirgigen Hererolande näherten.

Am ersten April wurde ich nochmals von einem harten Missgeschick betroffen. Während wir in der Fahrt begriffen waren, kam uns plötzlich der das Pferd beaufsichtigende Junge nachgelaufen, um zu melden, dass das treue Tier offenbar krank

geworden sein müsse, da fortwährend weisser Schaum seinen Nüstern entfliesse. Wir spannten aus, um die Nachzügler zu erwarten, und nur zu bald sollte sich die schlimme Botschaft bestätigen; denn kaum hatte das Tier, mit dessen Hülfe ich so oft dem flüchtigen Wilde nachgeeilt war, unsern Lagerplatz erreicht, als es unter heftigen Zuckungen und Krämpfen zu Boden stürzte und verendete. Abgesehen von dem nicht unbeträchtlichen pekuniären Schaden traf mich gerade dieser Verlust um so herber, als ich damit den letzten meiner ursprünglichen Begleiter verlor, es war mir unwillkürlich, als sei damit auch der letzte Verbindungsfaden mit der Heimat jäh entzwei gerissen.

Nachdem wir die beiden Wasserstellen !Karuχas und !Gui |aus passiert hatten, erreichten wir den Nordabhang der Kalksteinhügel von Okamambuti, überschritten einen von diesen gebildeten Sattel und langten endlich am 3. April in Grootfontein, der Niederlassung Jordan's und der diesem unterstellten Bauern an. Die ganze Strecke Olukonda—Grootfontein, die wir zur Winterszeit bei trockenem Boden ganz leicht in 10 Tagen durchfahren hätten, hatte uns unter den obwaltenden Umständen sechs volle Wochen in Anspruch genommen!

Die ausgestandenen Entbehrungen und die harten Anforderungen, die in dieser Zeit an unsere Körperkräfte gestellt worden, sollten übrigens nicht ohne Nachwirkung bleiben. Ich hatte kaum Jordan begrüsst, als mich ein heftiger Schüttelfrost befiel und während 3 Tagen in ununterbrochenem Fieberdelirium hielt, doch konnte ich es immerhin als ein grosses Glück erachten, dass der Anfall erst nach unserer Ankunft aufgetreten war und mich nicht im Felde draussen überrascht hatte.

In Grootfontein angelangt, trat die Frage neuerdings an mich heran: wohin nun die Schritte lenken? Die Reise von Olukonda aus hatte mir zur Genüge bewiesen, dass keiner von meinen Leuten das Zeug zu einem tüchtigen Ochsentreiber hatte, und da sich von den um Jordan gescharten Bauern keiner dazu verstehen wollte, in meinem Dienste unsere Zugochsen nach dem noch weiter ostwärts gelegenen Ngami-See zu treiben, so schien alle Aussicht vorhanden zu sein, dass dieses Projekt

schliesslich doch noch zu Wasser würde. Die Bauernsöhne fürchteten sich vor Moremi, dem Häuptling am See, mit dem ihre Eltern schon gelegentlich ihrer Auswanderung aus der Transvaal auf gespanntem Fusse gelebt hatten, und was in Grootfontein von Bastards etc. vorhanden war, schien nicht minder vor den zahlreichen im Felde zertreuten Buschmännern bange zu sein.

Sehe ich ab von dieser folternden Ungewissheit über die allernächste Zukunft, so war mein Aufenthalt in Grootfontein keineswegs unangenehm; eine reiche Zahl kleiner nach allen Richtungen unternommener Touren bereicherten die botanischen Sammlungen ganz bedeutend und förderten meine Landeskenntnisse erheblich. Von den Bauern sah ich mich auf's freundschaftlichste empfangen und willkommen geheissen und wenn ich die ab und zu etwas unzart vorgebrachten Bettelgesuche, die indessen bei der tatsächlichen Armut der Bittsteller verzeihlich waren, aus dem Gedächtnis tilge, so rechne ich das Zusammensein mit diesem eigentümlichen Menschenschlage zu meinen liebsten Erinnerungen.

Das Schicksal, das diese Leute aus der fruchtbaren Transvaal auf rauhen Pfaden nach der fernab im Westen gelegenen Wildnis verschlagen hat und dessen Schilderung sich wie eine Erzählung aus uralter Germanenzeit anhört, ist ein so seltsames und die Geschichte dieser Wanderungen so ergreifend, dass man für die tapferen, nie zu entmutigenden Pioniere nur Bewunderung empfinden kann. Jahrhunderte hindurch ausser Kontakt mit Menschen ihresgleichen, ringsum von rohen Völkerschaften umgeben, sind sie dennoch unentwegt den Sitten und der Sprache ihrer Väter treu geblieben und haben sich trotz mannigfacher Versuchungen eine Sittenreinheit und ein Rechtlichkeitsgefühl bewahrt, die den Deutschen, der es sich bewusst ist, dass er und der Transvaalbauer eines Blutes sind, mit Stolz erfüllen dürfen.

Der Auszug dieser Bauernfamilien, von denen sich eine Anzahl nunmehr in Grootfontein niedergelassen hatte, reicht in das Jahr 1874 zurück, in jene Zeit, da die englische Nation begann, begehrliche Blicke nach der südafrikanischen Republik zu werfen und eine mögliche Einverleibung des unabhängigen

Staates im Cap-Parlamente bereits lebhaft diskutiert wurde. Die allgemein beliebte Annahme, dass jene Emigration lediglich dem Bedürfnis entsprungen sei, sich möglichst frühzeitig der drohenden Oberherrschaft der Engländer zu entziehen, entspricht jedoch nicht vollständig den Tatsachen, denn wenn auch diese Aussichten einen wesentlichen Anteil daran gehabt haben mögen, so waren doch in erster Linie innere Religionszwistigkeiten die Beweggründe, die den längst gehegten Wunsch wirklich zur Ausführung brachten. Da Herr Dr. von Danckelmann bereits eine ausführliche, lebensfrische Schilderung jener Auswanderung in den Bremer geographischen Blättern gegeben hat, die zum Teil auf persönlicher Nachforschung an Ort und Stelle beruht, so kann ich hier um so eher von einer solchen absehen.

Herr von Danckelmann fand den Rest der ehemals emigrierten Bauern in der Provinz Mossamedes in Uuilla bei Uumpata vor, wohin sie durch das Entgegenkommen der portugiesischen Regierung gebracht worden waren, die ihnen, nachdem die unglücklichen Irrfahrer in bejammernswertem Zustande im Kaoko angelangt waren, im Jahre 1878 ungefähr 3000 Hektaren Land auf dem genannten Hochplateau zur Besiedelung anwies und ihnen damit eine neue Heimat gewährte.

Die hohe Lage dieses Gebietes, der ausgezeichnete Boden und die verhältnismässig leicht zu behandelnden Eingeborenen hätten wohl allen Anforderungen eines europäischen Emigranten genügt, nie aber denen eines „Boers“, der sich sein „Neu-Jerusalem“ allerdings ganz anders vorstellen mochte. Bald zeigte es sich, dass es unmöglich war Transvaal-Ochsen oder Vieh zu halten. Die Pferde, „gesalzen oder ungesalzen“, starben schon im ersten Jahre; die Bauern suchten sich daher einheimische Zucht zu verschaffen und zwar auf dem denkbar billigsten Wege, indem sie von Zeit zu Zeit um geringfügiger Vergehen willen von Seite der Eingeborenen einige „Kaffern“-Krääle „abschossen“ und sich dann der Ochsen bemächtigten, die Schwarzen im Falle eines sicher nur berechtigten Widerstandes kaltblütig mordend.

Auf der anderen Seite suchten die Bauern sich so viel als möglich von der portugiesischen Oberhoheit los zu machen, und

bei dem energischen Kopfe des „Boers" lag die Gefahr einer totalen Besitznahme Mossamedes durch die mittlerweilen wiederum erstarkten Fremden sehr nahe, so dass sich auch in dieser Hinsicht das gegenseitige Verhältnis mehr und mehr zuschärfte. In richtiger Würdigung der Sachlage zögerte denn auch die portugiesische Regierung nicht lange, solchen für sie kaum erfreulichen Aussichten scharfe Massregeln entgegenzusetzen und die gefährlichen Gäste entweder zur Nachgiebigkeit oder zur neuen Auswanderung zu zwingen. Die Bauern, deren Ideal Souveränetät und absolute Unabhängigkeit war, wählten selbstredend das letztere und beschlossen nach feierlicher Ratssitzung Anfang 1884 nochmals die Wanderschaft anzutreten und unter der Anführerschaft des Kap'schen Händlers Jordan im Gebiete der Ovaherero oder Naman das zu suchen, was sie bei den Portugiesen umsonst zu finden gehofft hatten.

Jordan, der Sohn eines Weissen und einer Frau farbiger Abkunft, war, obgleich halb Abenteurer, ein Mann von aussergewöhnlicher Begabung, der sich durch langjährige Reisen als Händler eine genaue Kenntnis des südwestlichen Afrika's erworben und mit scharfem Blicke den grossen im Boden ruhenden Wert dieser unermesslichen Länderstrecken erkannt hatte.

Seinen Schutzbefohlenen vorauseilend erwarb er von dem im Kaokofeld sesshaften Stamme der Zwartbooi gegen Versprechungen deren frühere Wohnsitze in Rehoboth in der Absicht, seine Bauern dort anzusiedeln. Wie ich bereits früher dartat, hatten die Zwartbooi'schen zu dieser Veräusserung an Fremde jedoch gar keine Berechtigung, sofern sie nicht vorher den Bastards, denen sie im Jahre 1870 Rehoboth lehenweise überlassen hatten, ein bezügliches Angebot unterbreitet hatten. Die von den Kaoko-Hottentotten beabsichtigte Transaktion gestaltete sich für die Bastards natürlich zu einer Lebensfrage von eminentester Bedeutung und die letzteren zögerten daher keine Minute Alles zu versuchen, um sich den Besitz ihres Feldes zu sichern; nach stattgefundener Ratssitzung begab sich der Missionar Heidmann mit dem Bastardoberhaupte Hermanus van Wyk nach Otjimbingue und Okahandja, um mit dem mächtigen Maharero

Rücksprache zu nehmen und wo möglich mit Jordan eine Zusammenkunft zu veranstalten. Während die beiden Sendboten in Otjimbingue Maharero's Rufe harrten, klärte sich in Otjitambi — dem Hauptplatze der Zwartbooi'schen im Kaoko — die unerquickliche Sachlage unerwarteter Weise ohne das Zutun der Bastards zu ihren Gunsten, indem während noch die Unterhandlungen zwischen den Hottentotten und Jordan schwebten, der deutsche Reisende Belck dort eintraf und durch seine Vorstellungen die Jordan'schen Pläne durchkreuzte. Jordan mochte einsehen, dass bei dem Interesse, das Deutschland sichtlich an Namaland und namentlich an der Zukunft der Rehobother Bastards nahm, seine eigenen Bestrebungen kaum in Betracht kommen konnten und so entschloss er sich demgemäss, von der Erwerbung Rehoboth's abzusehen und dagegen sein Glück bei dem unabhängigen Häuptling Kambonde zu versuchen. Nach ziemlich umständlichen, von Aguardente-Gelagen begleiteten Verhandlungen ging Kambonde im Einverständnisse mit seinem Vater Nampingana endlich im Juli 1885 auf Jordan's Begehr ein und trat diesem gegen die Bezahlung von 25 Musketen (Landeswert 3 £ pro Stück), einem „gesalzenen" Pferde (120 £) und einem Fässchen Branntwein die ungefähr 957 geographische □Meilen grosse Südostecke Ondonga's käuflich ab; als Grenzpunkte nach Westen und Süden wurden in dem von Missionar Weikolin als Zeugen unterzeichneten Vertrage folgende Wasserstellen namhaft gemacht: Noolongo, Okahakana, Okoukuejo, Ombika, Ondjombo jomuhamba, ǂNudaus, Okaṣima k' Oombale, Oshiheka Berg, Omeja ongendji und Omutse u ondjamba. Als Nordgrenze wurde die Etoṣa-Pfanne samt deren Ausfluss Onẓila festgestellt, wogegen das Gebiet nach Osten sozusagen unbegrenzt war.[1])

In der Zwischenzeit hatten ungefähr 20 Bauernfamilien von Uuilla kommend den Kunene bereits überschritten und scharten sich nun auf Jordan's Ruf hin unter dessen Banner, um von dem erworbenen, zu Ehren des Premierministers der Cap-Kolonie „Upingtonia" genannten Terrain Besitz zu ergreifen und damit

[1]) Eine allgemeine Schilderung von Upingtonia habe ich in den Mitteilungen der ostschw. geogr.-commerz. Gesellschaft in St. Gallen entworfen.

den Grundstock zu einer dritten südafrikanischen Bauernrepublik zu bilden. Auf Jordan's Anordnung hin wurde aus den Reihen der männlichen Ansiedler ein Bestuur oder Rat konstituiert, dem ersterer dann seine Rechtsansprüche auf das Land unentgeltlich auf ewige Zeiten abtrat, sich selbst 5 Farmen von je 6000 Acres Fläche und den Abbau allfälliger Erzlager reservierend[1]). Die Verteilung des übrigen Gebietes ging so vor sich, dass jedem darum nachsuchenden majorennen Mann eine Farm von ungefähr 6000 Acres zugewiesen wurde mit der Bestimmung, dass mit der Bebauung innerhalb 12 Monaten begonnen werden musste, ansonst nach Ablauf dieser Frist das Grundstück wieder an den Bestuur zurückfiel.

Von einer wirklichen Bestellung dieser Farmen konnte vor der Hand noch keine Rede sein; die sämtlichen Emigranten blieben, indem sie die unfern Okamambuti gelegene Wasserstelle Otjavanda tjongue als Kristallisationspunkt wählten, für die erste Zeit zusammen und begnügten sich, kleinere Bodenparzellen mit dem für den Lebensunterhalt notwendigen Korn und Mais zu bepflanzen. Der Ertrag, den diese bescheidenen Versuche abwarfen, bewies erfreulicherweise auf's klarste, wie richtig Jordan die Bedeutung dieses Landstriches für eine ackerbautreibende Bevölkerung erkannt hatte. Hier fanden sich, wie der Augenschein lehrte, die einerseits Hereroland und anderseits Amboland charakterisierenden Vorteile in harmonischer Ergänzung: eine reiche Zahl starker und immerwährender Quellen waren teilweise bereits vorhanden oder konnten mindestens durch einen Durchbruch der die Hügel überkleidenden Kalkgewölbe leicht aufgedeckt werden und Dank der zum Teil gebirgigen, zum Teil hügeligen Formation des Terrains liessen sich die Quellen vorteilhaft zur Bewässerung des Tieflandes verwenden. Während im Hereroland der Feldbau aus Mangel an periodischen Regenzeiten streng auf die Flussbette lokalisiert bleibt, fiel in Upingtonia diese Beschränkung weg infolge des in den Sommermonaten November bis April niemals ausbleibenden Regenfalles;

[1]) Auf diese hat daher ganz unzweifelhaft die Verwandtschaft des verstorbenen Jordan's Anspruch.

zu diesem Vorzuge tritt dann aber auch noch die staunenswerte Produktivität des Bodens, die jene der südlichen Nachbarländer weit hinter sich lässt und deren Grund wohl in den seit undenklichen Zeiten Jahr für Jahr zur Winterszeit wiederkehrenden Gras- und Waldbränden zu suchen ist.

Kaum war Jordan's Kauf im Hererolande bekannt geworden, als Kamaharero als Oberhäuptling der Ovaherero Einsprache dagegen erhob, indem er die Berechtigung Kambonde's zu diesem Verkaufe negierte und insbesondere das um die Kupfererz führenden Otaviberge gelegene Gebiet als zu Hereroland gehörend beanspruchte. Der Beweggrund zu Kamaharero's Reklamation lag erstens in dessen tiefer Abneigung gegen alles, was von den gefürchteten Bauern kam und zweitens in dem unauslöschlichen Hasse, den er gegen Jordan zur Schau trug und der seine gerechte Begründung in der mehr als zweideutigen Rolle fand, die Jordan als einstiger Handelsmann in Rehoboth während des Krieges zwischen den Naman und den Ovaherero gespielt hatte. Um sich für die hererofeindliche Haltung, die Jordan damals zu Gunsten der Feinde Kamaharero's beobachtet hatte, zu entschädigen, belegte der letztere einige Waarensendungen Jordan's mit Beschlag, worauf sich dieser dann seinerseits durch in Zeitungen publizierte, den Ovaherero zur Last gelegte Mordtaten zu rächen suchte. Von diesen grösstenteils krass entstellten Zeitungsberichten wurden die Hererohäuptlinge unklugerweise durch einen Missionar unterrichtet und die Folge davon war, dass die gegenseitigen Beziehungen geradezu unerträglich wurden. Es erscheint daher ganz begreiflich, wenn Kamaharero die Angelegenheit hinsichtlich Otavi mit Eifer aufgriff und seine Ansprüche geltend machte, obgleich er kaum im Unklaren darüber sein konnte, dass dieselben auf sehr schwachen Füssen standen. Es ist s. Z. so viel über diesen Zwist gesprochen und geschrieben worden, dass es vielleicht bei der Bedeutung, die Upingtonia nachmals noch als deutsches Schutzgebiet gewinnen kann, nicht ganz belanglos ist, nochmals kurz auf die Sache einzutreten.

Kamaharero beansprucht Otavi unter Angabe von zwei Gründen: erstens, weil die Ovaherero vor den Ovambo die dor-

tigen Erzlager ausgebeutet haben sollen und zweitens, weil die Wasserstelle Otjavanda tjongue in früheren Jahren von Ovaherero bewohnt wurde. Für die Belanglosigkeit der ersten Behauptung spricht schon allein der Umstand, dass die erst seit ungefähr 100—150 Jahren südlich von den Ovambo wohnenden Ovaherero überhaupt keine eigene Bezeichnung für das ihnen auch als Schmuckgegenstand unbekannte Kupfer haben, sondern dem englischen Worte copper einfach einen Otjihereropräfix voranstellen (otjikoporo oder ongoporo), wogegen die Ovambo das unter ihnen als uueγendje bekannte Erz schon seit undenklichen Zeiten in Otavi durch Buschmänner brechen und nach Ondonga bringen lassen, wo es alsdann von der Häuptlingsfamilie zu Fussspangen verarbeitet wird. Als eines weiteren gegen Kamaharero's Ansprüche in's Gewicht fallenden Umstandes erwähne ich der Tatsache, dass jene Buschleute, denen es obliegt, das Kupfererz zu brechen und deren Wohnsitze rings um Okamambuti liegen, einstimmig Kambonde als ihren Herrscher bezeichnen. Ob die Ovaherero wirklich jemals auf Otjavanda tjongue Rinder gehütet haben, ist unverbürgt; wenn dem aber doch der Fall wäre, so ist seitdem sicher eine geraume Zeit verflossen, und die Ovaherero sind dadurch, dass sich in jüngster Zeit verschiedentliche Male eingeborene Ambo-Jäger in und um Otavi festsetzen konnten, ohne auf Widerspruch von Seite angeblicher Eigentümer zu stossen, ihrer Rechte verlustig gegangen. Galton und Andersson erzählen in ihren südafrikanischen Reiseberichten, dass sie auf ihrer Wanderung nach Ondonga im Jahre 1851 in Okamambuti den nördlichsten Hereroposten fanden, dessen Besitzer Tjapupa jedoch (nach Galton) in einem Abhängigkeitsverhältnis zu Nangolo, dem Ondonga-König stand. Kurz nach Galton's Besuch zogen sich die Ovaherero auf der ganzen Linie nach Süden zurück und seit einigen Jahren wagt sich kein Omuherero mehr weiter als bis zu dem Sandsteinwall von Otjozondjupa. Die Besitzansprüche Kamaharero's sind daher bezüglich des Feldes von Okamambuti zum mindesten verjährt, hinsichtlich der Erzlager von Otavi aber ganz illusorisch, und Kambonde ist demnach ganz zweifelsohne zu dem obenerwähnten Verkaufe im vollen Umfange befugt gewesen.

Nachdem sich nun die Bauern auf Otjavanda tjongue notdürftig eingerichtet, rohe Blockhütten gebaut und im Tieflande die Felder bestellt hatten, begab sich Jordan Mitte 1886 nochmals nach Ondonga um einen Teil der für ihn in Mossamedes lagernden Handelswaaren abzuholen. In Omandongo, der östlichsten der drei finnischen Missionsstationen angelangt, wurde er von Neγale, dem jüngeren Bruder Kambonde's angewiesen, einen vorläufigen Halt zu machen; die Reisenden campierten in unmittelbarer Nähe des Missionshauses und waren nicht wenig erstaunt, sich am frühen Morgen von einer grösseren Anzahl Ovambo umringt zu sehen, die sich offenbar im Dunkel der Nacht herangeschlichen hatten. Jordan, durch das Waffengeklirr aufmerksam gemacht, machte sich in Bereitschaft, aus seinem Wagen zu klettern und nach dem Begehr der lärmenden Horde zu fragen, als plötzlich zwei rasch aufeinanderfolgende Schüsse ertönten; im nächsten Moment fiel Jordan von zwei Kugeln durchbohrt als Leiche vom Wagen. Die nun folgende Scene ist nicht zu beschreiben, jauchzend wurde der Leichnam entkleidet und geschändet, im tollen Übermut alles aus dem Wagen gerissen, die wertvollsten Sachen wie Kleider, Elfenbein etc. im Freien auf einen Haufen geworfen, das Übrige aber in alle Winde zerstreut. Der schwarze Treiber, der in treuer Anhänglichkeit seines Herrn Gut verteidigen wollte, wurde erschossen, der Rest der Begleitung dagegen geschont; heulend zog die Schaar von dannen, es einigen Buschleuten überlassend, des Weissen Leichnam zu beerdigen.

Kambonde, der sicherem Vernehmen nach erst mehrere Stunden später von dem geschehenen Morde Kunde erhielt, unterliess nicht, sofort die Missionare und die zur Zeit in seinem Stamme anwesenden Weissen seines Schutzes zu versichern, aber die Tat wieder gut zu machen, vermochte auch er nicht.

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, die Gründe zu untersuchen, die Neγale dazu veranlassten, diese Blutschuld auf sich zu laden, noch weniger aber zu prüfen, inwieweit Jordan's unversöhnlichster Feind, Kamaharero, dabei beteiligt war, — dass aber eine Beteiligung des letzteren, wenn auch wahrscheinlich nur in indirekter Weise stattgefunden hat, kann kaum in Zweifel

gezogen werden. Man mag über Jordan denken wie man will, eine erstaunliche Energie in der Durchführung seiner Pläne, einen scharfen Blick für die Schwächen der Schwarzen und für die dadurch dem Weissen sich bietenden Vorteile, kann ihm niemand absprechen und ist ihm in den am Cap erscheinenden Zeitungen in anerkennenswerter Weise selbst von den deutschen Missionaren, denen zu schaden er nie eine Gelegenheit versäumte, zugesprochen worden. Für die Entwicklung der deutschen Schutzgebiete in Südwestafrika hätte dieser Mann von unschätzbarem Werte sein können, denn obwohl der Sohn eines englischen Vaters und in deutschfeindlicher Umgebung aufgewachsen, würde es unschwer gelungen sein, ihn durch Befriedigung seines Ehrgeizes für die deutschen Bestrebungen mit Leib und Seele zu gewinnen. Ein solcher Versuch ist leider niemals gemacht worden und die Unterlassung desselben kann nur als ein Fehler bezeichnet werden. —

Man kann sich die Bestürzung, die sich der Bauern auf Otjavanda tjongue oder Grootfontein, wie der Platz umgetauft worden war, beim Eintreffen dieser Nachricht von Jordan's gewaltsamen Tode bemächtigte, leicht denken. Die Mehrzahl der Ansiedler wollte sofort auf und davon, aus Furcht vor den nun wahrscheinlich bald anrückenden Ovambo und Ovaherero, eine Minderheit schlug vor, die Offensive zu ergreifen, um ihres Führers Tod an Ondonga blutig zu rächen, und die Erfahreneren endlich beschlossen, ruhig an Ort und Stelle den Weiterverlauf der Dinge abzuwarten. Der Rat dieser letzteren schlug denn auch durch, und um sich doch einigermassen die Existenz zu sichern, wurde beschlossen, den in Hereroland residierenden deutschen Reichskommissar um den Schutz des Deutschen Reiches anzugehen, welchem Verlangen Ende 1886 entsprochen worden ist. Das deutsche Schutzgebiet in jenem Teile von Afrika hat hierdurch zwei wesentliche Vorteile erlangt: die Einverleibung eines grossen Gebietes, das den meistbegünstigten Distrikten von ganz Nama- und Hereroland an Produktivität weit überlegen ist und zweitens gleichzeitig einen kleinen Stock von Kolonisten, wie man sich einen solchen für die deutschen Erwerbungen nicht besser wünschen konnte.

XV. Kapitel.

Werbung neuer Begleiter; Aufbruch nach dem Ngami-See; im Omuramba ua Matako; Karakobis und Lewisfontein; Verweigerung des Gehorsams; am Okavango; Robertson Vater und Sohn; in Moremi's Residenz; Abschied von Moremi und Robertson; eine Katastrophe; Moremi als Gastgeber und Richter; wiederum auf der Fahrt.

In der vorangegangenen Schilderung der wechselvollen Schicksale der Bauern habe ich dem Verlaufe meiner Reise bedeutend vorgegriffen und es mag nun wohl angezeigt sein, wiederum zu dieser zurückzukehren. Nach einer Reihe erfolgloser und daher recht entmutigender Versuche gelang es mir schliesslich nach dreiwöchentlichem Aufenthalte im Kreise der Bauern, von einem unweit Grootfontein vorübergehend niedergelassenen Bastard Gabriel, dem Sohne eines weissen Händlers und einer Buschmannsfrau, einem notorischen Wegelagerer, dessen Treiber, ebenfalls ein Bastard, zu meiner Reise nach dem Ngami-See zu dingen. Die zur Wagenarbeit höchst untauglichen jungen Ochsen verkaufte ich an Jordan und erwarb von diesem 20 grosse Hererorinder, die den Anforderungen einer so mühevollen Reise, wie sie noch vor mir lag, vollauf zu genügen schienen; den vorhandenen zwei Begleitern aus Amboland wurde noch ein armer Bergdamara zugesellt, und so konnte denn am Vormittag des 27. April endlich die längst geplante Wanderung angetreten werden. Im Vergleich zu früher war diesmal meine Karawane recht klein; die Mannschaft zählte 6 Köpfe, 4 Männer und zwei Weiber — die Frauen zweier der Leute —; vor dem Wagen marschierten im langsamen, gleichmässigen Tempo 16 Ochsen, während die vier übrigen Rinder, die anstatt der sonst mitgeführten Ziegen als Schlachtvieh benutzt werden sollten, zur Seite des Zuges nachgetrieben wurden.

Noch mit dem Einspannen der Zugtiere beschäftigt, teilte mir mein Treiber Curtje, dem es wohl nicht ganz unlieb sein

mochte, endlich Gelegenheit gefunden zu haben seinen Dienst bei Ohm Gabriel gegen einen besser bezahlten vertauscht zu haben, im Vertrauen mit, dass uns aller Wahrscheinlichkeit nach sein alter Arbeitsgeber unweit Grootfontein auflauern werde um den Wagen zu berauben. Ich mass zwar dieser überraschenden Mitteilung nicht allzuviel Glauben bei, beschloss aber doch, nur mit aller Vorsicht vorzugehen und mein Möglichstes zur Vermeidung einer Katastrophe zu tun; in der Nähe der, drei Fahrstunden östlich von Grootfontein gelegenen, ersten Wasserstelle Bubus liess ich Halt machen und sandte einen meiner Ovambo voran, mit dem Auftrage, das Gebüsch zu durchschleichen und sich zu vergewissern, ob niemand am Wasser weile. Nach ungefähr einer halben Stunde kehrte Fritz mit der unerwarteten Nachricht zurück, dass Gabriel in der Tat samt dessen Tross unweit der Quelle lagere. Anstatt nun die eingeschlagene Richtung weiter zu verfolgen, wurde links abgeschwenkt und in aller Stille quer durch's Feld getreckt; nach einer mühsamen Fahrt von vier Stunden über und durch sparriges Gestrüpp kampierten wir am Rande einer kleinen Lache, die noch etwas Regenwasser enthielt und erreichten dann am folgenden Vormittage Okamambuti oder Swartwater, die Niederlassung des englischen Händlers F., der zur Zeit jedoch abwesend war. Da wir uns auch hier noch nicht für sicher vor einer etwaigen Verfolgung von Seite Gabriel's halten konnten, so durfte mit der Fortsetzung der Reise nicht lange gezögert werden. Uns wiederum östlich haltend, überschritten wir eine gewaltige, sandige Grasflur, die ziemlich dicht mit prächtigen Girafenakazien und zahlreichen Hyphaenen bestellt war; letztere Erscheinung wirkte um so frappanter, als zwischen diesem umfangreichen Palmenhain und dem eigentlichen Verbreitungsgebiet des stolzen Baumes im entfernten Amboland tatsächlich keine Verbindungsbrücke bekannt ist, so dass derselbe sowohl dem vom Norden als dem vom Süden kommenden Reisenden gewissermassen den Eindruck einer künstlichen Anpflanzung macht. Am Nachmittage des 29. April gewannen wir endlich das stellenweise 150—200 Schritt breite, trockene Bett des Omuramba ua Matako, eines im Herzen

Hererolandes, an den Omatako-Bergen entspringenden periodischen Flusses, der sich, einen nordöstlichen Verlauf nehmend, nach Aussage der Händler und Jäger zwischen dem 18. und 19. südlichen Breitegrad bei Nandara's Stadt mit dem Okavango-Strom vereinigen soll. Die fast durchgehends nur unbedeutend in die Ebene eingeschnittene Abflussrinne wird links und rechts von einem dichten Gürtel dornbewehrter Akazienbüsche (Acacia detinens *Burch.* var.) begleitet, und da das Bett meist trocken und mit kurzem Gras bewachsen ist, so benützt man dasselbe, wenigstens zur Zeit der regenlosen Wintermonate, als eigentliche Karawanenstrasse. Noch am selben Abend erhielten wir den Besuch einiger Buschleute, mit denen wir uns aber nicht unterhalten konnten, da sie sich eines Dialektes bedienten, der uns allen fremd war; wir beschenkten sie mit einigen Stücken Fleisch, waren aber nicht wenig verblüfft, als sie plötzlich, wie auf Kommando aufsprangen, ihre Waffen von sich warfen und über Kopf und Hals Reissaus nahmen. Wir versuchten, sie zurückzurufen, aber ohne Erfolg, und da uns die Ursache dieses seltsamen Gebahrens unerklärlich war, so beschlossen wir wenigstens durch eine längere Nachtfahrt zwischen sie und uns eine möglichst grosse Entfernung zu bringen, um so eine vielleicht beabsichtigte, nächtliche Überraschung vereiteln zu können.

Obwohl diese Gebiete seit ungefähr zwei Monaten keinen Regen mehr empfangen hatten, war doch in den tieferen Stellen des Flussbettes noch Überfluss an Wasser vorhanden, so dass wir unsere Tiere beinahe täglich zweimal tränken konnten, und sich diese daher des besten Wohlseins erfreuten. Wenn wir abends mit Sonnenuntergang einen passenden Lagerplatz gefunden hatten, so war stets das erste, eine Anzahl Dornbüsche zu fällen und für die Ochsen einen geräumigen Kraal zu erstellen; wir vermieden dadurch, dass sie sich, im Laufe der Nacht dem Futter nachgehend, zerstreuten und sicherten sie in der Weise auch vor der Raubgier der in jener Gegend noch ziemlich häufigen Löwen. Tag für Tag begegneten wir den leicht kenntlichen Spuren dieses gefürchteten Räubers und selten verging eine Nacht, dass nicht dessen Gebrüll aus unweiter Ferne an unser

Ohr schlug. Derweilen die Männer die Ochsen einpferchten, waren die beiden Weiber um Brennholz besorgt, und bald stand dann der grosse Topf mit dem unvermeidlichen Fleisch und Reis über dem prasselnden Feuer, in dessen Lichte ich meine Notizen zusammenstellte und dann meinen Leuten noch eine Stunde Gesellschaft leistete; wenn aber der Mond sich über die scharf am Horizonte abgezeichneten, dunkeln Bäume erhob, lag meist alles schon im tiefen Schlaf.

Das Gebiet schien sehr dünn bevölkert zu sein, dennoch kamen wir von Zeit zu Zeit mit vereinzelten Buschmannshorden zusammen; ich bemerkte unter diesen niemals ein Weib und vermute daher, dass diese furchtsamen Menschen uns stets erst aus der Ferne beobachteten und dann von Neugier getrieben schliesslich die Beherztesten absandten, um den Charakter unserer Karawane aus der Nähe zu erforschen. Die uns hier besuchenden Leute nannten sich !Kun San und waren offenbar von einem anderen Stamme als jene, die wir weiter oben im Omuramba gefunden hatten; ihr Idiom wich zwar einigermassen vom Hottentottischen ab, ohne uns jedoch deshalb unverständlich zu sein. Eine Vergleichung von Wörtern dieses Dialektes mit solchen, die ich von bei späterer Gelegenheit uns besuchenden Buschleuten sammelte, zeigt, dass der Stamm der !Kun San nicht nur im ganzen unteren Omuramba ua Matako verbreitet ist, sondern sich auch in östlicher Richtung bis in die Nähe des Ngami-See's erstreckt. Die ganze Bekleidung dieser armen Wurzelgräber besteht aus nur zwei kleinen Fellen zur Bedeckung der Scham und des Gesässes, anstatt des Perlenschmuckes tragen sie Arm- und Beinringe aus Grasgeflecht.

Die Bewaffnung bestand aus einem kräftigen Wurfstock, einem mittelgrossen Bogen mit Pfeilen aus dünnen Phragmiteshalmen, deren vergiftete Spitzen aber nicht aus Eisen, sondern aus sorgfältig bearbeiteten Knochensplittern der in diesem Teile Südwestafrika's häufigen Elandantilope verfertigt waren; das Gift soll nach Aussage der Leute einer Pflanze entnommen werden, doch konnten oder wollten mir unsere Gäste diese nicht weisen. Wir versuchten mehrmals durch Geschenke und Ver-

sprechungen den einen oder anderen dieser furchtsamen Menschen zu veranlassen, sich uns anzuschliessen; einige Male gelang uns dies auch mit einigen der Besucher, die sich dann am Abend gleich ausgehungerten Hyänen die Bäuche füllten und sich einträchtig zu uns um's Feuer legten, aber am darauf folgenden Morgen war dann keine Spur mehr von ihnen zu finden. Viel verloren wir allerdings nicht dabei, da unsere Karawane, wie schon bemerkt, nichts weniger als Wassermangel litt. Da wir uns fast unausgesetzt im Flussbette bewegten, so blieb uns der Charakter der sich jenseits der sogenannten Galleriehecken erstreckenden Landstriche ziemlich fremd, nach allen Anzeichen zu schliessen kann derselbe aber kaum stark von jenem des tiefer gelegenen südöstlichen Ambolandes verschieden sein; wie dort, so scheint auch hier die Girafenakazie im Verein mit buschförmigen Arten derselben Gattung vorzuherrschen. Am 6. Mai erreichten wir Karakobis, eine kurze, in ein breites, von steilen Abhängen begrenztes Becken endigende, sackartige Seitenauszweigung des Omuramba ua Matako; diese Etappe war für uns von Wichtigkeit, als wir nun die angenehme Heerstrasse im Bette des Flusses verlassen mussten, um den nach rechts abzweigenden Wagenspuren folgend, Südostrichtung einzuschlagen. Gleich der Aufstieg aus dem Becken war furchtbar beschwerlich, der Übergang vom harten Flussboden in tiefsandiges Terrain so unvermittelt, dass wir unsere Ochsen nur mit Mühe an öfters versuchter, gewaltsamer Umkehr hindern konnten. Oberflächlich von hellgrauer Färbung war der weiche, lockere Sand einige Zoll tief mit einer staubartigen, schwarzen Humuserde gemischt; aufgeackert von Ochsen und Wagen, und in die Luft emporgewirbelt, drang dieser feine Staub durch alle Ritzen, und nach kurzer Zeit sah unsere Karawane aus, als ob es Russ geregnet hätte. Die Vegetation dieser breiten, sich unserer Fahrrichtung quer entgegenstellenden, dünenartigen Sandrücken ist von jener des Tieflandes ganz wesentlich verschieden; am auffallendsten ist wohl das Fehlen der Girafenakazie, wie denn auch überhaupt die Tendenz vorherrscht, an Stelle der grosskronigen Bäume der Ebene kleine Büsche treten zu lassen.

Die einzige mir bekannt gewordene Ausnahme von dieser sonst ganz allgemeinen Regel repräsentiert jener erste Sandhügelzug bei Karakobis, denn wenn dort die Girafenakazie auch allerdings fehlt, so erinnere ich mich doch nicht auf meiner ganzen Reise jemals stattlichere und gewaltigere Baumriesen gesehen zu haben, als dies gerade auf jenem Rücken der Fall war. Es betrifft dies besonders die Copaifera coelosperma *Benth.*, eine Verwandte der in Amboland so überaus häufigen Copaifera Mopane, deren glatter, gelbberindeter Stamm in halber Mannshöhe über der Erde bei nicht wenigen Exemplaren so dick war, dass es dreier Leute bedurfte, um ihn mit ausgestreckten Armen zu umfassen, und der dabei zu solcher Höhe sich erhob, dass ich, obwohl auf dem Wagen stehend, kaum die untersten Äste zu erreichen vermochte; über diesem Stamme erhebt sich dann noch zur dreifachen Höhe eine gewaltige Laubkrone, deren weit ausgebreitetes Astwerk bequem sechs Wagen Schatten oder Schutz vor strömendem Regen spenden könnte. Mitten aus dem dunkeln, aus Zwillingsblättern nach Art der Mopane bestehenden Laube funkeln tausende von ziegelroten Lichtchen: die aus den geöffneten Hülsen heraushängenden Samen, deren prächtig gefärbter Arillus den Anschein erweckt, als sei die Krone über und über mit roten Blüten besäet. Von den jenem Hügelzug eigentümlichen Bäumen und Sträuchern nenne ich noch eine baumartige Strychnos (vielleicht Str. inocua), eine neue Bauhinia (B. Urbaniana *Schinz*), die zur Zeit gerade in vollem Blütenschmucke prangte, und schliesslich eine Vertreterin der Ebenaceen, eine Maba-Art von kaum 3 dm Höhe. Ich bin diesen und einer Anzahl weiterer, hier nicht erwähnter Pflanzen ausschliesslich nur auf jenem Hügel begegnet und es wäre eine interessante Aufgabe, zu untersuchen, ob deren Vorkommen in jenem Gebiete — was kaum wahrscheinlich ist — wirklich auf diese eine Insel beschränkt ist, oder ob die Waldung vielleicht nach Norden zu ohne grössere Unterbrechung in die tropische Vegetation Süd-Amboella's übergeht, von der uns hier eine schwache Vorahnung gewährt wird. Ich selbst konnte der Frage, so gerne ich es getan hätte, nicht nachgehen, denn bereits befanden wir uns seit Karakobis 36 Stunden unterwegs

und noch hatten wir für die sichtlich erschöpften Ochsen keinen Tropfen Wasser gefunden. Am Sonnabend früh endlich, nachdem wir die ganze Nacht durchfahren hatten, erreichten wir die Wasserpfütze Lewisfontein, leicht aufzufinden und kenntlich an den 10—15 Palmen, die sich in nächster Nähe des Wassers befinden und ein immerhin seltsames Vorkommen illustrieren, als zwischen dieser ganz vereinzelten Gruppe und ihren nächstgelegenen Nachbarn unfern Okamambuti mindestens 200 km Luftlinie liegen.

Wir blieben, der Erholung bedürftig, den Sonnabend ruhig in Lewisfontein und traten erst am Sonntag Vormittag frisch gestärkt die Weiterreise an; ich hätte es allerdings vorgezogen noch länger zu verweilen, aber da es nicht meine Absicht war, am Ngami den Eintritt der nächsten Regenperiode abzuwarten, so mussten wir trachten, möglichst rasch vorwärts zu kommen, wollten wir nicht Gefahr laufen auf der Rückfahrt sämtliche Wasserlachen aufgetrocknet zu finden.

Am Montag Vormittag passierten wir die „Bitterpits", zwei wahrscheinlich von Händlern oder Jägern gegrabene Brunnen am Fusse eines unbedeutenden, ein kleines busch- und baumloses Becken begrenzenden Abhanges. Gewöhnlich sind sonst die in jenem Gebiete häufigen Omuramba-artigen Bodensenkungen gerade im Gegensatze zu den sandigen Höhen dicht mit hohen Bäumen, und zwar vorzugsweise Vertretern der Gattung Acacia bestanden, so dass sie beliebte Schlupfwinkel bilden für allerlei Gross- und Kleinwild, wovon wir allerdings — es mag dies merkwürdig erscheinen — bis anhin kein Stück zu Gesicht bekommen hatten. An Fussspuren, älteren und ganz frischen, die uns alle bewiesen, dass Elephanten und Girafen wenige Stunden vor uns hart am Pfade gerastet hatten, war kein Mangel, aber die Tiere selbst schienen insgesamt übereingekommen zu sein, uns den Genuss einer aufregenden Jagd, die sich ja so hübsch in einen Reisebericht hätte einflechten lassen, zu versagen. Am Donnerstag auf Klipppan angelangt, musste, da mittlerweilen empfindlicher Fleischmangel eingekehrt war, ein Ochse geschlachtet werden, bei welcher Gelegenheit ich wiederum, ich weiss nicht

mehr zum wievielten Male, die Tatsache konstatieren konnte, dass der südwestafrikanische Eingeborene im allgemeinen nur dann etwas taugt, wenn er Hunger hat! Ich liess nämlich am Abend die Zugtiere nochmals in die Joche bringen, um noch in der Nacht eine von Buschleuten reportierte, nur wenige Stunden entfernte, kleine Vley zu gewinnen, die wir auch richtig noch vor Mitternacht erreichten. Wie ich nun aber am Morgen, nachdem die Ochsen getränkt waren, den Befehl zur Weiterfahrt gab, rührte sich von meinen fünf männlichen Begleitern auch nicht Einer! Empört ob dieser Widerspenstigkeit, befragte ich die Leute nach der Ursache und erhielt zur Antwort, dass sie beschlossen hätten nunmehr umzukehren, da ich sie ja offenbar immer weiter von ihrer Heimat wegzuführen versuche. Mit Güte war bei diesen Menschen, die der befriedigte Magen übermütig gemacht hatte, wenig oder gar nichts auszurichten, und da meine ganze Existenz darauf beruhte, dass ich meine Begleiter niemals, weder durch Nachgiebigkeit noch durch Unentschlossenheit meinerseits, einen Vorteil über mich erlangen liess, so musste ich auch diesmal wieder versuchen, ihrer Frechheit durch Gleichgültigkeit zu begegnen. „Gut," erklärte ich, „wer gehen will, mag gehen, aber Zehrung wird keiner auf den Weg bekommen." „Oh, die werden wir uns, da nun der ganze Wagen voll Fleisch hängt, selbst nehmen!" war die übermütige Entgegnung. Dies gerade hatte ich hören wollen; mit nicht misszudeutender Umständlichkeit meinen Dreiläufer mit frischen Patronen versehend, setzte ich mich nun unweit des Wagens unter einen Baobab, und zwar so, dass ich gleichzeitig jenen und die Leute, die sich zwecks einer Besprechung von ihren Gewehren entfernt hatten, überwachen konnte. „So," erklärte ich, „nun soll sicherlich der Erste, der sich Fleisch holt, auch der Letzte sein, der die Hütte seines Vaters wieder zu sehen kriegt." Dies einfache Mittel half überraschend schnell! Da der Gedanke an Empörung ursprünglich nur im Kopfe eines Einzelnen gereift war, und zwar in dem des Bastardtreibers, den ich später überhaupt noch als schlimmes Element unter meiner Karawane erkennen sollte, so waren die Ansichten über die Ausführbarkeit

einer Rückkehr ebenso rasch wie sie den beiden Ovambo eingeleuchtet haben mochten, wiederum geteilt; nach ungefähr einer Stunde peinlichen Harrens meinerseits kam erst der Bergdamara um Verzeihung zu erbitten und bald darauf erklärten auch Fritz und Kashimbingue, die zwei Jungen aus Ondonga, dass sie beim Baas verbleiben wollten. So blieb denn dem grollenden Treiber kein anderer Ausweg, als sich dem Zuge auch seinerseits wiederum anzuschliessen. Ich liess ohne Zeitverlust einspannen, um nur möglichst rasch von der Stelle, die Zeuge eines so unerquicklichen Auftrittes gewesen war, wegzukommen, und zum Glücke kam mir meinen Bemühungen, die Gemüter zu beruhigen, auch noch eine kleine Herde von Straussen zu Hülfe, die, aufflüchtend aus einem Akaziengebüsch, die Jagdlust erwachen liessen und Curtje zur Verfolgung veranlassten. Die Jagd blieb zwar erfolglos, aber als der Treiber nach einiger Zeit mit ein paar im Felde aufgelesenen Straussenfedern zum Wagen zurückkehrte, war der Zwist begraben und wir alle waren wieder in alter Eintracht verbunden.

Seit unserer Abreise von Grootfontein waren die in kleinen Truppen im Felde nach Wurzeln herumschweifenden Buschmänner die einzigen Eingeborenen gewesen, die wir zu Gesicht bekommen hatten, man kann sich daher unser Erstaunen leicht vorstellen, als wir eines Abends, im Begriffe die Ochsen an einem kleinen Wasser zu tränken, plötzlich durch den Besuch einer ganzen Horde lärmender, wohlgenährter Menschen überrascht wurden, die der Sprache und Statur nach zu urteilen, Bantu sein mussten. Wir verstanden zwar ihre Sprache nicht, aber zum Glück fand sich unter ihnen ein Individuum, dessen ausnehmend hässliche Gesichtszüge uns verrieten, dass seine Wiege wohl in Gross-Namaland gestanden haben mochte, und mit Hülfe dieses Hottentotten erfuhren wir dann, dass sich in der Nähe eine Werft der Makoba, der Untertanen Königs Moremi befinde, dessen Residenz noch ungefähr vier Tagereisen weiter nach Sonnenaufgang zu liege. Da unsere Besucher durchgehends junge, undisciplinierte Leute waren, so musste ich, um der unverschämten Bettelei los zu werden, davon absehen, ihnen, wie sie es wünsch-

ten, während einiger Tage Gesellschaft zu leisten, nahm jedoch den erwähnten Hottentotten als Führer und Dolmetscher mit. Die in hohem Schilf ganz verborgene Wasserstelle der erwähnten Makoba stand in Verbindung mit einem grösseren Omuramba, in dessen breites, von einem schmalen Wasserfaden durchzogenes Granitbett wir am folgenden Vormittage hinunterstiegen und das wir nachteiligerweise als Fahrstrasse benützten; zu meinem Nachteile wenigstens, da sich die Folgen dieses ungesunden Aufenthaltes in einer Reihe heftiger Fieber äusserten.

Die Ursache dieser entkräftigenden Anfälle lag zu sehr auf der Hand, als dass ich darüber hätte im Zweifel sein können, und ich befahl daher, das Flussbett zu verlassen und zu versuchen uns auf der Hochfläche weiter zu bewegen. Im Osten, also vor uns, musste der Okavango liegen, der doch als breiter Strom, wie er geschildert wurde, kaum zu verfehlen war, und da wir zum Überfluss noch eine zwar vereinzelte aber deutliche Wagenspur entdeckten, so glaubten wir unserer Sache um so sicherer zu sein. Mit geringem Unterbruch war die Karawane nun sozusagen unausgesetzt in Bewegung und musste dies auch sein, weil hier auf der Hochebene kaum offenes Wasser zu erwarten war; ein häufiges Ausspannen der Ochsen hatte auch keinen Zweck, da das Gras total abgebrannt war; die durstigen Tiere schienen überdies gar kein Verlangen nach Futter zu haben, umstanden jedoch bei jeder Ausspannstelle dicht gedrängt die beiden hinten am Wagen befestigten Fässer, gierig jeden heraussickernden Tropfen aufleckend. Am meisten schienen die beiden Hunde zu leiden, von denen der eine infolge eines Schlangenbisses, der dessen Kopf bis zur Unkenntlichkeit anschwellen liess, im Wagen mitgeführt werden musste, und doch durften wir ihnen kein Wasser geben, so lange unsere eigenen Tagesrationen auf einen kleinen Becher beschränkt waren.

In der zweiten Nacht, nachdem wir die letzte Wasserstelle im Omuramba verlassen hatten, verloren wir durch Ungeschicklichkeit des Führers auch noch die bereits erwähnte Wagenspur und suchten mit der Laterne zwei Stunden umsonst darnach; sie blieb wie weggewischt. Nun ging's in Eilmärschen auf gut

Glück vorwärts; mit Tagesanbruch durchfuhren wir ein grosses, verlassenes Dorf von über 30 Hütten, deren Bewohner, den Spuren nach zu schliessen, wohl aus Mangel an Wasser vor wenigen Tagen erst weggezogen sein mochten. Von Stunde zu Stunde wurde die Situation kritischer; nochmals 12 Stunden ohne Wasser, und die armen Tiere mussten erschöpft sein. Die Sonne ist schon am Untergehen und von Osten her erhebt sich ein leichter Wind, da plötzlich stellen die sämtlichen Ochsen wie auf Kommando die Ohren hoch und mit vorwärts gestrecktem Kopfe geht's, ehe wir uns versehen, in kaum zu bändigendem Trabe über Gebüsche und Gräben einem uns unbekannten Ziele zu. In der Vermutung, dass die klugen Tiere Wasser wittern, lassen wir ihnen freien Lauf, nur dafür sorgend, dass der Wagen nicht zu Schaden kommt, und wahrhaftig! nach einer halben Stunde fast tollen Jagens machen wir am Rande eines von ehrwürdigen Girafenakazien beschatteten, grossen Sumpfes halt. „Wir sind am Okavango," erklärt der Buschmann. „Ja, aber wo ist nun der Strom, dem wir entlang ziehen müssen, um endlich den Ngami-See zu erreichen?" „Wir sind am Fluss," bleibt die stereotype Antwort. „Wo ist denn das grosse Wasser?" frage ich; Sirat, der Buschmann, zeigt nach Südosten. „Gut, morgen reisen wir dorthin, um Moremi zu begrüssen."

„Nein, Moremi ist nicht dort, der König wohnt hier oben," und damit weist Sirat's Arm flussaufwärts, Norden zu. Allen mir bekannt gewordenen Berichten zufolge sollte aber Moremi noch die alte Residenz Letšulatebe's inne haben, also am Südostende des See's wohnen und Sirat's Moremi musste daher meiner Meinung nach ein kleiner Unterkönig der Makoba sein, dessen Gunst sich der schlaue Buschmann wohl zu erringen trachtete, indem er mich an dessen Hof führte, mit anderen Worten den landesunkundigen Weissen dessen Bettelei aussetzte. Da alle meine Drohungen fruchtlos an Sirat's hartnäckiger Behauptung, der Towana-Häuptling Moremi wohne flussaufwärts, abprallten, so liess ich unmutig an Ort und Stelle ausspannen, mit der Absicht, am frühen Morgen das Terrain in eigener Person zu rekognoscieren. In banger Erwartung der in den feuchtwarmen Flussniederungen

kaum fehlenden Moskitoplagen hatte ich schon in Klipppan im Wagen aus dünnem, portugiesischem Stoff eine Art Moskitonetz hergerichtet und hoffte so vor den gefürchteten Blutsaugern genügend geschützt zu sein; aber nur zu rasch stellte es sich heraus, dass dies ein grausamer Irrtum war, ja dass die Wirklichkeit die Erwartung noch um ein Beträchtliches übertraf! Obgleich im Grunde genommen schon ein einziger dieser Quälgeister genügt, aus einem sanften Menschen einen „rasenden Roland“ zu machen, so schien es in unserem Falle gleich ein halbes Hundert darauf abgesehen zu haben, meine Geduld auf die Spitze zu treiben, trotz Moskitonetz und qualmender Pfeife umschwärmte mich das Gesindel in Scharen. Meine Leute waren klüger gewesen, sie hatten frisches Laub und Rindermist auf ihr Lagerfeuer gehäuft, und der auf diese Weise entstehende, dicke Rauch barg sie sicherer als meine kunstsinnig ausgedachten Vorrichtungen. Not bricht bekanntermassen Tugend und so legte auch ich mich denn, die zwischen Baas und Dienern bestehenden sozialen Schranken niederreissend, längs meines Bergdamara an's Feuer und nun erst hatte ich Ruhe. Um Mitternacht mussten wir uns allerdings nochmals erheben, um rasch für die an den Jochen festgekoppelten Ochsen einen provisorischen Kraal zu erstellen; umschwirrt von Milliarden Moskitos, machten sie alle Anstalten, samt dem Wagen das Weite zu suchen.

Wie die Sonne schon ziemlich hoch am Himmel stand, waren wir endlich so weit, um so gut es ohne Pferd gehen mochte, die Umgegend zu durchforschen; der Bergdamara und Fritz als die Vertrauenswürdigsten blieben beim Lager zurück, und wir Übrigen entfernten uns zu zwei und zwei in verschiedenen Richtungen, nachdem wir überein gekommen waren, uns mit Sonnenuntergang wiederum beim Wagen einzufinden.

Ich versuchte erst in östlicher Richtung vorzudringen, musste aber diesen Plan bald wieder aufgeben, da es unmöglich war, sich zwischen den unzähligen kleinen Wasserläufen und Sumpflachen einen Pfad zu bahnen. Rechts abschwenkend entdeckten wir sodann eine alte Wagenspur, der wir nachgingen, die wir aber schliesslich doch wieder aufgeben mussten, da sie

nach ungefähr drei Stunden westwärts abbog. Entmutigt durch den Misserfolg unserer Expedition kehrten wir im Laufe des Nachmittags zu unserem Lager zurück; einige Stunden später trafen auch die beiden anderen Pfadsucher ein, um mir Bericht über ihre leider nicht minder erfolglose Mission zu erstatten. Nun da guter Rat teuer war, wurde, um die gedrückten Gemüter einigermassen aufzuhellen, hottentottischem Brauche gemäss, Kaffee gekocht; am Feuer sitzend, mit der heissen Schale in der Hand, wurden Pläne geschmiedet, entworfen und wieder verworfen. Da plötzlich springt Fritz auf: „Baas, ein Wagen kommt,“ schreit er; wir horchen gespannt auf und vermeinen wirklich in der Ferne das wohlbekannte scharfe Knallen einer Peitsche zu vernehmen. Nun hört man auch bereits deutlich das Gepolter der über den harten Boden rollenden Räder, das keinen Zweifel mehr an der Richtigkeit unserer Wahrnehmung aufkommen lässt, und es frägt sich nun bloss noch, ob die Kommenden, wie ich ängstlich hoffe, Weisse oder ob es Schwarze sein werden. Laute Rufe ertönen, zwischen den Bäumen durch wird das vorderste Ochsenpaar des fremden Gespannes sichtbar und, o Freude! auf der Vorderkiste einer baufälligen Karre sitzt ein weisser Mann, der durch Zurufe und Schambockschläge die beiden längs der Deichsel laufenden Tiere leitet. .

Jetzt hat der Fremde auch uns erblickt, wir eilen uns entgegen und begrüssen uns gleich alten Bekannten auf's herzlichste, ohne umständliche Ceremonien, denn die Begegnung scheint gegenseitig ebenso unerwartet, wie willkommen zu sein. Beim Kaffee gibt sich dann mein Gast, der übrigens noch von einem zweiten Weissen, seinem Sohne, begleitet ist, als ein aus Schottland gebürtiger, ehemaliger Händler und nunmehriger Jäger B. Robertson zu erkennen. Heruntergekommen infolge des Krieges zwischen den Hottentotten und Ovaherero hatte er Hereroland verlassen und wohnte nun mit Frau, zwei Töchtern und drei Söhnen in der Kalaχari, in dem ihm von Moremi zugewiesenen Jagdfelde. Im Laufe des Gespräches erfuhr ich dann weiter, dass er im Begriff stand, seinem Schutzherrn Moremi einen „Anstandsbesuch“ abzustatten, und da sich also unsere Absichten

deckten, so kamen wir überein, diesen am kommenden Morgen gemeinschaftlich auszuführen. Der Häuptling residierte, wie es sich nun herausstellte, in der Tat nicht mehr am Seeende, sondern hatte seine „Stadt“ nach Norden an den Okavango verlegt, ich hatte also Sirat, da ich seiner Angabe keinen Glauben zumass, Unrecht getan; doch davon wurde nun gar nicht mehr



Fig. 16. Girafenakazie.

gesprochen, war doch jeder von uns herzlich froh nur endlich der fatalen Lage entrinnen zu können. Nach einer wohltuenden, seit vielen Tagen zum ersten Mal wieder von keinerlei Sorgen getrübten Nachtruhe im Schutze eines qualmenden Feuers, wurde mit Sonnenaufgang eingespannt und die Fahrt längs der Flussniederung nach Moremi's Residenz angetreten, die wir nach zwei mühelosen Trecks kurz nach Mittag erreichten. Der Überraschungen war übrigens noch kein Ende, denn ehe wir in Sicht

der ersten Hütten kamen, hatte uns das zwischen den Girafenakazien weiss durchschimmernde Leinenzelt eines Wagens die Anwesenheit von noch weiteren Europäern verraten; es waren dies zwei Irländer, Mr. F. und Mr. T., die auf dem Wege nach der Transvaal begriffen, hier des Handels wegen Station machten.

Wir wurden von den beiden Weissen freudig willkommen geheissen und bezogen sodann in ihrer unmittelbaren Nähe unter einer alten Girafenakazie unser Lager, gleichzeitig einen Boten an Moremi absendend, um demselben von unserer Ankunft Kunde zu geben. Der König liess uns auf den Abend sein Kommen melden und erschien auch wirklich kurz vor Sonnenuntergang, von Kopf bis zu Fuss gentlemanlike gekleidet; auf dem Kopfe einen funkelnagelneuen Filzhut mit wehender Straussenfeder, machte Moremi, obwohl für einen Kaffer von kleiner Statur, inmitten der ihn begleitenden Edlen und Grossen, deren Bekleidung etwas lückenhafterer Natur war, einen würdevollen Eindruck. Des Königs Aufmerksamkeit galt vorerst ganz ungeteilt meinen Begleitern Robertson und es schien, als ob ich geflissentlich übersehen werden sollte; doch schliesslich geruhte Seine Majestät sich auch zu meinem Wagen zu begeben, um mich einem jener hochpeinlichen Examina zu unterwerfen, wie ich solche in Afrika nun schon zu Dutzenden hatte durchkosten müssen.

Das Frage- und Antwortspiel, das Moremi mit mir anzustellen beliebte, war insofern nicht so einfach, als dessen Fragen, die in Setšuana gestellt wurden, erst in das Idiom der Buschmänner von Xansis übersetzt werden mussten, um sodann von Robertson's Sohn, der der Sprache der Betšuana nicht mächtig war, in's Englische übertragen zu werden; denselben umständlichen Weg, nur umgekehrt, machten natürlich auch meine Antworten. Da Moremi von ausserafrikanischen Staaten nur England und Schweden kannte, letzteres durch die zahlreichen, den See seit Jahren besuchenden schwedischen Händler und Jäger, wie Wahlenberg, Andersson, Erickson, Stromboom etc., so wurde auch ich trotz meiner abwehrenden Belehrung zum Schweden gemacht, was mir übrigens recht gleichgültig war, da es wohl ziemlich schwierig gewesen wäre, dem Selbstherrscher aller

Makoba und Batowana einen Begriff von der schweizerischen Eidgenossenschaft beizubringen. Auf die Frage nach dem Zwecke meiner Reise erklärte ich, dass ich lediglich gekommen sei, um den grossen König Moremi mit eigenen Augen zn sehen und um später in meiner Heimat von diesem mächtigen Fürsten erzählen zu können. Diese Antwort schien, obwohl sich Moremi sichtlich geschmeichelt fühlte, denselben doch nicht völlig zu befriedigen, war es doch möglicherweise nicht das erste Mal, dass er sie zu hören bekam und dann schliesslich doch die Erfahrung gemacht hatte, dass seines Besuchers Zwecke etwas weniger idealer Natur waren, als dieser ihn erst glauben machen wollte. Da ich Moremi's Zweifel halbwegs erraten konnte, so übergab ich ihm schliesslich als Zeichen meiner Freundschaft eine doppelläufige Vogelflinte und gewann dadurch mit einem Schlag sein ganzes Vertrauen. Er setzte sich nun affenartig auf die Vorderkiste meines Wagens und liess Stück für Stück meines Inventars durch seine Hände wandern; der Mangel an üblicher Handelswaare, wie Kleidungsstoffe, Perlen, hauptsächlich aber wohl Pulver und Blei, die ich bei Zeiten vor unberufenen Augen verborgen hatte, überzeugte ihn schliesslich, dass ich wirklich kein Händler sei, und mit diesem Erfolg war auch ich vollauf zufrieden.

Am anderen Tage besuchten wir dann unserseits Moremi in dessen Residenz, die aus etwas über hundert offenbar nur provisorisch erstellten, geräumigen Hütten bestand, deren Bauart vollständig mit jener der östlichen Kaffernstämme übereinstimmt und sich im Grundprinzip von der Architektur der westlichen Stämme durch den Umstand unterscheidet, dass die das halbkugelförmige Dach tragenden Seitenwände senkrecht stehen und von jenem konstruktiv unabhängig sind, während bekanntermassen bei den Ovaherero z. B. das Dach allmälich in die Seitenwandungen übergeht und daher mit diesen ein Ganzes darstellt. Schon aus diesem Grunde kann der Hütte der Betšuana eine gewisse Wohnlichkeit nicht abgesprochen werden.

Moremi empfing uns in dem kleinen, durch hohe Schilfwände von der Aussenwelt abgesperrten Hofraum seines Palastes,

der übrigens in keinerlei Weise sich vor den anderen Behausungen auszeichnete; während wir uns mit einer auf Moremi's Geheiss gebrachten Kalebasse Kafferbier beschäftigten, verzehrte der König, indem er sich dabei der Gabel und des Messers bediente, ein Stück geschmorten Fleisches, das ihm auf weissem Emailteller überbracht worden war! Nachdem des Königs Hunger gestillt zu sein schien, kam das Gespräch in Gang, und ich fand nun Gelegenheit meine Wünsche vorzubringen. Doch welche Enttäuschung! Der Bitte um Führer nach dem Ostende des See's begegnete Moremi mit der Ausrede, dass zur Zeit kein solcher auf dem Platze sei; da seine besten Leute im fernen Jagdfelde weilten und er mich, als sein lieber Freund, unmöglich einem unzuverlässigen Manne überantworten könne, rate er mir, mich nicht in die Nähe des See's zu wagen, da die infolge der Residenzverlegung der unmittelbaren Botmässigkeit entrückten Makoba einen Reisenden sicherlich nicht unbehelligt ziehen lassen würden. Von einer Befahrung des Wassers konnte überhaupt keine Rede sein, weil auf des Königs Befehl sämtliche Boote, aus Furcht vor feindlichem Überfall, durch Versenkung seeuntüchtig gemacht worden waren. Da ich bald einsehen musste, dass eine Gesinnungsänderung Moremi's nicht zu erhoffen war, und mir weder durch zur Verfügung stehende Geschenke noch Leute die Mittel an die Hand gegeben waren, eine solche zu erzwingen, so musste ich mich wohl oder übel dem unerfreulichen Entscheide fügen, beschloss aber, Robertson auf dessen Rückkehr nach Xansis wenigstens bis zum ~~Nord~~westende des Süd See's zu begleiten, um mich von der Unmöglichkeit einer Exploration des letzteren an Ort und Stelle zu überzeugen.

So nahmen wir denn am dritten Tage nach unserer Ankunft, am 25. Mai, von Moremi wiederum Abschied; erst hielten wir uns mit unserer Karawane des sumpfigen Terrains wegen etwas nördlich und schlugen dann, aus Mangel an Wasser die ganze Nacht durchfahrend, südöstliche Richtung ein. Nach einer zweitägigen Fahrt gewannen wir endlich, nachdem wir uns fast unausgesetzt in ziemlich dichtem Hochwald befunden hatten, eine freie, mit Schilf bewachsene Ebene, über die der Blick unge-

hindert bis ins Endlose streifen konnte. Hier erschienen auch zum ersten Male wieder Palmen; der hochstämmigen Hyphaene ventricosa Ambolandes hatte sich nun auch noch eine zweite von kleinerem Wuchse, eine Abart der im tropischen Afrika weitverbreiteten Phönix reclinata *Jacq.* zugesellt.

Wir waren kaum auf der offenen Bildfläche erschienen, da kamen schon die Leute aus dem nahen Schilf in Scharen herbeigeeilt, um sich zu erkundigen, ob wir gesonnen wären, Handel zu treiben. Da meine Vorräte, so gut wie die unserer Begleiter, bereits stark auf die Neige gingen, so wurde den Wünschen der Leute willfahrt, ausgespannt und die Weisung erteilt, sich mit dem Herbeischaffen der Waare möglichst zu beeilen. Es dauerte keine halbe Stunde, da mochten sich wohl schon über 150 Männer, Frauen und Kinder eingefunden haben, die einen mit Kafferkorn, andere mit Bohnen oder Erdnüssen, dritte mit Kürbissen und wieder andere mit Milch oder Bier beladen; ein jeder trachtete seinem Konkurrenten vorzukommen, sei es durch möglichst laute Anpreisung seines Artikels, sei es, dass er den andern zu Boden stiess und über das Opfer hinwegstieg, oder auch indem er den Wagen erkletterte und uns mit seinem aus Palmblättern geflochtenen Kornkorb beinahe erdrückte. Es war eine Marktscene, würdig des Stiftes eines Oberländer, aber ein Lärm zum „Davonfahren". Da die Preise infolge des grossen Angebotes ungemein niedrig waren, so konnten wir trotz unserer geringen Mittel doch einen überraschend grossen Vorrat an Korn und Bohnen anlegen; um etwas Abwechslung in unsere alltägliche Nahrung zu bringen, wurden überdies etwa 12 grosse Kürbisse erworben und unserer dunkelhäutigen Begleitung schliesslich noch die Erlaubnis erteilt, soviel Milch und Bier zu trinken, als sie überhaupt vertilgen zu können sich zumuteten. Mittlerweilen war der Abend eingebrochen und so blieb uns nichts anderes übrig, als an Ort und Stelle zu kampieren, immerhin ein sehr zweifelhaftes Vergnügen, da in Gesellschaft dieser lärmenden und nun schon mehr tobenden Versammlung kaum an Nachtruhe zu denken war. Mit dem Erwachen des neuen Tages, den wir ohne zu schlafen am Feuer sitzend, rauchend und erzählend,

erwartet hatten, trennte ich mich von den beiden nach Xansis zurückkehrenden Robertson, in der Absicht, durch Ausführung einiger Eilfahrten die grossen Durststrecken noch vor dem gänzlichen Austrocknen der paar Wasserplätze durchmessen zu können und mich dann einige Wochen der Erforschung des seiner Zeit bei Karakobis verlassenen Omurambo ua Matako zu widmen.

Kurz nach Robertson's Weggang spannten wir auch unserseits ein, um uns vorerst nach unserem ersten Lagerplatze am Okavango, wo wir in jener Nacht mit den Weissen so unverhofft zusammengetroffen waren, zu begeben und dann von dort aus unserer eigenen, nach Grootfontein zurückführenden Wagenspur zu folgen. Als ich meinen Leuten von dem Plane, das bereits durchwanderte, wasserarme Gebiet nochmals zu durchqueren, Mitteilung machte, erwiederten sie zwar kein Wort, doch blieb mir ihr offenbares Missvergnügen, das diese Aussicht bei ihnen erweckte, nicht verborgen und an der ersten Ausspannstelle brach dann auch die Katastrophe herein. Kaum waren die Ochsen ihrer Joche entledigt, da warf der Bastardtreiber auch schon mit einer drohenden Verwünschung die Peitsche zu Boden und setzte sich wortlos mit dem Buschmann Sirat abseits vom Wagen. Auf meine Frage, was das zu bedeuten habe, erwiederte er frech: „Das wird der Baas wohl wissen, das heisst, dass wir nicht mehr mitmachen." Nun wusste ich ja, woran ich war; Curtje zählte eben darauf, dass wir ohne ihn nicht vorwärts zu kommen vermochten und hatte darauf wohl seine Pläne gebaut. Mit Güte konnte hier nichts ausgerichtet werden und einer Drohung hätte auch sofort die Strafe folgen müssen, und da ich mit Ausnahme von Fritz offenbar die ganze Bande gegen mich hatte, so war ich gezwungen diesmal scheinbar nachzugeben. „Nun gut, dann gehen wir zu Moremi zurück und warten dort bei den weissen Händlern den Regen ab," warf ich gleichgültig hin. Dieses versöhnliche Entgegenkommen meinerseits täuschte richtig den störrischen Bastard; nachdem wir abgekocht hatten, wurde eingespannt und unter dem übermütigen Gejohl der Leute, die nun eine lange arbeitslose Zeit vor sich zu sehen glaubten, der Rückweg zu den Bier- und Korntöpfen der Batowana ein-

geschlagen. Am 31. Mai hatten wir Moremi's Residenz erreicht; sofort sandte ich einen Boten mit einem Geschenk an Moremi und liess ihn bitten, sich so rasch als möglich zu mir zu begeben. Curtje, der hievon keine Ahnung hatte, war nicht wenig verblüfft, als er kaum eine Stunde nach unserer Ankunft vor den König gerufen wurde, um sich dort gegen die Anklage der versuchten Desertierung zu verteidigen. Moremi fasste die Angelegenheit sehr ernst auf; „wenn der weisse Mann“ sagte er, sich an meinen Treiber wendend, „in meinem Felde stirbt, weil du ihn treulos verlassen hast, so wird doch jedermann sagen, er ist in Moremi's Land gestorben, und die andern Weissen werden glauben, dass bei mir keine Sicherheit sei. Du hast also nicht nur deinem Baas, sondern auch mir Böses zufügen wollen, und ich werde dich daher zwingen, doch mit dem Weissen zu reisen.“

Diese kühne Auslegung verblüffte meinen Bastard und da er rasch das Gefahrvolle seiner Situation durchschauen mochte, so gab er auch ohne langes Besinnen sogleich seinen Entschluss kund, die alte Arbeit bei mir wieder aufnehmen zu wollen; die ganze unerquickliche Angelegenheit wäre daher gütlich beigelegt worden, wenn sich nun nicht die beiden Händler hineingemischt hätten. Diesen war nämlich der Haupttreiber ebenfalls entlaufen und sie mochten nun die Gelegenheit für gekommen erachten, sich auf einfachste, wenn auch nicht anständigste Weise Ersatz zu verschaffen. Es war mir aus allen ihren Fragen und Gesprächen schon längst klar geworden, dass sie in mir trotz meiner gegenteiligen Versicherungen einen Agenten der Deutschen vermuteten, der nur nach dem See gereist war, um Erkundigungen über den dortigen Handel etc. zu sammeln, weshalb sie mich denn auch im Stillen längst zu „allen Teufeln“ gewünscht hatten. Da ich sah, wie sich Curtje immer mehr und mehr auf deren Seite neigte und ich befürchten musste, dass mir am Ende auch noch die drei übrigen Jungen von demselben Geiste angesteckt würden, so beschloss ich in der Sache kurzen Prozess zu machen.

Auf meinen dringlichen Wunsch hin wurde Curtje in einer zweiten „Gerichtssitzung“ von Moremi seiner Pflichten entbunden, von mir in Kleidungsstücken ausbezahlt und entlassen, den bei-

den Ovambo nnd dem Bergdamara aber befohlen, meinem Wagen auch fürderhin zu folgen und sich unter keinen Umständen einfallen zu lassen, auszureissen und hieher zurückzukehren, ansonst sie auf des Königs Befehl getötet würden.

Nach Bekanntmachung dieses königlichen Ukas liess ich noch am selben Abend die Ochsen am Wagen festkoppeln und dann am folgenden Morgen, bevor die Morgenröte den kommenden Tag angekündigt hatte, von Fritz einspannen; sowie wir damit fertig waren, forderte ich die zwei noch träge am Feuer Liegenden auf, nachzufolgen. Erst schienen sie zu zögern, aber ich war entschlossen, nun unter allen Umständen die Fahrt anzutreten und liess daher unbekümmert ob der Zurückbleibenden mit lautem Ruf die Tiere anziehen. Sowie die beiden Schläfer bemerkten, dass Ernst gemacht wurde, standen auch sie auf und binnen wenigen Minuten hatten wir zum grossen Erstaunen der gaffend herumstehenden Mannschaft der Händler, Moremi's Residenz im Rücken.

Infolge der durch Curtje's Widerspenstigkeit verursachten Verzögerung war nun aber die Gefahr, dass die Wasserstellen zwischen Klipppan und dem Okavango in der Zwischenzeit aufgetrocknet sein würden, bedeutend grösser geworden und da das Zutrauen zu meiner Begleitung bei mir erheblich erschüttert war, so fasste ich den Plan, der Wagenspur Robertson's zu folgen und zu versuchen, auf dem Umweg durch die Kalaχari nach Hereroland zurückzukehren. Meinen Leuten war dies auch recht, denn wenn Robertson, argumentierten sie, diesen Weg gewählt hatte, so musste ja genug Wasser zu finden sein.

Am Abend des ersten Tages legten Fritz und ich uns gar nicht zur Ruhe nieder, da mir der allein treu gebliebene Junge seine Befürchtung mitgeteilt hatte, dass seine beiden Gefährten wahrscheinlich im Laufe der Nacht zu desertieren versuchen würden; um jenen den Mut dazu zu nehmen, gab ich ihnen die Versicherung mit in den Schlaf, dass der erste von ihnen, der sich im Laufe der Nacht vom Lagerfeuer zu erheben wagen würde, einer Kugel sicher sein dürfe. Diese brutale Massregel war notwendig, denn von meinen drei Begleitern — die Weiber

waren mit Curtje zurückgeblieben — konnte ich nun doch sicher nicht noch zwei entbehren.

Nun, das Mittel half, denn als ich am Morgen die Häupter meiner Lieben zählte, da fehlte auch wirklich keines derselben und mit frischem Mute ging's nun in's Unbekannte hinein. Am Montag erreichten wir unsern alten Marktplatz und damit den offenen, von Büschen entblössten ehemaligen Seeboden; da ich den Eingeborenen von unserem ersten Besuche her bereits bekannt war, so liessen sie mich so gut wie unbelästigt, ja es gelang mir sogar, gegen ein unbedeutendes Geschenk einen gerade anwesenden Motšuana, Marupi, zu bewegen, unsern Wagen wenigstens bis zur nächstfolgenden Wasserstelle zu begleiten.

Dienstag Mittag kehrte Marupi, nachdem er seine Aufgabe zu unserer Zufriedenheit gelöst hatte, zurück und wir waren nun wiederum auf uns selbst angewiesen; Robertson's Wagenspur war übrigens auch jetzt noch ganz deutlich zu sehen und wir hatten daher nichts weiter zu tun, als derselben unausgesetzt zu folgen. Die Landschaft gewann, ich möchte fast sagen, zusehends einen immer trostloseren Ausdruck; die paar Palmen, die uns in vereinzelten Exemplaren vom Marktplatze bei Marupi's Werft an begleitet hatten, nahmen schliesslich Abschied und wir befanden uns nun auf einer total ebenen und nur spärlich mit kurzer, vertrockneter Grasnarbe bedeckten Sandfläche, die nach Süden und Osten geradezu unbegrenzt schien, im Norden jedoch von einer düsteren Schilfmauer umrahmt war. Da ein anhaltender Wind den lockeren Sand in Form gewaltiger Sandhosen kreuz und quer über die Ebene führte, so mussten sich die Zugtiere rasch erschöpfen, und ich beschloss desshalb von der vorgezeichneten Wagenspur abzubiegen und zu versuchen, innerhalb des zur linken Hand gelegenen Schilfgebüsches offenes Wasser zu finden, um dort die Ochsen zu tränken. Einige kleine Rauchsäulen, die jenseits der hohen Gräser aufstiegen, verrieten das Vorhandensein menschlicher Wesen, und ich verliess, um diese aufzusuchen, daher den Wagen, allein in den dichten Schilfwald eindringend. Ich war kaum einige hundert Meter vorgedrungen, da fand ich mich schon inmitten einer grossen Ansiedlung, be-

stehend aus rohen, bienenkorbartigen Hütten, deren Bewohner erstaunt ob dem unerwarteten Überfall sich zum Teil flüchteten, zum Teil sich aber auch drohend zusammenrotteten. Ich machte den Leuten, so gut es ging klar, dass ein Wagen in der Nähe sei und erreichte wenigstens so viel, dass mir die Beherztesten folgten, um mit mir zu meinen Begleitern zurückzukehren. Wir liessen nun unsere gesamten Sprachkenntnisse aufrücken und versuchten den erstaunten Schilfbewohnern den Wunsch nach Wasser begreiflich zu machen, aber war es nun Missverständnis oder Mangel an Liebenswürdigkeit, genug, wir mussten weiterziehen, ohne unsern und der Tiere Durst gelöscht zu haben. Wir durchfuhren nochmals beinahe die ganze Nacht und erreichten endlich mit Tagesanbruch das Ende dieser dürftigen Sandfläche, die sofort ohne merkbare Übergangszone ihre Rechte an dichten Buschwald abtrat. Hier zweigten sich nun auch plötzlich mehrere Wagenspuren ab, indem sich Robertson's Spur mit zwei anderen vereinigte, von denen die eine südöstlichen, die andere aber nördlichen Verlauf zu nehmen schien. Mittelst einiger Flintenschüsse gelang es in der Nähe befindliche Makoba herbeizurufen, von denen wir nicht ohne Mühe herausbrachten, dass der scheinbar nach Norden abzweigende Pfad zu den Bamanguato, den Bewohnern von Schoschong oder Manguato, führe, und wir somit, um nach Xansis zu kommen, der anderen Spur zu folgen hatten.

Da sich die eingefundenen Leute, die offenbar zum Teil Makoba, zum Teil Buschmänner waren, aussergewöhnlich zutraulich zeigten, so reifte in mir rasch der Entschluss, hier nochmals Station zu machen und zu versuchen, ob sich nicht mit Hülfe dieser Leute trotz Moremi's Abweisung eine Exploration des See's, von dem ich bis jetzt tatsächlich erst den Schilfgürtel zu Gesicht bekommen hatte, ausführen liess. Meine Begleiter mussten zu diesem Zwecke zwei provisorische Hütten erstellen und diese sowohl wie den Wagen mit einer hohen Dornhecke umzäunen, damit wir uns die „auf Besuch“ kommenden Eingeborenen einigermassen vom Leibe halten konnten. Kaum waren aber unsere Behausungen unter Dach, als meine ganze Kraft infolge der

durchgekosteten zahlreichen Entbehrungen und schlaflosen Nächte mit einem Schlage zusammenbrach und eine heftige Dyssenterie mich sogleich auf mein Lager bannte. Von der Umwanderung des See's konnte, da mir jede Bewegung zur peinlichen Qual wurde, nun keine Rede mehr sein, war ich doch froh, als die Schmerzen nach einem zehntägigen Aufenthalte wenigstens so weit nachgelassen hatten, dass ich zur Not das Fahren im Wagen auszuhalten vermochte. Was das heissen will, entblösst von allen Mitteln, ohne Arznei und allein unter fremden Schwarzen hülflos auf seinem Lager zu liegen, kann nur der verstehen, der sich schon selbst in gleicher Lage befunden hat; qualvoller als der körperliche Schmerz, der den schwachen Körper durchwühlt, ist der seelische Zustand, infolge der trostlosen Aussicht das ganze Scheitern eines unter zahllosen Entbehrungen durchfochtenen Unternehmens unabwendbar vor sich zu sehen.

XVI. Kapitel.

Die Seebewohner: Makoba und Batovana; Invasion der Matebele; dem Süden zu; Xansis; van Zeyhl; Ankunft und Aufenthalt bei Robertson; Kalaχari-San; Ethnographie der Buschmänner; Zwergvölker Inner-Afrika's.

Es mag hier, bevor ich von den Bewohnern des südlichsten der grossen afrikanischen Binnenseen Abschied nehme, um den Leser durch die Kalaχari zurück nach Hereroland zu führen, am Platze sein, die zum Teil bereits bekannten, aber in verschiedenen Reiseberichten zerstreuten und zum Teil neuen und von mir selbst erkundeten Notizen über diese Stämme zusammenzustellen.

Jedem, den Ngami-See besuchenden Reisenden, und wäre er auch noch so wenig an Beobachtung gewöhnt, fällt es auf, dass er sich hier zwei verschiedenen Völkern gegenübersieht, die in Körpergestalt und Farbe so sehr von einander abweichen, dass der eine Berichterstatter in ihnen zwei Rassen, der andere aber zwei Varietäten einer und derselben Einheit, des Bantu-

stammes, zu erkennen glaubt: es sind dies die Makoba und die Batovana. Die ersteren, die Ureinwohner des Landes, sind von mehr oder minder gedrungener Gestalt, dunkelschokoladebrauner Farbe und erinnern überhaupt in jeder Hinsicht auffallend an die Bewohner Ambolandes. Sie nennen sich selbst nicht Makoba sondern „Bajeje", d. h. „Menschen", und bewohnen ausser der Randzone des See's, die beiderseitigen, vorzugsweise aber das linke Ufer des Okavango-Flusses, wahrscheinlich bis hinauf zu dessen Quellen. Ihre Beschäftigung besteht lediglich in Ackerbau, der sich aber nicht, wie bei den Ovambo, nur auf Korn, Bohnen und Tabak erstreckt, sondern in dessen Bereich auch noch die Erdnuss (Arachis hypogaea) und Mais gezogen werden; die Viehwirtschaft ist ihnen so gut wie fremd. Letztere ist, soweit wenigstens die Ufer des oberen Okavango-Flusses in Betracht kommen, durch das Vorkommen der bekannten Tsetse-Fliege (Glossina morsitans) überhaupt unmöglich gemacht.

Die Bekleidung der männlichen Makoba beschränkt sich auf ein Stück gegerbtes Wildleder, das vom schmalen Hüftenband herunterhängt, straff zwischen den Schenkeln und die Afterspalte durchgezogen und hinten am Gürtel befestigt wird; ein Paar Sandalen vervollständigen die Bekleidung. Die Weiber tragen zwei vollständige Felle, von denen das kleinere um die Lenden geschlungen, die Gesässpartie bedeckt, das grössere aber mit zwei Zipfeln um den Hals geknüpft, nach Gutdünken bald auf dem Rücken, bald über der Brust getragen wird; eine schmale mit Glasperlen verzierte Fransenschürze verhüllt die Schamteile. Die Bewaffnung dieser Stämme besteht aus Wurfkeule, Bogen mit vergifteten Pfeilen und langen Lanzen, deren sehr schmales Blatt an der Basis durch einen 2—3 Centimeter langen Widerhaken besonders furchtbar gemacht ist; seit ungefähr einem Jahrzehnt sind sie nun aber auch, und zwar namentlich durch schwedische Händler, in Besitz von alten Gewehren gekommen. Soviel ich von ihren Wohnungen sehen konnte, scheinen sie sich mit einfachen, bienenkorbartigen Hütten, nach Art der Ovaherero, zu begnügen, doch möchte ich auf diese Beobachtung wenig Gewicht legen, da ich versucht bin zu glauben, dass die von

mir besuchten Behausungen nur eine temporäre Bestimmung hatten und daher wohl provisorischer Natur waren.

Alle Reisenden, wie Baines, Andersson, Chapman etc., beklagen sich ohne Ausnahme über den unehrlichen Charakter der Makoba und zwar insbesondere über deren Geschicklichkeit alles zu stehlen, was in ihren Bereich kommt, und ich kann diese Anklage leider nur unterstützen; die Art und Weise, wie der Makoba aber stiehlt, ist so einzig, dass ich mir eine kurze Schilderung derselben nicht versagen kann.

Sowie ein fremder Reisender in der Nachbarschaft von Werften der Makoba ein Lager bezieht, eilen die Eingeborenen von nah und fern herbei, um den Weissen zu begrüssen und zu schauen, ob sich nicht der eine oder andere kleine Gegenstand entwenden liesse. Der Fremde macht sich bei ihrer Ankunft vielleicht gerade bereit, auf einem der vom Wagen heruntergenommenen Wasserfässer seine Mahlzeit einzunehmen und geschäftig eilt der jüngste der Diener hin und her, Messer und Gabel zurecht zu legen oder den Topf vom Feuer zu heben. Da liegt ein Messer auf einer der am Boden stehenden Kisten, wie von ungefähr nähert sich ein Makoba, um mit dem Weissen ein Gespräch anzuknüpfen und setzt sich, die Einladung dazu nicht erst abwartend, dicht neben jenes Messer auf den Kasten, die Unterhaltung wird lebhafter und gestikulierend rückt der Schwarze hin und her, scheinbar um seinen Gedanken recht lebhaften Ausdruck verleihen zu können. Schiesslich bittet er noch um ein ganz kleines Stück Tabak, das ihm der Fremde, froh, so leichten Kaufes los zu kommen, auch verabreicht, und der lästige Besucher entfernt sich nunmehr langsam unter tausend Dankesbezeugungen, laut allen Umstehenden die noch nie dagewesene Freigebigkeit des weissen Mannes preisend. Er kommt aber nicht weit, denn schon hat mein wachsamer Junge das Fehlen des vorher auf die Kiste gelegten Messers entdeckt und säumt nicht, mich von dem unangenehmen Verluste in Kenntnis zu setzen. Wen sollen wir aber des Diebstahls anklagen? Während unseres ganzen Gespräches habe ich von dem Gaste die Augen nicht abgewandt und ich bin überzeugt, dass er das Messer nie

auch nur mit dem Finger berührt hat, und doch ist kein anderer Mensch in unsere Nähe gekommen; so rufen wir denn jenen Burschen wiederum zurück und befehlen ihm schroffen Tones, sofort das gestohlene Gut herauszugeben. Der Mann weist die Anklage zwar entrüstet zurück, aber mein Junge steht ihm an Frechheit wenig nach und schwört bei seiner Mutter, dass er die diebischen Manipulationen des Verdächtigen beobachtet habe; wir drohen mit der Rache des Häuptlings, und siehe da! beschämt greift der Makoba in seine taschenartige Schamschürze und holt dort mein vermisstes Eigentum hervor. Wie ist es ihm aber nun gelungen, ungesehen jenes Messers habhaft zu werden? Dies scheint uns unerklärlich und ist doch höchst einfach. Der Mann hat sich während unseres Gespräches unbemerkt auf den Gegenstand gesetzt, denselben durch zweckmässige Leibesbewegungen in die Afterspalte geklemmt und war dann eben im Begriffe gewesen, mit demselben aus unserem Gesichtskreise zu verschwinden, als mein Junge zur letzten Stunde noch das vollständige Gelingen seines Versuches vereitelt hatte. Die Makoba pflegen auf diese Weise mit Vorliebe Messer, Patronen, Kugeln und andere kleine Gegenstände zu entwenden, und bei Fremden mag ihnen dies auch meistenteils gelingen; liegen die Gegenstände am Boden, so versuchen sie dieselben mit den Zehen im Sande zu verscharren, um sie dann bei späterer Gelegenheit wieder hervorzusuchen. Meine Beobachtungen über diese hässlichen Gewohnheiten der Makoba stehen keineswegs isoliert da, denn auch Andersson beklagt sich z. B., wie bemerkt, bitter; er erzählt sogar, dass ihm von Makoba aus einem über dem Feuer stehenden Topfe das Fleisch gestohlen und durch einen Stein ersetzt worden sei!

Die Batovana, der zweite am Ngami wohnende Volksstamm, unterscheiden sich von den eben geschilderten Makoba sowohl in leiblicher als psychischer Beziehung sehr erheblich. Sie erinnern weniger an die Ovambo als an die Ovaherero, indem sie im Verhältnis zu ihrer Länge gleich diesen von relativ schmaler Körpergestalt sind; das Gesicht ist schmal und im Profil scharf, die Hautfarbe lichter als jene der Makoba. Sie sind in diesem

Gebiete, das sie erst seit ungefähr 80—100 Jahren bewohnen, Fremdlinge und stammen ihrer eigenen Aussage gemäss von den Bamanguato ab. Wie ihre Traditionen und zwar in Übereinstimmung mit jenen der Bamanguato berichten, soll der Urgrossvater des jetzigen Manguato-Häuptlings Kama (oder Xama?) Matipi zwei Söhne besessen haben, von denen der eine, Tovana, noch vor seines Vaters Tode bei Gelegenheit eines Aufruhrs die Hälfte des Stammes für sich zu gewinnen wusste und mit diesem nach dem Ngami-See zog, wo es ihm ohne grosse Schwierigkeiten gelang, sich die ansässigen, unkriegerischen Makoba untertan zu machen und die Herrschaft über den ganzen Seedistrikt zu usurpieren. Sein Nachfolger, der aus den Reisewerken Livingstone's und Andersson's eine wohlbekannte Persönlichkeit ist, nannte sich Letšulatebe, und auf diesen folgte dann in gesetzmässiger Folge Moremi, der jetzige König.

Die Batovana sind die unbeschränkten Herren am See und betrachten die Makoba, sowie die in ihrem Gebiete wohnenden, „Masarva" genannten Buschmänner als ihre Sklaven, von denen jede Arbeit verlangt werden darf und auch wird. Sie geben sich mit Ackerbau nur insofern ab, als sie sich die Besitzer der innerhalb des um den See sich ziehenden Schilfgürtels angelegten Äcker nennen, deren Bestellung sie aber vollständig den Makoba überlassen, sich dagegen mehr der Viehzucht zuwendend, wobei sie sich aber ebenfalls geschickt jeder mühsamen Arbeit zu entziehen wissen. Ihre Hauptbeschäftigung besteht ausser dem „Nichtstun" in der Jagd auf Elephanten, wobei die Aufgabe des Suchens nach Spuren, des kunstgerechten Entgegentreibens etc. den zur Begleitung kommandierten Buschmännern zufällt, der Gewinn aber natürlich von ihnen allein beansprucht wird. Die durch die Bearbeitung des Bodens an die Scholle gebundenen Makoba haben es noch niemals versucht, sich dieser aufgenötigten Aristokratie mit Gewalt zu entledigen, wohl aber die Buschmänner, denen es überhaupt viel leichter fällt, sich im Falle eines Misserfolges durch die Flucht der Verfolgung zu entziehen, und Moremi sieht sich daher gezwungen, von Zeit zu Zeit diese schwarzen, ungefügigen „Staatsfeinde" in ihren eigenen Schlupf-

winkeln aufzusuchen und alsdann an den Aufgegriffenen ein blutiges Exempel zu statuieren, um die Übrigen dadurch einzuschüchtern und im Zaume zu halten. Es muss übrigens, um gerecht zu bleiben, zugegeben werden, dass die Batovana ihre Suprematie nicht allein der grösseren Kriegsgewandtheit, sondern nicht zum geringeren Teile der unleugbaren Überlegenheit verdanken, die der geistigen Beanlagung der Betšuana gewiss in keiner Hinsicht nachsteht. Sie sind gegen die sie besuchenden Europäer besonders freundlich und zuvorkommend, suchen nach Möglichkeit weisse Handelsleute heranzuziehen, um Handelsbeziehungen anknüpfen zu können und sich in Besitz von Waffen wie Kleidungsstücken zu setzen. Noch vor wenigen Jahren bestand am linken Ufer des dem See entfliessenden Botelet oder Suga, gegenüber der Residenz Letšulatebe's bezw. Moremi's eine kleine Ansiedlung von Weissen; der grössere Teil dieser mutigen Pioniere ist aber im Laufe der Zeit dem heimtückischen Fieber erlegen, und vor drei Jahren musste sich auch der Schwede Stromboom, der 15 Jahre lang am Ngami-See gewohnt hatte, infolge eines Überfalles der Matebele, nach Schoschong zurückziehen. Dieselben Matebele, die während einer Reihe von Jahren siegreich Moremi's Gebiet mit Krieg überzogen und den Batovana jedesmal viele Hunderte von Rindern wegtrieben, haben den König auch gezwungen, die alte Stadt zu verlassen und Schutz in den unwegsamen Sümpfen des Okavango-Flusses zu suchen.

Moremi's Dolmetscher, ein Motšuana von Kuruman und ehemaliger Diener Livingstone's, namens Pieter Mahura (der dicke Peter), schätzte mir die Anzahl der um den See wohnenden Makoba auf etwa 5000, eben so viel oder vielleicht noch mehr wohnen längs des Unterlaufes des Okavango. Die Batovana werden zur Zeit etwa 500—700 Seelen stark sein.

Was die Nachrichten über das Gebiet der Makoba und Batovana, den Ngami-See, wie den Okavango betrifft, so ziehe ich es vor, dieselben, da sie ausschliesslich auf „Hörensagen" beruhen, in einem späteren, der allgemeinen Landesbeschreibung zu widmenden Kapitel zusammenzustellen und kehre nunmehr wieder zur Schilderung unserer Reiseerlebnisse zurück.

Da mein Unwohlsein auch der vollständigen Ruhe, der ich mich gezwungen hingab, nicht weichen wollte, so wurde denn beschlossen, so rasch als möglich abzuziehen, um einen gesunden, höher gelegenen Ort aufzusuchen. Am 15. Juni nahmen wir vom Ngami-See, der mir den Anblick seiner Wasserfläche so missgünstig vorenthalten hatte, Abschied, um Robertson's nach Süden weisende Spur weiter zu verfolgen, mit dem Bestreben, ihn selbst mit der Zeit einzuholen. Nach der mühsamen Überwindung einer Reihe breiter, mit Dorngestrüpp bewachsener Sandrücken erreichten wir am zweiten Tage nach unserer Abreise die sogenannte „Pforte", eine schmale Einsattlung zwischen zwei düsteren, wenig hohen Pyramiden, den westlichen Ausläufern der sogenannten Kopjes, die von den Hottentotten fälschlicherweise als die Südgrenze Moremi's Reich bezeichnet werden. Auf der Südseite dieser zwei Kuppen befindet sich die Wasserstelle Dabe tscha, eine ziemlich grosse Vley, die aber schon beinahe vollständig aufgetrocknet war und uns daher keinen Anlass zum Aufenthalt gab.

Bei Tšoan, einem von Batovana gegrabenen Brunnen, den wir im Laufe des folgenden Tages passierten, betraten wir die für das Gebiet der Kalaχari überhaupt charakteristische Kalksteinformation, eine sedimentäre Bildung jüngeren Datums, die dem landeskundigen Reisenden eine willkommene Erscheinung ist, da sie ihm die Sicherheit bietet, beinahe allerorts durch einfaches Durchbrechen des stellenweise nur wenig dicken Kalkgewölbes genügend Grundwasser zu finden. Diese Tatsache bewahrheitete sich auch hier wiederum, indem wir beinahe alle paar Stunden ein oder zwei grösseren Wasserlöchern begegneten, von denen zwar nur der kleinere Teil wirklich Wasser barg, die übrigen aber, da diese Route seit Jahren nur noch äussert selten benutzt worden war, entweder mit Sand verweht oder eingestürzt waren.

Am 18. berührten wir Au tscha, einen auch unter der Bezeichnung „Sibiχa's pan" bekannten, von Tšuana-Jägern gegrabenen, grossen Brunnen, in dessen Nähe sich ein englischer Straussenjäger häuslich niedergelassen hatte. Wir fanden den

Alten zwar nicht zu Hause, wohl aber dessen Sohn, einen Bastardjungen, der uns wenigstens die Versicherung geben konnte, dass wir noch keineswegs von der richtigen Fährte abgekommen, sondern im Gegenteil höchstens noch zwei oder drei Tagereisen von Robertson's Lager entfernt waren. In Begleitung des jungen Bastards, der im Begriffe war, das väterliche Lager der Jagd wegen etwas weiter nach Süden hin zu verlegen, ging's nun nach Aus, der sogenannten Kamelpan der Bauern, und von dieser Wasserstelle wiederum allein nach dem 13 Stunden weiter westwärts gelegenen Xansis, wo wir endlich Robertson zu finden hofften. Wir hatten beabsichtigt, die Nacht zu dieser Fahrt zu benützen und waren bis etwa um 11 Uhr auch gut vorwärts gekommen, als ganz unerwarteter Weise ein starkes, von Blitz und Donner begleitetes Gewitter losbrach, das uns zwang, vor dem strömenden Regen Schutz unter einer Girafenakazie zu suchen. Der vom Westwinde aus dem Hererolande hergetragene, gerade über uns sich entladende Sturm unterschied sich von den zur Regenzeit auftretenden Orkanen höchstens dadurch, dass der Blitz nicht die charakteristische Zickzackform hatte, sondern als mächtiges, vielverzweigtes Strahlenbündel aus den Wolken hervorschoss. Nachdem wir gründlich durchnässt waren, klärte sich gegen Morgen der Himmel wieder auf und gestattete uns die Fahrt fortzusetzen, so dass wir trotz der nächtlichen Unterbrechung dennoch schon kurz vor Sonnenaufgang Xansis, unser Ziel — wie wir glaubten — glücklich erreichten. Wir hatten schon von weitem ein kleines Steinhäuschen entdeckt und vermutet, es möchte dies Robertson's Wohnsitz sein, waren aber recht enttäuscht, als beim Näherkommen alles still und ruhig blieb und weit und breit weder Menschen noch Rinder zu bemerken waren. Durch die zahllosen, wirr durcheinander liegenden Kalksteingerölle gehindert, mit dem Wagen bis an den Brunnen zu fahren, spannten wir unter einem grossen Dornbaume (Dichrostachys nutans *Benth.*) aus und suchten dann durch Flintenschüsse etwa in der Nähe befindliche Leute herbeizurufen. Robertson war mit seiner Familie weiter gezogen, soviel stand sicher, denn das Blockhaus war leer und die vor dem Hause

angehäufte Asche kalt, aber wo mochte er nun weilen? In der innern Hauswand stand gross mit Kohle geschrieben: „We have gone to Naggis.“ Sollte dies vielleicht ein Wegweiser für den bei Sibiχa's Pfanne uns begegneten Jäger sein, und wenn dem so war, wo hatten wir „Naggis“ zu suchen? An Wagenspuren war hier kein Mangel, aber da diese nach allen Himmelsrichtungen ausstrahlten und keine einzige derselben jüngeren Datums als die übrigen zu sein schien, so blieb guter Rat teuer. Nach langem, unbehaglichem Warten erschien endlich ein Buschmann, dem bald ein zweiter und dritter und zuletzt eine ganze Horde folgte, die sich in einiger Entfernung von uns auf den Boden setzte und neugierigen Blickes unseren Kochmanipulationen folgte; um ihr Zutrauen zu gewinnen, spendete ich den ältesten unter ihnen etwas Tabak und versuchte dann, so gut es ging, die Unterhaltung in Fluss zu bringen. Glücklicherweise fand sich einer, der ausser seinem eigenen, uns fremden Idiom auch einige Hottentottenworte radebrechen konnte, von dem wir dann nicht ohne Mühe schliesslich in Erfahrung brachten, dass vor ein paar Tagen drei Wagen nach Westen, nach einer |Noi χas genannten Wasserstelle gefahren seien. Zweifelsohne war damit Robertson's Zug gemeint, wie denn nun auch in dem |Noi χas unschwer das fragliche „Naggis“ zu erkennen war.

Mehrere der Buschmänner, die zur Belohnung noch einige Stücke Fleisch erhielten, waren vollständig mit Hosen und Jacken bekleidet, was allerdings nicht gar so seltsam ist, als es den Anschein haben mag, wenn man sich erinnert, dass in Xansis schon seit über ein Dezennium beständig ein oder zwei weisse Familien wohnen. Früher lebte hier der aus der Transvaal stammende Bauer van Zeyhl, ein weitbekannter und berühmter Straussen- und Elephanten-Jäger, dem es gelungen war, sich im Laufe der Zeit durch die Jagd ein für jene Verhältnisse ganz kolossales Vermögen zu erwerben und der Xansis von Moremi lehnweise zur Bewohnung zugewiesen erhalten hatte. Es sollte nun in Xansis ein Haus entstehen, wie man in der Kolonie kaum ein besseres finden konnte, und zu diesem Zwecke liess sich van Zeyhl aus der Transvaal Fenster, Bohlen, Türen, Stiegen etc.

herbeischaffen und von einem eigens zu diesem Zwecke herberufenen Maurer ein zweistöckiges Gebäude aufbauen. Kaum stand das Haus zum Teil unter Dach, da brachen zwischen den Hottentotten von Gobabis und den Batovana Grenzstreitigkeiten aus; bei Xansis kam es zur Schlacht, aus der Moremi als Sieger hervorging. Van Zeyhl, der unter seiner Dienerschaft stets einzelne Hottentotten hatte, wurde nun aus diesem Grunde von den Batovana beschuldigt, die Feinde heimlich herbeigerufen zu haben und die Folge davon war, dass der Bauer, um Moremi's Rache zu entgehen, unter Zurücklassung des grösseren Teils seiner Habe über Kopf und Hals fliehen musste. In Gobabis anlangend, bemächtigten sich die ob ihrer unerwarteten, schimpflichen Niederlage erbitterten Hottentotten seiner Person, ihn der Parteilichkeit zu Gunsten der Batovana während des Verlaufes des erwähnten Gefechtes anklagend, und es gelang van Zeyhl erst nach mehrtägiger Gefangenschaft mit Hülfe des Missionars Judt, sich seiner wahrscheinlich beabsichtigten Ermordung durch eine nochmalige Flucht zu entziehen.

Van Zeyhl hat Xansis nie wieder gesehen, denn einige Jahre später, 1880, ist er in Uukuambi im Ambolande von einem seiner eigenen Diener erschossen worden und starb dort in den Armen des seit Jahren ebenfalls verschollenen französischen Reisenden Dufour; das Haus ist mittlerweile zerfallen und nur noch wenige von Wind und Wetter zernagte Mauerreste zeugen von dem grossartig gedachten Plane.

Nach van Zeyhl's Flucht suchte Robertson bei Moremi um die Erlaubnis nach, sich in Xansis niederlassen zu dürfen und er wohnt nun mit seiner Familie in diesem Gebiete schon seit mehreren Jahren, sein Leben von der Jagd, d. h. von der Hand in den Mund fristend, so gut es eben geht. Der Platz eignet sich übrigens zu einer Niederlassung vortrefflich, da Wasser in genügender Menge vorhanden ist und einige Gruppen mächtiger Akazien sogar bedeutend mehr Schatten gewähren, als man sonst in diesem Teile Südafrika's zu finden gewohnt ist; für Rinderherden scheint mir Xansis allerdings ein weniger vorteilhafter Aufenthalt zu sein, da die ganze Umgegend wie besäet mit Kalk-

steingeröll erscheint, das den Ochsen sehr rasch wunde Füsse verursacht.

Nachdem wir Mittagsrast gehalten, liessen wir uns sodann von den Buschleuten, die uns freiwillig eine kleine Strecke weit begleiteten, auf den richtigen, nun wiederum deutlich durch Robertson's Spur vorgezeichneten Pfad nach |Noi χas bringen. Den Angaben unserer Führer gemäss, die vor Einbruch der Nacht nach ihren unweit Xansis gelegenen Wohnplätzen zurückkehrten, sollten wir mit Sonnenaufgang unser Ziel erreichen, und die Enttäuschung, die sich unser bemächtigte, war daher nicht gering, als wir selbst zur Mittagsstunde des folgenden Tages noch immer die Anzeichen einer in der Nähe befindlichen Ansiedlung vermissten. Der Tag war furchtbar heiss und da die von der langen Reise ermüdeten Ochsen den Wagen nur noch widerwillig durch den lockern Sand schleppten, so war ich entschlossen, in der Nacht, falls wir bis zum Abend noch kein Wasser gefunden haben sollten, wiederum nach Xansis zurückzukehren, um zu versuchen, Robertson durch Buschleute von meiner misslichen Lage in Kenntnis zu setzen. Ich war gerade im Begriffe, diesen Plan mit Fritz zu besprechen, um dessen Meinung darüber zu hören, als im Gebüsch dicht vor uns das Gebrüll von Kühen vernehmbar wurde, das von unseren Ochsen sofort im Chor lebhaft erwiedert wurde. Nun, da Rinder in der Nähe waren, konnte ja das ersehnte Wasser ebenfalls kaum mehr ferne sein, und unangefeuert griffen unsere Zugtiere von selbst nochmals frisch aus; das Gebüsch öffnete sich und da lag ja endlich das sehnlich erstrebte Lager vor uns: ein kleiner Komplex von Wagen und Zelten im Schutze gewaltiger Combretumbäume!

Die Freude des Wiedersehens war auf beiden Seiten gross; für Robertson's Familie mochte das Eintreffen eines weissen Mannes nach der langjährigen Abgeschiedenheit eine willkommene Abwechslung in dem täglichen Einerlei sein, und mir war es, als ob ich plötzlich durch ein mächtiges Zauberwort der unwirtlichen Kalaχari entrissen und zurück in die Heimat versetzt worden sei!

Wir spannten in unmittelbarer Nachbarschaft von Robertson's Lager aus, tränkten unsere Ochsen und konnten uns nun für einige Zeit, aller Sorgen baar, wieder einmal der sauer verdienten Ruhe hingeben. Ruhe tat uns allen Not und mir nicht zum geringsten Teile, hatte ich doch, seitdem mich am See mein Treiber verlassen hatte, trotz Fieber und Dyssenterie die mühsame Arbeit, die Peitsche zu führen, fast unausgesetzt in eigener Person besorgen, oder, was noch schlimmer war, einen der müden Jungen ablösend, stundenlang in dunkler Nacht vor den Ochsen her als Führer durch den tiefen Sand waten müssen.

Robertson und seine Angehörigen waren zur Zeit nicht die einzigen Ansiedler in |Noi χas; denn unweit des grossen Brunnens lagerte noch eine Gruppe schwarzer Auswanderer von Kuruman, die hier unter der Führung des Motšuana Sibiχa die Regenperiode abwarten wollte, um dann nach Amboland zu trecken, in der Absicht, sich dort niederzulassen. Das gegenseitige Einvernehmen zwischen den drei Lagern, Robertson's, Sibiχa's und dem meinigen gestaltete sich rasch zu einem recht freundnachbarlichen und bestimmte mich, unsere Rast auf drei Wochen auszudehnen, die ich in dieser fremden Umgebung durch Sammeln von Pflanzen, Studieren der uns beinahe täglich besuchenden Buschmänner und Jagen so nutzbringend als möglich zu gestalten suchte.

Die botanische Ausbeute fiel allerdings der vorgerückten Jahreszeit wegen ziemlich gering aus, besser die zoologische, die zu verschiedenen Seltenheiten und sogar Neuheiten verhalf, aber am wertvollsten war doch wohl der Gewinn eines kleinen Vokabularium des Idioms jener Buschleute, wie überhaupt der Notizen über das Treiben und Leben dieser in ihrer engern Heimat noch selten studierten und daher noch so gut wie unbekannten Volksrasse.

Ich glaube nicht fehl zu gehen, wenn ich die Stärke der ||Ai San, so nennt sich jener Stamm, auf 300—400 Seelen taxiere; sie bewohnen das Gebiet zwischen Xansis und Rietfontein oder |Kunobis, ohne jedoch innerhalb dieser Grenzen feste Wohnsitze zu haben und dies wohl nur aus dem einfachen Grunde, weil sie gezwungen sind, ihrer Nahrung wegen, die in der Haupt-

sache aus Wurzeln und Früchten besteht, von Zeit zu Zeit in ein anderes, noch nicht abgesuchtes Feld zu ziehen. Jenseits |Kunobis haust der Stamm der ǂAu San, der sich eines den ||Ai San unverständlichen Dialektes bedient und mit letzteren auch keinerlei Verkehr zu haben scheint, wie es überhaupt im allgemeinen jeder Buschmann ängstlich vermeidet, das Gebiet eines benachbarten Stammes zu betreten. Die Hütten dieser Leute sind recht einfach und entbehren jeder Wohnlichkeit; in der Regel werden nur ein paar Büsche mit den Aesten in einander verflochten, mit blätterlosen Zweigen überdeckt und die Behausung ist fertig. Die einzigen Gefässe, die ich in ihrem bescheidenen Haushalte bemerken konnte, waren hohle Straussen-eier, in denen sie das Wasser aufzubewahren und bei Wanderungen mit sich zu tragen pflegen. Die Eier, die mit einer kleinen, am spitzen Ende befindlichen Öffnung versehen sind, werden tagsüber ziemlich tief im Sande vergraben, damit das Wasser weniger rasch verdunsten kann, womit auch noch der Vorteil verbunden ist, dass es lange frisch bleibt und stets von angenehm kühler Temperatur ist. Beim Graben der Wurzeln bedienen sie sich eines harten Stockes, der am oberen Ende hie und da mit einem Stein beschwert ist; die Wohlhabenderen unter ihnen, die schon Gelegenheit gehabt hatten, zeitweilen im Dienste weisser Jäger zu sein, sind mitunter sogar im Besitze des denkbar kostbarsten Schatzes, eines wirklichen Messers, oder in Ermangelung dessen, eines Stück Wagen- oder Fassreifens. Der Buschmanns-Bogen ist durchschnittlich $1^1/_2$ Meter lang und unterscheidet sich von jenem der Ovambo, abgesehen davon, dass er nicht aus Palmblattstielen, sondern aus dem Aste einer Grevia verfertigt ist, dadurch, dass der Abstand der Sehne vom Holzbogen das drei- bis vierfache der entsprechenden Distanz eines Ambobogens ist. Die Pfeile sind ferner nicht aus Holz, sondern aus Schilf verfertigt und die Spitze ist nicht von pfriemförmiger oder lanzettlicher Gestalt, sondern im Gegenteil auffallend kurz und wagrecht abgestutzt; der Buschmann sucht eben das Wild nur zu verwunden und überlässt das Übrige der Wirkung des Giftes. Wenn es ihm gelungen ist, eine Antilope anzuschiessen,

so kehrt er ruhig zu seiner Familie zurück und macht sich erst am dritten oder vierten Tage zur Verfolgung seiner Beute auf; er sucht dann die Spur und geht dieser nach, bis er schliesslich das nun meist schon verendete Tier findet, sofern ihm wenigstens Hyänen, Schakale und Geier nicht schon zuvorgekommen sind.

Der Buschmann bedient sich zum Vergiften seiner Pfeile nicht eines vegetabilischen Stoffes, sondern entnimmt das Gift einer unterirdisch lebenden, in einem Cocon aus Erde eingehüllten Puppe, indem er das Gehäuse zerbricht und mit dem Eingeweidesaft das obere Ende des Pfeilschaftes bestreicht. Um sich nicht etwa durch Unachtsamkeit an der gefährlichen Spitze zu verwunden, umhüllt der Jäger die Pfeile, die er augenblicklich nicht gebraucht, sorgsam mit Tiersehnen und trägt die Waffen überdies in einem besonderen Ledersack auf dem Rücken.

Ich habe öfters Gelegenheit gehabt, mich zu überzeugen, dass die Kunstfertigkeit der Buschleute im Schiessen erstaunlich gering ist, so gering, dass die wenigsten unter ihnen im Stande sind, auf 20 Schritte Entfernung eine Holztafel von 4 Quadratdezimeter Schuss für Schuss zu treffen. Die Resultate, die der Buschmann auf der Jagd erzielt, sind daher eher eine Folge der Beharrlichkeit und List, mit der er sich an das Wild heranzuschleichen weiss, um dann aus allernächster Nähe seinen Pfeil entsenden zu können. Gross-Wild, wie Elephanten, Flusspferde und Girafen fängt er in der Regel in Fallgruben, kleinere Antilopen dagegen in Fallstricken. Die Gruben werden auf dem Wechsel des Tieres, dessen man habhaft zu werden wünscht, angelegt und zwar gräbt der Buschmann stets zwei durch eine $1/2$ Meter dicke Erdwand getrennte Gruben, damit das hineingestürzte Tier, dem der Raum zur freien Bewegung mangelt, sich nicht etwa durch Aufstützen der Füsse auf den Rand der Grube zu befreien vermag.

Die Fallstricke bereiten die Buschmänner aus dem Bast der Sansevieria-Blätter, indem die dicken, gefässbündelreichen Blätter leicht mit Steinen geklopft und dann mittelst eines rauhen Holzstabes zerfasert werden und zwar in der Weise, dass der Eingeborene sich das eine Ende der rohen Faser um die

grosse Zehe des rechten Fusses wickelt und nun mit beiden Händen das Material bearbeitet. Der Buschmann geniesst das Fleisch von allen Tieren des Waldes, mit Ausnahme desjenigen vom Affen, vom Schakal, Löwen, Leoparden und von der Hyäne, ja, letztere verachtet — oder fürchtet? — er so sehr, dass er nicht dazu bewogen werden kann, sie selbst tot auch nur zu berühren. Da selbstredend nicht an jedem Tage eine Antilope gefangen werden kann, so ist er in seiner Ernährung hauptsächlich auf Pflanzenkost angewiesen, und es mag in seinem Gebiete nur wenige Gewächse geben, denen er nicht auf die eine oder andere Art und Weise Geschmack abzugewinnen wüsste. Wenn wir mit ihm zusammen über das Feld wandern, so sehen wir ihn jeden Augenblick niederkauern und mit affenartiger Behendigkeit irgend eine saftige Wurzel ausgraben, sogar dort, wo unser Auge nichts als ein paar vertrocknete Blättchen entdecken kann. Die bewunderungswürdige Sicherheit im Erkennen der im Haushalte des Buschmanns verwendbaren Kräuter, selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen, wird wohl zu jener verbreiteten Fabel Veranlassung gegeben haben, dass der Eingeborene nur mit dem Stab auf die Erde zu klopfen brauche, um sofort aus dem Klange auf das Vorhandensein oder Fehlen essbarer Wurzelstöcke schliessen zu können.

Ausser der Puffotter und einer grossen am Ngami-See nicht gerade seltenen Landschildkröte gelten verschiedene Raupen, Heuschrecken und Ameiseneier als besondere Leckerbissen, denen mit Vorliebe nachgegangen wird. Glücklicherweise kennt der Buschmann, soweit er wenigstens noch nicht den weissen Händlern in's Garn gelaufen ist, kein anderes Getränk als Wasser; er ist hingegen, wie alle Naturvölker, ein grosser Freund des Tabakes, den er sich unschwer von den Makoba durch Eintausch gegen Fangstricke, Leopardfelle etc. verschafft.

Die geistigen Anlagen des Buschmanns sind kaum geringer als die des Hottentotten, äussern sich aber, entsprechend den beschränkteren Ansprüchen, die er an das Leben stellt, in nicht so allgemeiner und oft sogar aufdringlicher Weise wie bei dem seit Generationen an den ständigen Verkehr mit Weissen und

Ovaherero gewohnten Bewohner Gross-Namalandes, dafür steht er aber auch ganz unstreitbar sittlich auf einer viel höhern Stufe als dieser. Branntwein und Geschlechtskrankheiten: die Danaergeschenke des mit der Civilisation sich brüstenden Kulturmenschen haben ihren Eingang noch nicht in die Kalaχari gefunden, tauchen sie aber erst auch dort auf, — und dies ist leider bei der Gewissenlosigkeit vieler weisser Einwanderer unabwendbar — dann wird auch der Buschmann gierig nach jenen Gaben haschen und sich damit gleich seinem Bruder an der Küste, den eigenen Untergang besiegeln. Die Kalaχari wird dann, wie ja wohl der landläufige Ausdruck lautet, der Civilisation und Kultur erschlossen sein, ein Vorteil, dem der Eingeborene, wenn er sein Loos vorzeitig erfassen könnte, mit Recht wenig Dank wissen würde!

Der Buschmann ist seinem Herrn stets treu und folgt diesem ohne Bezahlung auch überall hin; man kann ihn unbesorgt allein beim Wagen zurück lassen und wird selten in den Fall kommen, ihn einer Unredlichkeit zeihen zu müssen. Von allen Reisenden und Jägern wird übereinstimmend die grosse, zwischen Eltern und Kindern bestehende Anhänglichkeit gerühmt, die so weit geht, dass sich der Vater oder die Mutter, um ihr Kind zu retten, selbst preisgeben. So erzählte mir der Jäger L., dass er einst am Okavango Zeuge gewesen sei, wie ein junger Buschmann, der im Gefolge des Jagdzuges war, Gefahr lief, von einem gereizten und heranstürmenden Elephanten zertreten zu werden. Im letzten Augenblick, als die erstarrten Gefährten den Jungen schon für unrettbar verloren halten, springt der Vater desselben hervor und schleudert die Wurfkeule dem gewaltigen Tier vor die Stirn; der Elephant wendet sich nach seinem Angreifer und zermalmt diesen mit Wut unter seinen Füssen, wodurch der Sohn Gelegenheit erhält zu entfliehen!

Der Buschmann steht auch in der Gabe, sich fremde Sprachen anzueignen, keineswegs den übrigen Eingeborenen, den Hottentotten, Ovaherero etc. nach, ja diese Fähigkeit ist sogar bei ihm so sehr entwickelt, dass er gewissermassen sein eigenes Idiom vernachlässigt und sich sogar im Verkehr mit seinesgleichen mit Vorliebe fremder Worte und Satzbildungen bedient.

Es äussert sich dies unter Anderem beim Zählen, indem sich der ǁAi Sab dazu häufig der Hottentottenbezeichnungen bedient, allerdings insofern modifiziert, als schon 4 durch lange Verbindungen teils rein hottentottischer Worte, teils solcher, die seinem eigenen Wortschatz entnommen sind, wiedergegeben wird, so heisst z. B. 4: *ǀgam* tscharahi *ǀgam* tscharahi, 5 ǀgai tschou oder *ǀgam* tscharahi ǀgam tscharahi *ǀgui*bahi[1]). Da aber manche unter den Eingeborenen dieser weitläufigen Zusammensetzungen unkundig sind, so pflegen sie hartnäckig nur bis auf 3 zu zählen und alles, was darüber ist, mit dem vagen „Viel“ zu bezeichnen. So mag es denn gekommen sein, dass in den Lehrbüchern immer wieder die Angabe auftaucht, der Buschmann könne nur bis auf drei zählen; es ist dies ganz gewiss unrichtig, wie dies auch schon daraus hervorgeht, dass z. B. die ǀKuñ San im untern Omuramba ua Matako, die sicher keine höhere geistige Ausbildung erlangt haben als die ganz nahe verwandten ǁAi San, eine vollständige, eigene Zahlwörterreihe besitzen.

Im allgemeinen werden nur die fünf Farben: weiss, schwarz, blau, rot und grün unterschieden, indem für gelb und grün ein und derselbe Ausdruck existiert, was gewiss davon herrührt, dass der Buschmann in der Natur fortwährend Gelegenheit hat, die allmäliche Verwandlung des Grünen durch das Fahle in das Hellgelbe zu beobachten; bezieht sich die Farbenbezeichnung auf das grünende Feld, so verbindet er damit den Gedanken des ursächlichen Regens und nennt es daher einfach „nass“.

Man pflegt gewöhnlich den Buschmann als von beinahe zwergartiger Gestalt zu schildern und doch stimmt diese Beschreibung — zum mindesten hinsichtlich der Stämme in der Kalaχari — ganz sicher nicht mit den Tatsachen überein. An 50 beliebig herausgegriffenen Individuen vorgenommene Messungen ergaben als Mittelwert der Körpergrösse 157 cm; der grösste, mir überhaupt zu Gesicht gekommene ǁAi Sab mass 167 cm, der kleinste 149 cm.

Die vielfach in Reiseberichten unter der Bezeichnung

[1]) Die Worte hottentottischen Ursprungs sind cursiv gedruckt.

„Buschmänner“ erwähnten Paria Gross-Nama- und Hererolandes erreichen allerdings, wie ich mich selbst überzeugt habe, im allgemeinen kaum die Körperhöhe von 157 cm, und sie mögen auch der Annahme, dass der Buschmann von Pygmäengestalt sei, zum Vorwurf gedient haben; nun habe ich aber bereits an anderer Stelle darauf hingewiesen, dass jene verkommene Bevölkerung, für die ich mit Brincker die Bezeichnung „Hottentott-Buschmann“ vorschlug, gar keine reine Rasse mehr, sondern vielmehr das Produkt einer sich auch noch gegenwärtig vollziehenden Kreuzung zwischen Hottentotten, Ovaherero, Bergdamara etc. ist. Dies gilt nicht nur in Bezug auf die vor einigen Jahren von einem gewissen Farini nach Europa gebrachten und zur Schau ausgestellten südafrikanischen Eingeborenen, sondern überhaupt für alle Truppen, die bisanhin unter der Deklaration „Buschleute“ zu uns gebracht worden sind. Die Körpermasse, die wir der Untersuchung dieser Individuen verdanken, dürfen daher unter keinen Umständen auf die Kalaχari-Buschmänner übertragen werden, sofern man nicht wünscht, den durch ältere und neuere „Afrikaerforscher“ geschaffenen heillosen Wirrwarr durch Bereicherung der Sammlung unrichtiger Daten noch zu vergrössern.

Der Schädel des Buschmanns ist im allgemeinen dolichocephal, die Prognathie im Verhältnis zu jener der Bantu schwach entwickelt, die Stirne bei deutlich hervortretenden Stirnhöckern und Backenknochen niedrig. Das wollige Haar ist wie bei den Hottentotten zu gesonderten Haarkegeln, deren Spitze spiralig endigt, angeordnet; an den Schamteilen und in den Achselhöhlen ist der Haarwuchs sehr gering und meist nur auf einige wenige ganz kurz bleibende, kugelige Büschelchen beschränkt, wie übrigens auch der Bart in der Regel von kaum nennenswerter Entwicklung ist. Die Ohrläppchen sind fast ausnahmslos nur schwach angedeutet, wie dies auch von Fritsch schon erwähnt worden ist; die Nase ist breit und mit mehr oder minder quer gerichteten Löchern versehen. Beinahe bei allen untersuchten Individuen fiel mir die schlechte Beschaffenheit der Backenzähne auf, indem die Kronen derselben meist stark ab-

geschliffen waren; der Grund dieses Defektes ist wohl ähnlich wie bei den Bergdamara in der Ernährungsweise zu suchen. Beide, der Buschmann wie der Bergdamara, leben vorzugsweise von wildwachsenden Wurzeln und Zwiebeln, die sie, ohne jene erst sorgsam zu reinigen, meist gleich an Ort und Stelle verzehren; der daran haftende Sand kommt daher mit in den Mund und muss unbedingt mit der Zeit die Zähne des Schmelzes berauben und abschleifen.

Arme und Beine sind zum übrigen Körper, an dem der häufig stark prominente Nabel einigermassen auffällt, in harmonischem Verhältnisse und nur die Hände und Füsse auffallend klein; letztere sind oft beinahe quer, so dass, wie Fritsch schreibt und ich bestätigen kann, durch diesen Umstand jeder Eingeborene mit Leichtigkeit die Spur eines Buschmannes zu erkennen vermag.

Die Hautfarbe der Kalaχari-San hält die Mitte zwischen jener der Hottentotten und der Ovaherero, ist an Hand- und Fusssohlen jedoch ganz hell.

Ich habe, so lange ich unter diesen Stämmen wohnte, niemals eine missgestaltete Person beobachtet, was wohl zum Teil davon herrühren mag, dass die Buschmänner Neugeborene, die entweder mit einem Gebrechen behaftet sind oder die die Mutter aus Mangel an Milch nicht zu ernähren vermag, aussetzen. So brutal dieser Gebrauch uns vorkommen mag, so ist er doch vom Standpunkte des Buschmannes aus gerechtfertigt, da dieser überzeugt ist, dass das schwache Kind niemals geeignet sein würde, erfolgreich den rauhen Kampf mit der erbarmungslosen Natur aufzunehmen und seiner daher nur ein kurzes, an Mangel reiches Leben warten würde.

Von Krankheiten soll der Buschmann mit Ausnahme des Malariafiebers, gegen das er, wie ich mich mehrfach überzeugt habe, weniger widerstandsfähig als die Banturasse ist, selten heimgesucht werden; zur Bekämpfung derselben wird ebenfalls der Zauberer gerufen. Es sind dies Leute, deren Approbation das Resultat einer wirklichen Lehrzeit ist, die sie als Knaben bei schon bewährten „Ärzten oder Zauberern“ durchzumachen

haben und die in der Hauptsache darin besteht, dass die jungen Aspiranten einerseits in den Heilkräften der verschiedenen Kräuter unterrichtet und anderseits gefeit gegen Schlangenbiss und Skorpionstich gemacht werden. In der Absicht, die letztere Eigenschaft zu prüfen, bewog ich eines Tages einen uns in !Noi χas besuchenden alten Zauberer, das Experiment mit 12 von mir selbst gesuchten, durchschnittlich 8 cm langen Skorpionen (Buthus randus Simon) an sich selbst vorzunehmen. Um jeden Betrug auszuschliessen, brachte ich die Tiere mittelst einer Pincette auf die verschiedenen Körperteile, Hände, Beine, Arme, Mund und Hoden des Mannes, in der Regel bewegten sie dann sofort das lange Postabdomen erregt hin und her und stachen ein oder zweimal heftig in das Fleisch des betreffenden Versuchs-Individuum, wobei dem Stachel jedesmal ein grosser Tropfen weisser Flüssigkeit entwich; schliesslich wanderten sie ruhig umher ohne weiter Stechversuche zu machen, zeigten aber auch keineswegs jene aufgeregte Hast, vom Körper des Buschmannes herunterzukommen, wie dies von einzelnen Berichterstattern schon angegeben worden ist. Der Alte behauptete, keinen Schmerz zu empfinden und ich habe keinen Grund, ihm zu misstrauen, da er sich doch kaum meiner Wissbegierde zuliebe von Skorpionen an den empfindlichsten Stellen seines Körpers hätte stechen lassen, wenn das Gift von irgend einer Wirkung auf ihn gewesen wäre; selbst eine volle Stunde nach unserm Versuche zeigten die gestochenen Stellen noch nicht die geringste Veränderung. Der Mann erklärte diese eigentümliche Fähigkeit dadurch erlangt zu haben, dass er als Junge in der „Schule“ bei einem Zauberer dazu angehalten worden sei, mit Wasser und Urin verdünntes, den Skorpionen gewaltsam entnommenes Gift in kleine Schnittwunden zu bringen, sowie zu Brei gestampfte und eingekochte Giftstacheln zu geniessen; in entsprechender Weise soll auch die Präservation gegen Schlangenbiss erworben werden können.

Die Buschmänner der Kalaχari leben gewöhnlich in Horden von 300—400 Seelen, die sich einem freiwillig aus ihrer Mitte gewählten alten Manne als ihrem Häuptlinge unterstellen, dessen Macht allerdings sehr beschränkt ist. Jeder Stamm trägt seine

eigene Bezeichnung; so nennen sich die Buschleute jenseits der Kuppen in der Nähe des Ngami-Sees |Gu, die am Ausflusse des See's ||Gani, die Bewohner von Xansis und |Noi χas ||Ai und jene von Kunobis ǂAu; von den umliegenden fremden Stämmen werden sie jedoch insgesamt mit einer Kollektivbezeichnung bedacht. So bezeichnet der Hottentotte überhaupt alle Buschmänner mit San (Sing. masc. Sab, Sing. fem. Sas), die Ovaherero bedienen sich des Ausdruckes Ovatua, die Ovambo südlich vom Kunene nennen sie Aa- oder Ovakuangala bezw. Ovakuangara, die Stämme nördlich desselben Stromes Bakankala, die Batovana Masarva und die Süd-Betšuana endlich Barva.

Es bleibt mir nun schliesslich noch übrig, mit wenigen Worten der in neuerer Zeit oft erörterten Beziehungen zwischen den Buschmännern Südafrika's und jener der äquatorialen Zone dieses Kontinentes, den Batua, Akka etc. zu gedenken. Seitdem durch die Reisen Livingstone's, Schweinfurth's, Stanley's, Wolf's und vieler Anderer der geheimnisvolle, das zentrale Afrika überdeckende Schleier gehoben worden ist und die Bewohner des dunkeln Kontinentes unserer Kenntnis näher gebracht sind, nimmt man allgemein an, und der hier schon mehrfach genannte Fritsch ist ein Hauptverfechter dieser Ansicht, dass die Buschmänner des südlichen Afrika's in enger Verwandtschaft zu der Zwergbevölkerung des äquatorialen Afrika's stehen und mit dieser die Authochthonen des südlichen und mittleren Teiles dieses Kontinentes repräsentieren. Es ist unzweifelhaft, dass diese Annahme sehr viel für sich hat, um so mehr, als darüber, ob der Buschmann in der Tat der Ureinwohner, natürlich stets in relativem Sinne, Südafrika's sei, kaum ein Zweifel berechtigt ist, doch muss immerhin darauf hingewiesen werden, dass die erwähnte Verwandtschaft zwischen Buschmännern und Batua, jenen innerafrikanischen Stämmen, zur Stunde noch besserer Beweise bedarf, als bis anhin aufgebracht worden sind. Es wird darauf hingewiesen, dass die Bantuvölker Südafrika's die Buschmänner Abatua oder Batua nennen, also mit derselben Bezeichnung belegen, die die nördlichen Bantu-Stämme für die sogenannte Zwergbevölkerung gebrauchen, und man hat daraus einen

Schluss auf Verwandtschaft ziehen wollen, behauptend, Batua heisse Bogenmänner. Nun ist aber der Name Batua für die Buschmänner, wie ich oben gezeigt habe, im südlichen Afrika keineswegs so allgemein, wie angenommen wurde und überdies ist Omutua (Pl. Batua) ein Ausdruck, der auf jeden Fremden ohne Unterschied der Nation angewendet wird; so ist der weisse Händler, so gut wie der Omuherero, als auch der Buschmann für den Omŭndonga ein Omŭtua, ein „Nicht-Omŭndonga", ein „Barbare" im Sinne der alten Griechen.

Wolf fand als grösste Körperlänge der Batua am Hofe Lukongo's 140—144 cm, eine Zahl, die allerdings noch bedeutend unter der von mir bei den Buschleuten konstatierten zurückbleibt; davon übrigens, dass die von mir gemessenen Leute nicht etwa eben so viele Ausnahmen von der allgemeinen Regel waren, kann sich jeder selbst überzeugen, indem er die Reisebeschreibungen Baine's, Andersson's etc. sorgfältig durchgeht.

Ich bin weit davon entfernt, jener Auffassung, dass die Buschmänner die südlichen Ausläufer der sog. Batua Innerafrika's seien, die Berechtigung abzusprechen, aber ich konnte mir doch nicht versagen, darauf hinzuweisen, wie weit wir noch davon entfernt sind, derselben mit Beweisen nutzbringend zu sein.

Die ehemalige Verbreitung der Buschmänner vor der Einwanderung der Bantu-Stämme ist immer noch ein ungelöstes Rätsel; man hat, um dieser Frage näher zu treten, vielfach die namentlich im Gebiete der Capkolonie und im Süden Gross-Namalandes häufig vorkommenden Höhlenmalereien, die der Buschmannsbevölkerung zugeschrieben werden, zu Hülfe gezogen, doch bedarf es auch in diesem Falle der allergrössten Vorsicht. Ich erinnere zur Begründung dieser Mahnung an die vor 11 Jahren von Missionaren entdeckten Felsenmalereien am Erongo-Gebirge bei |Ameib, die, wie es sich nun nachträglich herausgestellt hat, gar nicht von Buschmännern, sondern von Engländern und zwar „des Spasses halber" ausgeführt worden sind.

Es wird überhaupt notwendig sein, an allen den Berichten, die in neuerer Zeit von Reisenden über „Buschmänner" zur all-

gemeinen Kenntnis gebracht worden, eine strenge Kritik zu üben; wer diese Rasse studieren will, muss sich nicht verdriessen lassen, die Kalaχari kreuz und quer zu durchforschen und sich nicht damit begnügen, ein paar in der Nähe der Küste hungrig und zufälligerweise ohne Hosen herumlaufende Individuen zu messen und als „Buschmänner“ zu beschreiben. Wie gewissenlos aber in dieser Hinsicht oft verfahren wird, das zeigt unter anderem Farini's Reisewerk zur Genüge!

XVII. Kapitel.

Abschied von |Noi χas; Aufenthalt in Rietfontein; Olifantskloof; Gobabis und Witvley; ohne Pfad; Hunger und Durst; Hülfe in hoher Not; Okahandja zu; Ankunft bei Kahemoma; Missionar Irle; in Otjosazu; von Okahandja nochmals nach Grootfontein; auf Schleichwegen zurück; über Omaruru und Okahandja nach Otjimbingue; der Küste zu; Walfischbai; an Bord des „Louis Alfred“; wiederum in Capstadt; zu Hause!

Nach dieser Abschweifung kehre ich nun wiederum zu unserem Lager in |Noi χas zurück, um noch den letzten Abschnitt meiner Reise, die Rückkehr nach der Küste, zu schildern.

Da mir die Aussicht, nun auch fernerhin die Peitsche ständig selbst führen zu müssen, nicht gerade als verlockend erschien, so versuchte ich den ältesten Sohn Robertson's zu bewegen, sich mir anzuschliessen, um mir gegen Bezahlung die Arbeit des Treibers zu versehen, wozu sich dieser denn auch infolge väterlichen Zuredens entschloss.

Wir verliessen |Noi χas am 13. Juli in Begleitung der uns mit einer Karre folgenden zwei übrigen Söhne Robertson's, sowie eines Bastards Clutje, der sozusagen mit zu deren Familie gehörte und erreichten nach sechs anstrengenden Trecks von durchschnittlich je vier Stunden |Kunobis oder Rietfontein zur Mittags-

stunde des folgenden Tages; die Fahrt ging unausgesetzt über flaches, locker sandiges Terrain, in welchem die Wagenräder tief einsanken und mitunter tatsächlich kaum von der Stelle zu bringen waren. Der Pfad führte uns jenseits |Noi χas durch einen Hain gewaltiger, zur Zeit entlaubter Combretumbäume (C. primigenum), die später jedoch wiederum verschwanden, um erst durch Girafenakazien und zuletzt durch mannshohe Akazienbüsche (A. detinens var.?) ersetzt zu werden, die unmittelbar vor Rietfontein einen dermassen dichten Bestand bildeten, dass der Wagen sich nur mit Mühe durchwinden konnte. Wo der Boden frei von Büschen war, da breitete sich die trockene Steppe mit den charakteristischen Aristida-Gräsern aus, hier noch besonders ausgezeichnet durch das gesellige Auftreten der Elephantorhiza Burchelli *Benth.* oder Elandbontje's, deren Wurzeln in der Transvaal zum Gerben der Felle benutzt werden.

Rietfontein liegt in einem breiten, sich von Nordwesten nach Osten ziehenden Flussbette, dessen von Humus und Sand überlagerte Granitunterlage dem Grundwasser das Versickern wehrt, und daher den Ovaherero, die in früheren Jahren ihre Herden sogar in der Nähe von Xansis weideten, Veranlassung zur Anlage von Brunnen gegeben hat. An einigen Stellen dringt der Granit sogar bis an die Oberfläche, sodass das Wasser offen als grosse Lachen zu Tage tritt, die wir während unseres mehrtägigen Rastes jeden Morgen von tausenden von wilden Tauben (Columba risoria?) besucht sahen. Man kann sich von der erstaunlichen Grösse dieser Schwärme einen Begriff machen, wenn ich erwähne, dass Fritz, der keineswegs ein besonderer Schütze zu sein sich rühmen konnte, nach vier Schüssen aus meiner Schrotflinte glückstrahlend 107 der Vögel als Beute zurückbrachte! Da wir nachts unausgesetzt durch das Bellen der Schakale und Hyänen, wie das dumpfe Brummen eines Leoparden, der unsere Herden beunruhigte, gestört wurden, so stellten wir jenseits des Flussbettes eine Reihe von Selbstschüssen auf, in der Hoffnung, dadurch den frechen Gesellen eine unangenehme Überraschung zu bereiten. Wir befestigten zu diesem Zwecke die Gewehre an einzelnen dünnen Bäumen; etwas ober-

halb des Abdrückers wurde mittelst eines um den Gewehrschaft geschlungenen Riemens ein kurzer Holzstab angebracht, dessen unteres Ende mit dem Abdrücker, das obere dagegen mit einer dünnen, durch die, zur Befestigung des Ladestockes am Schafte angebrachten Ösen gezogene Schnur verbunden wurde, an der unmittelbar vor der Öffnung des Laufes ein Stück Fleisch hing. Sowie nun ein Tier den Versuch machte, die Lockspeise zu packen, wurde die Schnur gestreckt und der durch Umsetzung in Bewegung gesetzte Drücker löste den Schuss, der natürlich so gerichtet sein musste, dass er die Brust des Räubers traf. Die ersten zwei Nächte wollte die Sache nicht recht gelingen, die Schüsse gingen zwar regelrecht los, aber wenn wir dann an Ort und Stelle eilten, um die Beute zu sichern, so fand sich nichts vor, es mussten also wohl Schakale gewesen sein, über die die Kugel schadlos hinweggegangen war. In der dritten Nacht hatten wir mehr Glück, indem endlich eine Hyäne in die Falle ging und ihre Raublust mit einer tüchtigen Verwundung büsste; wir verfolgten sie mit den Hunden, die das Tier nach langer, wilder Jagd stellten und sich mit ihm nun in einen tollen Kampf einliessen. Es war eine Scene, die ich zeitlebens nie vergessen werde; schwarze Wolken jagten am Sternenhimmel in raschem Fluge hin und her, die glänzende Mondsichel zeitweilen verdunkelnd, so dass wir nur mit Mühe den wilden Knäuel der sich in unmittelbarer Nähe balgenden Tiere zu erkennen vermochten und es nicht wagten, aus Furcht unsere Hunde zu verletzen, entscheidend in den Streit einzugreifen. Da plötzlich erstrahlte während eines kurzen Momentes das Nachtgestirn in seinem vollen Glanze: drei Schüsse erknallen und heulend überschlägt sich die Bestie, um mit Blitzesschnelle in einer tiefen Erdhöhle zu verschwinden. Da es schon nach Mitternacht war, so begnügten wir uns, den Eingang zu dem Loche mit Gestrüpp und Gras zu verrammeln und dieses dann in Brand zu stecken; einer Reihe hineingesandter Schrotschüsse antwortete jeweilen ein tiefes Gebrumm. Da nun weiter nichts anzufangen war und die nächtliche Kälte unsern Jagdeifer überdies erheblich abkühlte, so suchten wir nicht ohne Mühe, denn die Verfolgung hatte über

zwei Stunden gedauert, wiederum unsere mittlerweile erloschenen Lagerfeuer auf und widmeten uns im ruhigen Bewusstsein, dem frechen Räuber das Entfliehen verleidet zu haben, bis kurz vor Sonnenaufgang dem wohlverdienten Schlafe. Am frühen Morgen wurden drei unserer Leute ausgesandt, um die Jagdtrophäe auszugraben und zu bringen; aber wer beschreibt unsere Überraschung, als die Jungens nach mehrstündiger Arbeit zurückkehrten mit dem verblüffenden Berichte, dass die Höhle leer und die Hyäne trotz des erlittenen, grossen Blutverlustes wohl im Laufe der Nacht entflohen sei!

Glücklicher als wir, waren die zwei Brüder meines weissen Begleiters gewesen, die sich schon am vorhergehenden Abend zu Pferde zur Verfolgung einer tags über beobachteten Gnuherde aufgemacht hatten und nun mit der erfreulichen Nachricht kamen, dass sie im Felde sechs Gnu erlegt hatten, die wir sofort mit der Karre abholten und dann im Laufe des Tages zerlegten. Der oben geschilderte Hyänenkampf war übrigens noch von unangenehmen Folgen begleitet, indem derselbe unseren Hunden offenbar sehr missbehagt hatte, und sie nun nachts beharrlich keinen Laut mehr gaben, wenn sich eines der gierigen Tiere in die Nähe wagte; ja diese Abneigung gegen eine neue Balgerei war bei ihnen so stark geworden, dass sich die Hyänen, während wir schliefen, erfrechen durften, die kaum 10 Schritte von unserm Feuer ausgebreiteten Gnufelle zu stehlen, ohne dass sich einer unserer tapfern Wächter gerührt hätte.

Am 29. Juli trennten wir uns; Bill's, meines Begleiters und Treibers Brüder traten mit Clutje die Rückfahrt nach |Noi χas an, wogegen wir in entgegengesetzter westlicher Richtung den Pfad nach Hereroland verfolgten. In letzter Stunde stellten sich noch ein paar Rietfonteiner Buschleute ein, unter denen wiederum ein Zauberer war, der mir nochmals das Kunststück mit den Scorpionen vorführte und dann auch noch den kleinen Busch wies, auf dem die Raupe der schon erwähnten Giftpuppe leben soll. Die Pflanze war leider ganz blattlos, ist aber von meinem Freunde Volkens mit Hülfe der anatomischen Untersuchung der mitgebrachten Zweigstücke als Commiphora africana

erkannt worden. Beim Ausgraben des Busches fanden sich schliesslich in der Nähe der Wurzeln auch noch einige der von den Eingeborenen so hoch geschätzten Puppen.

Wir verliessen Rietfontein genau zur Mittagsstunde und erreichten die nächste Quelle Olifantskloof oder ǂKoan ǀkub nach neun beschwerlichen Trecks durch öde Steppenlandschaft. Die Entfernung Rietfontein—Olifantskloof, zwischen welchen beiden Plätzen vollständiger Wassermangel ist, beträgt nach meiner mit Hülfe des Trochometer festgestellten Berechnung 140 Kilometer, die wir in 36 Stunden — mit Ausschluss der Ruhepausen — zurücklegten, eine ausgezeichnete Leistung für unsere durch die weite Reise bereits stark erschöpften Ochsen; allerdings lief diese durch die Ungunst der Verhältnisse gebotene Gewalttour keineswegs so leicht ab, wie sie sich niederschreiben lässt, denn nachts mussten die drei Schwarzen, denen nach jedem Treck je eine Stunde Schlaf gegönnt wurde, stets mit Hülfe der Peitsche zur Wiederaufnahme der Arbeit gezwungen werden. Wir verblieben in Olifantskloof $3^1/_2$ Tage, teils um die Ochsen wieder zu Kräften kommen zu lassen, teils um die Nachbarschaft der Quelle botanisch durchforschen zu können.

Das Wasser entspringt der engen Schlucht eines steilen, zu unbedeutender Höhe sich erhebenden, felsigen Hügelzuges, der nach Süden in nicht zu weiter Entfernung in die Ebene verlaufend, gewissermassen einen vorspringenden Arm des Westabsturzes der von Olifantskloof aus südwärts in gewaltigem Bogen die Kalaχari begrenzenden Hochplateau's vorstellt. Schon im Laufe der vorangegangenen Nacht hatten wir vier solcher parallel verlaufender Rücken überschritten, die je näher wir dem Ziele kamen, an Höhe successive zunahmen und offenbar die äussersten Stauungswellen jenes gewaltigen Prozesses sind, der einerseits das Hochplateau der Ovaherero emporhob und anderseits Anlass zur Bildung des Kalaχaribeckens gab. Der felsige Absturz dieser Ausläufer, die ihrer Natur nach aus Felsitporphyr bestehen, verleiht dem Landschaftsbilde einen wild romantischen Anstrich, der im Gegensatze zu der trostlos ebenen Bodenfiguration der Kalaχari wenigstens auf uns Weisse einen erfrischenden Ein-

druck machte. In der Zusammensetzung der Flora war insofern ein Unterschied erkennbar, als nun plötzlich die den Sand liebenden Sträucher verschwanden und an deren Stelle die Leitpflanzen des gebirgigen Terrains traten, unter denen, was Individuenzahl betraf, eine sich über Mannshöhe über den Boden erhebende Aloe den ersten Rang einnahm, und die so häufig war, dass ich stellenweise vom Wagen aus mehr als 200 Stöcke zählte.

Am 26. Juli brachen wir nach wohlgepflegter Ruhe neuerdings auf und passierten nach 4½stündiger Fahrt, uns vorläufig noch längs des Fusses des Gebirgsabsturzes hinziehend, die ausgetrocknete Wasserstelle Goreχas, die ihre Bezeichnung dem häufigen Vorkommen der eben erwähnten Aloe verdankt und nicht etwa, wie Th. Hahn fälschlich annimmt, der Euphorbia candelabrum, einer Pflanze, die hier überhaupt gänzlich fehlt. Da es bereits ziemlich spät war, als wir daselbst anlangten, so übernachteten wir an Ort und Stelle und sandten die Ochsen alsdann am Morgen zur Tränke nach dem eine Stunde entfernten ǁKais. Weitere sechs Stunden westlich von Goreχas traversierten wir die ebenfalls trockene Vley ǃNaiter ǃnas, von wo sich der Pfad nach der Namastation ǃHoaχa ǃnas abzweigen soll und wandten uns sodann, das Plateau ersteigend, stark westlich, hoffend, in einer der Runsen Wasser finden zu können. In Abakorabis, das Bill noch von einer früheren, einst mit seinem Vater unternommenen Reise kannte, waren unsere Bemühungen vergebens; glücklicherweise begegneten uns aber wenige Stunden später zwei Bergdamara, die uns veranlassten, auszuspannen und die Ochsen in eine enge Schlucht zu treiben, wo sich das ersehnte Wasser in erstaunlicher Menge vorfand. Die beiden Eingeborenen waren aus der Gegend von ǃHoaχa ǃnas gekommen, hatten unsere Spur entdeckt und beschlossen, derselben zu folgen, aus keinem anderen Grunde, als um in unserer Gesellschaft eine Pfeife Tabak rauchen zu können. Unser eigener Vorrat war aber bereits auf ein Minimum zusammengeschrumpft und bestand überhaupt nur aus jener miserabeln, am Ngami-See erhandelten Qualität, die sich ungefähr wie wollene Socken rauchte, und die Besucher mussten sich daher mit dem begnügen, was

wir ihnen aus der Pfeife zu kratzen vermochten. Sie waren auch damit überaus zufrieden und zogen vergnügt von dannen, nicht im geringsten es bedauernd, einer Pfeife halbverkohlten Tabakes wegen einen mindestens 1½tägigen Umweg gemacht zu haben.

Das eigentliche zusammenhängende Hochplateau erreichten wir erst jenseits ǂAm oder Stampriet, einer Anzahl von Ovaherero gegrabener Brunnen, aus deren Besitz sie aber im Laufe der Kriegsjahre durch die Hottentotten vertrieben worden sind. Die letzteren hatten hier einige Tabakspflanzungen angelegt, von denen wir, da die Eigentümer fern waren, nach Hottentottenrecht unsere Vorräte erneuerten; nach dem gräulichen Kafferkanaster waren diese dürren Blätter ein wahrer Hochgenuss.

Am Abend des vorletzten Julitages langten wir in ǀOas oder Kamelfontein (fälschlich auf Karten Twass geschrieben) an, wo wir im Flussbette, einem Zuflusse des Rietfonteiner Omuramba, eine ziemlich grosse Wasserfläche entdeckten, was uns Veranlassung gab, auf diesem Platze, der von zahlreichen Hottentott-Buschmännern bevölkert war, zu kampieren. Bis dahin waren wir noch immer in der bangen Sorge gewesen, in dem vor uns liegenden Gobabis mit der gefürchteten Räuberbande der Vledermuis-Hottentotten zusammenzustossen und waren daher von Herzen froh, als wir vernahmen, dass diese vor einigen Tagen insgesamt nach den Jagdfeldern in der Kalaχari gezogen seien. Was uns erfreute, bedauerten ihrerseits die Buschmänner, denn sie hätten sich, wenn sie ihre Spiessgesellen nahe gewusst, die Gelegenheit gewiss nicht entgehen lassen, uns möglichst zu belästigen. Meine Leute waren in furchtbarer Angst vor den Gobabissern gewesen und atmeten ob der frohen Mär ordentlich erleichtert auf, ja, wurden selbst so übermütig, dass unser schüchterne Bergdamara Jiambo, der sonst jedem Buschmanne aus dem Wege zu gehen pflegte, sich sogar erkühnte, einem der Buschmänner, der sich in gefährliche Nähe des Kochtopfes wagte, aus freien Stücken eine Tracht Prügel anzubieten.

Gegen Vorausbezahlung von etwas Pulver erhielten wir zu Begleitern bis Gobabis zwei junge Burschen, mit denen wir am folgenden Mittag, 31. Juli, die Weiterfahrt antraten; während

der ausnahmsweise wieder recht stürmischen Nacht gelang es aber den beiden Knaben unbemerkt zu entfliehen, so dass wir unsern Weg auf's Geratewohl suchen mussten. Glücklicherweise hatte Bill noch eine blasse Ahnung von der ungefähren Richtung und dieser Erinnerung war es auch zu verdanken, dass wir ohne fehl zu gehen, schon am nächsten Morgen kurz nach Sonnenaufgang die ehemalige Missionstation errreichten. Wir richteten uns, da in der Tat weit und breit keine Seele zu sehen war, in den zerstörten Gebäulichkeiten, so gut es ging, wohnlich ein, um wieder einige Tage Halt zu machen und unsern recht hinfälligen Wagen nach bestem Können zu reparieren.

Gobabis, im Jahre 1865 von dem verstorbenen Missionar Eggert erbaut, war seiner Zeit unter dem vortrefflichen Häuptling Amraal eine der blühendsten Stationen Gross-Namalandes gewesen, ging aber, nachdem die Familie der Vledermuis die Herrscherwürde an sich genommen hatte, rasch zurück und ist dann unter deren bösem Einflusse zu einem der verruchtesten Räuberneste Südafrika's geworden. Die Gewalttätigkeiten der durch den Krieg verrohten Horden gingen so weit, dass Judt, Eggert's Nachfolger, wohl oder übel den Platz verlassen musste und Gobabis steht daher nun schon seit 1865 öde und verlassen da. Von Zeit zu Zeit pflegen die Hottentotten wiederum für einige Monate ihre Wohnsitze daselbst aufzuschlagen, um dadurch gewissermassen ihr Besitzrecht zu dokumentieren; da die Händler aber seit dem Abzug des Missionars jene Strasse wohlweislich meiden, so halten es die Räuber auf dem Platze nie lange aus und ziehen vor, entweder kleine Streifzüge gegen die benachbarten Ovaherero zu unternehmen, oder sich in den Jagdfeldern der westlichen Kalaχari herumzutummeln.

Die starke Quelle entspringt am Abhange des mittleren dreier niedriger, von Norden nach Süden sich erstreckender Hügelzüge, längs deren westlicher Sohle sich das Bett des ǂNosob oder ǂNui dum (Schwarzfluss) hinzieht, das dicht mit grossen Girafenakazien bestellt ist. Ein wirrer Wald, einst von den Missionaren gepflanzten, spanischen Rohres (Arundo donax) verwehrt den Zugang zur eigentlichen Quelle und gibt im Verein

mit der die Umgebung zierenden, saftigen Weide einen Begriff von der Fruchtbarkeit des wohldurchtränkten Bodens; im Bette des tief eingeschnittenen Flusses fanden sich überdies noch Wasserlachen von über $^{1}/_{2}$ Meter Tiefe, so dass man den Verfall dieses von der Natur so bevorzugten Platzes nur lebhaft bedauern kann.

In der ersten Nacht nach unserer Ankunft erhielt der Wagen, während wir in den Ruinen des Hauses der Ruhe pflegten, den unerbetenen Besuch einer Hyäne, die uns sämtliches Lederzeug, das von den Jochen zu entfernen vergessen worden war, stahl und sogar eines der schweren Joche einen Kilometer weit den Fluss aufwärts schleppte. Wir gingen der Spur, die das am Boden geschleifte Holzstück zurückgelassen hatte, nach und fanden schliesslich auch unser Eigentum wieder; um dem Raubtier bei allfälliger Zurückkunft einen würdigen Empfang zu bereiten, wurde ein Selbstschuss vorbereitet, der in der nächsten Nacht dann auch seine Schuldigkeit tat und den frechen Dieb auf dem Platze in's Gras beissen machte.

Nach $2^{1}/_{2}$tägiger Rast wurde Gobabis wieder verlassen, der ǂNui dum überschritten und dann die sich breit vor uns ausdehnende, mit dürrem Gras bekleidete und von zerstreuten Girafenakazien durchsetzte Sandebene durchquert; nach drei Trecks teilte sich der Pfad und auf Bill's Anraten wählten wir den nach Westen laufenden, linken Arm, der indessen je länger je undeutlicher wurde und zuletzt als Fahrstrasse gar nicht mehr zu erkennen war. Da ich aber meiner, allerdings mehr als mangelhaften Karte entnehmen konnte, dass wir, so lange wir westliche Richtung beibehielten, unter allen Umständen auf einen zweiten Fluss stossen mussten, so wurde von einer Rückkehr abgesehen, frisch drauf losgefahren und das vermutete Bett des breiten !Uri dum (Weissfluss) auch richtig nach weiteren sechs Stunden am folgenden Vormittage erreicht, wenn auch nicht, wie mein weisser Begleiter sofort erkannte, in dem gesuchten Witvley, der nach Hereroland führenden Furt, zu der uns daher offenbar die rechts liegen gelassene Pfadabzweigung geführt haben würde.

Nun, wir fanden auch hier in dem mit weissem Sande bedeckten Flussbette, das wohl diesem Charakter, zum Unterschied vom ǂNui dum, seinen Namen verdankt, Wasser in grosser Quantität vor und machten dann am nächsten Tage unseren Fehler wieder gut, indem wir längs des Flusses aufwärts fuhren, bis wir schliesslich mit Sonnenuntergang Witvley (ǃUri kobis) erreichten. Die Leute in ǀOas hatten uns auf ihr Gewissen versichert, dass Witvley immer noch von dem Mbandjeru-Häuptling Kahemoma und dessen Grossen bewohnt sei, und wir waren daher nicht wenig enttäuscht, auch diesen Platz mit Ausnahme einer Herde Paviane, die bei unserer Ankunft kläffend das Weite suchte, von Mensch und Vieh total verlassen zu finden; es war dies für uns um so unangenehmer, als wir gehofft hatten, von den hier vermuteten Ovaherero einen Führer nach dem centralen Hereroland erhalten zu können.

Nach einer eintägigen Ruhepause brachen wir auf, um zu versuchen, in nordwestlicher Richtung nach den ǂNosob-Bergen, deren blaue Umrisse wir deutlich in weiter Ferne zu sehen vermeinten, vorzudringen, wo auch nach Bill's Ansicht Viehposten der Ovaherero sein sollten. Die Anzahl der von Witvley ausgehenden Wagenspuren war so zu sagen Legion, alle erwiesen sich aber älteren Datums und es war daher überaus schwierig zu entscheiden, welcher unter den vielen man den Vorzug geben sollte.

Nun, frisch gewagt soll ja oft halb gewonnen sein! Leider war dies aber bei uns nicht der Fall. Nach einer viertägigen Fahrt, die sowohl für uns wie für die Ochsen äusserst beschwerlich ausfiel, da wir vorsichtshalber jeden Abend die Tiere nach den jeweilen im Laufe des Tages gefundenen Wasserpfützen zurücksenden mussten, langten wir endlich am Fusse der Kuppen, die uns als vorläufiges Ziel gedient hatten, an und kampierten am Rande eines kleinen Flussbettes, das ich von der Höhe eines erklommenen Baumes aus entdeckt hatte und das uns die Hoffnung gab, dort möglicherweise Wasser finden zu können. Von einem Pfad war aber nirgends eine Spur, viel weniger noch von Werften.

Am Morgen mussten unsere Schwarzen, bewaffnet mit Schaufeln, im Flussbette einen Brunnen graben, während Bill und ich

in verschiedenen Richtungen das Gebirge durchstreiften, um nach Spuren menschlicher Wesen zu suchen. Nach achtstündiger Wanderung in glühender Sonne gelang es meinem Begleiter endlich, drei Bergdamara zu erblicken, die jenseits einer tiefen Schlucht Wurzeln zu graben schienen. Bill rief sie an, aber umblicken und mit dem Schreckensrufe „Namatse, Namatse!“ (Hottentotten, Hottentotten) über Kopf und Hals die Flucht ergreifen, war für die Leute eins; vergeblich nahm Bill den Hut vom Kopfe, um durch sein Haar zu beweisen, dass er kein Hottentotte, sondern ein Weisser sei; die furchtsamen Leute waren und blieben für uns verschwunden. Da sich der Tag schon seinem Ende neigte, so traten wir den Rückweg nach dem Lager an; noch hatten wir dasselbe nicht erreicht, da verkündete uns schon das jammernde Gebrüll der Ochsen, dass das Graben nach Wasser ebenfalls erfolglos geblieben war: in dem klaftertiefen Brunnen fand sich kaum so viel Wasser vor, um damit unser Abendbrot kochen zu können.

Wenn wir nun nicht unsere sämtlichen Zugtiere dem Verderben preisgeben wollten, so durfte nicht länger gezögert werden, und so mussten wir denn noch in derselben Nacht die Rückreise nach Witvley antreten, das wir nach achttägiger Abwesenheit am 15. August wiederum erreichten, empfangen von dem höhnischen Gebell der Paviane, die von den zum Fluss abfallenden Felsenzinnen neugierig die umherirrende Karawane begafften. Wir waren insgesamt in recht gedrückter Stimmung: zusehends verloren die Ochsen Tag für Tag an Kräften und magerten ab; dessgleichen wir, deren Nahrungsrationen, die schon längst nur noch aus Bohnen und Mais bestanden, bereits auf das möglichst kleinste Mass reduziert waren. Schon seit Wochen ermangelten wir des Thee's und Kaffee's, den wir nach Boeren-Sitte durch die geschabte und geröstete Wurzel eines Baumes aus der Familie der Capparidaceen, der Boscia Pechuelii *Kuntze*, ersetzen mussten, die gekocht eine braune Flüssigkeit gab, welche im Notfall an recht schlechten Kaffee erinnern mochte.

Infolge dieser ungenügenden Ernährung konnte es nicht ausbleiben, dass sich bei den geringsten Verwundungen, veran-

lasst durch Ritzen an einem Dorn etc., trotz aller Sorgfalt bösartige Geschwüre entwickelten, die sich bei mir z. B. über Hände und Arme in reicher Zahl verbreiteten und jede Bewegung zur qualvollen Pein machten. Da uns jede Aussicht auf baldige Besserung unserer unerquicklichen Umstände fehlte, so kann sich der Leser leicht selbst vorstellen, in welch' trübem Lichte die Rettung aus solch verzweiflungsvoller Lage uns erscheinen musste.

Der Morgen des 16. August sah uns bereits wiederum in Bewegung und zwar diesmal längs des breiten Flussbettes, dem wir versuchsweise pfadlos zu folgen beschlossen; im Laufe des Nachmittages passierten wir eine grössere Wasserlache, zu der wir, da bis zum Einbruch der Nacht keine zweite sich zeigen wollte, die Ochsen, nachdem wir das Nachtlager bezogen hatten, zurücksandten und sie dort mit Fritz kampieren liessen, der uns die Tiere am folgenden Morgen nach Sonnenaufgang wieder zuführte, nachdem sie vorher nochmals getränkt worden waren. Es war unser Glück, dass wir diese Gelegenheit nicht versäumt hatten, denn an den drei nächstfolgenden Tagen blieben alle unsere Bemühungen, weitere Wasserstellen zu finden, erfolglos; das Flussbett war überall trocken und selbst bei längerem Graben gelang es kaum, auch nur feuchten Grund zu finden. Die Zugtiere schienen diesen Mangel allerdings in minder hohem Grade als wir zu spüren, denn sowie irgendwo ausgespannt wurde, stürzten sie eilig an den Fluss hinunter, um sich mit unverkennbarem Behagen an den grossen, runden Früchten der Tschama (Citrullus vulgaris?) zu laben, die gleich Kegelkugeln Stück an Stück zu vielen hunderten auf dem blendend weissen Sande zerstreut herumlagen. Obgleich die Mehrzahl derselben, wie ich mich überzeugte, von bitterem Geschmacke war, schien ihnen doch der Genuss des saftigen Fruchtfleisches den Durst vollauf zu löschen, während wir uns, bei unserm geringen, noch von Witvley stammenden Wasservorrat, auf den minimalsten Gebrauch desselben beschränkt sahen. Eine prächtige Kuddu-Antilope, die ich an einem der Vormittage erlegte, musste zur Hälfte liegen gelassen werden, da wir einerseits zur Aufbewah-

rung des Fleisches kein Salz besassen und anderseits kein Wasser hatten, um den Rest zu kochen. Meine schwarzen Begleiter zögerten nicht, sich mit Wollust an dem in der Bauchhöhle des erbeuteten Tieres vorhandenen schmutzigen Wasser zu erfrischen; Bill und ich vermochten jedoch nicht, obwohl unsere Durstqualen kaum geringer als die ihrigen sein konnten, den Ekel zu überwinden und begnügten uns, ein Stückchen Fleisch in der heissen Asche halb gar werden zu lassen. Am vierten Tage nach unserer Abreise von Witvley berührten wir den Fluss, nachdem wir der steilen Abhänge wegen denselben zeitweilig hatten verlassen müssen, an einer Stelle, die, nach den mächtigen aus dem Bette ragenden Granitfelsen zu schliessen, möglicherweise Erfolg beim Graben eines Brunnens versprach, und da unser letztes Fässchen kaum noch den Bedarf von weitern zwölf Stunden decken konnte, so machten wir uns ohne Zeitverlust an die Arbeit und waren auch — ich möchte, der damaligen Stimmung Rechnung tragend, fast sagen wider Erwarten — so glücklich, schon bei 2 Meter Tiefe auf das dem felsigen Untergrund aufliegende Grundwasser zu stossen! Nun war des Jubels kein Ende, denn für die nächste Zukunft war die Existenz wiederum gesichert, und schliesslich, so hofften wir, musste es doch möglich sein, irgend einen Bergdamara oder Buschmann aufzustöbern, der sich gegen gute Worte und ein paar kleine Geschenke willig fand, uns zu den Ovaherero zu führen. Wenn, wie eine bekannte Redensart sagt, ein Unglück selten allein kommt, so mag es wohl hie und da ähnlich mit dem Glücke gehen! Um unser Lagerfeuer sitzend und den Pechuel'schen Boscia-Kaffee schlürfend, besprachen wir gerade unsere Aussichten, als plötzlich einer der die Rinder hütenden Ovambo herbeigeeilt kam, um in höchster Erregung mitzuteilen, dass er soeben im Sande des Flussbettes frische Fussspuren gefunden habe, die seiner Ansicht nach nur von Ovaherero herrühren konnten. Nachdem wir uns auch unserseits von der Tatsache überzeugt hatten, wurden sogleich zwei der Leute mit dem bestimmten Befehle ausgesandt, den fraglichen Spuren zu folgen und nicht eher zurückzukehren, als bis sie das Rätsel gelöst. Nach einer in ängstlichem Harren verbrachten

Nacht kehrten zur Mittagsstunde meine braven Kundschafter zurück und zwar zu unserer unendlichen Freude in Begleitung einer grössern Zahl bewaffneter Hererokrieger.

Wie meine Jungens erzählten, waren sie, den besagten Fussspuren beim Lichte des Mondes bis tief in die Nacht hinein folgend, kurz nach Mitternacht auf einen grössern Komplex bewohnter Hütten gestossen, in deren Nähe sie den Rest der Nacht zu verbleiben beschlossen, um dann mit Tagesanbruch den Rückweg zu unserem Wagen anzutreten, wo sie sich weitere Verhaltungsmassregeln zu holen gedachten; die fremden, bei den Feuern ruhenden Hunde hatten jedoch bereits ihre Anwesenheit gewittert und sie den Insassen des Lagers verraten. Da ein Entfliehen kaum einen guten Erfolg versprach, so stellten sie sich freiwillig, um den erstaunten Schläfern den Zweck ihres unvermuteten Erscheinens zu erklären. Ihre Erzählung fand natürlich nur geringen Glauben, indessen wurde doch beschlossen, mit Tagesanbruch nach dem Flusse aufzubrechen, um die Wahrheit ihrer Angaben zu prüfen, ehe man die als Spione der Hottentotten verdächtigen zwei Jungens mordete, wie es Einige zu verlangen schienen.

Wie es sich herausstellte, gehörte das von meinen Ovambo aufgefundene Hererolager zu einer von Kamaharero ausgesandten Streifhorde, die das Terrain auskundschaften und die Bewegungen der feindlichen Hottentotten überwachen sollte, eine Aufgabe, der sie offenbar, da wir die Gesellschaft so unerwartet hatten überraschen können, mit ächt hereroartiger Nachlässigkeit oblagen. Wir begleiteten die Krieger nun mit unserem Wagen auf beschwerlichem Pfade in die Nähe ihres Interim-Wohnsitzes und suchten dann durch Geschenke einen derselben zu weiterem Geleite zu bewegen, was schliesslich zu nnserer Zufriedenheit nach langwierigem Handeln und Feilschen auch gelang.

Am nächsten Morgen, als wir zur Abfahrt bereit waren, stellten sich anstatt des angeworbenen Wegweisers dessen beide Weiber ein, um uns mitzuteilen, dass ihr Ehegemahl an wunden Füssen leide und daher unmöglich jetzt mit uns kommen könne; wir möchten daher doch erst seine Genesung abwarten. Dies

war selbstverständlich nur eine Finte, um noch weitere Geschenke aus uns herauszulocken, da wir sie aber als solche erkannten und es überhaupt nicht in unserem Interesse lag, einen Mann zur Begleitung zu haben, der so rasch einen gefassten Entschluss zu ändern pflegte, so sandte ich die Frauen ohne Bescheid zurück und versuchte bei den übrigen Leuten nochmals mein Glück, die versprochene Bezahlung um das Doppelte erhöhend. Der verhältnissmässig hohe, zur einen Hälfte jetzt, zur andern in Otjikuni, der Residenz des westlichsten Hererohäuptlings zu entrichtende Betrag reizte nun doch die Habsucht der trägen Herren und veranlasste zwei derselben, die Reise zu wagen und uns die gewünschten Führerdienste zu leisten. Wir brachen noch an demselben Tage (22. August) von Okumba, der Wasserstelle, an der jene Krieger lagerten, auf und erreichten im Laufe der Nacht den Westabhang des ǂNosobberges, desselben Gebirges, das uns, von Witvley kommend, zehn Tage vorher aus Wassermangel zur Umkehr gezwungen hatte; nach einer mühsamen Fahrt über die von zahlreichen Schluchten zerrissene, östliche Granitabdachung des Hererohochlandes hielten wir am 26. desselben Monats unsern Einzug in Otjikuni, dem Hauptplatze des Mbandjeru-Häuptlings Kahemoma, dessen derzeitige Residenz wir (irrigerweise) in Witvley zu finden gehofft hatten. Kahemoma hatte gerade Besuch von dem in Otjosazu stationierten Missionar Irle, dem ich wenigstens dem Namen nach nicht unbekannt war und der es sich nicht nehmen liess, mich sofort nach der herzlichsten Begrüssung von Kopf bis zu Fuss neu auszustaffieren. So hatte nun mit einem Schlage all' unsere Not ein Ende!

Da Kahemoma oder Kahema, wie er abgekürzt auch genannt wird, einsehen mochte, dass ich selbst an den bescheidensten Lebensbedürfnissen, wie Tabak, Zucker etc., noch mehr Mangel litt, wie er, so stand er davon ab, mir durch Betteleien, derenthalben er sich unter den Händlern sonst einer betrübenden Berühmtheit erfreut, lästig zu fallen und begnügte sich damit, mir das Versprechen abzunehmen, eines Tages wieder zu kommen, bei welcher Gelegenheit er dann wahrscheinlich das Versäumte

nachzuholen gedachte. Obgleich ich, wie ja aus meiner Reiseschilderung hervorgeht, diesen Teil des Hererolandes noch nie betreten hatte, so war meine Person den Leuten doch wohl bekannt; die von den Ovambo erfundene Fabel, dass ich in meinem Wagen einen toten Omŭndonga und eine ganze Menagerie lebender Schlangen mitführe, mit denen mich spielen gesehen zu haben, jeder Eingeborene bei seinen Ahnen beteuerte, war uns wie ein Lauffeuer durch's ganze Land vorausgeeilt und hatte nicht verfehlt, unsere kleine Karawane mit einem geheimnisvollen Nimbus zu umgeben, was zu mancher Wundermär Veranlassung gab. Nachdem zuerst die Nachricht verbreitet worden, dass wir samt und sonders jenseits des Kunene niedergemetzelt worden seien, tauchten wir plötzlich wieder in Ondonga, dann in der Nähe des Hererolandes und schliesslich sogar am Ngami-See auf; nur mit Scheu näherten sich die Eingeborenen dem Wagen; denn wer konnte wissen, ob nicht, wie mich ein Eingeborener allen Ernstes frug, dort drinnen eben der gestohlene Tote am Mittagsmahle sass. Wohl versuchte ich die Leute von der Lächerlichkeit dieser Fabel zu überzeugen, aber stets ohne Erfolg; denn mit Entrüstung wiesen sie die Zumutung, sich durch eine Inspektion des Wagens davon zu überzeugen, zurück.

Sonnabend Nachmittag traten wir, nachdem die zwei Führer von Okumba bezahlt und verabschiedet worden waren, in Begleitung des sich nach Otjo̱sa̱zu zurückbegebenden Missionars die Reise nach dessen Station an, den darauffolgenden Sonntag in Katjapia zubringend, wo Herr Irle Gottesdienst hielt. Leider war die an jenem Tage stattfindende Sonnenfinsternis für unsere Breite nur partiell und machte daher, obwohl die Lichtabnahme auffallend war, keinen Eindruck auf die, durch uns auf das Phänomen aufmerksam gemachten Eingeborenen. Am Montag passierten wir sodann zur Mittagszeit Okatumba, den Wohnsitz des ehemals mächtigsten Mbandjeru-Häuptlings Aponda, der es sich nicht nehmen liess, uns mit einem fetten Schaf zu beschenken und erreichten, einem dem Tsoaχoub zugehörenden Nebenarm entlang fahrend, mit Einbruch der Nacht das Ziel unseres Reisebegleiters, Otjo̱sa̱zu, wo uns die Gastfreundschaft des Missionars

und insbesondere die seiner seitdem leider verstorbenen Gemahlin die Entbehrungen der Reise rasch vergessen liess.

Die Station, unweit des Zusammenflusses des Omuramba u Otjosazu mit dem bereits erwähnten Arm des Tsoaχoub gelegen, ist 1872 von Irle gegründet worden, der den dazu gehörenden Platz von dem als Häuptling unbedeutenden Kukuri zugewiesen erhalten hat; die Gemeinde zählte 1887 nach den Angaben der rheinischen Missionsverwaltung 307 Angehörige. Dieser Posten ist insofern von grosser Wichtigkeit, als die gottesdienstliche Besorgung der ostwärts wohnenden und weit zerstreuten Ovambandjeru vollständig auf den Schultern des jeweiligen Missionars von Otjosazu ruht und diesen zwingt, von Zeit zu Zeit ausgedehnte Reisen zu unternehmen; wir verdanken daher auch die Kenntnis jenes Teiles von Hereroland ganz allein den Beobachtungen des Herrn Irle.

Nachdem mich Frau Irle noch reich mit allerlei lange entbehrten kostbaren Luxusartikeln, wie Brot, Butter, Zucker und Thee beschenkt hatte, führte ich meine Karawane nach dem nur neun Stunden entfernten Okahandja, Residenz des Oberhäuptlings Kamaharero und Hauptplatz Hererolandes, wo ich bei Missionar Diehl abstieg und dort zu meiner Überraschung Herrn Eich traf, dessen Gastfreundschaft ich vor mehr als einem Jahre in Otjizeva genossen hatte. Bei Herrn Diehl erhielt ich nun auch die ersten ausführlichen Nachrichten über die mannigfachen Veränderungen, die während meiner Abwesenheit und zeitweiligen totalen Abgeschlossenheit im Hererolande vor sich gegangen waren. In Okahandja war unter grossartigen Feier- und Festlichkeiten die schwarz-weiss-rote Flagge gehisst und über das Reich Kamaharero's die deutsche Schutzherrschaft erklärt worden; in Otjimbingue war ein deutscher Reichsvertreter stationiert und mit aller Macht, so war die Überzeugung von Weiss und Schwarz, sollte nun an die wirtschaftliche Hebung des Landes gegangen werden. Minder erfreulich waren die Berichte aus Gross-Namaland, wo der gegenseitige Bruderzwist zwischen den Eingeborenen immer noch fortglimmte und weder Mission noch Handel zur Blüte kommen

liess; das Lüderitz'sche Unternehmen war gescheitert, unsere ehemalige Expedition längst aufgelöst und die von dem energischen, den Landesverhältnissen jedoch fremd gegenüberstehenden Bremer Kaufmann erworbenen Rechte waren in die Hände einer zu diesem Zwecke zusammengetretenen Gesellschaft übergegangen. Dem deutschen Reichsvertreter waren Geologen, Agenten und Abenteurer gefolgt, die den Boden nach unterirdischen Schätzen aufwühlten, Verträge mit den eingeborenen Häuptlingen abschlossen, Konzessionen nachsuchten und das Land unter sich verteilten; es herrschte mit einem Wort eine Aufregung, die dem, der die Unwirtlichkeit des Landes und den Charakter des Volkes aus eigener Erfahrung kennen gelernt hatte, fast unverständlich erscheinen musste.



Fig. 17.

Kamaharero.

Kamaharero, dem ich sofort nach meiner Ankunft einen Besuch abstattete, teilte mir die nähern Umstände mit, die Jordan's Ermordung, von der ich schon von Herrn Irle Kunde erhalten, begleitet hatten und war hoch erfreut, als ich ihm von meiner Absicht sprach, nochmals nach Grootfontein zu reisen, um meine dort zurückgelassenen Kisten zu holen. Es war dem Häuptling, der ja immer noch an seinem Besitzanspruch auf Otavi festhielt, offenbar viel daran gelegen, zu vernehmen, wie sich die Bauern über Jordan's Tod äusserten und was sie zu tun gedächten. Kamaharero hatte kurz vor dem traurigen Ereignis noch mit Kambonde korrespondiert; er hatte sich zu diesem Zwecke nicht, wie es sonst seine Gewohnheit war, des christlichen Hereroschulmeisters

bedient, sondern den Brief von einem des Schreibens kundigen Heiden abfassen lassen, der über den Inhalt der Epistel tiefes Schweigen beobachtete, und er mochte nun befürchten, dass die Bauern ihm möglicherweise — ob ganz mit Unrecht? — einen Teil der Schuld zuschieben würden.

Um meinen Ochsen nicht gar zu viel zuzumuten, entlieh ich nun von Herrn Eich eine leichte, zweiräderige Karre, warb einen pfadkundigen Omuherero an und verliess Okahandja am 4. September, um über Okandjoẕe nach dem Omuramba ua Matako und von dort über Otjiẕondjupa nach Grootfontein zu reisen. In Okandjoẕe begrüsste ich den mächtigen Kambaẕembi, nach Kamaharero unzweifelhaft der einflussreichste Häuptling des Hererolandes, und erreichte am 11. Septbr., nachdem wir am vorhergegangenen Tage den Omatako-Fluss überschritten hatten, Otjiẕondjupa.



Fig. 18.
Kambaẕembi.

Während das ganze Hochplateau des Hererolandes südlich vom Omuramba ua Matako der Urgesteinformation angehört und sich durch mehr oder weniger pyramidenförmige Granitkuppen auszeichnet, verschwindet das Urgestein jenseits des genannten Flussbettes plötzlich unter einem rötlichen, zu gewaltigen, festungsartigen Gebirgsmauern aufgetürmten Sandstein. Der dem Flusse zugekehrte und von Südwesten nach Nordosten verlaufende Absturz dieses Massivs ist vielfach gewunden; da, wo er auf eine kurze Strecke hufeisenförmig nach Norden zurücktritt, liegt, am Fusse des Berges erbaut, die ehemalige Missionsstation Otjiẕondjupa.

Ich erinnere mich nicht, während meines ganzen $2^1/_4$jährigen Aufenthaltes in Südwestafrika je einen schönern Flecken Erde gesehen zu haben. Hoch oben, wo sich die Schuttabdachung der steilen, rötlich schimmernden Felsenzinne anlehnt, entspringt eine starke Quelle, überragt und überwurzelt von gewaltigen Feigenbäumen, sprudelnd durch einen dichten Wald hoher Farne der Ebene zueilend, die fruchtbare Talsohle in weitem Umkreis zum blühendsten Garten gestaltend. Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, dass sich in keinem andern Teile des südwestafrikanischen Schutzgebietes die sämtlichen Bedingungen zu einem erfolgreichen Landbau in gleich harmonischer Vereinigung finden, wie gerade in diesem Gebiete, um so mehr, als auch die Ertragsfähigkeit der Bodenkrumme, wie von Missionaren und Bauern angestellte Versuche bezeugen, selbst jene der vielgerühmten Transvaal hinter sich lässt.

Im Jahre 1873 errichtete Missionar Beiderbecke in Otjizondjupa eine kleine Lehmhütte und erhob dadurch jenen Platz zur Missionsstation in der Hoffnung, dass sich dann der Häuptling Kambazembi, der Otjizondjupa beanspruchte, seinem, der rheinischen Missionsgesellschaft gegebenen Versprechen gemäss, in der Nähe ansiedeln würde und sich ihm dadurch Gelegenheit biete, Gottes Wort auch diesem Stamme zu verkünden. Kambazembi kam auch in der Tat mit seinen sämtlichen Leuten und Herden und es schien anfangs, als sollte sich auf Otjizondjupa ein reges Leben entwickeln; als aber Beiderbecke, der des Fiebers wegen eine Luftveränderung vornehmen musste, nach viermonatlicher Abwesenheit wieder zurückkehrte, fand er die Station aufs neue verlassen. Die Ovaherero entschuldigten ihren Wegzug durch den Umstand, dass die salzfreien, dem Sandsteingebirge entspringenden Quellen ihren Rindern minder zuträglich als die halbbrackigen der Sandebene seien, verstanden sich indess auf das Drängen des Missionars dazu, einen nochmaligen Versuch zu wagen, der indess nur von kurzer Dauer war. Das ehemals so treffliche, gegenseitige Verhältnis zwischen Missionar und Eingeborenen trübte sich zusehends; das Benehmen der heidnischen Ovaherero wurde immer roher und brutaler und

das Ende des mit so frohen Aussichten begonnenen Unternehmens war, dass Beiderbecke 1880 Hereroland definitiv verliess. „Kaum war der Lehrer fort, so fielen“, wie v. Rohden erzählt, „raubsüchtige Banden über die Station her und nahmen und verdarben, was sie fanden“. Otjizondjupa hatte aufgehört zu existieren und von seiner ehemaligen Bedeutung zeugen heute nur noch die verfallenen Ruinen des Missionshauses, die längs der Quelle gepflanzten Feigenbäume und Bambusstauden, sowie die verlassenen Krääle der wiederum nach Süden gezogenen Ovaherero.

Dem Absturz des Omuveroume, wie der Omuherero diese Sandsteinmauer nennt, nordwärts entlang ziehend, überschritten wir bei Otjiheveta dessen, der sogenannten Omaheke zugewendeten östlichen Ausläufer und erreichten am fünften Tage nach unserer Abfahrt Grootfontein. Jenseits Otjiheveta geht der Omuveroume unmerklich in eine wasserarme Ebene über, die sich bis weit über Omambonde, die beckenartige Erweiterung eines dem Omuramba ua Matako zustrebenden Flusses hinaus erstreckt; erst wenn man in die Nähe von Grootfontein kommt, sieht man sich vor einem neuen, zum grossen Teil aus vereinzelten, mit Kalk überdeckten Kuppen zusammengesetzten Gebirge, das weiter westwärts in einen zusammenhängenden Hügelzug übergeht. In Omambonde (Saresab der Hottentotten), das seine Herero-Bezeichnung den dort ziemlich häufigen Girafenakazien, den Omimbonde verdankt, fand sich zur Zeit nur wenig Wasser vor, zur Regenzeit soll sich dort aber eine ausgedehnte Wasserfläche ausbreiten, in der sich nach der Tradition der Eingeborenen in frühern Jahren sogar Flusspferde getummelt haben.

Schon in Okahandja hatte man uns allerlei Schauermären von Einfällen der Ovambo in das Gebiet der Bauern und von jenen verübten Mordtaten zu erzählen gewusst, die im Laufe der Reise durch Zutun der uns begegnenden Ovaherero sich womöglich noch schauriger gestalteten, so dass ich selbst schon an der Möglichkeit, meine Freunde noch auf ihren alten Wohnsitzen zu finden, zu zweifeln anfing. Meine Freude war daher auch um so grösser, als ich bei unserer Ankunft so ziemlich alles beim

alten traf. Jordan, die leitende Seele des Ganzen, wurde allerdings von sämtlichen Ansiedlern schmerzlich vermisst.

Ich fand meine Sammlungen vollständig und unversehrt unter der Obhut eines alten Mannes, und es tat mir wirklich leid, nicht im Stande zu sein, mich dem treuen Verwalter meiner Schätze entsprechend erkenntlich zeigen zu können, aber da ich selbst von allem entblösst, war eine Ziege das wertvollste, das ich besass. Da es kurz vor meiner Ankunft in diesem Teile des Landes ziemlich stark geregnet hatte, so blieb ich in Grootfontein 10 Tage, um noch einige der eben hervorsprossenden, einjährigen Pflanzen zu sammeln und trat dann am 28. September die Rückreise nach Okahandja an. Den seiner Zeit für die Reise nach dem Ngami-See gemieteten Bergdamara musste ich hier entlassen, da er aus mir ganz unbegreiflichen Gründen allerorts das Gerücht verbreitet hatte, ich hätte meinen ehemaligen Treiber Curtje unterwegs ermordet. Curtje's eigentlicher Herr, der Buschmannbastard Gabriel, war während meines Besuches in Grootfontein auf der Jagd begriffen, aber da die Wahrscheinlichkeit sehr gross war, dass ihm diese Märe ebenfalls zugetragen würde, und er dann die Gelegenheit, mich mit einem Schein von Recht zu brandschatzen, nur allzu gierig ergreifen würde, so fuhren wir bis Otjizondjupa ohne längern Aufenthalt Tag und Nacht, um möglichst rasch der Machtsphäre jenes berüchtigten Wegelagerers zu entrinnen.

Zwischen Omambonde und Otjiheveta sammelte ich Blütentrauben der prächtigen, nun im vollsten Flor prangenden Ochna Aschersoniana *Schinz*, einem Baume, der dort in unzähligen Exemplaren längs des Pfades vorkommt, den ich aber sonst nirgends im ganzen Gebiete gesehen habe. Als wir in Otjizondjupa einrückten, kamen fast zur selben Zeit auch einige Ovaherero von Kambazembi's Residenz her, die mir die wenig erfreuliche Mitteilung machten, dass sich einer von Kambazembi's Grossen sehr nach meiner Rückkehr sehne, da derselbe anlässlich meines Besuches, unter unsern Zugtieren einen ihm vor Jahren gestohlenen Ochsen, wiedererkannt und sich von seinem Häuptling auch bebereits die Erlaubnis erwirkt habe, das wiedergefundene Tier,

ohne mir Entschädigung leisten zu müssen, von uns zurückfordern zu dürfen. Da ich nichts weniger wünschte, als das schon so oft bitter erfahrene Rechtlichkeitsgefühl eines Hererohäuptlings zu erproben, sandte ich die unheilverkündenden Boten voraus, um dem Betreffenden unsere baldige Ankunft und meine Bereitwilligkeit, seiner Forderung entsprechen zu wollen, mitzuteilen und änderte dann nach deren Abgang unsere Reiseroute, indem ich, anstatt wie beabsichtigt über Okandjoze, über Omaruru nach Maharero's Wohnsitz zurückzukehren beschloss, wodurch ich die Hoffnungen jenes Kambazembi'schen Untertanen wohl am sichersten vereiteln konnte. Nach einer recht strapaziösen, zweitägigen Fahrt durch unbewohntes Buschfeld, in welchem leider keiner von uns die dort nach Aussage der Ovaherero reichlich vorkommenden Wasserstellen kannte, überschritten wir bei den Omatako-Zwillingskuppen das Flussbett gleichen Namens und trafen am 10. Oktober in Omburo ein. Unterwegs wäre uns beinahe noch das Unglück passiert, zusehen zu müssen, wie ein Grasbrand unsere ganze Habe verzehrte; meine Leute hatten nämlich eines Nachts, bei heftigem Westwind, entgegen meinem strengen Befehl, ein unsinnig starkes Lagerfeuer gemacht, von dem Funken auf das dürre Gras trieben und im Nu die ganze Steppe in Brand setzten. Vereinten, fast übermenschlichen Anstrengungen gelang es, des Unheils Herr zu werden und die Karre ausser Bereich des mit rasender Schnelligkeit nach Osten sich ausdehnenden Feuermeeres zu bringen und schliesslich auch wieder die gleich bei Beginn in toller Aufregung nach allen Richtungen entflohenen Ochsen vollzählig einzufangen. Als wir am nächsten Morgen bei den ersten Hererowerften unsere Ochsen tränken wollten, kam es mit einer grössern Anzahl junger Hererokrieger zu einem ernstlichen Konflikt, der ohne das Hinzukommen von einigen besonneneren, älteren Männern wahrscheinlich mit Blutvergiessen geendigt hätte. Die übermütige Bande forderte nämlich in höchst unverschämtem Tone Bezahlung für den durch unsere Unvorsichtigkeit verursachten Grasbrand und da ich mich weigerte, auf deren übertriebene Bedingungen einzugehen, so widersetzten sie sich mit Gewalt meinem Versuche, Wasser zu

schöpfen, ja, ein baumlanger Kerl erdreistete sich sogar, zum Ergötzen seiner Freunde, meinen Eimer mit einem Fusstritt in den ungefähr 8 m tiefen Brunnen zu senden. Im selben Moment schon hatte ich aber den frechen Gesellen bei der Hand gepackt und zwang ihn nun mit bereit gehaltener Büchse, vor mir her in den Brunnen zu steigen und mit vollem Gefäss wieder herauf zu klettern. Kaum aber hatte ich ihn oben entlassen, als er mit wahnsinniger Wut einem der Zunächststehenden die Wurfkeule entriss, um sich für den angetanen Schimpf zu rächen; noch ehe er aber sein Vorhaben ausführen konnte, fielen ihm seine Freunde in den Arm und die unerquickliche Scene fand schliesslich ihren vollständigen Abschluss in einer gegenseitigen Versöhnung, die von den sich auf den Lärm hin eingefundenen „Alten“ angebahnt wurde.

In Omburo blieben wir, da Missionar Dannert auf einer Konferenz in Otjimbingue weilte, nur wenige Stunden, um meinen alten Bekannten Tjiharine zu begrüssen und machten uns dann noch vor Anbruch der Nacht auf den Weg nach Omaruru oder Okozondje, das wir ohne weiteren Unfall mit Tagesanbruch erreichten.

In Omaruru genoss ich wiederum die Gastfreundschaft und die anregende Gesellschaft Herrn Viehe's; während unseres kurzen Aufenthaltes liess ich durch den Händler L. an meiner Karre den diesseits Otjizondjupa gebrochenen Deichselbaum durch einen neuen ersetzen und brach sodann am 13. nach dem 32 Stunden entfernten Okahandja auf. Auf dem Kalkboden von Omapiu, einer warmen Quelle, sammelte ich noch Prachtexemplare der beinahe einen halben Meter hohen, goldgelbblühenden Crotalaria Pechueliana *Schinz*; in Okakango sah ich schliesslich dann auch zu meiner freudigen Überraschung den bereits früher zwischen Otjikango okatiti und Otjimbingue entdeckten Cissus Cramerianus *Schinz* an den Bergabhängen wiederkehren, und zwar diesmal in Blüte, so dass sich der Botaniker in mir für den gemachten Umweg über Omaruru vollauf entschädigt fühlte.

In Okahandja angelangt, erstattete ich Kamaharero Bericht über die Zustände in Grootfontein, beruhigte ihn hinsichtlich

seiner Befürchtungen, was ich um so eher tun konnte, als mir die Bauern Kenntnis von ihrem Wunsche, unter deutschen Schutz zu treten, gegeben hatten und trat dann mit meinem Wagen in Begleitung der nach Otjimbingue zurückreisenden Frau eines mir befreundeten Händlers D. die Fahrt auf bekanntem Wege — mit Ausnahme der kurzen, dem Laufe des Tsoaχoub folgenden Strecke von Okahandja bis Otjikango — nach genanntem Platze an.

Wir erreichten Otjimbingue am 21. Oktober; keuchend und schnaubend schleppten die Tiere den gepackten Wagen aus dem breiten Bette des Tsoaχoub den sandigen Abhang hinauf und kaum hatten wir vor dem Hause des Herrn Bernsmann Halt gemacht, so fiel auch der letzte meiner Ochsen erschöpft nieder, um volle 24 Stunden nicht mehr aufzustehen, so dass Wasser und Futter jedem einzelnen zur Stelle gebracht werden musste. Sie hatten in meinem Dienste das Äusserste geleistet was man von Zugtieren verlangen kann; viele Monate lang waren sie meine treuesten Begleiter gewesen, und wenn ich den wasserlosen Steppen und Buschwäldern der Kalaχari glücklich entronnen bin, so habe ich dies unzweifelhaft ihrer Ausdauer in erster Linie zu verdanken. Wo der Ochse so zum ständigen Begleiter des Menschen wird, mit ihm Hunger und Durst teilt, ganze Nächte durchwandert und hunderte von Stunden durch menschenarme Gebiete reist, da lernt man dessen Vorzüge schätzen, ich möchte, selbst auf die Gefahr hin, von der Studierstube oder der Ofenbank her der Lächerlichkeit geziehen zu werden, sagen, ihn lieben. Wer würde seinen Hund, der ihm das Leben gerettet hat, nicht gleich einem Freunde behandeln, warum also nicht das treue Zugtier, das für freundliche Worte nicht weniger empfänglich als jener ist.

Dr. Göhring, den das Deutsche Reich in Hereroland als Reichskommissar eingesetzt hatte, war leider auf einer Reise zur Berichterstattung nach Europa begriffen, als sein Stellvertreter begrüsste mich Referendar Nels, dessen nach der Walfischbai abgehenden Wagen ich benützen konnte, um meine gesamte Habe nach der Küste transportieren zu lassen. Da einer der ab und

zu die Walfischbai besuchenden Küstensegler in allernächster Zeit erwartet wurde, so war uns kein langer Aufschub gestattet; in des jungen Hälbich's Begleitung verliess ich am 23. Oktober Otjimbingue zu Pferde und holte in |Karibib den Wagen ein. Wir machten in dem westlich davon gelegenen und durch einen Bestand prächtiger Anaakazien ausgezeichneten !Usa|kos, einem von Körner, dem Angestellten Hälbich's bewohnten, wasserreichen Platze einen eintägigen Halt, um den Zugtieren, ehe wir sie in die unwirtliche Küstenzone brachten, nach Landesbrauch nochmals Gelegenheit zum „Vollfressen" zu geben.

Der an die Verhältnisse zwischen Angra Pequena und Guos erinnernde Charakter der dem Meere zugeneigten Abdachung des Hererolandes kommt schon zwei Stunden westlich von !Usa |kos zur vollen Geltung; die Akazien, die Halbbüsche aus den Familien der Acanthaceen, Sterculiaceen, Capparidaceen etc. verschwinden allmälich und nun treten wiederum die niederliegenden, fleischigen Mesembrianthemum-Arten und die holzigen Pelargonien auf, etwas später in zahlreichen Exemplaren Euphorbienbüsche, gedrungenen Riesenbesen nicht unähnlich und schliesslich auch die hochstämmige Aloe dichotoma *L.* In !Hai ||guinχab, wo der von !Usa |kos kommende Pfad in das tief zwischen hohen und schroffen Granitwänden sich durchwindende Tsoaχoub-Tal niedersteigt, berühren sich nochmals die schroffsten Gegensätze: im Bette des nur kleine Wasserlachen führenden Flusses begrüsst uns nochmals das Grün der Acacia albida *Dél.*, von den Abhängen der von der Höhe des Gebirges sich steil zu Tale senkenden Schluchten aber starrt die dornbewehrte Euphorbia virosa *W.* Zwischen den einzelnen Felsstücken fristet das zierlichste Pflänzchen Hererolandes, ein sammetweiches „Schneewittchen im Sande", das Helichrysum roseo-niveum *O. Hofm.* seine bescheidene Existenz; von weissfilzigen Blättchen umgeben leuchtet aus deren Mitte im wunderschönsten Rosenrot das kleine Blütenköpfchen. Noch zwei merkwürdige Pflanzen sind es, die unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, die seltsame Welwitschia mirabilis *Hook.* mit zwei bis drei Meter langen, in schmale Längstreifen zerschlitzten, wellenartig dem Boden aufliegenden Blättern, und die !Naras der



Missionskinder in Walfischbai.

Hottentotten (Acanthosicyos horrida *Welw.*), eine stachelige, der Blätter entbehrende Cucurbitacee mit grossen, essbaren Früchten, die, wie ich schon früher angeführt habe, die Hauptnahrung des das Küstengebiet Hererolandes bewohnenden Topnaarstammes ist.

Wir verblieben in ǃHai ǁguinχab bis nach Mittag, um sodann nach Eintritt des kühlen Seewindes von neuem aufzubrechen; im Laufe der Nacht kamen wir, nachdem die trostlose Namibfläche zurückgelegt war, in den Bereich der Flugsandregion und erreichten mit Sonnenaufgang Sandfontein, eine Quelle im Tsoaχoub, dessen versandetes Bett hier unfern der Küste dicht mit stattlichen Tabaksträuchern (Nicotiana glauca) bestellt ist. Diese Pflanze, deren Heimat in Süd-Amerika liegt, soll ursprünglich von Missionaren vom Cap der guten Hoffnung eingeführt worden sein und hat sich dann gleich der Ricinusstaude im Innern des Landes überraschend schnell eingebürgert; vom Tsoaχoub talabwärts geschwemmter Samen mag sich in Sandfontein abgelagert und so den Grund zu dem jetzigen, weitläufigen Haine gelegt haben. Das dort vorhandene Wasser und etwas spärliches Gras gestatten den Küsten-Hottentotten, sich einige Ziegen zu halten; die Hütten der Leute liegen zwischen den Sanddünen versteckt, so dass man sich ohne grösseren Zeitaufwand kaum einen rechten Begriff von der Ausdehnung der Ansiedlung machen kann.

Nach einer kurzen Fahrt hatten wir uns dem Labyrinth der Dünen entwunden, und nun trennte uns nur noch eine breite, vegetationslose, zur Zeit der Hochflut teilweise vom Meere bedeckte Schlickfläche vom Strande; in etwas mehr als einer Stunde hatten wir sie durchquert und damit das Ziel unserer Landreise, die Walfischbai, erreicht. Begrüsst von unseren Landsleuten, den Herren Missionar Böhm und Agent Koch, nahmen Herr Nels und ich bei dem Letzteren Quartier, um die Ankunft des angekündigten Seglers abzuwarten, der Herrn Nels Briefschaften bringen, mich aber dem Lande entführen und der Capstadt zutragen sollte.

Das Gebiet der Walfischbai ist bekanntermassen englisches Territorium und geniesst ausser der Anwesenheit eines Residenten den zweifelhaften Vorzug zweier Policemen, deren Hauptaufgabe

darin besteht, die ab und zu die Küste besuchenden Hottentotten zu überwachen und dieselben, wenn sie sich bei einem der vier anwesenden Händler tüchtig betrunken haben, in Verwahrsam zu nehmen. Die Fama behauptet, dass auch mitunter schon einer der Herren Wächter des Guten zuviel getan habe und dann — die Reihenfolge wird wohl eine abwechselnde sein — von seinem Kollegen verhaftet wurde, so dass die verantwortungsvolle Aufgabe in solchem Falle auf der Schulter eines Einzigen

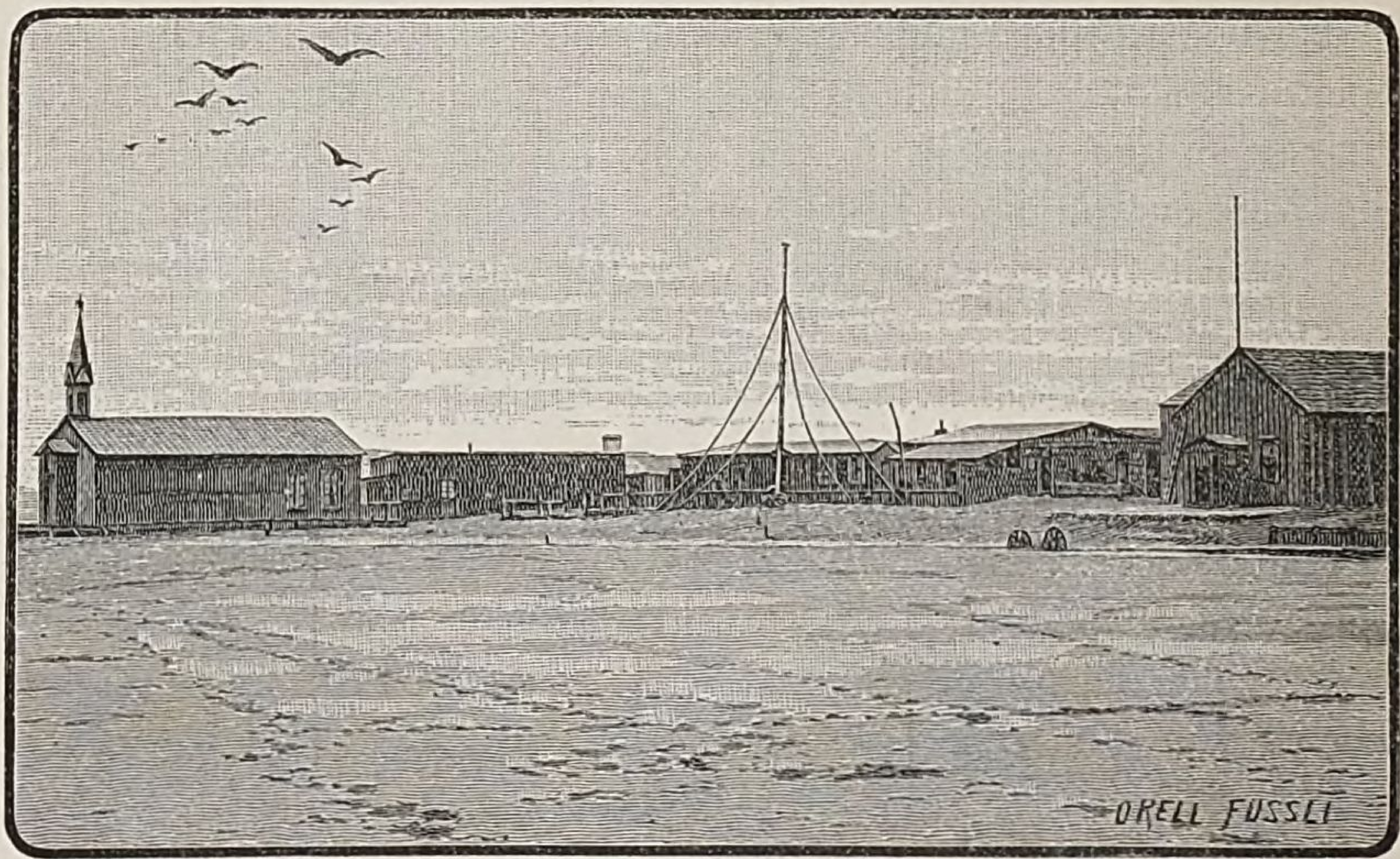


Fig. 19.

Walfischbai (zur Ebbe).

ruhte, ohne dass dadurch merkwürdigerweise die Sicherheit Walfischbai's irgendwie gefährdet wurde.

Die sämtlichen Gebäulichkeiten Walfischbai's, es sind deren ausser der hübschen Kirche 7, sind zum Teil auf Sandsäcken, zum Teil auf künstlich aufgeworfenen Sandhügeln erbaut, um sie vor der verderblichen Einwirkung der Flut zu schützen; ist diese stark, so ist es oft unmöglich, trockenen Fusses von einem Hause zum andern zu gelangen. Der Hafen, der namentlich den Vorzug des leicht erreichbaren Trinkwassers vor jenem von Angra Pequena voraus hat, ist zur Zeit die einzige Eingangstüre zum

Hinterlande und erfreut sich daher eines für südafrikanische Verhältnisse ziemlich regen Verkehrs. In der Hoffnung auf eine noch grössere, durch die deutschen Kolonialbestrebungen bedingte Hebung desselben, war der Agent der südwestafrikanischen Kolonialgesellschaft, Herr Koch, gerade damit beschäftigt, ein allen Bedürfnissen entsprechendes Absteigequartier für die erwartete Masseneinwanderung zu errichten, das der allezeit zu Scherz aufgelegte Eigentümer mit dem poetischen Namen „Zum tranigen Elephanten“ zu taufen gedachte.

Am 14. Oktober kam endlich die ersehnte Brigg in Sicht, um die Fahrgäste in Empfang zu nehmen: ausser meiner Person die Familie des ebenfalls nach dem Cap reisenden Missionar Brincker. Zwei Tage nach der Ankunft des Schiffes, am 16. Oktober, lichtete dasselbe, nachdem die Ladung gelöscht und neue eingenommen war, die Segel. Langsam entgleitet der „Louis Alfred“ der ruhigen Bucht, dem offenen Meere zusteuernd; die Umrisse der Küste werden mit jeder Minute verschwommener und entziehen sich endlich ganz meinem Blicke. Nun, da wir ringsum Wasser, nichts als Wasser sehen und ich der Heimat, die ich so oft nie mehr zu erreichen gefürchtet hatte, bei geschwellten Segeln zueile, da beherrscht mich seltsamerweise nur die eine Frage: wann wirst du wohl wieder hierher zurückkehren?

So günstig anfangs der Wind war, so unversehens liess er uns plötzlich im Stich, als wir in südlichere Breiten kamen; tagelang klappten die Segel hin und her und schlaff hing der kleine Wimpel am Mastbaum herunter. Nach einer 17tägigen totalen Windstille, während welcher Zeit wir bis in die Nähe von St. Helena getrieben hatten, trat endlich eine Änderung über Nacht ein; ein furchtbarer Orkan wühlte die See auf, unsern kleinen Segler wie ein Spielzeug über die Wogen führend, und mit seiner allerdings etwas übertriebenen Hülfe erreichten wir nach einer Fahrt von 28 Tagen am 16. Dezember Capstadt.

Ich blieb nun noch auf Anraten des Arztes beinahe vier Wochen in der Hauptstadt der Capkolonie und unternahm während dieser Zeit verschiedene Exkursionen in der an eigentüm-

lichen Pflanzen so überaus reichen Halbinsel, unter anderm mit meinen Freunden Lüders und Stamer auch eine Besteigung des Tafelberges. Doch nun drängte es mich, der eigentlichen Arbeitssphäre entrückt, mit Macht nach der Heimat; am 18. Januar 1887 den splendiden Dampfer „Moor“ der U. S. S. Company besteigend, gelangte ich, nachdem wir auf der infolge eines beschädigten Maschinenteils verlangsamten Reise noch St. Helena, die Cap Verdischen Inseln und Madeira berührt hatten, in der ersten Woche des Februar nach England, und am 17. desselben Monats bewillkommten mich nach $2^1/_2$jähriger Abwesenheit meine Lieben im väterlichen Hause.

XVIII. Kapitel.

Allgemeine Gliederung der deutschen Interessensphäre; Küste und Hinterland; Geologischer Bau; Klimatologie; Hydrographie; Flora und Fauna.

Denken wir uns von irgend einem Punkte der Küste eine Profillinie nach einem unter gleicher Breite gelegenen Punkte der Ostgrenze der uns hier interessierenden Sphäre gezogen, so gibt uns diese ein getreues Bild der allgemeinen Gestaltung Südwestafrika's, das für jede beliebige Breite zwischen dem Oranje- und dem Kunene-Flusse, wenn wir von den einzelnen Unebenheiten absehen, denselben Charakter trägt. Es ist eine von der Küste aus erst sanft, späterhin rasch und steil aufsteigende Linie, die sich, nachdem sie die höchste Plateauerhebung erreicht hat, mit schwacher Neigung nach Osten senkt; würden wir die Linie bis zur gegenüberliegenden Küste verlängern, so hätten wir dasselbe Profil nochmals, aber als Spiegelbild zu zeichnen. So einheitlich nun aber auch die allgemeine Gestaltung, die Rohform Südwestafrika's, die in jener Profillinie zum Ausdruck kommt, erscheint, so kompliziert ist doch der feinere Bau derselben und auf diesen soll in den folgenden Zeilen kurz eingegangen werden. Es kann nicht der Zweck dieses Buches sein, eine Geologie Südwestafrika's zu entwerfen, zu dieser Aufgabe kann überhaupt auch nicht der Botaniker berufen sein, um so weniger, als eine solche von meinem ehemaligen Reisekollegen, dem Geologen Dr. Adolf Schenck, in Aussicht steht.

Um dem Leser ein möglichst anschauliches Bild von den orographischen Verhältnissen des von mir bereisten Gebietes zu geben, teile ich dasselbe in die drei Formationen: 1. der Gneissoder Granitmassive, 2. der Sandsteinplateaux und 3. der Kalaχaridepression, ein.

Der westliche, der erstgenannten Formation entsprechende Abfall Südwestafrika's ist in seiner ganzen Ausdehnung vom Oranjeflusse bis zum Kunene hinauf ein zusammenhängendes Gebirgsland; unmittelbar nördlich der Capkolonie beschränkt sich diese Zone auf eine Breite von wenig mehr als 100 Kilometer, gewinnt aber nach Norden vorschreitend stetig an Terrain, breitet sich im Hererolande fächerförmig aus und tritt sodann zwischen Walfischbai und der Kunenemündung als das sogenannte Kaoko wiederum an die Küste zurück. Gneiss und Granit, schon aus grosser Entfernung an den charakteristischen Bergumrissen erkennbar, sind es namentlich, aus denen sich diese, vorzugsweise in nordost-südwestlicher Richtung streichenden Gebirge zusammensetzen; untergeordnet treten auch Diorite, Amphibolite, Serpentine und kristallinischer Kalk auf. Zunächst der Küste, bei Angra Pequena in geringer Entfernung von dieser, verschwinden die Hügelzüge unter der beweglichen Decke des Flugsandes, aus der die höchsten Gipfel nur noch gleich Inseln hervorragen; die Breite dieser Dünenregion beträgt stellenweise kaum 15 Kilometer, wogegen sie, wie in der Höhe von Tiras in Gross-Namaland, ihre Ausläufer mehrere Tagereisen weit in das Land hineinsendet. Die Höhe der durch und durch aus lockerem Sande aufgebauten Dünen kann bis zu 30 Meter betragen, während die um einen festen Granitkern aufgebauten Sandhügel dieses Mass natürlich noch um ein Bedeutendes überschreiten können. Die letzteren wandern jedoch nicht, sondern ändern nur je nach der Richtung und Stärke des Windes die Kämme, wogegen die eigentliche Düne sich oft in überraschend kurzer Zeit ab- und an anderer Stelle wieder aufbaut; ein kleiner, unscheinbarer Busch kann die Veranlassung zur Bildung eines hohen Sandberges geben. Wer Gelegenheit hat, oft den sogenannten „grossen Sand", wie der Afrikander eine solche Dünenregion zu benennen pflegt, mit seinem Wagen zu durchqueren, der weiss, wie mühsam es ist, sich fast jedesmal einen neuen Weg bahnen zu müssen; wo der Reisende vor zwei oder drei Tagen passiert ist, da verwehrt ihm heute ein gewaltiger Sandhügel, der sich quer über die alte Spur hinwegzieht, die Weiterfahrt. In der Höhe von Walfischbai

sollen die dortigen Sanddünen zu Capitain Alexander's Zeiten (1838) noch auf das linke Ufer des !Kuisibbettes beschränkt gewesen sein; jetzt haben sie aber dieses bereits überschritten und erschweren den in früheren Jahren unverhältnismässig leichteren Verkehr von jenem Hafen mit dem Innern ungemein.

Im Gegensatze zu den in Südostafrika vorwaltenden Verhältnissen überwiegt hier im Westen der Gneiss gegenüber dem nur lokal vorkommenden Lagergranit (Pechuel-Loesche); ersterer

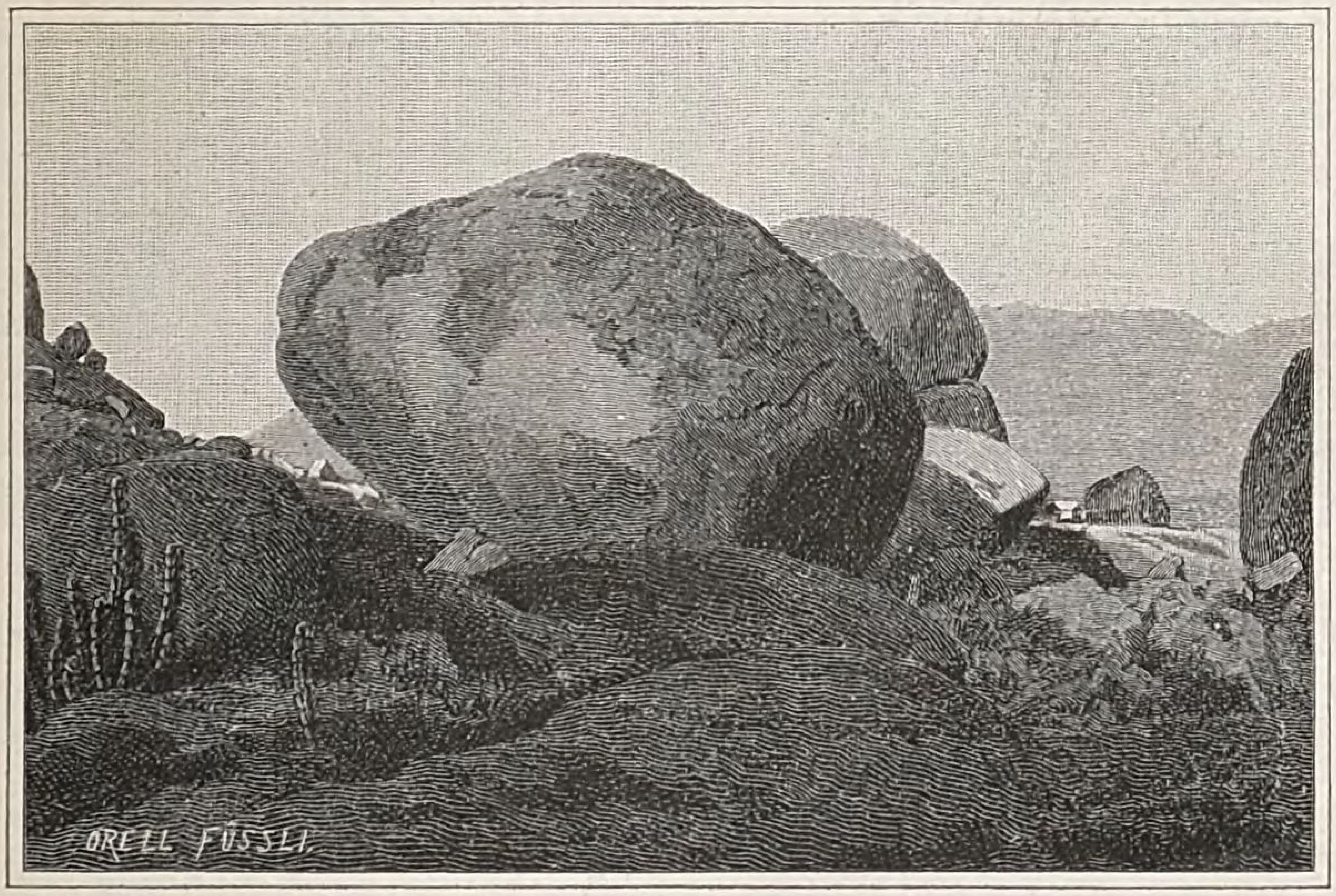


Fig. 20.

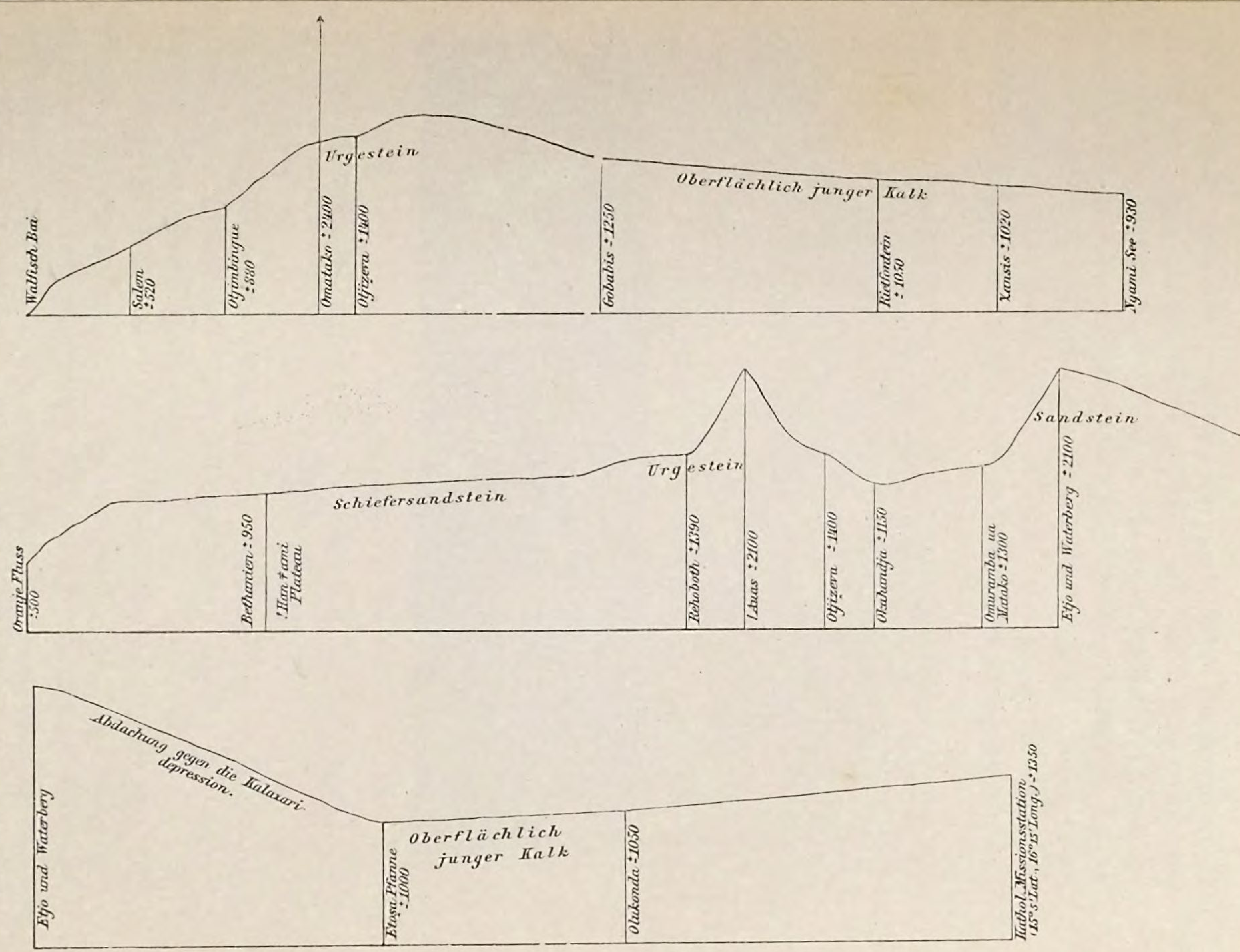
Granitblöcke mit schaliger Plattenabsonderung.

bildet in einiger Entfernung von der Küste unter dem Einflusse der grossen Temperaturschwankungen die sogenannten Kopjes, ein meist wüstes, zerklüftetes Haufwerk von übereinander gehäuften Blöcken. Der Granit dagegen zeichnet sich durch eine schalige Plattenabsonderung aus; er tritt als mächtige Schollen auf, die bei den Hottentotten unter der Bezeichnung „Platte Klipp" bekannt sind.

Im Granit und Gneiss findet sich, und zwar vorzugsweise in der Nähe der Küste, als Einsprengling Magneteisen in reicher

Menge, ferner Bleiglanz, Zinn, Wolframerze und Graphit (Kan-Fluss); Kupfererz kommt in Gängen und Nestern vielerorts vor, ohne sich jedoch bis jetzt in abbauwürdiger Menge gefunden zu haben. In neuester Zeit ist endlich auch Gold in dieser Formation entdeckt worden. Quarzgänge finden sich im Gneiss und Granit überall und in verschiedener Stärke; zu erwähnenswerter Ausbildung sind sie z. B. bei Rehoboth gekommen, wo sie als gewaltige, vielzackige Riffe die Bergkämme krönen. Zu ganz besonderer Entfaltung kommt die Gneiss- oder Granitformation im Hererolande, wo sie nicht nur das ausgedehnteste Areal behauptet, sondern auch zum Maximum der Erhebung über der Meeresfläche emporsteigt. Als höchste Punkte in diesem Gebiete erwähne ich unter anderen die beiden Omatako-Pyramiden (± 2250 m), die sich als isolierte Kegel wohl um ± 1100 m über die Ebene erheben, die Otjihivero-Berge südlich davon (± 2160 m), das vielgipflige Auasmassiv nördlich von Rehoboth (± 2100 m) und endlich das steil abfallende Erongo-Gebirge, dessen 1510 m hoher Kopf, wie Galton und Jos. Hahn berichten, ein flaches Plateau darstellen soll, das zu umgehen „man mehrerer Tage bedürfe“. Im Hererolande ist von Pechuel-Loesche auch verschiedenerorts das Vorkommen von Laterit konstatiert worden, so auf der Hochfläche von |Karibib, bei Osono, bei Okahandja und um Kamugeu; ich beobachtete solche in grosser Ausdehnung am Südabhange des Auas-Gebirges, sowie westlich und östlich von Otjizondjupa, wo sie bereits von Pechuel-Loesche vermutet wurden. Das Kaokogebiet ist uns leider noch so gut wie unbekannt; wir wissen nur, dass auch dort der Gneiss und Granit (letzterer lokal) vorherrscht; allen Berichten nach reicht diese Formation jedoch landeinwärts kaum über den 14. Längegrad hinaus.

Die den aus Urgestein aufgebauten Gebirgen ostwärts sich anlehnende Formation der Tafelberge kommt zu einer grösseren Geltung eigentlich nur in Gross-Namaland, wo sie sich in der Höhe von Angra Pequena z. B. von |Aus bis nach Keetmanshoop (ca. 160 Kilometer Luftlinie) erstreckt. Sie besitzt ihre mächtigste Breiteausdehnung im Süden und verschmälert sich nach Norden allmälich; im Hererolande tritt sie nur noch inselartig in der



Quer- und Längsprofile durch Deutsch-Südwestafrika.

Gegend von Omaruru und Omburo auf. Ihr Charakter wird durch die sogenannten Tafelberge bestimmt, welche die Form abgestumpfter Kegel oder Prismen haben und eigentlich nichts anderes sind, als das durch Erosion herausmodellierte Gerippe eines grossen, ehemals zusammenhängenden Hochplateau sedimentären Ursprungs. Alle diese Berge scheinen gleichsam der Talsohle künstlich aufgesetzt zu sein; sie steigen mit erst geringer, dann

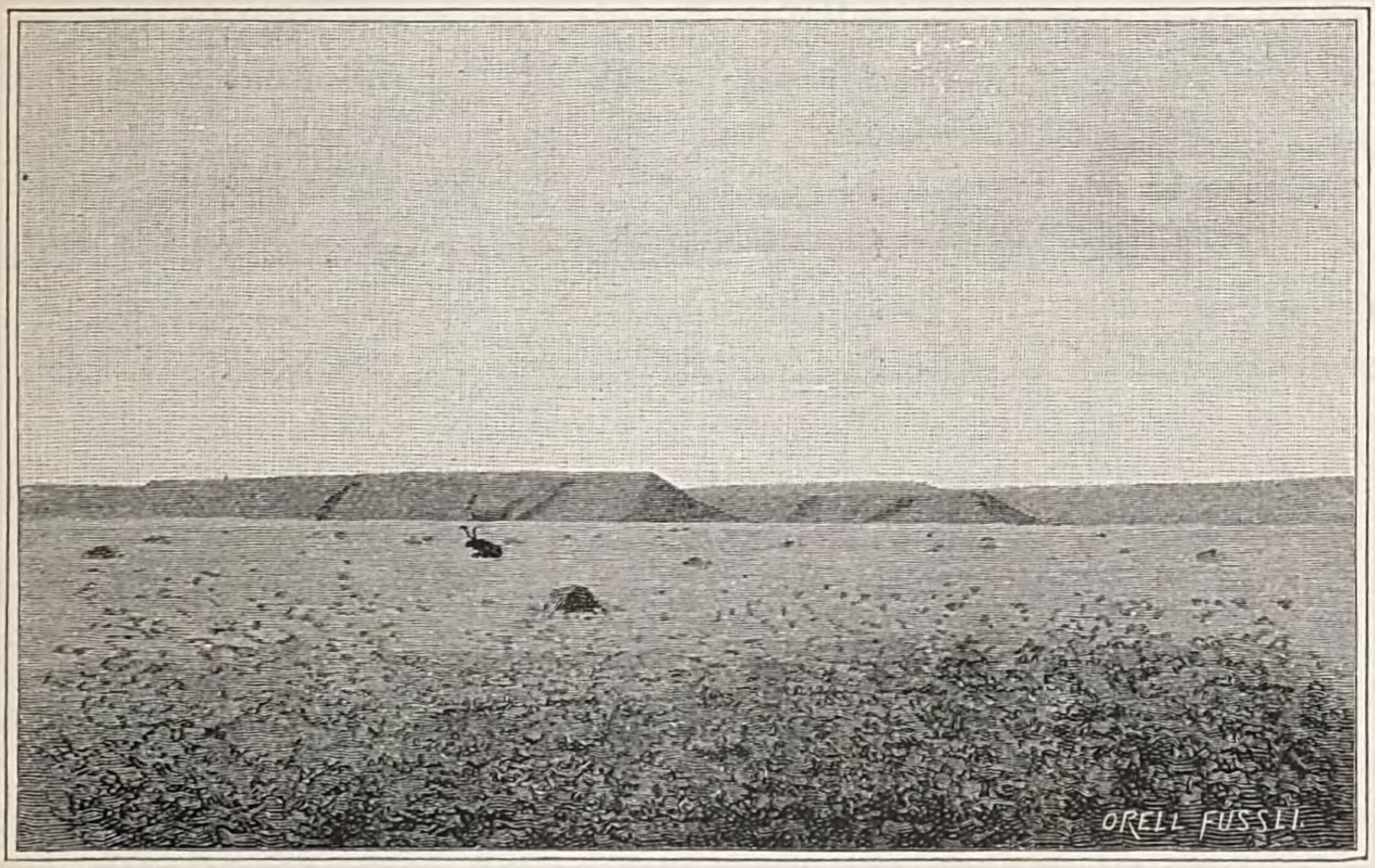


Fig. 21.

Tafelberge.

Westabfall der |Huib-Hochebene; zerstreut in der Aristida-Steppe Bauten der Captermite.

steiler Schutthaldenböschung aus der Ebene empor und sind zu oberst von einem meist nur wenige Meter hohen, fast senkrechten Absturzband gekrönt.

So einheitlich nun auch die Formation der Tafelberge im äussern Habitus erscheint, so besteht dieselbe, wie Dr. Schenck bereits in mehrfachen Arbeiten nachgewiesen hat, doch nicht in der ganzen Ausdehnung aus einem und demselben Gestein.

Wenn wir uns jenseits |Aus, auf der Wanderung nach Keetmanshoop begriffen, endlich den Granitbergen entwunden

haben, so gelangen wir auf das sogenannte |Huib-Plateau, das aus einem quarzitischen, dem Granit überlagerten Sandstein besteht, dessen Schichten eine leichte Neigung nach Osten verraten. Haben wir Bethanien erreicht, so sehen wir uns plötzlich vor dem steil nach Westen abstürzenden Bruchrand eines zweiten Hochlandes, dem !Han≠ami-Plateau gegenüber, dessen Schichten nun aber nicht mehr aus quarzitischem Sandstein, sondern aus Schiefersandstein bestehen, der von einem Tonschiefer unterlagert wird. Der Sandstein des |Huib-Plateau wird als identisch mit dem des Tafelberges bei Capstadt betrachtet; die Schiefersandsteine der !Han≠ami-Hochebene dagegen identifiziert Schenck mit den sogenannten Bokkeveldschichten der Capkolonie, und fasst den ersteren (|Huib-Sandstein) als eine Küstenbildung, den letzteren als eine Tiefseeablagerung auf, beide in die zwischen oberem Devon und Carbon gelegene Zeitperiode verlegend. Jenseits des Fischflusses, dessen Bett zum Teil einer durch Erosion vertieften Grabenversenkung des !Han≠ami-Plateau folgt (Schenck), kommt die Tafelbergformation nur noch im Süden Gross-Namalandes zu grösserer Ausdehnung; dort ist das ||Karas-Gebirge wohl deren östlichster Aussenposten.

Als Decke des Sandsteins, sowohl des quarzitischen, wie des Schiefersandsteins findet sich lokal ein blaugrauer, dolomitischer Kalkstein.

Die Schichten der Tafelberge Nord-Hererolandes, des Etjo, Okavaka und Omuveroume bestehen aus einem durch Eisenoxyd rötlich gefärbten, quarzitischen Sandstein, dem die Kalksteindecke zu fehlen scheint; während der südliche Bruchrand ausserordentlich steil ist, geht das Plateau nordwärts allmälich in die Amboebene über.

Im mittlern Gross-Namaland ist die Tafelbergzone von vereinzelten Porphyrkegeln durchbrochen, von solchen erwähne ich z. B. den Grootbroekkaros, eine mächtige Pyramide unweit der Missionsstation Bersaba.

Die mittlere Höhe des |Huib-Plateau wird ungefähr 1450 m betragen; der durch Verwerfung entstandene Westabsturz der !Han≠ami-Hochebene dagegen steht etwa 1650 m über der

Meeresfläche. Der Omuveroume wurde von Th. Hahn zu 1560 m, der Etjo sogar zu 2100 m bestimmt.

Die als Kalaχaridepression bezeichnete dritte Formation endlich begreift das ganze übrige Gebiet der südwestafrikanischen Interessensphäre in sich: die eigentliche Kalaχari und deren von Kunene und Okavango eingeschlossenen nordwestlichen Ausläufer, das sogenannte Amboland. Es ist dies das trocken gelegte und mit Sand überdeckte Becken eines Systems ehemals ausgedehnter Binnenseen, als deren Überreste wir den Ngami und die zahlreichen, der gänzlichen Austrocknung nicht mehr ferne stehenden Salzpfannen zu betrachten haben. Sozusagen das Leitgestein dieser Formation ist ein recenter, weisser Kalkstein von bald dichterem, bald poröserem Gefüge, den wir daselbst überall finden, bald nur lokal, wie in Amboland (Okaṣima ka Namŭtenja, Namŭtuni etc.), bald in gewaltiger, zusammenhängender Ausdehnung, wie in der Kalaχari (von Tšoan bis Rietfontein.) In Amboland ist der Boden fast durchgehends von einer 2—5 dm dicken, lockern Sandschicht bedeckt, unter welcher sich eine 2—3 m tiefe, schwarze, von zahlreichen abgestorbenen Pflanzenresten durchsetzte Humusschicht findet, die ihrerseits von einer bläulichen, an der Luft erhärtenden Erde lehmartiger Konsistenz unterlagert wird; diese selbst wieder schliesst zahllose, knochenartig gestaltete Kalkgerölle in sich. Ganz dieselben Kalkstücke habe ich auch in den verschiedenen Salzpfannen in Unmasse auf der Oberfläche zerstreut gefunden, so dass über die genetische Zusammengehörigkeit der als Kalaχaridepression zusammengefassten Gebiete wenigstens hinsichtlich Ambolandes kein Zweifel sein kann.

Die Oberfläche dieser Salzpfannen, die sämtlich in der Richtung West-Ost längsgezogen sind, ist zur trockenen Zeit mit einer Effloreszenz-Schicht von salpetersaurem Calcium bedeckt, die in einigen Gebieten von den Eingeborenen technisch ausgebeutet wird, indem sie die gesammelten Ausblühungen durch Waschen vom Kalk und beigemengtem Sande reinigen und das Salz sodann auskristallisieren lassen.

Ein Blick auf die Karte überzeugt uns, dass sich dieses

ganze Gebiet vom Westen nach dem Ngami zu senkt und in der Nähe dieses bei niedrigem Wasserstand schwach brackigen See's treten auch an besonders günstigen Lokalitäten, wie in tief eingeschnittenen Flussbetten, Urgesteine zu Tage, so bei !Goa grobkörniger und im ungefähr 3 m tiefen Brunnen in |Noi χas ein feinkörniger, rötlicher Granit, dem man überhaupt zwischen dem See und dem genannten Platze nicht selten als Geröllstück begegnet. In Rietfontein erkennen wir wiederum den Granit des Hererolandes mit der charakteristischen konzentrischen Abschalung, wogegen das Geschiebe in der Olifantskloof aus Felsitporphyr besteht.

Der Übergang von der Kalaχaridepression zu der Formation der Granitgebirge und der Tafelberge ist meistens ein allmälicher; unvermutet schroff habe ich ihn nur auf der Reise zwischen Olifantskloof und Gobabis gefunden, wo das Urgesteinmassiv das Kalaχaribecken in gewaltigem Bogen flankiert, von dessen steiler Höhe aus man tief unter sich die Tiefebene bis hart an den Absturz herantreten sieht. Im südlichen Teile der deutschen Interessensphäre scheint zwischen der Kalaχaridepression und dem Schiefersandstein des !Han≠ami-Plateau eine durch vereinzelte Diorit- und Gabbrokuppen ausgezeichnete Zone eingeschaltet zu sein. Ungefähr ¾ Stunden westlich von Keetmanshoop erhebt sich das |Guru-anis-Gebirge, das eine deutliche Überlagerung eines Kalkmergels durch Diorit zeigt; Kalkmergel von demselben Charakter fand ich in einer Mächtigkeit von 20 m horizontal abgelagert auf dem Gipfel des Slangkop, am linken Ufer des Fischflusses, sowie längs des Bettes des Scapflusses, wo die Schichten jedoch unter steilem Winkel nach Osten abfallen. So lückenhaft auch diese Beobachtungen sind, so sprechen sie doch dafür, dass hier ein bis jetzt noch unbekannt gebliebenes Glied des geologischen Aufbaues Gross-Namalandes vorliegt, dessen weitere Erforschung jedenfalls von nicht geringem Belange ist.

Die Terrainverschiedenheiten der Kalaχaridepression sind, wenn wir von den Randzonen absehen, im allgemeinen von so geringer Grösse, dass z. B. der Höhenunterschied der Etoşa-

pfanne ± 1020 und der von mir auf der Reise nach Oṅkumbi passierten, ca. 300 km entfernten Kunene-Furt (± 1120) nur ungefähr 100 m beträgt; ebenso liegt der Ngami-See, dessen Meereshöhe Chavanne aus 18 Messungen auf 950 m bestimmt, nur ± 190 m tiefer als die eben erwähnte Salzpfanne. Das Becken des Ngami scheint überhaupt der tiefste Punkt der ganzen Depression zu sein, wie denn auch Chavanne, der in seiner Arbeit über die mittlere Höhe Afrika's die Ngami-Senkung von der Kalaχari getrennt hält, als Mittel der Erhebung der letztern 954 m angibt. Wenn auch ehemals die Kalaχaridepression ein einziges continuierliches Becken gebildet haben mag, so ist im Laufe der Jahrhunderte dieser Charakter doch mehr und mehr verwischt worden, so dass wir heute bereits eine Mehrzahl von Senkungen konstatieren können, von denen die grössern auf jeder Karte unter der Bezeichnung „Salzpfannen“ verzeichnet sind. Bei unbedeutenden Regenperioden ist eine jede dieser Pfannen das Sammelbecken der nächsten Umgebung, sowie aber der Wasserstand eine gewisse Höhe erreicht hat, beginnt eine Entleerung nach dem Ngami-See zu.

Bevor ich zu der Schilderung der klimatischen Verhältnisse der Schutzgebiete übergehe, möge hier im Gegensatze zu den 3 in den obigen Ausführungen gedachten Formationen, deren Entstehung in längst vergangene Erdperioden fällt, einiger recenter Bildungen gedacht werden, die in verschiedener Ausdehnung sowohl der Gneiss- und Tafelbergformation, als der Kalaχaridepression zukommen; ich folge darin der von Dr. Schenck in dessen Arbeit über die geologische Entwicklung Südafrika's gegebenen Darstellung.

Als Eluvialbildungen bezeichnet Schenck die Produkte der rein mechanischen und rein chemischen Zerstörung bezw. Zersetzung, wie uns solche als Steinwüsten vielfach in Gross-Nama- und Hereroland entgegentreten, die im Laufe der Zeit durch die umlagernde Tätigkeit des Windes in äolische Bildungen, in die Sanddünen und überhaupt sandigen Massenablagerungen übergehen. Äolische Bildungen finden wir daher nicht nur an der Küste, sondern auch im Innern des Landes und zwar nament-

lich dort, wo der Gewalt des Windes ungehemmter Spielraum gelassen wird; als Dünen kennen wir sie in mächtiger Ausbildung zwischen Gai |aub und Mier am Westrande der Kalaχari, jenseits !Hoaχa !nas, am Ngami-See etc., als Flächenverwehung im Nordosten des Hererolandes (Omaheke), sowie lokal im Ambolande (Jiheke).

Aluviale Bildungen finden wir nicht nur in den Betten der zahlreichen Flussbette, sondern vielfach auch in den zur Regenzeit Wasser führenden Vley's, d. h. Terrainsenkungen von beschränkter Ausdehnung, deren toniger Boden das Wasser am raschen Versickern hindert. Im Hererolande sind diese Tonnester die Materialquelle der Weissen beim Häuserbau.

Anlässlich der Schilderung der Kalaχaridepression erwähnte ich bereits jenes recenten Kalksteins, der namentlich zwischen dem Ngami-See und Gobabis so häufig ist und von dem der die Sandsteinplateau Gross-Namalandes überlagernde, ältere, blauschwarze Kalkstein wohl unterschieden werden muss. Jener ist durch Ablagerung nunmehr ausgetrockneter Brackwasserseen entstanden. Schenck, der ihn zu den lacustrinen Bildungen zieht, hat sein Vorkommen in den Küstengegenden Gross-Namalandes (|Ua ||gama, Guos) und Hererolandes nachgewiesen, ich und Andere im Innern des Hererolandes, wo er vielfach, wie z. B. nördlich von Otjizondjupa, die Bergkuppen bekleidet.

Infolge der in jüngerer Zeit stattgefundenen Hebung des Landes sind längs der ganzen Küste Südwestafrika's bis zu einer Höhe von 10—20 m marine Bildungen (Muschelbänke) zu Tage getreten. Von Herrn Conrat, der im Auftrage Lüderitz im Tsau kaib-Gebirge östlich von Angra Pequena Brunnengrabungen vornehmen musste, sind 8' tief unter der Oberfläche Schneckenschalen gefunden worden, welches Vorkommen von Dr. Stapff, der sie als marinen Ursprungs anspricht, in einer kürzlich erschienenen Publikation über das „glaziale Dwykakonglomerat Südafrika's“ zu der Annahme führte, das Land nördlich vom Oranjeflusse habe zur Pliocänzeit oder später bis zu etwa 3000' jetziger Meereshöhe unter Wasser gestanden. Wie ich mich aber mit Dr. Schenck an den von Conrat gefundenen Stücken

überzeugt habe, sind jene Belegstücke nicht Meeresschnecken, sondern identisch mit einer auch jetzt noch in Gross-Namaland verbreiteten Bulimus spec.

Hinsichtlich der klimatischen Verhältnisse, denen ich mich nunmehr zuwenden will, können wir das Schutzgebiet in zwei Zonen einteilen, in die der Küste und jene des Hinterlandes, die wir wohl am besten getrennt behandeln. Zur Beurteilung des Küstenklima's liegen eine Reihe von Missionar Böhm in Walfischbai unternommener Beobachtungen vor, die Dr. Stapff in einer in der Kolonialzeitung erschienenen Notiz zusammengestellt hat; da sowohl mein Aufenthalt wie der von Dr. Schenck in Angra Pequena nur von kurzer Dauer war, so können unsere dort gemachten Beobachtungen keinen Anspruch auf allgemeine Gültigkeit machen.

Der Hauptcharakter des südwestafrikanischen Küstenklima's liegt in der verhältnissmässig niedern Temperatur, den zahlreichen, namentlich nachts auftretenden Nebeln und der geringen Regenmenge.

Die niedrige Jahrestemperatur von Walfischbai, 17°, ist natürlich der Einwirkung des der Küste entlang dem Äquator zufliessenden kalten Stromes zuzuschreiben, dessen Temperatur von Dr. Stapff vor Angra Pequena auf 10°, vor Walfischbai auf 15° (nach Pechuel-Loesche 12—12,3°) bestimmt worden ist.

Der heisseste Monat ist in Walfischbai der Februar mit einer Mitteltemperatur von 20,3°, der kälteste der August mit 14,3°. Die absolut höchsten Temperaturen sind im Monat Mai beobachtet worden, wo man das Thermometer bis auf 35° steigen sah, während das absolute Minimum (+ 3°) auf den August fällt. Die grösste Differenz dieser Extreme ist im Juli konstatiert worden, wo sie 32° betrug. Unter 0° scheint das Thermometer in Walfischbai überhaupt nie zu sinken, was wohl eine Folge der nächtlichen, die Ausstrahlung beeinträchtigenden Nebel ist; in geringer Entfernung von der Küste (höchstens 50 km) kommt Frost dagegen vor.

Aus den Böhm'schen Beobachtungen ist zu entnehmen, dass während sämtlicher zwölf Monate des Jahres zur Mittagszeit

stets ein Südwestwind weht, der gegen Abend allmälich in vollständige Windstille überzugehen pflegt. In Angra Pequena setzt der Südwestwind entschieden früher als in Walfischbai ein und bietet dem Verkehr zwischen dem Lande und angelaufenen Schiffen zu bestimmten Zeiten nicht unerhebliche Schwierigkeiten, da er meist schon von 9 Uhr a. m. ab jeden Löschungsversuch zur Unmöglichkeit macht. Während der Monate Mai bis August ist die Küste durch leichte nordöstliche Winde ausgezeichnet, welche die heisse Luft aus dem Landesinnern herbeiführen und den Aufenthalt in der Bai mitunter recht unangenehm gestalten. Bei Nordwestwind, der keine an Monate gebundene Konstanz zu haben scheint, bedeckt sich das Meer stets mit dichtem Nebel, der aber meist schon unfern der Küste wieder aufgelöst wird und sich überhaupt wohl nur in den seltensten Fällen tagsüber auf dem Lande als Feuchtigkeit niederzuschlagen vermag. Anders ist es zur Nachtzeit, wo gewöhnlich vollkommene Windstille herrscht, und der rasch erkaltende Boden die mit Feuchtigkeit geschwängerte Luft zu Nebel verdichtet, der häufig so dicht ist, dass am Morgen alles von Wasser trieft. Als ich einst auf einer Reise von |Aus nach Angra Pequena begriffen, durch den Nebel gezwungen wurde, zwischen den Dünen zu kampieren, waren unsere Kleider am andern Morgen ganz durchnässt, die kalten Wagenräder trieften und der lockere Sand war 4 cm tief vollkommen durchfeuchtet. Im allgemeinen sind diese, für die Litoralvegetation so überaus wichtigen Nebel nur an die Küstenzone gebunden und ziehen selten landeinwärts; immerhin sind sie schon mehrfach in Otjimbingue und Otjosazu beobachtet worden, und mich selbst hat einst unterhalb Witvley ein dichter, von Westen herüberkommender Nebel, der am selben Tage auch in Otjosazu konstatiert worden war, so unvermutet überrascht, dass er mich über eine Stunde lang in der Irre herumwandern liess.

Die Feuchtigkeitsbeobachtungen beschränken sich leider auf eine kleine, nur auf die Monate Dezember bis April verteilte Aufzeichnungsreihe, wonach der Dezember mit 79% relativer Feuchtigkeit und 12,5 mm mittlerem Dunstdruck der trockenste Monat

ist, der feuchteste der Februar mit 91 % und 15,1 mm. Die grösste Feuchtigkeit ist natürlich am Morgen und Abend, zur Zeit der bereits erwähnten Nebel, zu beobachten.

Böhm konstatierte im ganzen 21 auf 12 Monate verteilte Regentage, deren Niederschlagsmenge von Stapff auf ca. 44 mm berechnet wurde; die Bedeutung dieser Art von Wasserspendung kommt daher für die Vegetation kaum in Betracht, denn wenn auch der Regen tiefer in den Sand einzudringen vermag, als die vom Nebel gespendete Feuchtigkeit, so ist jener doch zu selten und unregelmässig, als dass die Pflanzen und Tiere erheblichen Nutzen daraus ziehen könnten.

Die Breite dieser Küstenzone, deren klimatische Verhältnisse also wesentlich durch die kalte Meeresströmung und den zwar mit Feuchtigkeit beladenen, aber aus kalter Zone kommenden Südwestwind bedingt wird, kann auf 50—70 km veranschlagt werden.

Von wesentlich anderem Charakter ist das Klima des Hinterlandes, des Gebietes extremer Temperaturen, zu dessen Beurteilung uns die von Herrn v. Danckelmann zusammengestellten Beobachtungen der rheinischen Missionare vorliegen. Es beziehen sich diese mit einer einzigen Ausnahme nur auf Hereroland, aus Gross-Namaland besitzen wir nur die Beobachtungsreihe des Herrn Heidmann in Rehoboth, wozu dann noch meine eigenen, Ende 1884 und Anfang 1885 in |Aus gemachten Notierungen kommen. In Amboland habe ich auf der Station Olukonda sofort nach meiner Ankunft ein meteorologisches Häuschen erstellt und regelmässige, täglich dreimalige Beobachtungen ausgeführt, die von meinem Freunde Rautanen bis auf den heutigen Tag fortgesetzt worden sind, so dass diese einen Zeitraum von 5 Jahren umfassende Reihe wohl bereits einen Einblick in die klimatischen Verhältnisse Ambolandes gestatten. Die grosse Mehrzahl der in Südwestafrika stationierten Missionare wäre zur Übernahme derartiger Beobachtungen sehr gerne geneigt, und es dürfte sich wohl lohnen, dieselben mit vollständigen Instrumenten zu versehen; die Publikationen des Cape Observatory, das Instrumente mit grösster Liberalität an die meisten der darum er-

suchenden Personen verteilt, fussen, soweit das Innere der Capkolonie in Betracht kommt, zum Teil auf solchen Beobachtungen von Laien und wenn auch hie und da manche Unrichtigkeiten mitunterlaufen mögen, so haben doch gerade jene Nichtfachmänner das Hauptmaterial zur allgemeinen Charakterisierung der klimatischen Zonen zusammengetragen.

Man unterscheidet im Innern des deutschen Schutzgebietes zwei Jahreszeiten: eine heisse, durch Zenithalregen ausgezeichnete Periode — die Monate Oktober bis April umfassend — und eine kalte Trockenzeit der Monate Mai bis September.

Aus den Beobachtungen der Missionare ergeben sich folgende Monatsmitteltemperaturen:

	Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Septbr.	Oktober	Novbr.	Dezbr.
Rehoboth	25,3	24,6	23,5	20,3	15,6	14,4	10,7	15,0	17,7	21,6	24,6	26,1
!Hoaχa !nas	25,5	24,3	—	18,6	15,0	9,4	9,8	—	17,6	—	—	—
Otjizeva	—	23,1	21,8	19,6	14,6	10,1	10,4	13,8	18,7	21,9	24,6	24,7
Omaruru	23,6	23,1	21,8	22,2	15,0	—	—	—	18,7	21,4	22,8	25,3
Olukonda	27,9	27,5	26,6	26,7	23,7	20,9	21,1	23,5	25,6	29,6	29,8	28,6

Zur Trockenzeit sinkt das Thermometer nachts sowohl in Gross-Nama- als dem mittleren Hereroland während einiger Tage im Mai und Juni, oft auch noch im Juli bis auf 7° unter Null, wogegen in Olukonda bis jetzt nur einmal eine Minimaltemperatur von —1° beobachtet wurde. Während derselben Zeit konstatiert man aber zur Mittagszeit nicht selten ein absolutes Maximum von bis 40° (in Olifantskloof beobachtete ich am 22. Juli sogar 45° Lufttemperatur), so dass die Differenz zwischem absolutem Maximum und Minimum in den genannten Monaten am bedeutendsten ist und in Rehoboth z. B. 1884 im Mai 29,2°, im Juni 31,7°, im Juli 32,8° und im August 33,1° betrug.

In Olukonda ergaben dreijährige Beobachtungen folgende Mittelwerte[1]):

[1]) Die ausführlichen Beobachtungsjournale werde ich an anderer Stelle veröffentlichen.

	Absol. Maximum	Absol. Minimum	Differenz
	0	0	0
Januar	36,7	17,9	18,8
Februar	34,2	18,5	17,7
März	33,0	17,5	15,5
April	35,2	14,8	20,4
Mai	31,7	11,0	20,7
Juni	30,1	7,7	22,4
Juli	32,2	7,3	24,9
August	33,8	9,2	24,6
September	37,0	12,3	24,7
Oktober	39,3	17,0	22,3
November	39,0	18,0	21,0
Dezember	37,3	18,3	19,0

Der während der verflossenen drei Jahre überhaupt beobachtete höchste Thermometerstand betrug nach den Aufzeichnungen Rautanen's 45° (18. November 1886), die Differenz gegen das Minimum der vorangegangenen Nacht 25°, gegen die darauf folgende 22°.

Im Winter sind extreme Mittagstemperaturen von 35—40° verhältnismässig selten, wogegen solche zur heissen Regenzeit zur Regel gehören, da aber dann das Thermometer nachts auch weniger tief sinkt, so sind die Temperaturschwankungen zwischen Tag und Nacht zu jener Periode denn doch entschieden geringer.

Die Insolation erreicht zur Winterszeit, wo der Himmel Tag für Tag wolkenlos ist, eine gewaltige Grösse und bewirkt mitunter eine Bodenerwärmung von bis auf 60° (in Olifantskloof beobachtet) und so ist es denn leicht verständlich, dass die Felsen bei der nächtlichen Abkühlung mit lautem Geknatter in Stücke zerspringen. Dieses Geräusch ist so auffallend, dass es der Omuherero mit einem besonderen Ausdruck „otjizumomoue“ belehnt hat[1]). Zeitweilig soll dieses Geknatter so stark sein, dass man es in Otjikango z. B., wie mir Missionar Meier erzählt hat, einst für Gewehrfeuer hielt, infolge dessen die Bewohner sich

[1]) Und zwar wird dieses Geräusch unterschieden von jenem, das ein Erdbeben hervorruft (omungundoue).

rasch bewaffneten, um den vermeintlich von Hottentotten überfallenen Freunden zu Hülfe zu eilen, während es sich dann herausstellte, dass man sich durch das otjizumomoue hatte täuschen lassen.

Die nächtliche Wärmeausstrahlung lässt die obersten Sandschichten rasch erkalten, so dass diese gegen nur wenig tiefer gelegenen Partien eine verhältnismässig grosse Temperaturdifferenz zeigen. So fand ich am 13. November 1884 in Guos bei einer Lufttemperatur von 13,4^{0} morgens 6 Uhr die oberflächliche Sandtemperatur zu 12,9^{0}, 5 cm tiefer aber stieg das Thermometer auf 17,2^{0}; von der Sonne beschienen zeigte mein Instrument 15,7^{0}. Wenn also auch die Temperatur der Bodenfläche infolge der Wärmestrahlung unter die der Luft sinkt und eine Kondensation des Nebels bewirkt, so kann die als Tau niedergeschlagene Feuchtigkeit doch nur den obersten Schichten zu gute kommen, da sie schon bei höchstens 5 cm Bodentiefe wieder in Dampf aufgelöst wird, ein Umstand, der für die Vegetation von weittragender Bedeutung ist. Die Beobachtung ist an einem Tage gemacht worden, da das absolute Maximum 23^{0} betrug; bei stärkerer Insolation ist die Differenz mindestens im Winter entsprechend höher, doch fehlen mir hierüber genaue Daten.

Über die Häufigkeit und die Richtung der Luftströmungen sind wir am besten hinsichtlich Hereroland unterrichtet, doch scheinen die dort zur Geltung kommenden Regeln auch auf die übrigen Gebiete Südwestafrika's Anwendung finden zu dürfen. Die Monate Oktober bis Dezember sind durch vorwiegend westliche, die übrigen durch bald westliche, bald östliche Tageswinde ausgezeichnet. Mit Ausnahme der Regenzeit herrscht fast ausnahmslos nachmittags ein ziemlich starker Westwind, der meist zwischen 1 und 2 Uhr einsetzt und gegen 3 bis 4 Uhr wieder abflaut. Mit Sonnenaufgang macht sich namentlich im nördlichen Hereroland das ganze Jahr durch in verschiedener Stärke ein nordöstlicher Wind bemerkbar, mit Sonnenuntergang dagegen ebenso regelmässig, aber meist nur von ganz kurzer Dauer, eine Strömung vom Westen her.

Wirbelwinde habe ich sowohl im Süden des Schutzgebietes, am Xamob, als im Norden, in Olukonda zur Regenzeit ausserordentlich häufig beobachtet; sie erzeugen gewaltige Staubhosen, die oft mit rasender Schnelligkeit über die mit kurzem Gestrüpp bestandenen Sandflächen dahintoben. Der Regen, der im Hererolande vorwiegend in die Monate Dezember bis Februar fällt, wird gewöhnlich von nordöstlichen Winden begleitet. Sowohl in Gross-Nama- als Hereroland tragen diese Niederschläge weniger den Charakter von Land-, als von Gewitterregen, der Unterschied der beiden Gebiete besteht aber darin, dass die Niederschlagsmenge im Hereroland grösser als in Gross-Namaland ist, wie denn auch in dem letzteren eine Zunahme jener Grösse von Süden nach Norden bemerkbar ist. In Gross-Namaland, seltener im Hererolande, kommt es vor, dass gewisse Lokalitäten von keineswegs geringer Oberfläche während mehrerer aufeinanderfolgender Jahre, die mitunter ein Dezennium umfassen, vollständig jeden Regens entbehren müssen!

Dr. Pechuel-Loesche hat die Beobachtungen der Missionare zusammengestellt und seinen Angaben entnehmen wir, dass die Regenmenge eines Jahres, in Millimetern bestimmt, in

Omaruru	1884 . .	353,8
Otjizeva	1885 . .	467,2
Rehoboth	1884 . .	103,9
	1885 . .	833,3 mm

betrug.

Juni, Juli und August entbehren in beiden Gebieten vollständig des Regens, der sich auf die übrigen Monate folgendermassen verteilt:

Regentage.

		Janr.	Febr.	März	April	Mai	Sept.	Okt.	Nov.	Dez.
Omaruru	1883	10	10	7	5	1	—	—	—	—
	1884	9	13	3	4	1	0	1	0	6
Otjizeva	1884	—	—	—	—	—	—	1	2	13
	1885	16	18	11	4	0	1	6	6	—
!Hoaχa !nas	1883	4	5	4	3	—	3	2	8	4
	1884	11	6	—	6	1	1	—	—	—

		Janr.	Febr.	März	April	Mai	Sept.	Okt.	Nov.	Dez.
Rehoboth	1883	—	—	—	—	—	2	4	6	1
	1884	7	5	3	7	2	0	1	0	3
	1885	10	15	13	3	0	1	2	—	—
Cannas[1])	1886	1	4	1	1	0	—	—	—	—
	1887	2	6	6	3	1	—	1	—	—

Vergleichen wir damit noch die Station Pella Klein-Namalandes im Nordwesten der Capkolonie, das ja gewissermassen nur eine Fortsetzung unseres Gebietes nach Süden zu ist, so finden wir nach den Reports of the Meteorological-Commission bezüglich des Regenfalles folgende Werte:

Regentage:

		Janr.	Febr.	März	April	Mai	Juni	Aug.	Sept.	Okt.	Nov.	Dez.
Pella	1884	1	0	0	0	1	0	0	0	0	1	0
	1885	1	1	4	0	1	0	0	0	2	0	0
	1886	1	0	1	0	0	0	2	0	0	0	0
	1887	0	1	2	2	2	1	1	0	1	1	0

Diese Zahlen sprechen entschieden für die Richtigkeit der landläufigen Ansicht, dass die Regenmenge im deutschen Schutzgebiete, von Norden nach Süden vorschreitend, abnimmt.

In Amboland sind nur die beiden Monate Juni und Juli, die überhaupt auch die geringste Bewölkung zeigen, ganz regenlos; die Anzahl sämtlicher Tage mit Regen per Jahr beziffert sich, wie aus nachstehender Übersicht hervorgeht, in Olukonda im Mittel auf 57, die Anzahl der Tage mit Bewölkung von über 2[2]) auf 159:

	Janr.	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Okt.	Nov.	Dez.
Regentage	10—11	10	8—9	1—2	1—2	0	0	1	2	5—6	6—7	9—10
Tage m. Bewölkung über 2	21—22	17—18	20—21	15	7—8	4	4—5	3—4	9	20—21	18—19	18—19

[1]) Report of the Meteorological-Commission. Cannas liegt am Xamobflusse ungefähr unter 27° südl. Breite und 18° 20′ östl. Länge; die Beobachtungen sind von Herrn R. Haybittel ausgeführt worden.

[2]) Wir drücken in unseren Journalen die Bewölkungsstärke durch Zahlen von 1—10 aus.

Der Unterschied der Niederschlagsmenge zwischen Amboland mit seinem tropischen Regen und der Regenperiode Herero- oder Gross-Namalandes würde natürlich noch viel prägnanter durch Angabe des jedem dieser Gebiete zukommenden Regenquantums, leider fehlen mir aber auch für Olukonda diese Beobachtungen, da mein Freund noch immer eines Regenmessers ermangelt.

Bemerkenswert ist, dass der Regen in Amboland nicht bloss den Charakter rasch vorübergehender Gewitter, sondern mitunter ganz den eines Landregens trägt, der kurz vor Sonnenuntergang nach einigen vorausgegangenen heftigen Windstössen aus Nordost auftritt, um dann oft die ganze Nacht und den folgenden Tag durch anzuhalten.

Gewitterartigen, von Blitz und Donner begleiteten Winterregen habe ich nur in der Kalaχari beobachtet, auf der Reise vom Ngami-See nach Gobabis; die Buschleute, die ich darüber befragte, waren keineswegs über den Regen, als vielmehr über mich verwundert, dass mich das ihnen bekannte Ereignis in Erstaunen setzen konnte. Dies dürfte wohl für die jährliche Wiederkehr dieser Winterregen in der Kalaχari sprechen.

Nebel kann im ganzen Gebiete und in jedem Monat auftreten; ich beobachtete solchen von aussergewöhnlicher Dichtigkeit am 15. Februar 1885 zwischen Guos und |Aus in Gross-Namaland, am 14., 15. und 16. Februar 1886 in Olukonda und am 6. August 1886 unterhalb Witvley. Starker Tau ist namentlich in Gross-Nama- und wohl auch in Hereroland häufig; während meines Aufenthaltes in |Aus und Keetmanshoop — November 1884 bis April 1885 — war das Zeltleinen meines Wagens fast jeden Morgen triefend nass.

Hagel und Reif sind wenigsteus in Gross-Namaland, wo das Wasser in den offenen Lachen ja alljährlich im Mai, Juni oder Juli mehrmals gefriert, keineswegs unbekannte Erscheinungen, ob aber auch wirklicher Schneefall vorkommt, ist mir zweifelhaft. Dr. Schenck berichtet zwar, dass sich am Himmelfahrtstage 1885 die Gneisskuppen bei !Gubub, nordwestlich von |Aus, vorübergehend mit Schnee bekleidet hätten, doch lasse ich

diese Angabe, da sie nicht auf persönlicher Wahrnehmung Dr. Schenck's beruht, dahingestellt sein.

Die hydrographischen Verhältnisse des südwestafrikanischen Schutzgebietes stehen in unmittelbarer Beziehung zu den klimatischen und werden deshalb auch am besten gleich im Zusammenhang mit jenen kurz erörtert. Die einzigen, auch zur Winterszeit fliessendes Wasser führenden Flussbette Südwestafrika's sind der Oranje-, der Kunene- und der Okavango-Strom, der erstere von den Eingeborenen !Garib, d. h. der Tönende und von seinem Entdecker Oberst Gordon zu Ehren des Oranischen Hauses, Oranje genannt, bildet die Südgrenze des Schutzgebietes, ist jedoch für dieses nnr von geringer Bedeutung, da er der vielen Stromschnellen wegen unschiffbar ist und das Wasser behufs Irrigation der anstossenden Landesstriche vielerorts erst durch Pumpen auf die Höhe des Terrains gebracht werden müsste. Pohle, der mit Dr. Schenck 1885 den Oranjefluss bei der ||Arisdrift, wo dieser eine Breite von ca. 150 m hat, berührte, schilderte die Ufer desselben als so dicht mit Ebenholzbäumen, Akazien(?) und Weiden bestanden, dass stellenweise ein Durchdringen unmöglich sei. Die Mündung des Flusses, die zur Ebbe 150 m, zur Flut aber mindestens 1000 m breit sein soll, ist nach demselben Berichterstatter „durch Sandbänke" eingeengt, die durch das Meer selbst gebildet werden, indem die ungestümen Wogen allen Sand, den der Oranjefluss dem Ocean zuführt, wieder zurückwerfen; bei sehr niedrigem Wasserstand des Flusses scheint es, als wenn die Mündung durch Sand ganz verschlossen würde. Grosse, langgestreckte Sandinseln liegen gleich oberhalb der Mündung, welche die Einfahrt zu Schiff von der See aus, wie wir wohl hinzufügen dürfen, durchaus unmöglich machen.

Der Kunene begleitet die Nordgrenze der deutschen Interessensphäre auf eine Länge von ungefähr 260 km; sein Lauf ist von der Mündung bis zu jenem Punkte, wo er, ziemlich scharf nach Norden umbiegend vollständig auf portugiesisches Gebiet übertritt, noch unerforscht, doch kann darüber kaum ein Zweifel sein, dass auch dieser Strom nicht schiffbar ist, wie denn auch alle, das Kaoko durchreisenden Hottentotten und Ovatjimba ohne

Ausnahme von hohen Katarakten zu erzählen wissen, über die der Strom mit solcher Gewalt stürze, dass dessen Gedonner schon aus weiter Entfernung vernehmbar sei. Als ich im August 1885 den Kunene bei Oṅkumbi überschritt, hatte die Wassermasse bei einer durchschnittlichen Tiefe von 1 m die Breite von 105 m; die Stärke der Strömung bestimmte ich zu 0,5 m pro Sec. Der Fluss hatte damals gerade den niedrigsten Wasserstand erreicht; bei Hochwasser tritt er beiderseits weit über seine Ufer und das Inundationsgebiet mag alsdann wohl über 1000 m breit sein. Auf der südlichen Seite wird dasselbe durch steil nach dem Flusse abfallende Riffe aus Kalkgeröll begleitet, wogegen auf portugiesischem Terrain die Demarkationslinie nur durch einen schmalen Buschsaum gekennzeichnet ist. Der Unterlauf des Kunene unterscheidet sich kaum von jenem des Oranjeflusses, denn auch Dr. Nachtigal, der die Mündung 1885 besuchte, berichtete von ausgedehnten Sandbänken und zahlreichen stagnierenden Wasserlachen.

Der Name Kunene wird, wie ich glaube nicht unrichtig, als zusammengesetzt aus dem Präfix Ku und dem Adjektiv nene (gross) gedeutet; den Eingeborenen ist der Fluss unter dieser Bezeichnung jedoch unbekannt. Jeder der anwohnenden Stämme trägt seinen Stammnamen auf den Strom über, soweit dieser durch sein Gebiet fliesst, und der Kunene ist daher in Otjiteve z. B. unter der Benennung Omuramba ua Tjiteve, in Oṅkumbi unter dem Namen Omuramba ua Nkumbi bekannt. Die Aandonga nennen ihn Omŭlonga ua Mŭlonda, möglicherweise deshalb, weil sie, die ja nicht Anwohner des Kunene sind, den meisten Verkehr mit den tabakpflanzenden Bewohnern von Omŭlonda haben.

Der Okavangofluss ist von den sämtlichen drei genannten Wasseradern Südwestafrika's noch am allerwenigsten bekannt; den Berichten Andersson's, Green's, Baines' und Chapman's ist nur zu entnehmen, dass er schon lange vor der Einmündung in den Ngami-See zahllose Serpentinen bildet, wie denn auch beide Ufer in weitem Umkreis stark versumpft sein sollen. Hierfür sprechen auch die Beobachtungen des Reisenden Aurel Schulz,

der 1885 von der Transvaal kommend, dieses Gebiet durchforschte. Wahrscheinlich sind die Verhältnisse bis weit hinauf dieselben, wie ich sie nordwestlich vom Ngami-See, in Nocana traf, wo der Okavango keinen eigentlichen Strom bildet, sondern vielmehr ein Netzwerk zahlreicher anastomosierender kleiner Flussläufchen, die in ihrer Gesamtheit einen ausgedehnten, von einzelnen höher gelegenen Inseln durchsetzten Sumpf bilden.

Eine Eigentümlichkeit des Okavango-Stromes, ja wie ich aus den Schilderungen des bekannten Reisenden und Jägers Selous ersehe, überhaupt aller südcentralafrikanischer Flüsse besteht darin, dass diese nicht wie der Oranje und Kunene ihren Hochwasserstand zur Zeit des Regenfalles, sondern erst viel später erreichen; so sah ich z. B. 1886 die Flussanastomosen des Okavango erst im Juni steigen. Ich vermute, dass diese Erscheinung durch das Vorhandensein jener ausgebreiteten Sümpfe zu erklären ist, die schon im Oberlauf der genannten Ströme stete Begleiter derselben sind, und die gleich einem Schwamm erst nach eigener, vollständiger Durchtränkung einen Überschuss von Wasser abzugeben vermögen.

Der Name Okavango wird zuerst von Andersson gebraucht und soll ihm, wie er sagt, von Ovakuangara mitgeteilt worden sein; der Umstand, dass diese Bezeichnung weder am Ober- noch am Unterlauf des Flusses bekannt ist, macht wahrscheinlich, dass sie nur von ganz lokaler Anwendung und vielleicht überhaupt nur eine verstümmelte Form des Wortes Ovakuangara ist. Setzt man anstatt des Präfixes Ova das häufig zu Stammbenennungen gebrauchte Präfix O und bildet nun nach der von den Ovambo bei der Bezeichnung des Kunene befolgten Bildung den Namen des durch das Territorium der Ovakuangara fliessenden Stromes, so erhält man Omuramba u Okuangara, und man wird zugeben müssen, dass hieraus leicht das Andersson'sche „Okavango" entstehen konnte. Die Ovambo nennen den Okavangofluss Ombuenge; am Ngami-See dagegen fehlt eine einheitliche Bezeichnung; jede grössere Anastomose hat dort ihren eigenen Namen.

Beim Ausfluss aus dem Ngami-See heisst der Strom nicht

mehr Okavango, sondern Botelet oder Suga. In einer Entfernung von ca. 30 km vom Ostende des See's nimmt der Botelet den Tamulakan auf, der nach Angabe der Jäger und Händler nur eine Abzweigung des Okavango[1]) sein soll. Über die Stromrichtung des ± 120 m breiten Botelet ist schon ein heisser Streit entbrannt, da ihn einzelne Reisende als zum Ngami, andere als vom Ngami fliessend, gesehen und beschrieben haben. Beide Wahrnehmungen beruhen auf Tatsachen, die sich unschwer erklären lassen, wenn man nur die zwei Umstände in Betracht zieht, dass der Fall aller drei Flüsse, des Okavango, des Botelet und des Tamulakan so gering ist, dass eine Strömung bei niedrigem Wasserstand überhaupt nicht oder nur kaum bemerkbar ist, und dass ferner die Strombette sowohl des Tamulakan als des Botelet, soweit wir sie kennen, ausgedehnter Sümpfe ermangeln. Wenn nun im Juni der Wasserüberschuss der Okavangosümpfe endlich den Ngami-See erreicht, so wird dessen Wasserspiegel steigen und sich das Becken durch den Botelet entleeren, der zu dieser Zeit von dem in seinem Wasserstande nicht durch sumpfiges Terrain regulierten Tamulakan nur geringen Zufluss erhält. Umgekehrt muss aber der Tamulakan zur Regenzeit rascher als der Okavango steigen und es ist ihm dann die Möglichkeit gegeben, nun seinerseits den Botelet zu füllen und nach dem Ngami zurückzudrängen.

Die Oberfläche des Wasserspiegels des Ngami-See's soll nach Andersson ungefähr 14 deutsche □Meilen betragen, also 3½ □Meilen grösser sein als der Bodensee. Die grösste Längenausdehnung entspricht der Ost-West-Richtung; in der Mitte des Beckens ist dieses stark eingeschnürt. Chapman fand als durchschnittliche Tiefe bloss 3,5 m. Das Nordufer wird von sämtlichen Besuchern als sandig und mit einsamen, grossen Bäumen bestanden, geschildert, wogegen das südliche morastig und dicht mit Schilf bekleidet ist. Jenseits des Schilfgürtels breitet sich landeinwärts eine busch- und baumlose, mit kurzer Grasnarbe bedeckte Ebene aus, der frühere Seeboden, von dem sich das

[1]) Die oberhalb der Okavango-Sümpfe ihren Ursprung nehmen soll.

Wasser im Laufe der Jahre nach dem tiefsten Punkte des Beckens zurückgezogen hat.

Zur Zeit des niedern Wasserstandes ist dieses, wie Livingstone und Andersson übereinstimmend berichten, schwach salzig und greift alsdann, wie mich Händler versicherten, Leder rasch an; ist dagegen das Becken gefüllt, so ist der Salzgeschmack nicht bemerkbar.

Die Bezeichnung Ngami ist von Livingstone in die geographische Nomenclatur eingeführt worden; die Batovana sprechen den Namen, der, wie mir Moremi mitteilte, welliges Wasser bedeuten soll, Nχabi (das N ist deutlich aspiriert) aus.

Der Ngami-See ist die einzige umfangreichere, das ganze Jahr durch nie austrocknende Wasserfläche der deutschen Interessensphäre; kleinere Seen kommen aber, wie mir die Ovambo berichteten, in grosser Zahl im sogenannten Oshimpolofeld vor, einem nordöstlich von Ondonga gelegenen Gebiete, dessen Wasserüberfluss wahrscheinlich dem Okavango zu verdanken ist. „Das Oshimpolo ist das Haus der Elephanten“ so drückte sich einst ein Omŭndonga aus; das ganze Feld soll überaus reich mit Palmen, der Hyphaene ventricosa, bestanden und ein Dorado für Jäger sein.

Wandern wir vom Ngami-See nur wenige Tagereisen weit nach Süden oder Westen, so werden wir Mühe haben zur Winterszeit offenes Wasser zu finden. Die künstlich gegrabenen Brunnen sind während 3/4 des Jahres ausgetrocknet und die Flüsse versiegt; wir sind im Lande der Omiramba, der Pfannen und Vleys.

Unter Omuramba (Omiramba Plur.; im Oshindonga Eșuila Sing., Omașuila Plur.) versteht der Omuherero ein meist lehmiges Flussbett, das nur zur Regenperiode Wasser führt, die übrige Zeit des Jahres hindurch aber trocken ist; da dieser Ausdruck schon längst in die Reiseliteratur übergegangen ist, so wende ich ihn der Einfachheit halber überhaupt auf die sämtlichen periodischen Flüsse der Interessensphäre, wo deren Zahl Legion ist, an.[1])

[1]) Ist das Flussbett sandig, so nennt es der Omuherero „Ondondu“ (im Oshindonga Omulonga).

Die Omiramba Gross-Namalandes zeichnen sich von denen Ost-Herero-, namentlich aber Ambolandes dadurch aus, dass die Bette jener gewöhnlich tiefer eingeschnitten sind, sich daher verhältnismässig scharf von der Uferlandschaft abheben und meist — mit wenigen Ausnahmen — nur geringe Breite haben, wogegen es in Amboland und überhaupt in der Kalaχarideprestion mitunter schon eines scharfen Auges bedarf, um einen Omuramba sicher als solchen erkennen zu können. Ferner ist das Bett der Omiramba, sowohl der Tafelberg- als der Gneissformation, im Winter tief sandig und vegetationslos, jener Ambolandes und der Kalaχari dagegen dicht mit Gras bewachsen. Selbst zur Zeit der Regenstürme hat man sich einen solchen Omuramba keineswegs als einen von dessen Quellgebiet bis zur Mündung reichenden ununterbrochenen Wasserfaden vorzustellen; dieser Fall tritt im Gegenteil nur höchst selten ein. Gewöhnlich läuft der Fluss nur so lange an einer bestimmten Lokalität vorbei, als in dem Gebiete oberhalb derselben die Gewitter andauern; sowie sich dieselben verziehen, was oft schon nach 1 oder 2 Tagen, oder sogar schon nach ein paar Stunden eintritt, fällt das Wasser rasch und verläuft im Sande. Dr. Pechuel-Loesche hatte Gelegenheit, in Otjimbingue Zeuge eines solchen „Abkommens“ des Tsoaχoub zu sein, und da mir eine entsprechende Beobachtung fehlt, so lasse ich die Schilderung des Ereignisses in dessen eigenen Worten folgen: „Am 21. und 22. Oktober 1884“, erzählt mein Gewährsmann, „entluden sich einige Wetter über der Wasserscheide des Tsoaχoub und ǂNosob. Am 23., nachmittags 4 Uhr sahen wir zu Otjimbingue das Wasser im Flussbette herannahen, im grossen etwa so wie Flüssigkeiten in Rinnsteinen von Städten. Kotig und dickflüssig von Staubmassen, Rindermist, Grasspreu, Blattwerk etc. wälzte es sich zunächst über die tiefsten Stellen des Bettes, jedoch so schnell, heran, dass übermütige Knaben sich nur in vollstem Laufe vor ihm halten konnten. Binnen einer Stunde strömte der Fluss an einer 220 m breiten Stelle 1,0 bis 1,5 m tief mit grosser Gewalt bis zum nächsten Vormittag, fiel dann ein wenig, stieg aber nachmittags nochmals zu grösserer Höhe und liess dann stetig nach, so dass

am 26. Oktober der Kotstrom aufhörte und nächsten Tages das Bett trocken lag wie zuvor. Um festzustellen, wie weit die bedeutenden Wassermassen gelaufen waren, folgten wir dem Bette. Es fanden sich überall nur noch geborstene Schlammlagen. Am 31. Oktober erreichten wir zwischen |Horabis und Diepdal, 80 km Wegs unterhalb Otjimbingue das Ende der Spuren. Beim Eingraben an Stellen, über die das Wasser volle 60 Stunden hingeflossen war, ergab sich, dass die Sande nicht einmal einen Meter tief durchfeuchtet waren." Das Wasser der grössern Omiramba Hererolandes erreicht durchschnittlich alle 10 Jahre einmal das Meer; so soll z. B. der !Kuisib nur 1837, 1848, 1849, 1852, 1864, 1880 und 1885 bis nach Walfischbai gelangt, in den übrigen Jahren aber mitunter nicht einmal bis nach Otjimbingue vorgedrungen sein.

Über das Abkommen des Haupt-Omuramba Gross-Namalandes, des das Han‡ami-Plateau in seiner ganzen Länge durchziehenden Grossen Fischflusses oder ||Aub fehlen exakte Daten, doch ist sicher, dass auch dort der Strom oft so rasch und unvermutet kommt, dass bei der Gelegenheit im Flussbette beschäftigte Personen verunglückten.

Die vier bedeutendsten Omiramba Hererolandes sind, von Süden nach Norden vorschreitend: der !Kuisib, der Tsoaχoub, der Omuramba ua Maruru, kurzweg auch Omaruru genannt und der Omuramba ua Matako. Die ersteren drei senden ihre Wasser zum atlantischen, der vierte dagegen, dessen oberste Auszweigungen sich bis in die allernächste Nachbarschaft jener des Omaruru erstrecken, fliesst zum indischen Ozean ab, und soll angeblich bei Nandara's Dorf den Okavango erreichen. Sein Unterlauf ist bei den Jägern unter dem Namen Seshongo bekannt.

In Amboland ist es, wie ich schon bemerkt habe, unmöglich, den Verlauf der jenes Gebiet kreuz und quer durchziehenden Omiramba zu tracieren, jedenfalls suchen sie aber zum grösseren Teil der Etoṣapfanne zuzustreben. Wahrscheinlich waren sie zu jener Periode, als sich der Kunene noch nicht so tief eingeschnitten hatte, die natürlichen Ventile desselben, durch

die sich der Strom bei höchstem Wasserspiegel teilweise entleerte. Seitdem er dies aber nicht mehr oder nur noch an besonders günstigen Stellen tut, sind die an und für sich schon seichten Omiramba versandet und im Laufe der Zeit hat sogar die Vegetation Besitz von jenen Betten genommen. Je nach dem örtlichen Vorkommen des Regens kann ein und derselbe Omuramba bald nach Norden und bald nach Süden fliessen, mit einer Stromstärke, die allerdings kaum messbar ist.

Die Omiramba der Kalaχari sind uns nur wenig bekannt, da es selten vorkommt, dass ein Händler oder Jäger einmal von der gewöhnlichen Route abweicht; einer der bedeutendsten wird wohl jener bei Rietfontein sein, der, soweit ich ihn kenne, stellenweise eine Breite von über 150 m hat.

Was der Afrikander in Südwestafrika Vley nennt, ist im Grunde genommen nichts anderes als ein Omuramba im Kleinen; während dieser auf Kosten der Breiteausdehnung in die Länge gestreckt ist, kommt der Vley mehr ein beckenartiger Charakter zu. Beide sind ein Produkt des Regens und des Windes; eine unbedeutende Bodensenkung gibt Veranlassung zur Wasseransammlung. Durch chemische und mechanische Zerstörung, in Verbindung mit in der trockenen Zeit stattfindender Umlagerung jener Produkte durch den Wind, erleidet nicht nur das Terrain, sondern auch die Natur des Bodens allmälich eine Veränderung; das Becken vergrössert sich und der Boden wird von lehmartiger Konsistenz. Ohne die Vley wäre die Jagd in manchen Teilen Südwestafrika's unmöglich, die Strasse nach dem Ngami z. B. zur Winterszeit gesperrt; nach einer ausgiebigen Regenzeit findet man in manchen der Vleys oft noch zu Ende des Winters genügend Wasser, um hunderte von Rindern tränken zu können.

Das Wasser einer Pfanne wird niemand mit jenem der Vley zu verwechseln in den Fall kommen, da es ausnahmslos stark salzig ist; die Pfannen sind eben Überbleibsel ehemaliger Brackwasserseen und haben als solche in ihrer Entstehung nichts mit der Vley gemein.

Wirkliche Quellen, wie wir solche bei uns allerorts zu

finden gewohnt sind, kommen im südlichen Teile des Schutzgebietes nur in sehr beschränkter Zahl vor, von einiger Häufigkeit sind sie bloss im Norden des Hererolandes, am Waterberg und in der Gegend um Grootfontein oder Otjavanda tjongue. Eine Anzahl derselben sind Thermen, so die Quelle von Rehoboth (54,3°), von Windhoek (± 70°), von Otjikango (64°), von Otjikango okatiti (61°), von Omapiu (61°) und nach Angabe der Missionare auch die von Omburo. Letztere scheint die Temperatur von Zeit zu Zeit zu wechseln, wenigstens konnte ich bei meinen beiden Besuchen keine nennenswerte Differenz mit der Lufttemperatur konstatieren.

Von unendlich viel grösserer wirtschaftlicher Bedeutung als diese wenigen Quellen sind für das Schutzgebiet jene zahlreichen Lokalitäten, an denen das Grundwasser offen zu Tage tritt, sei es ohne Zutun der Menschen, wie in Omiramba, wo eine quer das Flussbett durchsetzende Felsbank den unter dem Sande langsam talabwärts fliessenden Wasserfaden staut, sei es durch die Nachhülfe des Menschen, indem derselbe Brunnen gräbt. Solche natürliche Ansammlungen findet man durch die ganze Interessensphäre zerstreut vor, und deren Zahl ist keineswegs so gering, als man gewöhnlich annimmt. Eine der grössten mir bekannten Wasseransammlungen Gross-Namalandes findet sich bei Guldbrandsdalen, mittelgrosse bei Slangkop, Gei laub etc ; im Hererolande kenne ich derselben ebenfalls nicht wenige. Nur in der Kalaχaridepression scheinen sie sehr spärlich vertreten zu sein, doch kann dort vielerorts durch geringe Arbeit erreicht werden, was die Natur von sich aus zu tun unterlassen hat. Der Spiegel des Grundwassers findet sich je nach der Konfiguration des den Untergrund bildenden Gesteins bald tiefer, bald weniger tief unter der Bodenfläche; an manchen Orten genügt es, die Kalkdecke zu durchschlagen, um schon bei 1 m Tiefe, wie z. B. in Okaṣima ka Namŭtenja oder in ǀKaribib im Hererolande, auf einen beinahe unerschöpflichen Wasservorrat zu stossen, während es anderswo zu gleichem Zwecke vieler Meter tiefer Brunnen bedarf.

In den tiefsandigen Abflussrinnen der Kalaχari liegt der Grundwasserspiegel oft so tief, dass der Buschmann in Erman-

gelung genügender Werkzeuge davon abstehen muss, einen Brunnen zu graben und sich begnügt, mittelst eines hohlen Gras- oder Schilfhalmes das im Sande capillarisch bis zur Oberfläche gestiegene Wasser einzusaugen. Ich habe eine Anzahl solcher „Saugstellen" von Rietfontein in der nordwestlichen Kalaχari aus besucht und kann versichern, dass es der Geduld und Zeitverachtung eines Buschmanns bedarf, um sich auf diese Weise seinen Wasserbedarf zu verschaffen. —

Das Pflanzenkleid Südwestafrika's kann behufs Schilderung zweckmässig in zwei, durch die bereits eingangs erwähnten klimatologischen Verhältnisse bedingte Vegetationsformationen zerlegt werden, in eine Flora der Litoralzone und eine solche des Hinterlandes.

Die Litoralflora erstreckt sich landeinwärts ungefähr so weit als die Herrschaft des Küstenklimas reicht, also durchschnittlich 60—80 km; die Ostgrenze dieser Kurve verläuft aber keineswegs parallel der Küstenlinie, sondern ist abhängig von der Konfiguration des Terrain. Wo hohe Bergrücken den kühlen, vom Ozean herüberwehenden Winden einen frühen Halt gebieten, da nähert sich die Grenze der Küste, während das Fehlen jener anderseits eine unbeschränktere Ausbreitung der Strandpflanzen gegen das Landesinnere ermöglicht. Auch in der Längenausdehnung ist der Zusammenhang kein lückenloser, denn wo immer ein grösseres, dem Meere zustrebendes Flussbett die Küstenzone durchschneidet, da sind mit diesem auch einige der das Hinterland charakterisierenden Gewächse talabwärts gewandert; führt der Fluss nur periodisch Wasser, so sind diese Fremdlinge ausdauernder Natur, d. h. Halbsträucher, Sträucher und Bäume, wie wir solche im Unterlauf des Tsoaχoub und des |Kuisib schon in geringer Entfernung von der Mündung treffen. Eine noch auffallendere Unterbrechung bedingt im Süden der Oranjefluss, der während des ganzen Jahres, also auch zur trockensten Winterzeit Wasser führt; auffallender, weil uns dort am Strande nicht nur die holzigen Pflanzen des Hinterlandes, sondern sogar die viel zarteren „Einjährigen", die sogenannten Ephemeren, einen grünenden und blühenden Garten hinzaubern.

Die Flora der unmittelbaren Umgebung Angra Pequena's habe ich mich bereits an früherer Stelle zu schildern bemüht; die Pflanzen, die an deren Zusammensetzung teilnehmen, lassen sich nach der Art und Weise, wie sie dem durch Verdunstung und Wachstum bedingten Wasserverlust Stand zu halten suchen, in drei, in der Physiognomie jenes Gebietes besonders hervortretende Hauptgruppen teilen. Zu der ersten Gruppe rechne ich jene sparrigen, aufstrebenden Halbbüsche, wie die Pelargonien und Sarcocaulon-Arten, die ein mehrere Centimeter dickes Stämmchen erzeugen, dessen anatomischer Bau eine reiche Aufspeicherung von Wasser ermöglicht, das gegen Verdunstung bei Pelargonium durch eine glatte, risslose Rinde, bei Sarcocaulon durch einen glasartigen Harzmantel geschützt ist. Sie sind gewissermassen die Kapitalisten unter den Strandgewächsen; sie erfreuen sich eines reichlichen, in sicherer Truhe verwahrten Wasservorrats und geizen mit jedem Tropfen. Eine etwas andere Taktik verfolgen einige Sträucher aus den Familien der Amarantaceen, Chenopodiaceen und Papilionaceen; auch sie streben in die Höhe, ja sind in Bezug auf den Raum noch anspruchsvoller als jene dickleibigen Kapitalisten, aber da es ihnen am Kapital mangelt, so teilen sie, um dennoch Staat machen zu können, sehr zweckmässig ihre Ausgaben ein. Sowohl Aerua Leubnitziae *Kuntze* als Aerua Pechuelii *Kuntze* besitzen kleine, schmale, nur wenige Millimeter grosse Blättchen, welche schon frühzeitig abgeworfen werden, worauf die bleistiftrunden Stengel die zur Erzeugung der Nährstoffe notwendige Assimilation übernehmen, die den Austausch der Luft ermöglichenden Spaltöffnungen in schmalen Längsrinnen bergend. Die derselben Kategorie zuzuweisenden Salsola alphylla *L.* und Salsola Zeyheri *Moqu.* — zwei Chenopodiaceen — sowie die schmale blätterige Varietät der Lebeckia multiflora *E. Mey.*, wehren sich gegen die ihr Leben gefährdende Verdunstung nicht nur durch Reduction der Blattspreiten und dichten, alle zarten Organe überkleidenden Haarfilz, sondern zum Teil auch noch dadurch, dass sie (Salsola) ihre Blättchen dachziegelig über einander legen, so dass eins das andere schützt.

Am bescheidensten treten die an Individuen und Arten so überaus zahlreichen Ficoideen auf, die Kleinbürger der Pflanzenwelt um Angra Pequena. Sie speichern ebenfalls in weiser Vorsicht einen geringen Wasservorrat in den meist kleinen, fleischigen Blättchen auf, begnügen sich aber im übrigen mit der Feuchtigkeit, die allnächlich dem Sande in grösserer oder geringerer Menge durch den Seenebel zugeführt wird; auf hohen, anspruchsvollen Wuchs verzichtend, legen sie sich platt dem Boden an und dürfen nun auch, da sie dem Winde weniger Widerstand entgegenstellen, davon absehen, ihre Wurzeln tief im Sande verankern zu müssen. Sie verwenden die unterirdischen Organe vorzugsweise zur Gewinnung des infolge der Ausstrahlung niedergeschlagenen, spärlichen Wassers und senden darum ihre Wurzeln nur wenige Centimeter unter der Bodenfläche wagrecht nach allen Richtungen aus. So verhalten sich nicht nur die mannigfachen Mesembrianthemum-Arten, sondern auch z. B. Aristida subacaulis *Steud.*, das kleinste der sämtlichen südwestafrikanischen Gräser.

Auf zwei Eigentümlichkeiten der Strandvegetation will ich noch aufmerksam machen: auf den Mangel an einjährigen Pflanzen und die das ganze Jahr hindurch ununterbrochene Vegetationsfrische. Es kann uns dies aber nicht befremden. Wie gering wäre das Baumaterial, das eine nur einige Monate lebende Pflanze dort zu produzieren vermöchte, wo sie ein so kärgliches Fortkommen hat und wo sie sorgfältig alle grünen Organe vor den Sonnenstrahlen schützen muss; wie wenig Material stände ihr zur Fruchtbildung zur Verfügung, und wie gering wären ihre Aussichten auf Fortpflanzung und Weitererhaltung ihrer Art!

Dass die Mehrzahl der Litoralpflanzen unausgesetzt alle zwölf Jahresmonate hindurch Blüten ansetzen und entwickeln, erscheint uns im Hinblick auf die Tatsache, dass dort im Sommer und Winter ja im grossen Ganzen nahezu dieselben klimatischen Verhältnisse herrschen, von einem Sommer und Winter in unserem Sinne auch kaum gesprochen werden kann, natürlich; für die Pflanze ergibt sich daraus der Vorteil, dass sie den Kampf um

die Erhaltung ihrer Art gewissermassen mit mehr Chancen aufnehmen kann, denn von den zahlreichen Blüten werden dann doch einzelne den Zweck, zu dem sie bestimmt sind, erreichen, d. h. Frucht tragen.

Wenige Meilen östlich von Angra beginnt die Herrschaft des Dünensandes; wild tobt hier der Wind um die Kämme, heulend bricht er sich an den eben blossgelegten Felsköpfen, im tollen Tanz Wolken von Sand emporwirbelnd und wieder ablagernd, Sandhügel spielend ab- und wieder aufbauend. Was Wunder, wenn hier das Leben erlischt, Pflanzen und Tiere diese dem Sand und dem Winde preisgegebene Region meiden! Wohl hat sich hier und dort eine kleine Kolonie genügsamer Giesekia-, Zygophyllum- oder Aristida- (Aristida subacaulis) Individuen angesiedelt; ihr Bestand ist aber ein ephemerer, denn schon morgen ist vielleicht jener breite Sandhügel, der dem kleinen Garten bis heute Schutz gewährte, abgetragen, — und nun wehe den Unvorsichtigen! Ein Windstoss, und erbarmungslos hat der Sturm auch über sie sein schweres Leichentuch geworfen.

Aber auch er hat hier seinen Meister gefunden in jenem düsteren Strauch mit den rutenförmigen Zweigen und den gelbgrünen, lederdicken Blättern, dem Ectadium virgatum *E. Mey.* (var. latifolium *Schinz*), einem Vertreter der Familie der Apocynaceen. Ihm kann der Wind mit seiner Zerstörungswut nichts antun: willig beugt er sein Haupt, wenn der Orkan dahinbraust; aber schon im nächsten Augenblick erheben sich die dünnen, biegsamen Zweige auf's Neue, ohne Schaden genommen zu haben. Der Ectadium-Strauch — er erreicht die durchschnittliche Höhe von 1—1$^{1}/_{2}$ m — meidet die Dünentäler und bevorzugt die Leeseite der steileren Felsrücken oder auch die Kämme derselben, in deren Ritzen und Spalten er seine Wurzeln treibt.

Gegen übergrosse Insolation schützt ihn seine flaumige Bekleidung, gegen übermässige Verdunstung die dicht mit Haaren ausgekleideten Vertiefungen der ledrigen Blattspreite, in deren Grunde die Spaltöffnungen sitzen. Die Samen sind mit ungefähr 1 cm langen Flughaaren ausgerüstet, ob sie aber jemals hier zur Keimung gelangen, scheint mir mindestens zweifelhaft

zu sein, wie denn auch die Pflanze in Bezug auf ihre Ausbreitung eher eine rück- als vorschreitende Tendenz zu bekunden scheint.

Jenseits der Dünenzone empfangen uns zum Teil nochmals die alten Bekannten von der Küste. Zu den hier wie dort nicht wesentlich verschiedenen klimatischen Verhältnissen tritt nun aber ein neuer, dem Strande fremder Faktor hinzu, das Grundwasser, uud mit diesem macht sich auch ein etwas anderer Vegetationscharakter geltend. Der Übergang von der Litoralvegetation zu jener des Binnenlandes wird durch die Zone der Melkbosches (einer Euphorbia aus der § Arthrothamnus) vermittelt. Gleich Heuschobern auf einer immensen Wiese stehen diese dunkelgrauen, $1^1/_2$—$2^1/_2$ m hohen Büsche auf der weissen, sandigen Fläche zerstreut. Die einzelnen Hauptäste eines solch' rundlichen bis ovalen, einem gigantischen, verkehrt in den Boden gesteckten Besen nicht unähnlichen Busches entspringen einem kurzen Stammstück und bilden in ihrer Gesamtheit eine dicht gedrängte, oben abgeflachte Buschmasse. Ein nie fehlender Begleiter eines Melkbosch-Bestandes ist die schmarotzende Hydnora africana *Thunb.*

In der östlichen Hälfte der Euphorbienzone verschwinden allmälich die für die Küste so charakteristischen Nebelpflanzen. Der von der See landeinwärts wandernde Nebel wird hier nicht mehr so regelmässig zu Tau verdichtet — im Gegenteil, die über dem erhitzten Boden schwebende Luft löst ihn auf, und erst im Tsirubgebirge oder an den das hochgelegene |Aus umstehenden Kuppen kühlt er sich nochmals so weit ab, um sich als Wasser niederzuschlagen. Die auf regelmässige Zufuhr von Wasser — wenn auch in kaum messbaren Mengen — angewiesenen Bewohner des Strandes unterliegen daher hier an der Ostgrenze der Euphorbienwüste im Kampf um den Platz mit den Vorposten der Binnenlandvegetation und müssen jenen weichen. Anfangs scheiden sich die Ephemeren und Kräuter noch streng von den Büschen und Halbsträuchern; sie konzentrieren sich vorzugsweise auf vereinzelte Felskuppen, profitierend von der in Ritzen geborgenen Feuchtigkeit. Es ist zwar auch nur Wasser, das

der Felsen dem Nebel als Tau entzogen hat, aber in dieser Beziehung ist das kompakte Gestein dem lockeren Sande gegenüber viel günstiger gestellt. Die Felsmassen bieten den Nebelbläschen nicht nur mehr Berührungsfläche als der Sand, sondern sie erkalten nachts auch rascher und stärker als dieser. Im Sande verschwindet das Wasser sofort in den tieferen, nicht abgekühlten Schichten und verdampft; das harte Gestein aber leitet es in die Tiefen der Ritzen, wo es mit dem im Laufe der Jahrhunderte angesammelten Humus die Bedingungen schafft, welche die Ephemeren als gegeben verlangen. Ich nenne von solchen Kuppenansiedlern die beiden Hydrophyllaceen Codon Royeni *Thunb.* und C. Schenckii *Schinz*, Oligomeris subuluta *Webb.* und den ihr zum Verwechseln ähnlichen Lophiocarpus tenuissimus *Hook.* (eine Salsolacee), sowie gelb und rosa blühenden Sauerklee (Oxalis sp.) u. s. w.

In der Ebene dominiert der Busch und zwar in einer Ausschliesslichkeit, die einer Fusswanderung mitunter recht hinderlich wird. Die kleinen, sparrigen und oft scharf bewehrten Sträucher gehören zur Mehrzahl den Familien der Büttneriaceae, Acanthaceae, Scrophularineae und Compositae an; sie sind kaum höher als $^1/_2$—1 m, stehen aber dicht zusammen und schliessen daher da, wo sie vorherrschen, krautige Gewächse, wie Gräser, aus ihrer Gesellschaft aus.

An der Grenze zwischen Euphorbienzone und Binnenlandvegetation tritt endlich der erste Baum auf, die eigenartige Aloe dichotoma *L.* Eine glatte, gelbe Rinde, die sich in langen und breiten, papierdünnen Streifen abziehen lässt und aloeartige Blätter, die rosettenartig am Ende der wurstartigen Äste angeordnet sind, kennzeichnen diese seltsame Pflanze.

Bald werden die Bäume nun überhaupt häufiger: der Aloe gesellen sich die Acacia horrida *Willd.* und A. giraffae *Burch.*,[1]) Boscia, Maerua, Pappea u. a. m. an; ausgedehnte Grasfluren treten auf und erfreuen das Auge des Reisenden durch das reizende

[1]) Da es mir unmöglich ist zwischen A. giraffae *Burch.* und A. erioloba *E. Mey.* Unterschiede aufzufinden, so habe ich für den Kameldornbaum Südwestafrika's den älteren Namen „giraffae" beibehalten.

Spiel, das der Wind mit den schlanken Halmen treibt, durch Antilopenherden, die eilig aus unserer Nähe fliehen, durch langvermisstes Vogelgezwitscher uud anheimelndes Zirpen der Grillen und Heuschrecken.

Jenseits |Aus — ich halte mich vor der Hand an Gross-Namaland — verlassen wir, wie sich der Leser erinnern wird, die Formation der Granit- und Gneissmassive und gehen auf jene der Sandsteinplateaux über. Physiognomisch unterscheidet sich

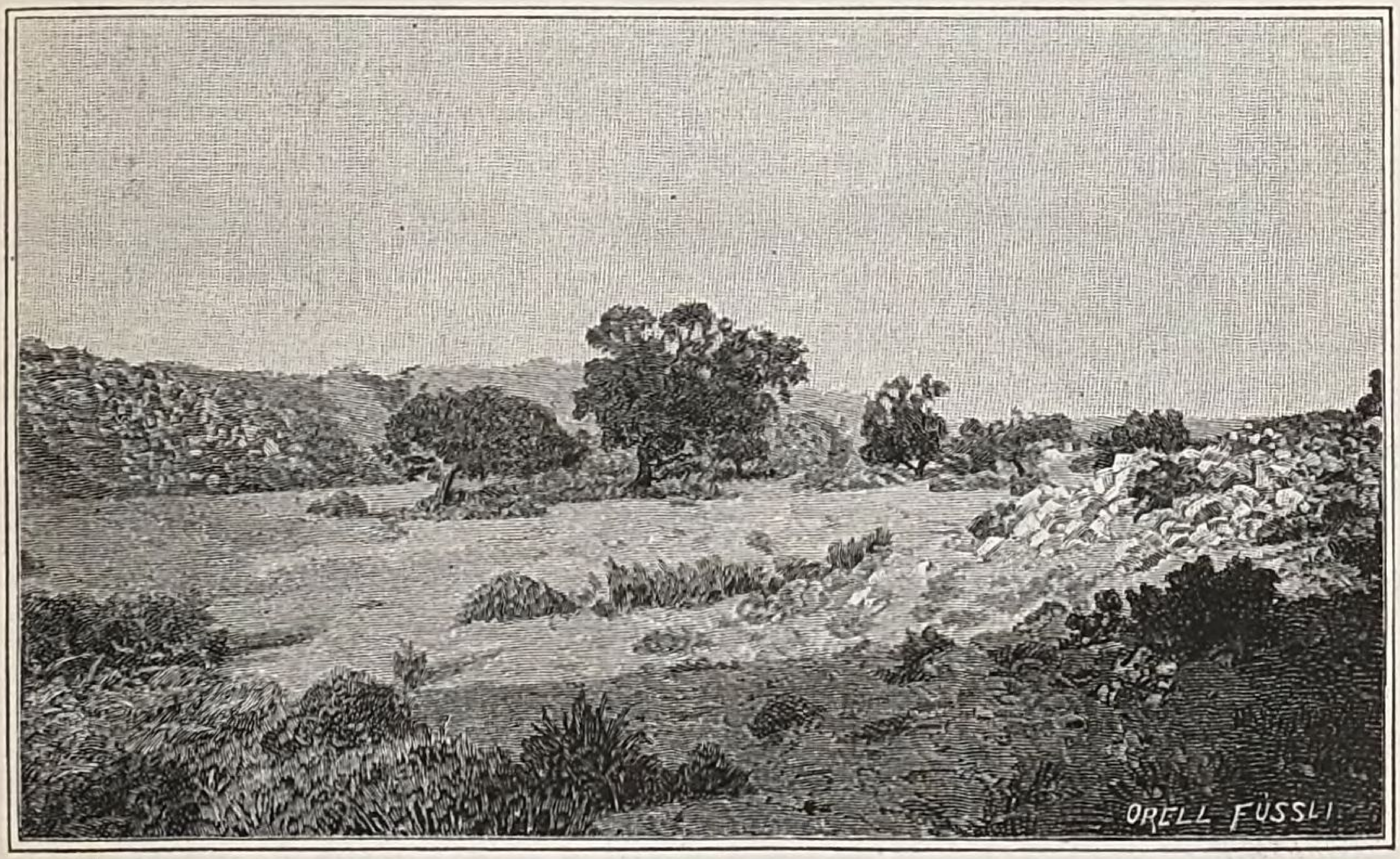


Fig. 22.

Trockenes Flussbett bei |Aus.

diese von den östlichsten Ausläufern der Granitmassive recht auffallend dadurch, dass in die Anordnung der Pflanzentypen, die hier wie dort zum mindesten in den Grenzzonen dieselben sind, eine Änderung eintritt, indem der Busch auf die grundwasserarme Hochebene, auf die Tafelberge, die Grasflur in die jene durchfurchenden, breiten Erosionstäler verwiesen wird; die tiefsten Punkte der Letzteren endlich werden von Baumgruppen beansprucht.

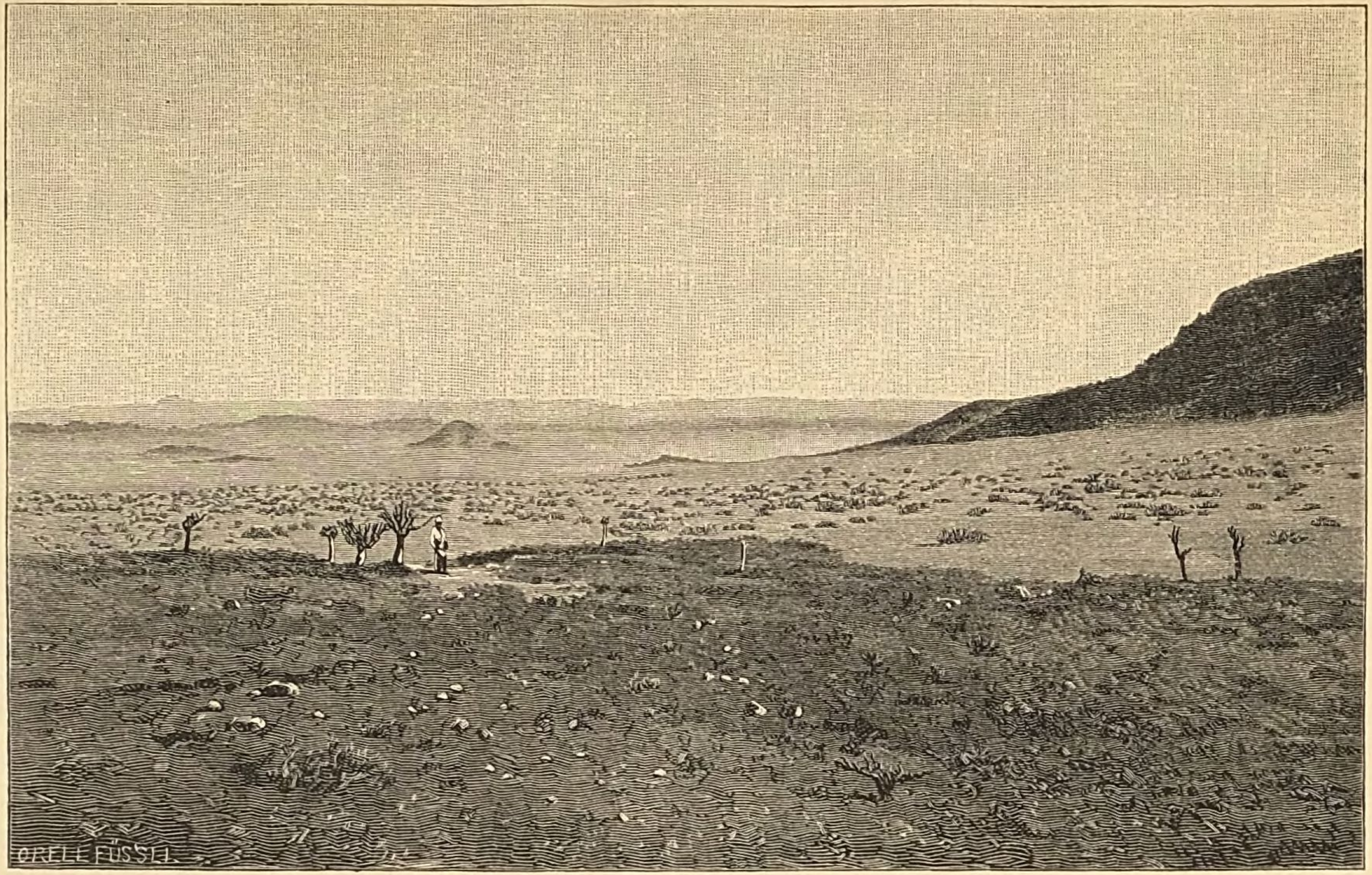
Ich wüsste nichts Schöneres als eine solche Grasflur. Es ist Herbst. Kühl weht vom Westen der Seewind herüber, nach

den drückend heissen Mittagsstunden uns herrlich erfrischend. Kosend überfährt er die silberglänzenden, langen Federschweife der Aristida; sich langsam neigend, folgen diese der Richtung des Windes und nun erglänzt die wogende Fläche wie eitel Silber. Und erst im Frühjahr! Noch ist die Grasnarbe kaum spannenhoch; fast über Nacht strecken sich aber die saftigen, grünen Halme zur doppelten Höhe; rechts und links, wohin wir nur unser Auge richten, ist alles in Blüte: aus dem Winterschlaf erwachte, brennend rote Haemanthus, gewaltige Dolden von bis zu $^1/_2$ m Durchmesser der verschiedensten Brunsvigia-, Buphane- und Ammocharis-Arten, krautige Acanthaceen und Scrophularineen, und wie sie alle heissen, die vergänglichen Kinder des Frühjahrs.

Bei näherer Betrachtung verliert die Aristida-Steppe allerdings manche ihrer Reize. Wir überzeugen uns dann, dass die einzelnen Stöcke nicht dicht zusammenschliessen, sondern durch handbreite Maschen kahlen Sandes von einander getrennt sind, in denen die Puffotter ihrer Opfer harrt; tief bohren sich die spitzen Früchtchen der Aristida in die Kleider bis auf die Haut ein und erzeugen dort das Gefühl, als ob man uns fortwährend mit Tausenden von Nadeln peinigte, das nur noch überboten wird von der lästigen Zudringlichkeit der raffiniert mit Widerhäkchen besetzten Borsten der Infloreszenzen von Setaria verticillata *Beauv.*, eines anderen Grases, das sich mit Vorliebe den Schatten grosser, zur Rast einladender Girafenakazien aufsucht. Von dort aus ist seine Weiterverbreitung im Fell weidender Tiere unzweifelhaft am gesichertsten.

Auch der Busch ermangelt, wenigstens zu bestimmten Jahreszeiten, nicht des Anziehenden. Wenn nach langersehntem Regen Blüten und Blätter wie durch ein Zauberwort aus Todesstarre erlöst, die schwellenden Knospenhüllen sprengen, dann prangt auch er in anmutiger Blumenpracht. Catophractes Alexandri *Don.*, Rhigozum trichotomum *Burch.*, Cadaba juncea *DC.*, Hermannia fructiculosa *Schum.* etc. etc., sie alle überwerfen sich mit Blüten vom zartesten Weiss bis zum feurigen Rot, die Bewunderung des Reisenden geradezu herausfordernd.

Anders zur Sommer- und nun gar zur Winterzeit! Was



Westabfall des Tschirubgebirges in Gross-Namaland. Die Euphorbienzone führt hier allmälich in die Binnenland-Vegetation über; im Hintergrund die Sandregion, vorn Aloe dichotoma.

die glühenden Sonnenstrahlen noch nicht versengt haben, dem macht der heisse Wind, der seinen Weg über die erhitzten Ebenen der Kalaχari genommen hat, rasch den Garaus; mit Sturmeseile fegen gewaltige Sandhosen über die Hochfläche, erbarmungslos Busch und Strauch entlaubend. Doch damit noch nicht genug! Der Sonne und dem Wind kommt nun auch noch das Feuer zu Hülfe. Gierig beleckt das wogende Feuermeer, das der Eingeborene angefacht hat, um sich in der Steppe die Verfolgung des Wildes zu erleichtern, den Rand des Busches. Jetzt hat das wilde Element auch hier Fuss gefasst und entfesselt rast es über die Hochebene. Wer nun das Land besuchte, der würde enttäuscht weiterziehen und nicht glauben, dass auch es seinen Frühling, seinen Blumenschmuck hat.

Ich wende mich nach Norden. Bei Rehoboth begegnen wir, von Süden kommend, den ersten, die Flussbette begleitenden, dichten Buschgürteln. Anfangs setzen sich diese ungleichmässig aus Akaziensträuchern (A. detinens *Burch.* var. und A. hebeclada *DC.*), Terminalia prunioides *Laws.*, durchwoben von einer Waldrebe (Clematis orientalis *L.* subspec. brachiata *Thunb.*) zusammen; höher im Norden und zwar namentlich am Omuramba ua Matako besteht der Buschstreifen vorwiegend, ja mitunter ausschliesslich aus einer Varietät der A. detinens. Der Dornbaum, die A. horrida *Willd.* tritt im Norden Hererolandes seltener auf und verschwindet schliesslich vollständig von der Bildfläche, wogegen die A. giraffae *Burch.* bis nördlich von Omaruru noch ziemlich häufig vorkommt, dann plötzlich zurückbleibt und von mir erst am Kunene wieder entdeckt wurde. Auf der Grenze Gross-Nama- und Herero-Landes begegnen wir dem südlichsten Vorposten der unstreitig prächtigsten Akazie Südafrika's, der auch in Nordafrika verbreiteten A. albida *Del.* (Anabaum der europäischen Ansiedler), ein Baum, der der Landschaft zum schönsten Schmucke gereicht. Eine stattliche Gruppe derselben Akazie findet sich bereits in Otjikango, doch vermag dieselbe nicht, so wenig wie das Exemplar in Otjiẕeva, der früh im Jahre eintretenden Nachtfröste wegen, die Früchte zu reifen; unter ihr zusagenderen Bedingungen kommt sie in grösseren Beständen

von Otjimbingue an abwärts im Tsoaχoub und dessen rechtsseitigen Zuflüssen ziemlich häufig bis nach Reed vor. Im Kaoko soll der Anabaum, nach brieflicher Mitteilung eines ganz ausgezeichneten Beobachters, des Herrn Missionar Bernsmann, im Flussbette des ǃU∓gab massenweise bei Oruẕeva (± 21° südl. Breite) vorkommen; in vereinzelten Exemplaren fand sie mein Gewährsmann ferner in einem kleinen Tale bei Ombavejejo (± 19° südl. Breite), sowie südlich davon in den Flussbetten des Khoiχab und des ∓Hũab. Der Standort bei Ombavejejo scheint der nördlichste zu sein. In der Kalaχaridepression habe ich die A. albida niemals gesehen. Die Anzahl sämtlicher bis dahin aus Hereroland bekannten Acacia-Arten beträgt 13, die der ganzen Interessensphäre vielleicht nahezu 20.

Von weiteren, im Hererolande und nicht auch in Gross-Namaland auftretenden Bäumen erwähne ich Combretum primigenum *Marl.* (Omumborombonga der Ovaherero), eine Combretacee, mit in höherem Alter grauer, rissiger Rinde und ca. 2 cm langen, vierflügeligen Früchten; ihr Holz ist ausserordentlich hart und von feinem Gefüge. Der Omumborombonga kommt nur im nördlichsten Teile Hererolandes vor, vorzugsweise in der Gegend von Omaruru und des obern Tsoaχoub, von wo ab er in der nordwestlichen Kalaχari bis nach ǀNoi χas nicht selten grössere Bestände bildet. In Amboland fehlt er zwar gänzlich, ist aber in dem benachbarten Kaoko von Herrn Bernsmann bis unmittelbar vor Zesfontein (ca. 18° 40′ südl. Breite) beobachtet worden.

Nahezu dieselbe Südgrenze wie der Omumborombonga hat Ficus damarensis *Engl.*, ein Feigenbaum von meist ganz gewaltiger Ausbildung, der am Waterberg, Etjo und Erongogebirge (nach Galton) in grosser Zahl vertreten ist; dieselbe oder eine nahe verwandte Art findet sich überall nördlich von Ondonga, in Otjavanda tjongue und am Ngami-See, niemals jedoch in Beständen, sondern nur in vereinzelten Gruppen von 1—10 Exemplaren.

Die Pflanzendecke der Küstenregion Hererolandes, so weit wir diese wenigstens kennen (das Kaoko ist floristisch leider noch unerforscht), trägt einen etwas anderen Charakter als jene

des litoralen Gross-Namalandes. Wir sind von der Capkolonie nun weiter entfernt und zahlreiche Pflanzen, die von dort aus allmälich der Küste entlang nordwärts gewandert sind, wie die Pelargonien, Sarcocaulon, Lebeckia, Ectadium u. s. w., haben diese Breite noch nicht erreicht; an deren Stelle sind andere von Norden her zugereist. Namentlich ein dem Küstengebiet Gross-Namalandes fehlender Faktor ist es, der hier die pflanzengeographischen Verhältnisse modifiziert hat, nämlich das aus dem Landesinnern kommende, unter der Namib perkolierende Grundwasser, das bei Sandwichhafen und unweit der Walfischbai bei Sandfontein, noch als Trinkwasser liefernde Quellen zu Tage tritt. Dieser Faktor ist es, der es zahlreichen Gewächsen des Hinterlandes ermöglicht hat, sich bis tief in die Litoralregion hinein zu begeben; ich erwähne von solchen Vorposten die Aloe dichotoma *L.*, verschiedene strauchige Zygophyllum-Arten, Acanthaceen etc. Auch hier konstatieren wir eine Euphorbienzone, aber weit entfernt davon, einen so exklusiven Charakter, wie in Gross-Namaland zu besitzen, ist sie hier gewissermassen neutrales Terrain, auf dem sich Küsten- und Binnenpflanzen friedlich die Hand reichen. Ganz allmälich differenziert sich aus dieser gemischten Zone im Osten die Pflanzendecke des Hinterlandes, im Westen, dem Meere zu, die des Litorals.

Zwei Gewächse der in der Nähe des Ozeans sonst überaus sterilen Namib fesseln namentlich unsere Aufmerksamkeit: es sind dies die Welwitschia mirabilis *Hook.* und die nicht minder interessante Acanthosicyos horrida *Welw.* Die erstere, die Welwitschia, aus Abbildungen und Beschreibungen genügend bekannt, kommt auf der Namib bis nach !Hai ||guinχab zerstreut in zahlreichen Exemplaren vor; der gegen allzuscharfe Erwärmung und daraus resultierende übermässige Verdunstung durch eine dicke Korkschicht wohl geschützte „Stamm“ steckt meist vollständig im Sande, während die in Längsstreifen zerschlitzten, bis drei Meter langen Blätter in oft wunderlichen Verkrümmungen dem Sande aufliegen. Der nächst nördlich bekannte Standort der Welwitschia ist das Cap Negro, südlich der portugiesischen Stadt Mossamedes, von wo sie Welwitsch 1860 nach Europa sandte.

Die ||Naras (Acanthosicyos horrida), ein zu der Familie der Cucurbitaceen gehöriges Gewächs, ist ebenfalls erst durch Welwitsch der wissenschaftlichen Forschung zugängig gemacht worden, obwohl sie längst vor ihm schon von Kapitän Alexander, (der sogar die Frucht trefflich abgebildet hat), von Andersson und Galton beobachtet und beschrieben worden war. Ihr Verbreitungsbezirk scheint sich von Sandwichhafen bis zum Cap Negro hinauf zu erstrecken, wie aus den Berichten Andersson's hervorgeht, der ihr Vorkommen bei Cape Cross und in der grossen Fischbai erwähnt. Nach Th. Hahn soll die ||Naras auch am Oranjefluss sich vorfinden, doch dürfte sie dort, wenn diese Beobachtung überhaupt auf Tatsachen beruht, wohl nur angepflanzt sein, da sie sonst südlich von Sandwichhafen noch nicht gefunden worden ist.

Die A. horrida bildet kugelige, 1—1½ m hohe Konglomerate vielfach verzweigter, biegsamer, blattloser Zweige, die mit paarig gestellten Dornen besetzt sind. Die Wurzel ist dick und reicht durch den lockeren Dünensand bis zum Spiegel des unter dem Sande durchsickernden Grundwassers hinab. Die Früchte erreichen die Grösse einer Pompelmuse und ein Gewicht von über 1 kg; sie sind essbar und bilden die Hauptnahrung der um Walfischbai und Sandwichhafen hausenden Topnaarnation. —

Bevor ich zur Schilderung des Bildes, das uns das Pflanzenkleid der weiten Kalaχaridepression bietet, übergehe, erübrigt es mir noch kurz der Modifikationen zu gedenken, welche die wenigen dem Binnenlande sich entwindenden und die Litoralzone durchschneidenden Flussbette in der Einförmigkeit der Flora der letzteren hervorrufen. Sind diese Flussbette während des grössten Teils des Jahres oder — wie das oft der Fall ist — während Jahrzehnten im Unterlauf trocken, so bezeichnet sie der Omuherero, wie wir bereits wissen, zum Teil als Omiramba; von solchen die Küste erreichenden, bedeutenderen Omiramba nannte ich den Tsoaχoub, den |Kuisib und den nördlich von diesem mündenden Omaruru. Gräbt man in einem solchen Flussbett an dazu geeigneten Lokalitäten nur wenige Meter tief, so erreicht man den Grundwasserspiegel, und dieses unteridisch sich bewegende Wasser ist es wiederum, das eine Menge typischer

Grundwasserpflanzen talabwärts bis in die Nähe der See lockt. So findet sich im Unterlaufe des !Kuisib noch die Ana-Akazie, die vom Cap der guten Hoffnung nach Hereroland durch Missionare verbrachte Nicotiana glauca *Grah.*, Tamarix austro-africana *Schinz* u. s. w.; ja die Mündung des Omaruruflusses soll sogar reichlich mit Phragmitis bestanden sein.

Noch reicher an Individuen und Arten sind die Buschstreifen die den Kunene und Oranjefluss, die beiden Grenzströme der deutschen Interessensphäre, begleiten; reicher, weil mit ihnen, die niemals völlig austrocknen, nicht nur die holzigen Pflanzen des Hinterlandes, sondern auch die zarteren Einjährigen zur Küste wandern und dort, inmitten ungastlicher Umgebung, eine grüne Oase hinzaubern.

Und nun ins Land der Aajamba und der San oder Buschmänner!

Nachdem man, vom Hererolande kommend, jenseits der Baresis-Berge eine Reihe paralleler, vorzugsweise mit Zizyphus-Arten, dem Omutati und der Terminalia prunioides *Laws.* bekleidete Hügelrücken überschritten hat, gelangt man in die baumlose Steppe des Etosabeckens, in deren Grasmeer die grauen Salsolasträucher vollständig verschwinden. Es sind wiederum vorwiegend Aristida-Arten, die an der Zusammensetzung der Steppe teilnehmen; die Halme erreichen niemals Mannshöhe, und diese im Gebiete der Kalaχaridepression ausserordentlich häufige Vegetationsformation entspricht daher wohl zum Teil den sogenannten offenen Kampinen des Kongolandes.

Bei Okaloko, ungefähr 18° südl. Breite, erreichen wir die Südgrenze der sowohl im tropischen Südwest- als Südcentralafrika verbreiteten Hyphaene ventricosa *Kirk.*[1]), die sich von der nächstverwandten H. guineensis *Thonn.* durch einen über der halben Höhe etwas angeschwollenen Stamm auszeichnet; sie ist von nun ab nordwärts recht häufig, kommt aber niemals im geschlossenen Walde, sondern ausnahmslos nur in Lichtungen vor. Was ihre Herkunft betrifft, so kann man hinsichtlich Ambolandes ver-

[1]) Wohl identisch mit der H. benguellensis *Welw.*

schiedener Ansicht sein: entweder war sie ursprünglich in diesem Gebiete gar nicht vorhanden und wanderte erst mit dem Menschen ein, indem sie in dessen Gefolge Besitz nahm von den durch Abforstung künstlich geschaffenen Lichtungen, oder sie war, als an Stelle des heutigen Baumwaldes der diesem in der Kalaχaridepression überall vorangehende Buschwald dominierte, bereits verbreitet, wurde aber dann im Laufe der Zeit durch den Hoch- oder Baumwald entweder erstickt oder verdrängt und fand nur dort noch ihre Lebensbedingungen, nämlich Licht und Luft, wo ihr der Mensch durch seinen Eingriff Raum schaffte. So erscheinen denn jetzt Palme und Werft immer in Gesellschaft, so dass die Annahme einer gleichzeitigen Einwanderung beider sich dem Beobachter unwillkürlich aufdrängt. Wenn ich aber dennoch zu der Ansicht neige, dass das Vorhandensein der Hyphaene älteren Datums als das der heute ansässigen Bevölkerung sei, so geschieht dies im Hinblick auf einen zweiten Baum, der in Amboland gewissermassen eine noch seltsamere Rolle als die Palme spielt. Es ist dies der Baobab, die Adansonia digitata *L.* Auch sie verlangt einen freien Standpunkt, viel Licht und viel Luft; da sie aber nicht so glücklich wie ihre Partnerin — die Hyphaene — ist, dem Omuambo durch irgend einen ihrer Teile Nutzen gewähren zu können, so hat sie dieser auch nicht weiter begünstigt und die luftigen Waldlichtungen bleiben daher für die Adansonia ein verbotenes Paradies. So muss die Ehrwürdige nun, im Walde versteckt, im Kampf mit den jungen Omitati, den Cassia- und Sterculia-Bäumen nach Licht ringen; wie schlecht es ihr dabei ergeht, davon zeugen die verhältnismässig kümmerlichen Exemplare. Sie, die gezwungen die Lichtungen meiden muss, ist also wohl kaum mit dem Menschen eingewandert, sondern fand sich südlich vom Kunene gewiss schon zu der Zeit vor, als dort noch alles Buschwerk und sie Herrin der Vegetation war. Warum sollte dann aber nicht auch die Palme bereits vorhanden gewesen sein?

In der Steppe ist für die Palme keines Bleibens, auch wenn sie sich dort einmal zufällig ansiedeln sollte; die verheerenden Grasbrände vereiteln nämlich das Aufkommen der jungen Büsche.

Wir sehr die Palme den geschlossenen Wald scheut, geht aus ihrer lokalen Verbreitung am Kunene bis Oṅkumbi hervor, wo die nördliche, offene Uferzone dicht damit bestanden ist, die südliche, bewaldete dagegen derselben entbehrt.

Männliche Exemplare sind in Amboland verhältnissmässig selten, da im Fall einer Hungersnot diese zuerst der Axt zum Opfer fallen; der die weiblichen Blüten befruchtende Pollen wird also wahrscheinlich vom Winde — der zur Blütezeit ja meist aus N und NE weht — aus dem Oshimpolofeld zugetragen. Ausserhalb Ambolandes habe ich die Hyphaene ventricosa, als die Landschaft charakterisierenden Baum, erst wieder am Ngami-See getroffen, wo sich ihr eine Fiederpalme, die Phoenix reclinata *Jacq.* zugesellt; in dem ungeheuern dazwischen liegenden Gebiete kommt sie nur in kleineren, isolierten Gruppen vor, wie nördlich von Okamambuti in wenigen Exemplaren, westlich von Omambonde am Omuramba ua Matako, wo sie einen lockeren Hain von vielleicht 200 Stück bildet, und in Lewisfontein in etwa 20 Stück. Im Westen Ambolandes, im Kaoko, bezeichnet das Flussbett des ǁUni ǃab (ca. 19^0 40′ südl. Breite), das seinen Hottentottennamen der Hyphaene verdankt, die Südgrenze der Palmen. Missionar Bernsmann beobachtete nördlich davon einen kleinen Bestand im ǃHoanib unfern Zesfontein, sah aber, wie er mir mitteilte, den Baum sonst nirgends im Kaoko. Noch mehr als die Hyphaene macht, wie bemerkt, der Baobab, da er nicht unter dem Schutze des Menschen steht, den Eindruck eines Fremdlings, der sich nicht mehr recht heimisch fühlt und bereut, nicht schon längst den Kunene wieder überschritten zu haben. Sein vollständiges Verschwinden aus Amboland ist nur eine Frage der Zeit. Da er sich nicht nur nicht weiter verbreitet, sondern auch nicht weiter verbreiten kann, so handelt es sich nur darum, wie lange die paar hundert Bäume — mehr sind es kaum — noch ausharren. Seine Südgrenze verläuft etwas nördlicher als die der Palme und umgeht Ondonga; dem ersten Exemplare begegnete ich zwischen Uukuambi und Ombandja. Aus dem Kaoko ist er nicht bekannt und ebenso wenig aus dem Gebiete zwischen Ondonga und dem Ngami-See;

wohl tritt er aber in unmittelbarer Nähe des letzteren von neuem auf und soll dann längs des Botelet häufig sein.

Zu der Hyphaene und dem Baobab könnte als Dritter im Bunde schliesslich noch der Omŭɣongo (Sclerocarya Schweinfurthiana *Schinz*) gerechnet werden. Auch dieser ist den jetzigen Verhältnissen sozusagen entfremdet. Seine umfangreiche, prächtige Krone mit den weit ausgreifenden Ästen verlangt viel mehr Raum, als die Bäume des Waldes, die scheinbar das stillschweigende Übereinkommen getroffen haben, nur mittelgrosse Kronen zu entwickeln ihm zu gestatten vermögen, und so verdankt auch er seinen Weiterbestand nur dem Menschen, der ihn der Früchte wegen mit Liebe hegt und ihn sogar mitten im Acker duldet oder dulden muss, weil — es der Häuptling so will.

Je näher wir dem Kunene rücken, um so kraftstrotzender wird die Vegetation. Der Omutati findet den Kampf zu ungleich und bleibt zurück; an seine Stelle tritt wiederum die Girafenakazie, im Verein damit die Sterculia tomentosa *G. et P.* und die himmelanstrebenden Cassia (spec.?) deren Kronen in gewaltiger Höhe über dem Walde einen zweiten Wald aufzubauen scheinen. Armsdicke Lianen, Strophantus- und Fockea-Arten, schlingen sich von Baum zu Baum, die Äste mit Guirlanden farbenprächtiger Blumen schmückend. Den Strom endlich rahmt ein Band dunkler Eugenien (Eugenia owariensis *Beauv.*) ein.

Nur die niedere Vegetation vermag zum Teil ihren trotzigen, mit Saft und Farbenpracht geizenden Charakter noch immer nicht zu verleugnen. Da starren bajonettartig die Blätter der Sansevieria cylindrica *Bojer* empor; auf Schritt und Tritt haken sich die Früchte der Achyranthes aspera *L.* oder der Setaria verticillata *Beauv.* in Kleider und Fleisch ein; bald tritt der Fuss auf stachelige Tribulus- oder Pretrea-Früchte, bald auf die nicht minder bewehrten einer Harpagophytum-Art.

Östlich von Ondonga verschwinden sowohl Palmen als Sclerocarya rasch, und auch der Omutati tritt nicht mehr waldbildend auf; einer der häufigsten Bäume ist nunmehr die Combretacee Terminalia Rautanenii *Schinz*, die nördlich und nordöst-

lich von der Etoṣapfanne dichte, von mittelgrossen Waldwiesen durchsetzte Bestände bildet.

Am Ngami-See treffen und mischen sich die Floren Hererö- und Ambolandes; erstere ist namentlich durch zahlreiche buschartige Acacia-Arten, letztere durch die Palme, den Baobab und die Sterculia vertreten. Die Vegetation ist recht dürftig und entspricht in keiner Weise dem Bilde, das man vom Kunene her mit sich gebracht hat. Selbst die Ufer des Okavango sind unmittelbar am Nordwestende des See's nur spärlich bewaldet, so spärlich, dass Andersson auf seiner Flussfahrt gezwungen war, sich das Brennholz durch Eingeborene oft aus weiter Ferne herbeitragen zu lassen. „Erst am vierten Tage", sagt er, „gewann die Landschaft ein freundschaftlicheres Aussehen: die Ufer des Flusses wurden höher und waren reichlich mit üppiger Vegetation bekleidet. Da war die Fächerpalme, die Fiederpalme, die schwarzstämmige Akazie, die weitästige wilde Sykomore, der elegante und dunkellaubige Moshoma und eine Menge anderer mir unbekannter Bäume, viele davon essbare und nahrhafte Früchte tragend."

Die eigentliche Kalaχari kann in ihrem nördlichen Teile, wo ich sie kennen gelernt habe, als ein gewaltiger, mit Strauchsteppe gemischter Buschwald bezeichnet werden, dessen Dichtigkeit und Zusammensetzung sich vollständig den Grundwasserverhältnissen anpasst. Bald durchschreitet man stundenlang Akaziengebüsch, durch welches der Pfad erst mühsam mit der Axt in der Hand gebahnt werden muss, und bald darauf grosse Grasebenen, in denen die Girafenakazien und später die Ahnenbäume gleich wie in einem Obstgarten, durch grosse Abstände getrennt, zerstreut sind. In lokalen Bodensenkungen häufen sich die Bäume zu kleinen Beständen, die meist schon aus grosser Entfernung an der dunkeln Farbe sich zu erkennen geben; sie sind des Reisenden Trost, da er weiss, dass er dort ziemlich sicher Wasser finden wird. Das Grasfeld ist stellenweise dicht mit der sogenannten Tschama oder Wassermelone (Citrullus vulgaris *Schrad.* oder vielleicht C. ecirrhosus *Cogn.*?) bedeckt, deren Früchte bald bitter, bald indifferent schmecken, von den an diese

Nahrung gewöhnten durstigen Ochsen übrigens ohne Auswahl verzehrt werden.

Die dem Boden anliegenden Cucurbitaceen der Kalaχari sind jedenfalls nicht, wie man leicht glauben könnte, der Verbreitung durch Tierfrass angepasst, denn entweder erreichen die glatten Früchte, wie die der obenerwähnten C. ecirrhosus und C. vulgaris, eine solche Grösse, dass es einer Antilope einfach unmöglich ist, sie anzubeissen, oder die Früchte bleiben klein und schützen sich dann vor ungebetenen Näschern durch allseitig abstarrende Stacheln, wie dies bei den Cucumis- und Momordica-Arten der Fall ist. Ich habe oft Gelegenheit gehabt, meine Ochsen zu beobachten, wie diese, mitten im Tschamafelde stehend, sich umsonst abmühten, die grossen Früchte ins Maul zu nehmen; wir mussten sie ihnen stets erst mit dem Beile zerstückeln. Wahrscheinlich ist der im Fruchtfleisch enthaltene bittere Stoff ein Präservativ, um die kleineren, noch unentwickelten Früchte gegen Tierfrass zu schützen und es ist dann leicht denkbar, dass sich im Laufe der Zeit aus der vor Nachstellung geschützten bitteren Art indifferente Formen entwickelt haben.

Sind die Früchte reif, so sterben die Zweige, die sie mit der Mutterpflanze verbinden, ab, das Fruchtfleisch vertrocknet, und die Fruchtschale wird hart und brüchig. Nun kommt der Wind und rollt die Frucht über die Steppe; wo sie an einen Stein oder Baumstrunk anstösst, erhält sie ein Loch, und durch diese Öffnungen werden nach und nach die Samen entleert.

Die Früchte der an Sträuchern emporklimmenden Cucurbitaceen, wie die der Coniandra- und Corallocarpus-Arten, zeichnen sich fast ausnahmslos durch eine gelbe oder sogar hochrote Farbe aus, die als Lockmittel für die Vögel aufzufassen ist. Man wird denn auch in der Tat kaum eine reife Frucht finden, die nicht bereits zur Hälfte ausgeraubt wäre; angebissene Früchte der kriechenden Cucurbitaceen habe ich dagegen selbst in wildreichen Gegenden niemals gefunden.

Die sandigen, dünenartigen Bodenerhebungen der Kalaχari zeichnen sich durch eine ganz besondere Pflanzenzusammen-

stellung aus. Wir finden dort die strauchartige Bauhinia Urbaniana *Schinz* und die Elephantorrhiza Burchellii *Benth.*, eine niedrige Maba-Art, Entada arenaria *Schinz*, Terminalia sericea *Burch.* etc., auf dem Sandrücken zwischen Karakobis und Lewisfontein endlich die zwei stattlichsten Bäume dieses Gebietes: die Copaifera coelosperma *Benth.* und den Pterocarpus erinaceus *Poir.*

Pechuel-Loesche teilt die Gesamtvegetation Südwestafrika's sehr zweckmässig in drei Gruppen ein: in die Nebelvegetation, die Regen- und die Grundwasservegetation. Seine erste Gruppe deckt sich ziemlich mit meiner Litoralzone, doch kommen in dieser bereits Gewächse vor, die entschieden vom Nebel ganz unabhängig sind, wie die ǁNara, die Welwitschia, die Aloe dichotoma *L.*, die Euphorbiabüsche etc., die sämtlich ihren Wasserbedarf aus der Tiefe beziehen. Die Regenvegetation charakterisiert Pechuel-Loesche dadurch, „dass deren Entwickelung mit den sommerlichen Niederschlägen beginnt und endet, die Grundwasservegetation (Wasserwald) dagegen nicht unmittelbar von jenen abhängig ist." Zu ersterer gehören die zahlreichen Dornsträucher, die Palme, der Omutati, die Sclerocarya, der Baobab, die sämtlichen oben zum Teil aufgezählten Gewächse der Binnendünen, viele Combretaceen und neben den Ephemeren die überwiegende Zahl der niedrigen Halbsträucher, Kräuter und Zwiebelgewächse.

Typische Grundwasserpflanzen sind die Oranjeflussweide, die Eugenia, der Ebenholzbaum, die Acacia giraffae *Burch.* horrida *Willd.* und albida *Dél.*, Tamarix austro-africana *Schinz*, Combretum primigenum *Marl.* etc.

Eine nicht geringe Zahl von Pflanzen, die sogenannten Ubiquisten sind von aussen mit dem Europäer eingewandert; ich nenne als die auffälligsten Nicotiana glauca *Grah.*, Ricinus communis *L.*, Datura Metel *L.* und Opuntia Tuna *Mill.* Die drei erst erwähnten sind namentlich im Hererolande sehr häufig; die Nicotiana glauca bildet im Unterlaufe des Tsoaχoub sogar stellenweise kleine Bestände.

Ähnlich wie in der Transvaal und im Oranjefreistaat gewährt auch im südwestlichen Afrika die Fauna heute nur noch

einen trüben Abglanz des früheren fabelhaften Tierreichtums. Die sämtlichen grösseren Tiere, wie das Nashorn, das Flusspferd[1]), der Büffel und der Elephant haben sich vor der weittragenden Büchse der Weissen schon längst in die unzugänglichen Sümpfe der Nordostecke der Interessensphäre zurückgezogen und von allen vieren kommt nur noch der Elephant in kleinen Gesellschaften von 20—40 Stück westlich vom Ngami-See vor, von wo aus er zur Regenzeit seine Streifzüge bis in das obere Kaoko auszudehnen pflegt. Die Kalaχaridepression, mit Ausnahme des besiedelten Teiles Ambolandes kann überhaupt als der jetzige Tummelplatz des Grosswildes bezeichnet werden; wohl verirren sich hie und da kleine Herden Strausse oder Girafen mitunter bis in das mittlere Herero- oder Gross-Namaland, aber weiteren Anspruch als den der Erwähnung können solche mit jedem Jahre seltener werdende Vorkommnisse kaum beanspruchen.

Was die Häufigkeit der verschiedenen Antilopen-Arten betrifft, so verweise ich auf den Anhang, der eine Zusammenstellung sämtlicher von mir beobachteten Arten enthält und ein ungefähres Bild der südwestafrikanischen Antilopenfauna gewährt.

Gleicherweise wie das Grosswild, so haben sich auch längst die drei grösseren Raubtiere, der Löwe, der Panter (Felis pardus) und der Gepard (Cynaelurus guttatus) nach Osten, in die Kalaχari zurückgezogen; man trifft zwar ihre Fährten auch hie und da noch im Hererolande und im Süden bis nach |Aus, doch handelt es sich dann gewöhnlich nur um ganz vereinzelte, meist altersschwache Tiere.

Von Hyänen kommt im ganzen Gebiete mit Ausnahme des Litoralgürtels sowohl die gemeine gefleckte (H. crocuta) als die gestreifte Art (H. striata) vor. Ausserordentlich häufig ist, neben dem wilden Hunde (Canis pictus), der ||Ai-Schakal der Hottentotten (Otocyon caffer), sowie der Goldschakal (C. mesomelas); zwischen diesen beiden überall in Südwestafrika vorkommenden Arten scheint sich ein Bastard gebildet zu haben,

[1]) Das Flusspferd allein kommt noch in einigen wenigen Exemplaren im Unterlauf des Oranjeflusses vor und ist dort noch 1886 von Herrn Iselin beobachtet worden.

von dem ich aber leider nur eines Balges habhaft werden konnte. Im mittleren und östlichen Gross-Namaland traf ich mehrmals den Steppen- oder Wüstenluchs (Felis caracal), dessen Pelz hochgeschätzt ist; um der Felle wegen werden von den Eingeborenen auch die Otter (Lutra inunguis) und die Ginsterkatze (Genetta senegalensis) gejagt, von denen die erstere am Ngami-See, die letztere überall in der Kalaχari sich vorfindet.

Von kleineren Raubtieren des Schutzgebietes und der Kalaχari erwähne ich des Cynictis penicillatus, eines Frettchens und des Ichneumon-artigen Herpestes badius; den letzteren fand ich sehr häufig in den unterirdischen Bauten eines Nagers, des an ein Eichhörnchen erinnernden Xerus setosus, mit diesem gemeinschaftlich dessen Nest bewohnend. Aus dem buschigen Schwanze des Xerus verfertigen sich die Eingeborenen einen Kopfschmuck, den sie beim Betreten des Kriegspfades zu tragen pflegen. Kaum grösser als die eben erwähnten Raub- und Nagetiere — nämlich ca. 4 dm Körperlänge — ist die Rhyzaena tetradactylata, ein in Südafrika verbreitetes Scharrtier; das Weibchen desselben besitzt in der Nähe des Afters zwei Drüsensäcke, aus denen es auf den Angreifer eine furchtbar übelriechende Flüssigkeit spritzt, deren Geruch kaum mehr aus den Kleidern zu entfernen ist.

Der Springhase (Pedetes caffer) ist, ausgenommen im Amboland, wo die tropischen Regen wohl seiner Weiterverbreitung Einhalt tun, überall häufig, ebenso der Lepus capensis, der Lampe Südafrika's. Die ausgedehnten Minierbauten des in seinen Bewegungen so possierlichen Springhasen haben schon manchen Wagen und manches Pferd zu Fall gebracht; das Tierchen selbst kriegt man selten zu Gesicht, da es ausschliesslich nur bei Nacht seine Höhle verlässt und zudem sehr flüchtig ist.

Mehr im gebirgigen als im flachen Teile des Schutzgebietes sind das Larvenschwein (Potamochoerus africanus) und ein Stachelschwein (Hystrix sp.) heimisch, ebenso der Klippschiefer (Hyrax capensis); im waldreichen Norden beherbergen verlassene Termitenhügel das Cap'sche Erdferkel (Orycteropus capensis).

Ein ausschliesslicher Bewohner der Gebirge ist schliesslich der Pavian (Cynocephalus porcarius), der vom Oranjeflusse bis

hinauf nach Otjavanda tjongue und von der Ostgrenze der Litoralzone bis zum Rande der Kalaχari sehr häufig ist; er erreicht eine stattliche Grösse und kann — trotz aller gegenteiligen Nachrichten — selbst dem Menschen gefährlich werden. Am Ngami-See soll eine zweite, kleinere Affenart mit bläulichem Pelze vorkommen, doch ist es mir nicht gelungen, derselben habhaft zu werden, ebenso wenig wie einer dritten, kleinen Affenart, die am Oranjeflusse zu Hause ist. Als einziges, den Strand belebendes Säugetier wäre der Vollständigkeit halber noch der Seehund zu erwähnen, dessen Vorkommen aber offenbar stark im Rückgange begriffen ist.

Die Vogelfauna Südwestafrika's hat einen trefflichen Beobachter und Forscher in Andersson gefunden, der in seinen „Birds of Damaraland" nicht weniger als 428 Arten beschrieben hat. An der Küste treiben Procellarien, Albatrosse, Kormorane und zwei Flamingoarten (Phoenicepterus erythraeus und P. minor), auf den vorgelagerten Inseln Pinguine ihr Wesen; im Hinterlande scheinen Calamodyten oder Schilfsänger, sowie die Fringilliden (Finken) mit der grössten Artenzahl vertreten zu sein. Ausserordentlich häufig sind Frankolinhühner, eine Turteltaubenart, und die Perlhühner (Numida mitrata); letztere scheinen in Gross-Namaland jedoch nicht viel südlicher als Rehoboth zu gehen. Der Gesellschaftsvogel (Philetaerus lepidus) scheint früher eine allgemeinere Verbreitung als jetzt gehabt zu haben, wenigstens schliesse ich dies daraus, dass die Mehrzahl der von mir untersuchten Nestkasernen zerfallen waren. Eine kleine Papageienart beobachtete ich im Süden Gross-Namalandes in Ganas, weitere, etwas grössere Vertreter der Psittaciden im Hererolande bei Otjizondjupa. In Amboland und am Ngami-See erfreut sich unser Auge an zahlreichen Enten, die wie auch der Pelikan zur Regenzeit alle Wasserlachen in reichen Schwärmen bevölkern und sich von da bis weit in das Hereroland hineinwagen. Zur selben Periode findet vom Kunene her auch eine Masseneinwanderung eines prachtvoll gefärbten Kronenkranichs, des Balearica regulorum, zahlreicher Störche und Ibis-artiger Vögel (z. B. Ibis aethiopica) statt; sowie die Pfützen und Omiramba aber

wieder aufzutrocknen beginnen, ziehen sich alle von neuem nach Norden zurück.

Wo totes Wild liegt oder abgeschlachtet wird, da stellt sich erst eine Krähe (Corvus scapulatus) und dann verschiedene nackthalsige Aasgeier ein, die, wenn man sie ungestört lässt, eine erlegte Antilope in erstaunlich kurzer Zeit rein benagen.

Der Siedelsperling (Philetaerus spec.) ist namentlich im mittleren Teile Gross-Namalandes häufig, wo man dessen zierliche Nester überall in den die Flussbette begleitenden Buschstreifen trifft. Die grossen Trappen sind durch mehrere Arten Eupodotis vertreten und werden des wohlschmeckenden Fleisches wegen von den Eingeborenen eifrig gejagt.

Unter den Reptilien ragt durch Grösse und Gefrässigkeit das Krokodil (Cr. vulgaris?) hervor, das im Kunene, Okavango und Botelet recht häufig ist, im Oranjeflusse dagegen fehlt. Von Schildkröten kommen etwa 8 Arten vor; die Schalen der kleineren Exemplare, und wie es scheint mit Vorliebe die der Testudo Verreauxi werden von den Hottentotten zu Buχubehältern verarbeitet. Die Eidechsen finden sich in reicher Zahl nicht nur im Landesinnern, sondern auch an der Küste; einzelne derselben sind durch prachtvolle Buntfärbung ausgezeichnet, während sich andere eher der gelblichen Farbe des Sandes angepasst zu haben scheinen.

Die Schlangen sind im Schutzgebiete ebenso arten- wie individuenreich; zu den giftigsten gehören die Puffotter (Vipera arietans) und die Cobraschlange (Naja haje), von denen namentlich die letztere sehr gefürchtet ist, da sie ihre Angriffe mit ausserordentlicher Behendigkeit auszuführen pflegt, während die Puffotter sich nur selten zur Verteidigung bequemt und es meist vorzieht, die Flucht zu ergreifen. Eine noch unbekannte Wurmschlange (Typhlops Schinzi) entdeckte ich unter Steinen in der Kalaχari; die Eingeborenen fürchten sich sehr vor diesem harmlosen Tierchen und lassen sich, soweit meine Erfahrungen reichen, niemals herbei, ein solches anzufassen. Python Sebae mit einer Länge bis zu 3 m ist der Riese unter den Schlangen unseres Gebietes; sowohl die Ovaherero, als die Ovambo wissen eine

Menge Fabeln über die Lebensweise und die Gefährlichkeit dieser Riesenschlange zu erzählen und machen eifrig Jagd auf sie, da einzelne Teile derselben als Zaubermittel verwendet werden.

Zur Regenzeit wimmelt es in Amboland tatsächlich von riesengrossen Fröschen (Rana adspersa), einer Art, die über Ost- und Südafrika verbreitet ist. Ein von mir in Spiritus konserviertes Exemplar mass von der Schnauze bis zum After 160 mm, gehörte aber dennoch nicht zu den grössten, die ich überhaupt gesehen habe. Dieser Frosch ist neben einem nicht minder häufigen Fische (Clarias gariepinus[1]) ein wichtiges Nahrungsmittel der Ovambo, weil er zu einer Zeit auftritt, da die Leute meist empfindlichen Mangel an Korn leiden, da der von der vorigen Ernte übriggebliebene Vorrat dann zur Aussaat gedient hat und an eine neue Ernte nicht vor drei Monaten zu denken ist. Eine weitere, sich mit Vorliebe in der Nähe menschlicher Wohnsitze aufhaltende Art Ambolandes ist die Rana Delalandei.

Eine Übersicht der auf meiner Reise erbeuteten Insekten findet sich im Anhange zu diesem Kapitel; einen rechten Begriff von der Reichhaltigkeit der Insektenfauna gewährt sie allerdings nicht, da während meines Aufenthaltes in Südwestafrika die verschiedenen Interessen nur allzuoft in Kollision gerieten und dann, wie es sich wohl von selbst versteht, die mir persönlich wertvollsten Objekte beim Sammeln die Bevorzugung erhielten.

Die Käfer Südwestafrika's zeichnen sich keineswegs durch besondere Grösse oder Farbenpracht aus, so dass der Laie, dem eine Sammlung derselben zur Besichtigung vorgelegt würde, sie vielleicht für europäischen Ursprungs halten könnte. Unter den Heuschrecken ragt Phymateus morbillosus durch ausnehmend lange Flügel hervor; er ist namentlich um |Aus häufig, wo er sich zu Hunderten auf den dortigen Melianthus-Büschen aufzuhalten pflegt. Wanderheuschrecken lassen sich mitunter in Gross-Namaland nieder, scheinen aber doch nicht so häufig wie in der Kolonie zu sein.

[1]) Auf Seite 265 fälschlich als C. capensis bezeichnet.

Die beiden Termitenarten der Interessensphäre (T. capensis? und T. bellicosus) schliessen sich gegenseitig aus; die kuppelförmigen Bauten der Cap'schen Art trifft man im Süden Gross-Namalandes überall ausserhalb des Bereiches des Seeklima's, Termes bellicosus dagegen geht nicht südlicher als Otjizeva und scheint auch dem grösseren Teile der Kalaχari zu fehlen.

Die bekannte und gefürchtete Tsetsefliege (Glossina morsitans) war in früheren Jahren, als die Elephanten und Büffel ihre Wanderungen noch bis in die Nähe der Walfischbai auszudehnen pflegten, wohl auch in diesen Gebieten heimisch, hat sich aber nunmehr in die äusserste Nordostecke, in die Gegend der Tšobesümpfe zurückgezogen. Am rechten Ufer des Okavango — so weit dieser deutsch ist — und am Ngami kommt sie zur Zeit ganz sicher gar nicht mehr vor.[1])

Zur Regenzeit erscheinen sozusagen über Nacht zahllose Myriapoden oder Tausendfüssler; in der Kalaχari hauptsächlich Scolopendra morsitans, im gebirgigen Teile des Schutzgebietes Spirostreptus falcicollis. Zur selben Zeit beginnen sich auch die Scorpione wieder zu regen, die sich bis anhin tief unter Steinen verborgen hielten; in Gross-Namaland sind namentlich zwei Arten sehr häufig vertreten, der gelbgefärbte Buthus raudus und der schwarze Ichnurus tityrus. In der Kalaχari scheint namentlich der gewaltige Mossamedes opinatus, der eine Totallänge von bis zu 75 mm erreicht, verbreitet zu sein.

Von den Spinnen erwähne ich die im Strandgebiet beobachtete Cyclosa tubicola, deren, wie es scheint mit Vorliebe an Lebeckiasträuchern befestigte Nester die Form einer waldhornartig gebogenen Röhre haben.

Am ärmlichsten ist, entsprechend den klimatologischen und hydrographischen Verhältnissen unstreitbar die Molluskenfauna vertreten. Die Zahl der mir durch unsere Expedition aus Südwestafrika bekannt gewordenen Schnecken-Arten beziffert sich

[1]) Der Aussage der Jäger zufolge soll die Tsetse ihre Eier in dem Kot der Büffel bergen. Tatsache ist, dass die Tsetse mit dem Büffel kommt und verschwindet.

auf 14, die der Muscheln auf 3. In den verschiedenen Omiramba des Hererolandes finden sich massenweise Bulimus minosculus und der etwas grössere B. damarensis, deren Gehäuse man in grosser Zahl aus den Kalkbewürfen der Missionsgebäulichkeiten herauslesen kann.

Ehe ich mit diesen Naturschilderungen von Südwestafrika Abschied nehme, möchte ich zum Schluss noch kurz eine Erscheinung berühren, die in jüngster Zeit, da diese Gebiete für den Europäer ein erhöhtes Interesse gewonnen haben, schon sehr oft zur Sprache gekommen ist, nämlich die behauptete Verschlimmerung der klimatologischen Verhältnisse, die Verminderung der jährlichen Niederschläge und das Zurückweichen des Grundwassers. Von den sämtlichen Beobachtern, die hierüber ihre Meinung geäussert haben, scheinen mir allein Pechuel-Loesche und Dove (Das Klima des aussertropischen Südafrika 1888) den Tatsachen gerecht geworden zu sein. Beide suchen in Übereinstimmung die Ursache der lokal zunehmenden Trockenheit nicht in meteorologischen Veränderungen, sondern in der viel näher liegenden Misswirtschaft, die der Eingeborene seit Jahrzehnten mit Grund und Boden treibt. Sehen wir uns einmal Hereroland an! In jeder der vielen Hunderten von Werften der Ovaherero brennt Tag und Nacht das heilige Feuer, das zu unterhalten die Weiber Tag für Tag Brennholz sammeln müssen. Die Umgegend der Werft mag noch so holzreich sein, nach kaum zwei Jahren wird sie dennoch im Umkreis von einer Stunde, nach einem Dezennium entsprechend weiter, kahl rasiert sein. Die Büsche werden umgehauen, um die defekt gewordene Dornhecke auszubessern, die Bäume gefällt für den Hausbau, oder, um Holz für die Milchgefässfabrikation zu gewinnen. Wo ein gesunder, starker Baum der Axt trotzt, da häuft der Omuherero Brennholz um dessen Stamm und steckt dieses in Feuer, langsam glimmt der Brand weiter, nach Verlauf einiger Tage neigt sich der Riese zur Seite und stürzt, im Falle noch andere Bäume und Sträucher mit sich reissend, zu Boden. Nun, da der Bestand gelockert ist, wagt sich im Winter auch der Steppenbrand, der vorher nur an der Peripherie die äussersten Büsche

beleckte, mitten ins Herz hinein und trägt auch seinerseits sein Scherflein zur Beschleunigung des Unterganges bei. Was noch übrig bleibt, treten die Rinderherden zu Boden, und wo früher Buschwerk war, da ist heute nicht Steppe, nicht Wald. Nun mag es noch so stark regnen, das Wasser fällt nicht mehr auf beschatteten Humusgrund, sondern auf glühend heissen Staubboden, und anstatt in die Tiefe zu sickern, wird es sofort wieder verdampft. So muss der Grundwasservorrat von Jahrzehnt zu Jahrzehnt abnehmen und damit, nicht aber mit meteorologischen Veränderungen, steht die zunehmende Trockenheit des Schutzgebietes in kausalem Zusammenhang.

Demselben Schicksal, wie eine einfache Rechnung zeigt, geht das heute noch dicht bewaldete Amboland entgegen. Nimmt man an, dass eine mittelgrosse Ambowerft durchschnittlich aus 600 Pfählen bestehe, und dass von je einem Baume im besten Falle 3 Pfähle gewonnen werden, so müssen, um eine einzige Werft zu erstellen, 200 gesunde Bäume gefällt werden; da nun die Zahl der Werfte in Ondonga z. B., nach meiner Schätzung wenigstens 500 beträgt, so repräsentieren diese in ihrer Gesamtheit einen Verlust von 100 000 Bäumen! Wird dazu noch in Betracht gezogen, dass ein Pfahl unter gewöhnlichen Umständen nur 50 Jahre lang haltbar ist, dass viele Werfte verbrennen und zahlreiche Bäume des Ackerlandes halber umgehauen werden, so kann man sich einen ungefähren Begriff von der erstaunlich rasch fortschreitenden Abforstung machen. So sind im Laufe der Zeit Ondonga und Uukuambi bereits ganz, Uukuanjama, Ombandja etc. zu einem grossen Teil entwaldet worden und dichte Waldungen finden sich heute nur noch im äussersten Westen und Norden, in jenen Gebieten nämlich, die von den Ovambo erst nachträglich in Besitz genommen worden sind.

Aber nicht nur die Eingeborenen, sondern auch die Europäer machen sich, unbekümmert ob der Zukunft, des unvernünftigsten Waldfrevels schuldig; ich erinnere nur an Andersson, der sich rühmt, auf seiner Reise nach dem Okavango ungefähr 200 000 Bäume und Sträucher gefällt zu haben!

Soll diesen Übelständen gesteuert werden, so müsste vorerst jegliches Abholzen in der Nähe von Stationen strenge verboten werden, was sich allerdings, wie noch so manche andere Verordnung in Afrika draussen, weniger einfach machen lässt, als man in Europa am Konferenztisch mitunter zu vermeinen scheint. Es wird auch dies wieder ein Punkt sein, der eines Reichsvertreters ganzen Takt und ganzer Vorsicht bedarf, wenn nicht hinsichtlich des Einvernehmens mit den Eingeborenen mehr verdorben werden soll, als im besten Falle hätte erreicht werden können. So wenig, wie sich der vorhistorische Pfahlbauer von heute auf morgen zum Kulturmenschen des neunzehnten Jahrhunderts entwickelt hat, so wenig wird man vom trägen Bantuneger, der unbekümmert ob der Zukunft nur für die Gegenwart lebt, schon vor Ablauf einer einzigen Generation ein Verständnis für unsere Bestrebungen verlangen können. Der Autochthone wird uns ein solches überhaupt nicht entgegenbringen, sondern sich stets des Weissen zu entwehren suchen; er wird den Kampf aufnehmen und — dabei untergehen. Gewinnen wird unter allen Umständen die kommende, die Bastardrasse, und mit dieser wird der Europäer in Zukunft zu rechnen haben. Ist man sich hierüber klar, so scheint mir damit auch die Richtschnur für die in Südwestafrika einzuschlagende Politik gegeben zu sein.

XIX. Kapitel.

Die christliche Mission in Südwestafrika.

Es ist der allmählichen Entwicklung der von den Barmer Missionaren vorgenommenen Christianisierung der Hottentotten und Ovaherero von Seite des leider verstorbenen Direktors jener Gesellschaft eine so gründliche und sachgemässe Beleuchtung zu teil geworden, dass ich mich hier lediglich auf die Aufzählung der Hauptmomente beschränken kann; die sich weiter für diesen Gegenstand interessierenden Leser verweise ich auf die in Barmen erschienene und von Direktor v. Rohden verfasste „Geschichte der rheinischen Missionsgesellschaft."

Die erste im deutschen südwestafrikanischen Schutzgebiete angelegte Missionsstation war jene von Warmbad, im Süden Gross-Namalandes, im Gebiete der Bondelzwarts, der deutsche, aber im Dienste der „London mission society" arbeitende Männer vorstanden; nach dem Rückzuge der Londoner Gesellschaft aus Südwestafrika, und nachdem die Station noch 34 Jahre lang in den Händen der Wesleyaner gewesen, ging sie schliesslich 1865 definitiv in den Besitz der Barmer Mission über. Die Überlassung des Gebietes der Hottentotten von Seite der Londoner Freunde, die es vorzogen, ihre Tätigkeit mehr nach dem Osten zu verlegen, an die Barmer, führte diesen auch den alten Missionar Schmelen zu, der sich schon 1814 in Bethanien niedergelassen hatte und daher auch als der eigentliche Gründer der deutschen Mission unter den Hottentotten nördlich vom Oranje-Flusse zu bezeichnen ist. Nach Anlage und Ausbau dieser ersten beiden Stationen wurden von der rheinischen Gesellschaft in der Folge die übrigen Stämme in Angriff genommen und schliesslich auch die nördlichen Nachbarn der Hottentotten, die Ovaherero, in den Kreis ihrer civilisatorischen Bemühungen gezogen. Da unter

den Ovaherero ein sichtlicher Erfolg, länger als man erwartet hatte, ausblieb, so wurde auf Betrieb des energischen und geistvollen Missionars Hugo Hahn, eines Rigaer Bürgers, in Otjimbingue, dem Mittelpunkte der Hererobevölkerung eine Missionskolonie in's Leben gerufen und Handwerker sowie Kolonisten aus Deutschland herbeigezogen, die den Missionar von dem ihm von den Eingeborenen aufgezwungenen Handel und den mannigfachen, ihn von seinem eigentlichen Ziele abführenden Handlangerarbeiten entlasten sollten, ein Versuch, der jedoch daran scheiterte, dass einesteils ein empfindlicher Mangel an Betriebskapital die freie Bewegung erlahmen liess und andernteils die alle Geschäfte auf Rechnung der Gesellschaft führenden Kolonisten sehr bald nach Selbständigkeit zu trachten begannen.

Trotz der mannigfachen, sowohl inneren als äusseren enormen Schwierigkeiten und Kämpfe ist es der rheinischen Gesellschaft doch gelungen, sich nicht allein in dem von der Natur so ausserordentlich stiefmütterlich behandelten Gebiete zu behaupten, sondern sogar den Umfang ihrer Tätigkeit stetig zu vergrössern, neue Stämme in den Bereich ihres Wirkungskreises zu ziehen und eine grosse Zahl der alten Stationen durch zweckmässige Personalvermehrung in ihrem Bestande zu sichern. Während sämtliche Stationen Gross-Namalandes auch heute noch von der Gesellschaft abhängig sind, haben sich jene der Kolonie bereits zu autonomen Gemeindewesen erhoben, die ihren Missionar selbst besolden und überhaupt alle Kirchenkosten aus eigenen Mitteln bestreiten.

Manche der auf der Grenze zwischen den beiden feindlichen Rassen, den Hottentotten und Ovaherero, gelegenen Stationen sind im Laufe der Kriegsjahre der unerbittlichen Raub- und Zerstörungswut gegnerischer Horden, mitunter auch jener der eigenen Bewohner zum Opfer gefallen und bis heute unbesetzt geblieben, aber dennoch nimmt der Einfluss der Missionsarbeit, so sehr sich auch der Eingeborene anfangs dagegen sträuben mag, im Schutzgebiete von Jahr zu Jahr sichtlich zu und ist bereits von solchem Belang, dass jedes Unternehmen in jenem Gebiete dieses Moment wohl in Betracht ziehen muss.

Um dem Leser einen Überblick über den derzeitigen Stand der Mission im südwestafrikanischen Schutzgebiete zu ermöglichen, habe ich im nachstehenden Tableau die einzelnen, 1890 in Tätigkeit gewesenen Stationen mit Angabe der Missionare und der ungefähren Anzahl der Gemeindeglieder (den Jahresberichten der rheinischen Missionsgesellschaft entnommen) zusammengestellt und diese Zahlen dürften wohl verständlicher als Worte die Bedeutung des deutschen Missionswerkes illustrieren. Um jedoch allen Faktoren, die an dieser gewaltigen Kulturarbeit mitwirken, gerecht zu werden, muss ich auch noch kurz der sogenannten Katecheten oder Nationalgehülfen gedenken. Es sind dies besonders begabte Eingeborene, die, nachdem sie während einer längeren Reihe von Jahren unter der Aufsicht eines Missionars Schule und mitunter auch Gottesdienst gehalten haben, auf die von den Stationen entfernten Aussenposten gesandt werden, um dort als Pioniere der christlichen Kirche unter ihren Landsleuten für den Missionar den Boden zu ebnen. Nach dem Vorbilde des früher von Brincker, nunmehr von Viehe geleiteten Augustineum in Otjimbingue — das Viehe nun (1891) nach Okahandja verlegen wird —, in dem solche Nationalgehülfen vorgebildet werden, hat nun auch Missionar Fenchel im vergangenen Jahre in Keetmanshoop ein ebensolches Institut gegründet und beabsichtigt dort namentlich Bastards zu dem genannten Dienste heranzuziehen.

Station	Gründung	Missionar	Zahl der Gemeindeglieder:						
			1883	1884	1885	1886	1887	1888	1889
Gross-Namaland:									
Warmbad	1805	Wandres	172	281	281	360	300	373	497
Keetmanshoop	1864	Fenchel	284	360	380	393	413	464	485
Bersaba	1850	Hegner	848	955	874	910	904	924	887
Bethanien	1814	Bam	592	587	633	633	686	798	813
Goχas	1889	Rust	—	—	—	—	—	—	?
ǃHoaχa ǃnas	1853	Judt	283	307	307	307	356	356	355
Rietfontein	1885	Pabst	—	—	100	110	154	180	230
Rehoboth	1854	Heidmann	521	545	560	560	617	650	811

Station	Gründung.	Missionar	Zahl der Gemeindeglieder: 1883	1884	1885	1886	1887	1888	1889
Hereroland:									
Otjikango	1844	Bernsmann	270	130	130	465?	148	160	173
Otjimbingue	1849	Viehe u. Meyer	335	335	403	380	507	552	641
Okahandja	1850	Diehl	230	280	280	?	512	320	482
Otjosazu	1872	Irle u. Eich	237	266	277	140	307	327	396
Okombahe	1882	?	?	?	143	?	128	87	242
Omaruru	1870	Dannert	246	285	309	83	359	394	347
Omburo	1876	Nat.-Geh.	78	80	70	145	112	110	111
Walfischbai	1880	Böhm	130	100	130	120	197	169	189

Im Laufe der Jahre aufgelöste Stationen:

Station	Gründung.	Häuptling	Aufgehoben	Bemerkungen
Gross-Namaland:				
Grootfontein	1878	Unbewohnt	1883	Der Räubereien der Hottentotten wegen unhaltbar.
Gibeon	1862	Hendrik Witbooi	1887	Musste vom Missionar gesetzloser Zustände wegen verlassen werden.
Gobabis	1855	Unbewohnt	1880	Infolge ungesetzlicher Verhältnisse als Station aufgegeben.
Hereroland:				
Schepmansdorf	1845	Piet Heibib	1868	Zerstört von d. Hottentotten.
!Ameib	1867	Unbewohnt	1881	Aus Mangel an Wasser von den Zwartbooi'schen verlassen.
Otjizondjupa	1873	Unbewohnt	1880	Aus Furcht vor den Hottentotten von den Ovaherero verlassen.
Otjizeva	1873	Unbewohnt	1886	
Windhoek	1871	Unbewohnt	1880	Von den Ovaherero im Kriege zerstört.

Im August 1890 sind nun drei neue Missionare, Wulfhorst, Meisenholl und Schaar nach Südwestafrika gesandt worden, von denen die zwei ersten die neuerdings beschlossene Arbeit in Amboland aufnehmen sollen; Schaar dagegen soll im Norden

Hererolandes eine Station für Bergdamara gründen. Missionar Eich — früher in Otjizeva — ist die Aufgabe gestellt, im Westen Hererolandes eine Gemeinde zu sammeln und zwar ist hierfür — höchst unzweckmässig — Witvley in Aussicht genommen.

Die Mission unter den Stämmen Ambolandes datiert aus jüngerer Zeit als jene, die von der rheinischen Gesellschaft in Gross-Nama- und Hereroland unternommen worden ist, und ich glaube bei derselben, da deren Geschichte wohl weniger bekannt ist, etwas länger verweilen zu dürfen. Den ersten Anstoss dazu gab die im Jahre 1851 von Sir Francis Galton unternommene Forschungsreise nach Herero- und Amboland, der bei seiner Rückkunft letzteres als ein überaus reiches und wohlangebautes Gebiet schilderte und die Barmer Gesellschaft direkte aufforderte, ihre Missionstätigkeit auch dort zu versuchen. Nachdem eine einberufene Generalversammlung hierzu die Genehmigung erteilt hatte, unternahmen die beiden Missionare Hugo Hahn und Rath eine Untersuchungsreise, unter Führung des nun verstorbenen Elephantenjägers Green und erreichten auch glücklich den Ondonga-Stamm, von dessen Häuptling Nangolo sie aber heimtückischer Weise angegriffen und zur Rückkehr gezwungen wurden. Nangolo starb während des auf sein Geheiss unternommenen Überfalles an einem Herzschlag und die Weissen gewannen durch diesen unerwarteten Zwischenfall bei den tief von Aberglauben befangenen Eingeborenen mächtig an Ansehen, ohne dass sie jedoch auf den von Galton angeregten Gedanken der Verwirklichung vor der Hand eingehen konnten. 1866 erneuerte Hahn seine Entdeckungsreise und besuchte die Häuptlinge Shikongo, Nangolo's Nachfolger und Shipandeka, den Herrscher von Uukuanjama; der Empfang, der ihm diesmal zu teil wurde, war ein so erfreulicher und für den nach einem neuen Arbeitsfelde suchenden Missionar so ermutigend, dass Hahn nun selbst für Galton's Plan begeistert eintrat und denselben eifrig bei der Vorsteherschaft in der Heimat befürwortete. Da die der rheinischen Gesellschaft zur Verfügung stehenden Mittel und Arbeitskräfte eine so plötzliche Ausdehnung ihrer Tätigkeit aber kaum ertragen konnten, so suchte man dieses neue, von

Galton und Hahn erschlossene Feld einer befreundeten Missionsgesellschaft zuzuweisen; auf eine Anfrage hin erklärte sich denn auch der kurz zuvor gegründete finnische Missionsverein, dessen Sitz in Helsingfors war, zur Übernahme dieses Werkes bereit. Am 24. Juni 1868 wurden die fünf ersten in Helsingfors ausgebildeten Missionare samt vier Handwerkern ausgesandt. Die Reise dieser ersten Sendboten — ich folge in der Hauptsache einer manuscriptlichen Darstellung meines Freundes Rautanen — dauerte, ehe sie ihren Bestimmungsort erreichten, infolge vorausgesehener, dreimaliger Unterbrechung volle zwei Jahre. Am 8. Juli 1870 gelangte die, wiederum von Green geleitete Reisegesellschaft nach Ondonga und zeigte sofort nach Betretung der Grenze dem Häuptling Shikongo ihre Ankunft an. Obgleich Shikongo, der hauptsächlich Büchsenmacher und Pulverfabrikanten verlangt hatte, ob der Aussicht, dass nur die Hälfte der Missionare und Handwerker bei ihm verbleiben sollte, wenig erfreut war und gerne die für ihn bestimmten Lehrer gegen die übrigen Handwerker vertauscht hätte, so legte er seinen Gästen dennoch kein Hindernis in den Weg, sondern gestattete den nach Uukuambi bestimmten vier Sendboten anstandslos die Weiterreise.

Wie in Ondonga, so war auch glücklicherweise der Empfang in Uukuambi bei Nuujoma ein recht freundschaftlicher, so dass sofort in beiden Stämmen mit dem Hausbau begonnen werden konnte und bereits nach fünf Monaten die beiden ersten Stationen Ambolandes, Elim in Uukuambi und Omandongo in Ondonga, aus rohen Backsteinen erstellt, unter Dach standen. In Uukuambi hatten die Missionare alle Ursache, auf besten Erfolg ihrer Arbeit zu hoffen; der Häuptling besuchte mit seinem Gefolge regelmässig den Gottesdienst und war sichtlich darauf bedacht, den Hausbau „seiner Weissen“ möglichst zu beschleunigen, wie er denn auch Tag für Tag eine Anzahl Eingeborener sandte, die den Missionaren beim Treten des Lehms und Formen der Backsteine behülflich sein mussten. Den Frauen des Stammes war dagegen jede Annäherung an die Fremden strenge verboten.

In Ondonga hatten unsere Freunde anfangs mit grösseren Schwierigkeiten zu kämpfen. Shikongo weigerte sich nicht nur,

seinen Untertanen Hülfsleistungen und den Besuch der Andachten zu gestatten, sondern verbot diesen auch, Lebensmittel an die Missionare zu verkaufen, wohl in der Absicht, die letzteren dadurch zum Abzug zu zwingen; die Handwerker dagegen, die, wie bemerkt, seinen Wünschen eher gerecht zu werden versprachen, erfreuten sich seiner vollen Zuneigung.

Vom Missionseifer getrieben, liessen sich die jungen Sendboten von solchen Widerwärtigkeiten wenig anfechten und suchten vielmehr durch Beharrlichkeit immer festeren Fuss zu fassen, so dass schliesslich der Trotz des Häuptlings besserer Gesinnung wich und man, da gleichzeitig zwei neue Missionare ankamen, an eine Erweiterung der Tätigkeit denken durfte. In Ondonga wurde neben Omandongo die zweite Station Olukonda gegründet, in dem Uukuambi nächstbenachbartem Stamme Ongandjera der Grund zu Rehoboth gelegt und in dem nördlich von Ondonga seiner Zeit ebenfalls von Hahn besuchten Uukuanjama 1871 provisorisch eine fünfte Station errichtet.

Im nächsten Jahre — 1872 — kam jedoch schon der erste Rückschlag. Über der jungen Niederlassung in Uukuambi sammelten sich schwere Gewitterwolken; das erst entgegenkommende Benehmen Nuujoma's schlug in's Gegenteil um, und nach einer Reihe unerquicklicher Vorfälle erhielten die dort stationierten Missionare schliesslich den Befehl, sofort den Stamm zu verlassen, dem, da Nuujoma nicht nur jede Begründung seines Vorgehens versagte, sondern zum Überfluss auch noch Drohungen hinzufügte, wohl oder übel Folge geleistet werden musste. Die Ursache dieser scharfen Massregel war wohl der Gegnerschaft der mit Sklaven handelnden, portugiesischen Händler zuzuschreiben, die nicht lässig wurden, den Häuptling nach Möglichkeit gegen die ungebetenen Missionare aufzuhetzen, indem sie letztere gegen ihr besseres Wissen aller Schandtaten fähig erklärten, und da Nuujoma sich in seinen eigennützigen Erwartungen, die er von den finnischen Sendboten erhofft haben mochte, getäuscht sah, so gab er solchen böswilligen Einflüsterungen nur allzugerne Gehör. Ebenso sah sich auch der nach Uukuanjama gesandte Missionar, der bei Shipandeka, wie bemerkt, überhaupt nur versuchsweise

stationiert worden war, ungefähr zur selben Zeit zum Rückzug bewogen; der eng mit den portugiesischen Händlern befreundete Häuptling war ein dem Genusse des Aguardente arg ergebener Mann, und ein in sinnloser Trunkenheit über den Kopf des wehrlosen Missionars hinweg gefeuerter Schuss zeigte diesem, was für ihn unter Umständen zu erwarten war. Die von Uukuambi und Uukuanjama Vertriebenen fanden bei Shikongo freundliche Aufnahme und die Zusicherung dessen mächtigen Schutzes, und da die ihres Arbeitsfeldes beraubten Missionare irgendwo untergebracht werden mussten, so wurde im September 1872 zur Gründung zweier weiterer Stationen in Ondonga, Ondjumba und Onipa geschritten.

In Ongandjera war bis Mitte 1872 die Arbeit gut vorangegangen, die beiden dorthin gesandten Sendboten hatten mit Hülfe der eingeborenen Bevölkerung ein stattliches Wohnhaus gebaut und sich im Halten der Schule und des Gottesdienstes wechselweise abgelöst, was um so notwendiger war, als fast stets der eine oder andere von ihnen krank am Fieber darniederlag. Gegen Ende 1872 musste einer der Missionare, mein Freund Rautanen, gesundheitshalber eine Erholungsreise nach dem Hererolande machen; als er im Januar des folgenden Jahres zurückkam, fand er seinen Kollegen verreist, auf dem Tisch im Wohnzimmer aber einen beschriebenen Zettel, der besagte, dass der Freund infolge der Quälereien von Seite des Häuptlings zum Verlassen der Station gezwungen worden sei und sich nach Ondonga begeben habe. Was sollte der Einzelne, der zudem noch krank und schwach war, allein anfangen? Die Begleiter, die seinen Wagen aus dem Hererolande gebracht hatten, fürchteten sich in dem fremden Stamme, dessen Häuptling ihnen nicht gewogen schien und nahmen ihren Abschied; ein heftiges Fieber warf den Missionar und dessen Frau auf's Krankenbett und liess sie ihre einsame, hülflose Lage doppelt fühlen. Tagelang durfte sich auf des Häuptlings Befehl kein Mensch bei den zum Tode Erkrankten blicken lassen, vergebens schrieen sie, gepeinigt vom brennenden Durst, nach Wasser, niemand war zur Hülfeleistung bereit. Die kräftige Natur siegte indessen doch und nachdem die Beiden

wieder einigermassen hergestellt waren, säumten sie keinen Augenblick, nun auch ihrerseits dem ungastlichen Stamme den Rücken zu kehren. In Ondonga wurde Konferenz gehalten und beschlossen, die Missionstätigkeit einstweilen ganz auf Ondonga zu beschränken; da überdies bereits die Mehrzahl der anfangs Ausgesandten teils gesundheitshalber, teils aus selbstgefühlter Untauglichkeit die Heimreise nach Europa angetreten hatten, so wurden auch die zwei im Norden Ondonga's errichteten Stationen Onipa und Ondjumba aus Mangel an Arbeitskräften wiederum aufgegeben und nur Olukonda und Omandongo, samt der mittlerweilen neugegründeten Omŭlonga-Station weiter betrieben.

Kurz nach meiner Flucht aus Ondonga ist über die finnische Mission in Amboland nochmals ein Schicksalsschlag gekommen, herbeigeführt durch die Entzweiung der königlichen Brüder Kambonde und Neγale. Der infolgedessen drohende Bürgerkrieg wurde zwar durch Teilung Ondonga's in zwei Königreiche, ein westliches unter Kambonde's Herrschaft und ein östliches unter Neγale stehendes, abgewendet, da aber Neγale mit unerfüllbaren Forderungen an die Missionare herantrat, so mussten die Stationen Omandongo und Omŭlonga wiederum verlassen werden.

An deren Stelle ist 1887 auf's neue Onipa bezogen worden und nach mir zugekommenen, brieflichen Mitteilungen ist seit Mitte 1890 auch in Omŭlonga wieder ein Missionar eingesetzt. Die finnische Mission beschränkt sich also zur Zeit auf folgende Stationen:

Olukonda, besetzt mit den Missionaren Rautanen und Pettinen,
Onipa, besetzt mit Missionar Hannula,
Omŭlonga, besetzt mit Missionar Alén.

Neuerdings hat nun auch die rheinische Missionsgesellschaft beschlossen, ihre Tätigkeit auf Amboland auszudehnen und zwei ihrer jungen Sendboten, Wulfhorst und Meisenholl, im August 1890 dorthin abgesandt.

1882, zwölf Jahre nach der Ankunft der ersten Missionare in Ondonga konnten die ersten Ovambo getauft werden, jetzt

beträgt die Zahl aller Getauften in Ondonga 317[1]), die der Zuhörer des sonntäglichen Gottesdienstes per Jahr ungefähr 700 bis 1000. Die Schulen der drei Stationen werden durchschnittlich von etwa 150 Personen, jungen und alten, ziemlich regelmässig besucht, so dass die Existenz der Mission nunmehr als gesichert betrachtet werden kann.

Der Vollständigkeit halber sei hier schliesslich auch noch der römisch-katholischen Mission gedacht, obwohl diese zur Zeit im eigentlichen Ambolande nicht mehr tätig ist. Die Anfänge derselben reichen in das Jahr 1880 zurück; damals versuchte der verdienstvolle, sowohl in kirchlichen, als wissenschaftlichen Kreisen rühmlichst bekannte Pater Duparquet Fuss im Hererolande zu fassen, als Ausgangspunkt seiner Bestrebungen Omaruru, die Station des Herrn Viehe, ins Auge fassend. Der Versuch misslang aber vollständig und endigte mit der vom Häuptling Tjaherani anbefohlenen Landesverweisung der Römlinge, da die Eingeborenen selbst erkannt hatten, dass die Anwesenheit zweier, in ihrer Lehre abweichender Missionen auf einem und demselben Platze zu unzuträglichen Verwickelungen führen musste. Auf das Betreiben Duparquet's hin, der von Omaruru aus eine bis jenseits des Kunene ausgedehnte Untersuchungsreise durch Ondonga, Uukuambi und Ongandjera unternommen hatte, wurde durch ein päpstliches Dekret vom 28. April 1879 die Cimbébasie — so nannte Duparquet nämlich die von den sogenannten Mushimba bewohnten Landstriche längs des Kunene — zur apostolischen Präfektur erhoben. Die Grenzen dieser, der besonderen Obhut der „Congrégation du Saint Esprit et du Saint Coeur de Marie" überwiesenen Präfektur sind: im Süden der Oranjefluss, im Osten der Hartfluss und die Südafrikanische Republik (Transvaal), im Norden der westliche Teil des Sambesilaufes und des Kunene und im Westen der atlantische Ozean. Nach Gründung der Station Humbe (Oňkumbi), Notre Dame de Humbi genannt, folgte die des St. Michel d'Uukuanjama und 1883 endlich einer

1) Hiervon sind laut brieflicher Mitteilung des Directors der finnischen Missionsgesellschaft, Herrn C. G. Tötterman, 16 gestorben, 16 nach Hereroland verzogen und 3 ausgeschlossen.

dritten im Stamme Kinuangombe (Lat. 15° 5' Long. 16° 15' Greenw.), der Notre Dame des Amboellas. Ich habe bereits in einem früheren Kapitel der im Juni 1885 erfolgten Zerstörung der Niederlassung in Uukuanjama, welcher der Pater Delpech und der Bruder Lucien Rothan zum Opfer fielen, Erwähnung getan; mit der Aufgabe dieser Station hat die römisch-katholische Mission in der deutsch-südwestafrikanischen Interessenphäre aufgehört zu existieren.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, hier über die allgemeine Bedeutung und Tragfähigkeit der christlichen Missionen ein Urteil zu fällen, um so weniger, als solche Betrachtungen von berufeneren Federn schon oft angestellt worden sind; dem aufmerksamen Leser meiner Schilderungen kann es nicht entgangen sein, dass ich einen grossen Teil meiner bescheidenen Erfolge dem Entgegenkommen der Missionare verdanke und gar mancher, der getäuscht in seinen Erwartungen, mich absprechend über die „Pietisten" urteilen zu hören, würde mich wahrscheinlich kurzweg der Parteilichkeit beschuldigen. Wer sich selbst ein Urteil über die Missionen im allgemeinen und des speziellen über diese oder jene Richtung bilden will, der möge doch erst Missionsgeschichte gründlich studieren und nicht vermeinen, mit der Lektüre der ersten besten Konversationslexikon-Artikel der Sache auf den Grund gekommen zu sein, wie überhaupt auch an der Meinung jenes grossen Haufens „Wisser" und „Halbwisser", die zum Teil aus reiner „Gelahrtheit", zum Teil aus Parteiinteressen die äussere Mission ohne Ausnahme als eine Geldverschwendung taxieren, wenig gelegen ist. Zum grossen Teil sind an diesen verworrenen Ansichten die Reisenden schuld, namentlich jene Sorte, die als erstes und einziges Erfordernis eines „Explorers" die Schneidigkeit kennt, und ein wenn auch noch so bescheidenes Mass von wissenschaftlicher Bildung als unnötigen Ballast — wenn sie sich überhaupt jemals eines solchen erfreut hat — zu Hause lässt; Leute dieses Schlages sind es zumeist, die schon aus einer vereinzelten Bekanntschaft mit einer Missionsstation das Bedürfnis fühlen, überhaupt ein Urteil über derartige Bestrebungen zu fällen. Andere wieder sprechen von

dem „Faulenzerleben der Mucker unter Palmen und Sykomoren, profitierend von der Dummheit der Schwarzen.“ Nun, diese mögen einmal nach Inner-Afrika gehen und nachsehen, welch' behagliches Leben dort der Weisse, sei er Kaufmann, Reisender oder Missionar, führt; vielleicht wird sie der Augenschein dann eines Besseren belehren.

Man hat auch schon sehr oft über den Wert dieser oder jener Mission, der evangelischen oder katholischen, gestritten; ich kenne nur die katholische Station in Oñkumbi und habe mich dort überzeugt, dass die Bedeutung und Wirksamkeit jener bei weitem nicht die der finnischen Mission, die sich doch mit derselben Rasse beschäftiget, erreicht.

Von den Wissenschaften hat unstreitig die vergleichende Philologie am meisten von der Missionsarbeit gewonnen, wie dies ja auch Friedrich von Müller vielfach hervorhebt; Cust's „Modern Languages of Africa“ ist das grossartigste Monument, das je den in Afrika arbeitenden Missionaren gesetzt werden konnte. Den Sendboten der rheinischen Missionsgesellschaft verdanken wir:

I. in der Nama-Sprache: 1859, Biblische Geschichte des Alten und Neuen Testamentes mit Liederbuch von Missionar Vollmer; 1866, Neues Testament, Calwer's biblische Geschichten und Luther's Katechismus von Missionar Krönlein; 1888, Nama-Deutsches Wörterbuch und Schreiblehrfibel von Missionar Olpp; Wortschatz der Khoi-khoin von Missionar Krönlein.

II. im Otjiherero: 1861, Biblische Geschichte des Alten und Neuen Testamentes von Missionar Hugo Hahn; 1873, Bunjan's Pilgerreise von Missionar Brincker; 1879, von demselben Verfasser folgende Werke: Neues Testament mit Psalmen, Calwer's biblische Geschichten, Fibel, Lesebuch und ein Liederbuch mit Katechismus. Ferner hat Herr Brincker vor drei Jahren ein Wörterbuch der Hererosprache herausgegeben, welches jedoch nur in einer geringen Anzahl Exemplare zum Druck gekommen ist.

Die finnische Gesellschaft veröffentlichte bis jetzt ein ABC-Buch, einen Katechismus, ein Gesangbuch und eine Sammlung biblischer Geschichten im Dialekte der Aandonga, im sogenannten Oshindonga. Demnächst soll in demselben Idiom auch eine

Übersetzung der vier Evangelien folgen. Ist es auch nötig, auf die in zahlreichen Zeitschriften, wie Petermann's Monatshefte, Globus, Ausland, Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde etc. erschienenen Arbeiten ethnographischen Inhalts von Dr. Hugo Hahn, Josaphat Hahn, Dr. Theophil Hahn, Dr. Büttner, Viehe, Brincker, Dannert, Rautanen u. n. A. hinzuweisen? Sie alle sind uns direkt oder indirekt durch die Mission zugekommen.

In den Berichten der rheinischen Missionsgesellschaft schliesslich ruhen mehr positive Beobachtungen als in mancher Reisebeschreibung.

Von den Publikationen der katholischen Missionare in Oṅkumbi und Amboella sei der von Duparquet herrührenden Mitteilungen in den Missions catholiques, sowie der Reisebeschreibung, betitelt „la Cimbébasie", desselben Verfassers erwähnt. In sprachlicher Richtung haben diese meines Wissens nichts veröffentlicht, was seinen Grund wohl darin hat, dass sie, wie bereits früher bemerkt, den Unterricht in portugiesischer Sprache zu geben gehalten sind.

XX. Kapitel.

Anfänge und Entwicklung des Lüderitz'schen Unternehmens; die deutsche Schutzherrschaft; die deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika; Lüderitz's Tod; die Goldfunde im Hererolande; Ausblick in die Zukunft.

In den vorangegangenen Kapiteln ist bereits vielfach darauf hingewiesen worden, dass deutsche Elemente schon weit über ein halbes Jahrhundert in Südwestafrika vertreten sind; es waren, wie wir wissen, deutsche Missionare, die mit Einsetzung ihrer Gesundheit und ihres ganzen Lebens deutsches Wesen wie deutsche Sitten dorthin verpflanzten und dadurch dem Heimatlande gewissermassen ein Anrecht auf jene Länder erkämpft haben. Wer mochte es daher diesen Männern verdenken, wenn sie sich, als sie sehen mussten, wie die blutige Fehde zwischen den Eingeborenen die Frucht ihrer jahrelangen Bemühungen mit roher Hand zu zerstören drohten, mit ihren Klagen an die Regierung ihres Vaterlandes wandten, um dort für sich und ihre Arbeit den Schutz der deutschen Flagge zu erbitten.

Dem war nun allerdings das Parlament der Capkolonie zuvorgekommen, indem dasselbe 1876 über das Gebiet der Hottentotten und Ovaherero die Schutzherrschaft erklärte und angesichts der immerhin möglichen Intervention Deutschlands Anstalten machte, die ihm durch diese Verträge zugefallenen Rechte und Pflichten durch Entsendung einer Magistratsperson zur Ausführung zu bringen. Der Wiederausbruch des Krieges 1881 zwang, wie ich bereits ausgeführt habe, den Cap'schen Bevollmächtigten zur schleunigen Flucht und da die durch denselben mit den eingeborenen Herrschern angeknüpften Beziehungen später nicht mehr aufgenommen wurden, so begab man sich dadurch offenbar stillschweigend jedwelcher Souveränetätsansprüche auf jene Gebiete.

Aus Rücksicht auf die freundnachbarlichen Beziehungen zu

der englischen Regierung und die von der Capkolonie über Südwestafrika ausgeübte vorübergehende Schutzherrschaft, welche jener ein gewisses Vorrecht einräumen mochte, wurde deutscherseits, als der Bremer Grosskaufmann F. A. E. Lüderitz 1882 dem Auswärtigen Amte Mitteilung von seiner beabsichtigten Niederlassung an „irgend einem Punkte der Küste zwischen dem Oranjeflusse und der Walfischbai“ machte, das englische Kabinet angefragt, ob eine solche auf den Schutz Englands rechnen dürfe.

Lord Granville antwortete hierauf ausweichend, dass die Regierung der Capkolonie unter Umständen wohl dazu geneigt sein würde, eine bestimmte Antwort aber erst gegeben werden könne, wenn genaue Angaben über die in's Auge gefassten Küstenpunkte vorliegen würden.

Während dieses Notenwechsels zwischen den beiden befreundeten Regierungen hatte Lüderitz in aller Stille seine Nachforschungen so weit gefördert, dass er mit Beginn des Jahres 1883 eine mit bestimmten Instruktionen versehene Expedition von fünf jungen Leuten über Capstadt nach Westafrika abgehen lassen konnte, die am 11. April desselben Jahres in Angra Pequena landete. Nach bewerkstelligter Löschung der Ladung brachen einige Tage später drei der Herren in Begleitung von Hottentotten, die vom Fischfang lebend, in einigen Hütten an der Küste wohnten, zu Fuss nach der Missionsstation Bethanien auf; ein paar Eingeborene waren bereits etwas früher vorausgeschickt worden, damit den Wanderern Pferde von Bethanien aus entgegengesandt würden.

Am 30. erreichten sie die Missionsstation und traten gleich am folgenden Tage mit dem Häuptling Joseph Fredericks in Unterhandlung, um in Lüderitz's Namen das zunächst an Angra Pequena grenzende Küstengebiet käuflich zu erwerben. Die Entscheidung des Häuptlings erfolgte in dem von den Deutschen gewünschten Sinne, indem Lüderitz von den Bethaniern gegen Bezahlung von 100 £ und 200 Gewehren einen fünf Meilen (ob deutsche oder englische wurde nicht ausgemacht) breiten und eben so langen Landstreifen einwärts von Angra Pequena zugewiesen erhielt.

Dieser erste, für die gesamte Kolonialpolitik so bedeutungsvoll gewordene Kaufkontrakt hat im holländischen Original folgenden Wortlaut:

Verkoop-Contract tuschen Capitein Joseph Fredericks en de Firma F. A. E. Lüderitz van Bremen in Duitschland.

Heden de erste May duizend acht honderd drie-en-tachtig (1883) heeft Joseph Fredericks, Capitein van Bethanie als de tegenwoordige bezitter van Angra Pequena Bay en het omliggende Land, verkoopt en afgestaan de reeds gemelde Bay Angra Pequena en het angrenzende Land, 5 miglen (viyf) in alle rigtingen aan de Firma F. A. E. Lüderitz van Bremen in Duitschland, voor het betrag von (£ 100) honderd pond sterling in goud en 200 geweren (twee honderd) met toebehoorende.

Van het ogenblik af dit contract von Kooper en verkooper onderteekend is, is het reeds gemelde Bay Angra Pequena in de viyf miglen land in alle rigtingen in het bezit van de Firma F. A. E. Lüderitz van Bremen in Duitschland overgegaan en bekend te gelijker tijd de verkooper de bovengemelde Somma in geld en goederen ontvangen te hebben van den Kooper.

Bethanie, 1 May 1883. (gez.) × (Zeichen für Joseph Fredericks.)
geteekend in tegenwordigkeit von F. A. E. Lüderitz
gez. Heinrich Vogelsang, Attorney.

gez. × (Zeichen für Adam Lambert).
„ Daniel Fredericks.
„ Ruben Fredericks.
„ F. Christian Goliath.
„ × (Zeichen für David Fredericks).
„ A. de Jongh.
„ O. A. v. Pestalozzi.

Am 25. August 1883 erwarb sodann der Bevollmächtigte von Lüderitz durch einen zweiten Vertrag die ganze Küste von der Mündung des Oranjeflusses hinauf bis zum 26° südl. Breite, in einer Breiteausdehnung von 20 geographischen Meilen landeinwärts; der Verkaufspreis betrug diesmal 500 £ in Gold und 60 englische Büchsen.

Nachdem Lüderitz am 20. November 1883 das Auswärtige Amt in Berlin von seiner Erwerbung in Kenntnis gesetzt und um den Schutz des Deutschen Reiches gebeten hatte, wies jenes den deutschen Regierungsvertreter Lippert in Capstadt an, der Lüderitz'schen Niederlassung seinen konsularischen Schutz angedeihen zu lassen, soweit deren Ansprüche nicht mit solchen von englischer Seite kollidierten. Kaum war dies unerwartete Heraustreten Deutschlands aus der so lange beobachteten Reserve in Capstadt bekannt geworden, da meldeten sich auch sofort englische Kaufhäuser, die Angra Pequena der davor gelegenen und von ihnen ausgebeuteten Guano-Inseln wegen schon viel früher erworben zu haben behaupteten, und nun auf Grund angeblicher Kaufverträge Einsprache gegen das Vorgehen des Bremer Kaufmanns erhoben.

Zur Klarlegung dieser Streitfragen reiste Adolf Lüderitz, der Chef des Bremer Hauses, selbst nach Angra Pequena und konnte nach gepflogener Verhandlung mit dem Häuptling zu seiner Befriedigung konstatieren, dass die für ihn durch seinen Vertreter Heinrich Vogelsang erworbenen Titel von vollständiger Rechtskraft waren; nach seiner Rückkehr gewährte ihm der Reichskanzler eine Audienz zur Darlegung der Verhältnisse und am 24. April 1884 ging dann endlich jene bekannte Depesche nach Capstadt ab, die amtlich erklärte, dass Lüderitz und dessen sämtliche Erwerbungen nördlich vom Oranjeflusse unter den Schutz des Reiches gestellt seien. Wohl wurden auch jetzt noch Kabinetsnoten in reicher Zahl gewechselt, da sich England und namentlich die Capkolonie immer noch nicht zu beruhigen vermochten, obgleich an der Tatsache nicht mehr zu rütteln war.

Deutschland hatte sich an der Südwestküste Afrika's festgesetzt und gedachte sich so ohne weiteres nicht wieder aus der mühsam gewonnenen Stellung verdrängen zu lassen.

Lüderitz's Bestrebungen zielten namentlich auf den Abbau der Montanschätze, deren Vorkommen nicht nur aus dem mit dem Nordwesten der Capkolonie, wo mehrere Kupferlager schon seit langer Zeit ausgebeutet werden, übereinstimmenden geologischen Aufbau des Landes geschlossen worden, sondern tat-

sächlich auch schon von Reisenden konstatiert worden war. Zu diesem Zwecke sandte er eine Reihe grösserer und kleinerer Expeditionen nach Angra Pequena ab, die das Land in der gedachten Beziehung durchforschen und an geeigneten Lokalitäten Vorbereitungen zum Abbau treffen sollten. Mit diesen Aufgaben wurden erst der Steiger Prescher, später die Herren Dr. Höpfner, Belck und Israel, 1884 endlich unsere, Herrn Pohle von Freiberg unterstellte Gesellschaft betraut.

In Angra Pequena wurde unter der Leitung des Herrn Heinrich Vogelsang, den Lüderitz anlässlich seines Besuches als Bevollmächtigten seiner Firma bestätigt hatte, die Hauptfaktorei „Fort Vogelsang" gegründet, welche mit Hülfe des 32 Tonnen-Schoners „Meta" die Verbindung mit Capstadt unterhalten sollte, während die Zweigstationen in Bethanien und Guibes dem Handel mit den Eingeborenen obzuliegen hatten. Wie wenig die allzu grossen Hoffnungen Lüderitz's nachher sich verwirklichten, ist allbekannt. Der Hauptgrund für das Misslingen des Unternehmens liegt unzweifelhaft in der Unwirtlichkeit des Landes, der öden, vom Flugsand beherrschten Küstenzone, die die Verbindung mit dem von der Natur immerhin erheblich besser bedachten Hinterlande so schwierig gestaltete, dass der Transport den Abbau von landeinwärts gelegenen Erzstätten nur unter ausnahmsweise günstigen Umständen gestattet hätte. Da aber die Schürfungen der mit dem Bergbau Betrauten keine nennenswerten Lager oder Adern aufdeckten, so war schon dadurch dem ganzen Unternehmen der Lebensfaden durchschnitten. Der Handel mit den Eingeborenen war gleich Null, da diese durchaus nicht imstande waren, für die ihnen zugeführten Waaren einen Gegenwert bieten zu können; nachdem in Guibes ganz unsinnige Summen leichtfertig verschleudert worden waren, wurde jene Station aufgegeben und nach |Aus dislociert. Auch hier wiederum dasselbe Resultat: Das dem in |Aus stationierten Faktorei-Vorsteher zustehende Jahressalair war mindestens zehnmal grösser als die dort der Firma durch den Handel zufliessende, jährliche Einnahme! Wie in |Aus, so stand es auch in Bethanien und in Angra Pequena, ja hier vielleicht noch schlimmer, da die Zahl

der Angestellten grösser und die Handelstransaktionen geringer waren. Anstatt die Faktoreien mit guten und soliden Waaren auszustatten, waren die von Bremen gesandten Vorräte, wie Kleider, Schuhe und Stoffe durchweg so schlecht, dass die Hottentotten, die an die meist trefflichen Artikel der Engländer gewöhnt waren, sich sehr bald weigerten, Kleiderstoff z. B., der mit Lüderitz's Marke versehen war, zu kaufen. Die Folge dieser nur durch totale Verkennung der Verhältnisse möglich gewordenen Unklugheit war, dass die das Land mit ihren Wagen durchziehenden Händler nun ihren Bedarf trotz der grösseren Unkosten nach wie vor aus Capstadt bezogen und so den Handel der Lüderitz'schen Faktoreien, der an den Platz gebunden war, doppelt lahm legten. Obgleich in dieser Weise die Einnahmen fortwährend geringer wurden, so hielten sich die Ausgaben doch immer auf derselben Höhe, wie denn z. B. unter anderem in Bethanien, wo der „storekeeper" so gut wie nichts zu tun hatte, mit grossen Kosten ein steinernes Haus gebaut wurde! Zu all dem kam dann noch der Untergang der mit Bohrwerkzeugen etc. befrachteten „Tilly", der den Verlust von Schiff und Ladung herbeiführte.

So wurde durch eine unglückliche Konstellation der Verhältnisse und zum Teil auch durch mangelhafte Umsicht das mit so schönen Hoffnungen in die Welt gesetzte Lüderitz'sche Unternehmen langsam dem Scheitern entgegengebracht; die Weiterführung desselben überstieg die Kraft eines einzelnen Kapitalisten, und der drohende Verfall konnte nur dadurch abgewendet werden, dass ein Konsortium zusammentrat und von Lüderitz dessen sämtliche Rechte in Südwestafrika — mit Ausnahme des Handelsrechtes in Angra Pequena, das sich der Verkäufer reserviert hatte — gegen den Betrag von 300 000 Mark, sowie einer gewissen Zahl Anteilscheine der zu gründenden Gesellschaft erwarb.

Am 13. April 1885 erhielten die Statuten dieser nun an Stelle von F. A. E. Lüderitz operierenden Gesellschaft, die sich „Deutsche Colonialgesellschaft für Südwestafrika" nannte, die Genehmigung der Reichsregierung.

Die Ausbreitung der deutschen Schutzherrschaft über Süd-

westafrika hatte unterdessen nur geringe Fortschritte gemacht; es beschränkte sich dieselbe vor der Hand noch — abgesehen von der unbewohnten und unwirtlichen Küstenzone zwischen dem Oranje- und dem Kunene-Flusse, die mit Ausnahme der (seit 12. März 1878) englischen Walfischbai schon im August 1884 unter deutsche Protektion gestellt worden war — auf Bethanien, den Stamm der |Aman. Am 7. Oktober 1884 war das deutsche Kanonenboot „Möve" mit dem Generalkonsul Nachtigal an Bord im Hafen von Angra Pequena vor Anker gegangen; einige Tage später trat Dr. Nachtigal mit Vogelsang die Reise nach Bethanien an und am 28. desselben Monats wurde in feierlicher Ratssitzung von ihm und dem Häuptling Joseph Fredericks der Vertrag, gemäss dessen das Deutsche Reich Bethanien seinen Schutz zusagte, unterzeichnet.

Dieses erste, Südwestafrika berührende, rechtskräftige Schutz- und Freundschaftsabkommen hat, übersetzt aus dem holländischen Original, folgenden Wortlaut:

Bethanien, den 28. Oktober 1884.

Schutz- und Freundschaftsvertrag zwischen dem Deutschen Reiche und Bethanien.

Seine Majestät, der deutsche Kaiser, König von Preussen etc. Wilhelm I. im Namen des Deutschen Reiches einerseits

und

der unabhängige Beherrscher von Bethanien in Grossnamaqualand, Kapitain Josef Fredericks für sich und seine Rechtsnachfolger, anderseits,

von dem Wunsche geleitet, ihre freundschaftlichen Beziehungen und gegenseitigen Interessen möglichst zu fördern und zu befestigen, haben beschlossen, einen Schutz- und Freundschaftsvertrag abzuschliessen. Zu diesem Zwecke ist der kaiserlich deutsche Generalkonsul Dr. G. Nachtigal, von Seiner Majestät dem deutschen Kaiser in guter und gehöriger Form bevollmächtigt, mit dem Kapitain Josef Fredericks und dessen Ratsversammlung über nachstehende Artikel übereingekommen:

Artikel 1.

Der Kapitain Josef Fredericks von Bethanien bittet Seine Majestät den deutschen Kaiser über das von ihm beherrschte Gebiet die Schutzherrlichkeit übernehmen zu wollen.

Seine Majestät der deutsche Kaiser genehmigt diesen Antrag und sichert dem Kapitain Seinen allerhöchsten Schutz zu.

Als äusseres Zeichen dieses Sckutzverhältnisses wird die deutsche Flagge gehisst. —

Artikel 2.

Der Kapitain Josef Fredericks verpflichtet sich, sein Land oder Teile desselben nicht an irgend eine andere Nation oder Angehörige einer solchen ohne Zustimmung Seiner Majestät des deutschen Kaisers abzutreten, noch Verträge mit anderen Regierungen abzuschliessen, ohne jene Zustimmung.

Artikel 3.

Seine Majestät der deutsche Kaiser will die von anderen Nationen oder deren Angehörigen mit den Beherrschern von Bethanien früher abgeschlossenen und zu Recht bestehenden Handelsverträge und Kontrakte respektieren und den Kapitain weder in der Erhebung der ihm nach den Gesetzen und Gebräuchen des Landes zustehenden Einnahmen, noch in der Ausführung der Gerichtsbarkeit über seine Untertanen beeinträchtigen.

Artikel 4.

Der Kapitain hat durch Kaufverträge vom 1. Mai und 25. August 1883 das zwischen dem 26° südl. Breite und dem Oranjeflusse gelegene und sich zwanzig Meilen landeinwärts erstreckende Küstengebiet seines Landes dem deutschen Reichsangehörigen F. A. E. Lüderitz in Bremen mit allen darauf haftenden Rechten abgetreten.

Artikel 5.

Seine Majestät der deutsche Kaiser anerkennt diese Landesabtretung, unterstellt das betreffende Gebiet dem Schutz des Deutschen Reiches und übernimmt die Oberhoheit über dasselbe.

Artikel 6.

Der Kapitain überträgt ein für alle Mal für den übrigen Teil seines Reiches dem obengenannten Herrn F. A. E. Lüderitz

beziehungsweise einer von diesem zu bildenden Gesellschaft das ausschliessliche Recht: Wege, Eisenbahnen und Telegraphen zu bauen und zu verwalten, Minen zu graben und auszubeuten und überhaupt alle öffentlichen Arbeiten auszuführen, gegen die jährliche Entrichtung von £ 60 (Sechzig Pfund Sterling).

Artikel 7.

Seine Majestät der deutsche Kaiser übernimmt die Überwachung und den Schutz des zwischen dem Kapitain und dem deutschen Reichsangehörigen F. A. E. Lüderitz beziehungsweise einer von diesem gebildeten Gesellschaft sich aus dem Artikel 6 ergebenden Verhältnisses.

Artikel 8.

Wenn Meinungsverschiedenheiten oder Streitigkeiten zwischen dem Kapitain Josef Fredericks und dem Herrn F. A. E. Lüderitz, beziehungsweise einer von diesem gebildeten Gesellschaft über die beiderseitigen aus dem in Artikel 6 entwickelten Verhältnisse sich ergebenden Rechte und Pflichten eintreten sollten, so soll die Entscheidung der kaiserlich deutschen Regierung zustehen.

Artikel 9.

Der Kapitain sichert allen deutschen Staatsangehörigen und Schutzgenossen für den Umfang des von ihm beherrschten Gebiets den vollständigsten Schutz der Personen und des Eigentums zu, sowie das Recht und die Freiheit, jeden Teil seines Reiches zu betreten, daselbst zu reisen, Wohnsitz zu nehmen, Handel und Gewerbe zu treiben, Ländereien und Grundstücke zu kaufen oder zu mieten, dieselben zu bebauen und sonst zu benutzen, sowie Baulichkeiten auf denselben zu errichten.

Die deutschen Staatsangehörigen und Schutzgenossen sollen in dem, dem Kapitain gehörigen Gebiete die bestehenden Sitten und Gebräuche respektieren, Nichts tun, was gegen die Gesetze und Verordnungen des eigenen Landes verstossen würde und diejenigen Steuern und Abgaben an den Kapitain entrichten, welche bisher üblich waren oder später zwischen den beiderseitigen Regierungen vereinbart werden mögen. Der Kapitain verpflichtet sich in dieser Beziehung keinem Angehörigen irgend

einer anderen Nation grössere Rechte oder Vergünstigungen zu gewähren, als den deutschen Staatsangehörigen und Schutzgenossen.

Artikel 10.

Die Bestimmung der Gerichtsbarkeit, welcher die in Bethanien sich aufhaltenden deutschen Staatsangehörigen und Schutzgenossen bei Rechtsstreitigkeiten unter sich, sowie in Bezug auf von ihnen gegeneinander begangenen Vergehen und Verbrechen unterworfen sind, bleibt der deutschen Regierung überlassen. Die Feststellung der Gerichtsbarkeit und des Verfahrens hingegen in Bezug auf Rechtsstreitigkeiten zwischen deutschen Staatsangehörigen und Schutzgenossen gegen Untertanen des Kapitains oder umgekehrt, einschliesslich der nötigen Bestimmungen über die Ausführung der etwaigen Bestrafungen bleibt einer besonderen Vereinbarung zwischen den Regierungen Seiner Majestät des deutschen Kaisers und des Kapitains von Bethanien vorbehalten.

Bis eine solche Vereinbarung getroffen sein wird, sollen alle, zwischen deutschen Staatsangehörigen und Schutzgenossen einerseits und Untertanen des Kapitains Josef Fredericks anderseits vorkommenden Rechtsfälle von dem zu ernennenden Vertreter Seiner Majestät des deutschen Kaisers oder dessen Stellvertreters in Gemeinschaft mit einem Mitgliede des Rats von Bethanien entschieden werden.

Artikel 11.

Der Kapitain Josef Fredericks verpflichtet sich möglichst zur Erhaltung des Friedens in Gross-Namaqualand selbst und zwischen diesem und den Nachbarländern beizutragen und bei seinen etwaigen Uneinigkeiten und Streitigkeiten mit andern Häuptlingen des Gross-Namaqualandes oder der Nachbarländer zunächst die Entscheidung der kaiserlich deutschen Regierung, beziehungsweise des für das Gebiet des Kapitains zu ernennenden Vertreters Seiner Majestät des Kaisers anzurufen.

Artikel 12.

Ausser den in den vorstehenden Artikeln gedachten verschiedenen Vereinbarungen bleibt die Regulierung anderer, noch

nicht berührter Verhältnisse der deutschen Staatsangehörigen und Schutzgenossen, welche ihren Aufenthalt im Gebiete des Kapitains Josef Fredericks haben werden, einer Vereinbarung der beidseitigen Regierungen vorbehalten.

Artikel 13.

Der gegenwärtige Vertrag wird vom Tage der Unterzeichnung ab in Kraft und Gültigkeit treten, vorbehaltlich dessen, dass derselbe wieder ungültig wird, falls die Ratifikation desselben seitens der deutschen Regierung innerhalb der Frist von achtzehn Monaten, vom Tage der Unterzeichnung ab, nicht erfolgt sein sollte.

Der vorstehende Vertrag ist im Hause des Kapitains Josef Fredericks in doppelter Ausfertigung von dem Bevollmächtigten Seiner Majestät des deutschen Kaisers, sowie von dem Kapitain und seinen Ratsherren und den nachstehenden Zeugen am acht- und zwanzigsten Oktober des Jahres achtzehnhundert vier und achtzig unterzeichnet worden, wie folgt:

gez. Dr. G. Nachtigal,
Kaiserlicher Generalkonsul u. Kommissär für die Westküste von Afrika.

gez. Josef Fredericks.
× Handzeichen des Kapitains.

gez. Graf Spee,
Unterlieutenant zur See.

gez. Heinrich Vogelsang,
Vertreter von F. A. E. Lüderitz.

gez. J. H. Bam,
zugleich als Dolmetscher für die holländische Sprache.

gez. J. Christian Goliath,
zugleich als Dolmetscher für die Namaqua-Sprache.

Ratsherren:

gez. Adam Lambert ×
„ Ruben Fredericks ×
„ Klaas Saul ×
(Handzeichen d. Ratsherren.)
„ Daniel Fredericks.

Die Häuptlinge der nächstbenachbarten Stämme von Bersaba und Gibeon waren von Dr. Nachtigal ebenfalls zu der Versammlung in Bethanien eingeladen worden, hatten aber dem Rufe keine Folge geleistet, und der Generalkonsul musste daher Gross-Namaland und überhaupt Südwestafrika verlassen, ohne die Schutzherrschaft auch noch auf die anderen Stämme ausbreiten zu können. Die Notwendigkeit einer solchen Erweiterung wurde

aber um so dringlicher, als die Operationsbasis der oben erwähnten, neugegründeten Colonialgesellschaft eine bedeutende Verschiebung nach Norden, über die Grenzen Gross-Namalandes hinaus nach Hereroland erlitt.

Dort hatten Vertreter einiger rheinischer Kapitalisten, die von Missionaren auf die Montanschätze des Hererolandes aufmerksam gemacht worden waren, bereits seit einer Reihe von Jahren von den eingeborenen Häuptlingen, wie Kamaharero, dem Herrscher der Ovaherero, und Jan Afrikaner Minenkonzessionen erworben, und da das Resultat der Pohle'schen Expedition in Gross-Namaland ein vollständig negatives war, so wurde nun von der Kolonialgesellschaft ein gemeinsames Vorgehen mit jenen Kaufleuten beschlossen. Die Gesellschaft besass übrigens selbst schon nicht unerhebliche Rechte im Hererolande, nämlich die von den Lüderitz'schen Agenten käuflich erworbenen Landesansprüche auf die Gebiete des Piet Heibib ausserhalb des englischen Territoriums Walfischbai und des Unterhäuptlings Euχamab im Kaoko, sowie die von den Bastards in Rehoboth und von Jan Afrikaner Lüderitz erteilten Konzessionen zum Abbau aufzufindender Erzlager.

Die natürliche Folge dieser Verschiebung war, dass zur Sicherheit der Besitztitel der Reichsangehörigen nun auch die Unterstellung Hererolandes unter deutsche Protektion in's Auge gefasst werden musste, und nachdem von den Bevollmächtigten der Kolonialgesellschaft die vorläufigen Schritte getan waren, begab sich der von der Regierung zum Reichskommissar des südwestafrikanischen Schutzgebietes ernannte Dr. Goering[1]) mit seinem Stabe, Herrn Referendar Nels und Herrn Feldweibel von Goldammer, nach Hereroland, um persönlich mit Kamaharero in Unterhandlung zu treten. Es war dies um so notwendiger, als die deutschen Bestrebungen bereits auf dem gefährlichen Punkte angelangt waren, bei den Ovaherero in Misskredit zu kommen. Das oft unkluge Vorgehen, die vielfach von jugendlichem und recht unbesonnenem Eifer geschürte Sucht, möglichst viele Kon-

[1]) Jetzt (1890) zum Konsul in Haiti ausersehen.

zessionen zu erlangen, die zum Teil von kleinen Häuptlingen ohne vorhergehende Prüfung deren Machtansprüche erworben wurden und mitunter ungebührliches und kindisches Betragen den Eingeborenen gegenüber, hatten Kamaharero im Laufe der Zeit den Deutschen nicht nur abgeneigt gemacht, sondern ihn sogar indirekt veranlasst, einen eingefleischten Antideutschen, den englischen Händler Lewis, als Ratgeber heranzuziehen.

Dr. Goering's, einer — nach Herero-Ansicht — direkt vom Kaiser gesandten Person, bestimmtes und sicheres Auftreten, sowie der bei den Verhandlungen entwickelte Pomp imponierte Kamaharero und am 22. Oktober 1886 kam es in Okahandja zur Unterfertigung der Verträge, gemäss deren sich der Häuptling dem Schutze Deutschlands unterstellte. Obgleich diese mit Kamaharero, dem Oberhäuptling aller Ovaherero, abgeschlossene Übereinkunft eigentlich für ganz Hereroland bindend war, so wurde vorsichtigerweise vom Kommissar doch noch ein Separatvertrag mit dem ebenfalls mächtigen Manasse, dem Häuptling von Omaruru, eingegangen. Die übrigen Häuptlinge, wie Kambazembi etc., hielten sich dem Beitritte insoweit noch fern, als sie sich weder mit Kamaharero's Abkommen in bestimmter Weise einverstanden erklärten, noch dem Beispiele Manasse's zu folgen, Anstalten machten. Während Dr. Goering in Okahandja tagte, hatte der ehemalige Missionar Dr. Büttner, ebenfalls als Bevollmächtigter des Deutschen Reiches, Gross-Namaland durchreist und die schon vorher von Vertretern Lüderitz's vorläufig abgeschlossenen Verträge mit den Häuptlingen von ǃHoaχa ǃnas, Bersaba und Rehoboth ratifiziert, so dass nun der grössere Teil, sowohl Gross-Nama- als Hererolandes unter deutsche Protektion gebracht war.

Minder rasch gelang die Einverleibung der Gebiete von Keetmanshoop und Warmbad, da der Häuptling des letzteren Platzes, von Keetmanshoop als Oberherr anerkannt, von alters her noch in einem Abhängigkeitsverhältnisse zur Capkolonie stand; indes ist nun im Laufe des Jahres 1890 (im Juli?) auch diese Angelegenheit zu gegenseitiger Zufriedenheit entschieden und der Vertrag perfekt geworden.

Gelegentlich der gleichzeitigen Anwesenheit Dr. Goering's und Willem Christian's, des Häuptlings von Warmbad, in Keetmanshoop, wurde dann auch der unfähige Tseib durch einen Bondelzwart, namens Klaas Matros, ersetzt und dem enttronten Häuptling als Entschädigung ein Jahresgehalt von 500 Mark und die Wasserstelle Slangkop am Fischfluss zugesagt. Mit den ihres Häuptlings beraubten Veldschoendragers vereinfachte sich die Sache sehr, indem diese sich aus freiem Willen der Oberherrschaft von Warmbad unterstellten, wogegen sich Willem Christian verpflichtete, die ihnen von Hendrik Witbooi auferlegte Kriegskontribution zu bezahlen.

Ende 1886 sind, es ist dies nachzutragen, auch die noch auf Grootfontein, in der neugegründeten Republik Upingtonia, stationierten Bauern, die ihres Leiters Jordan durch die Aandonga beraubt worden waren, dem deutschen Schutzbündnisse beigetreten.

Die Kolonialgesellschaft war ihrerseits während dieser Zeit keineswegs untätig gewesen. Im Jahre 1885 hatte sich der Geologe Stapff im Auftrage der genannten Gesellschaft, die mittlerweilen auch noch die den Herren Schmerenbeck und Lilienthal zukommenden Minenkonzessionen erworben hatte, nach Walfischbai begeben, um eine fachmännische Untersuchung der im unteren !Kuisibtale gelegenen Hope-Mine, einer Kupfererzlagerstätte, vorzunehmen, die das Resultat ergab, dass ein Abbau der vorhandenen Kupfererze zur Zeit nicht gewinnbringend sein könne; von einer Prüfung der Fundstellen im oberen !Kuisiblaufe, im Rehobother Gebiete und im ǂKhänflusse musste, da solche ausserordentliche Geldmittel verlangt hätte, leider abgesehen werden.

Einige Monate später rüstete Lüderitz, befangen von der Ansicht, dass das Ergebnis der von Pohle am Oranjeflusse geleiteten Untersuchung kein abschliessendes Urteil gestatte, nochmals eine Expedition nach Angra Pequena, teils auf eigene Kosten, teils unter pekuniärer Beihülfe der dabei mit interessierten Kolonialgesellschaft und unter seiner persönlichen Führung aus; zu seinen Begleitern hatte er sich den Ingenieur Herrn Iselin von Basel und Herrn Steingröver, einen Seemann, gewählt.

Die Untersuchung wurde von Angra Pequena über Bethanien

bis zur Nabasfurt im unteren Oranjeflusse ausgedehnt und von dort aus der Strom in einem zusammenlegbaren Boot aus Segelleinwand bis zur ||Arisdrift befahren; hier angelangt, entschloss sich Lüderitz Ende Oktober 1886 in seinem kleinen Fahrzeuge von der Alexanderbai aus (etwa 5 Kilometer südlich von der Mündung des Oranjeflusses) auf dem Seewege, nur von Stein-

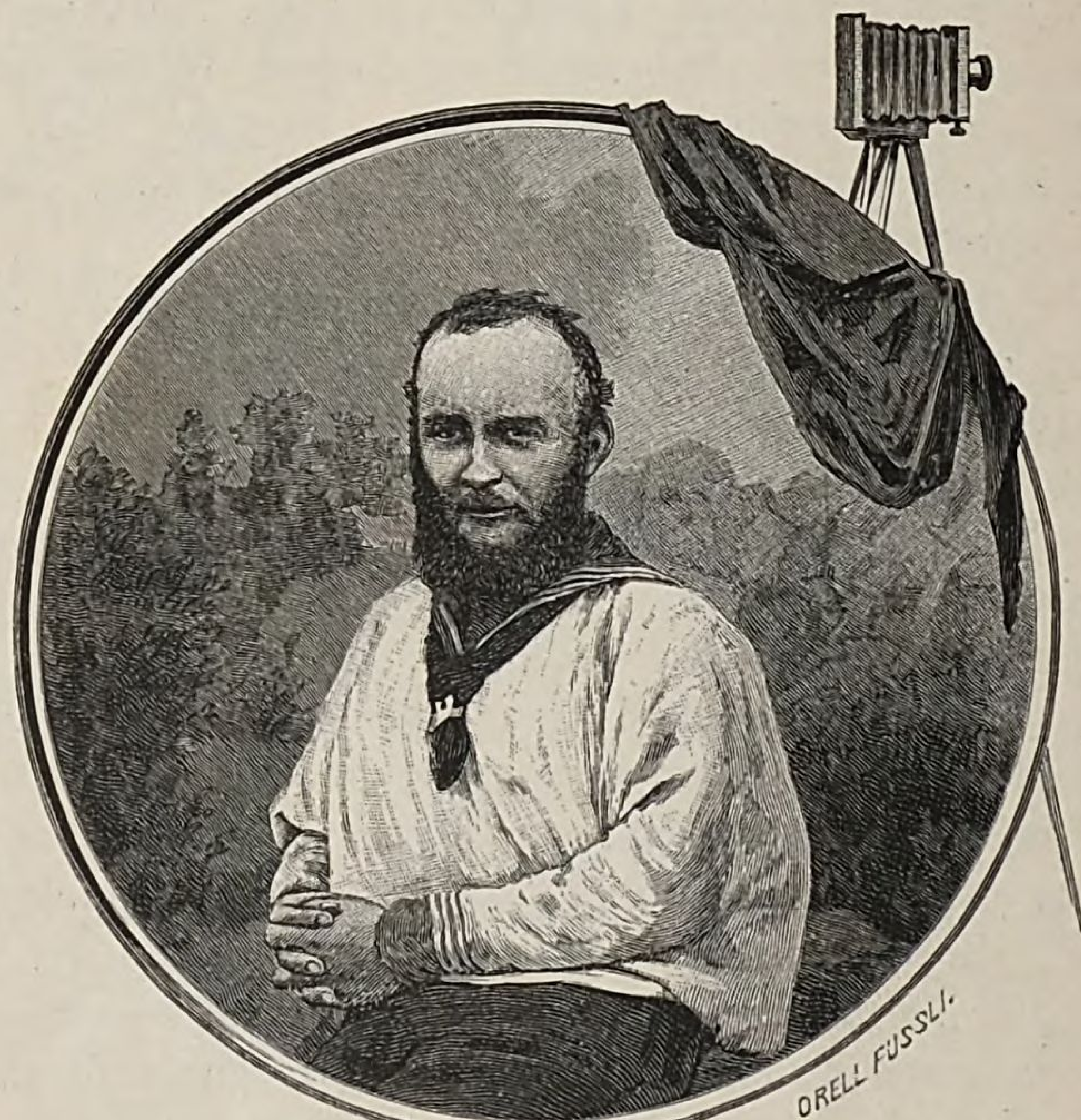


Fig. 23.

Matrose Steingröver, verunglückt 1886.

gröver begleitet, nach Angra Pequena zurückzukehren, während Iselin am Flusse auf die durch Lüderitz zu beordernden Wagen warten sollte. Seit der Abfahrt von der Alexanderbai fehlen alle Nachrichten über das Schicksal der Beiden und es kann daher wohl keinem Zweifel unterliegen, dass dieselben bei dem tollkühnen Unternehmen den Tod in den Wellen fanden. Nach den Berichten des Ingenieurs Iselin haben dessen im Verein mit

Lüderitz unternommene bergmännische Untersuchungen zwischen der Küste und Bethanien, sowie am Flussufer nicht zur Entdeckung abbauwürdiger Fundstellen geführt.

Auf die eingehenden Ausführungen des mittlerweilen nach Deutschland behufs Berichterstattung zurückgekehrten Dr. Goering bildete sich in Berlin die Deutsch-Westafrikanische Compagnie, um in Hereroland die von vielen Seiten empfohlene Anlage einer Schlächterei zur Verwertung der durch den Tauschhandel erworbenen Rinderherden in's Auge zu fassen, über deren dabei erzielte Erfolge jedoch bis jetzt noch Dunkel herrscht.

Der resultatlose Verlauf aller der kostspieligen von Lüderitz und der Kolonialgesellschaft ausgesandten Expeditionen, der wenig ermutigende Bericht des Reichskommissars und die durch die fortwährenden Händel zwischen den Eingeborenen bedingte Unruhe im Lande selbst, hatten inzwischen den zum Teil recht ungesunden deutschen Kolonialchauvinismus ganz erheblich abgekühlt. Schon begann man in gewissen Kreisen der Heimat daran zu denken, das deutsche Kapital mit der Zeit ganz aus dem undankbaren südwestafrikanischen Schutzgebiete zurückzuziehen, als plötzlich eine Nachricht auftauchte, die Hereroland auf's neue begehrenswert erscheinen liess. Ein gewisser Stevens, der, wenn ich recht berichtet bin, unter den Ovaherero geboren war, jedenfalls aber jahrelang unter ihnen gewohnt hatte, später jedoch nach Australien ausgewandert war, um dort sein Glück als Goldgräber zu versuchen, war mit vier Diggers nach Südafrika zurückgekehrt und hatte sich die Genehmigung von der Kolonialgesellschaft erwirkt, in deren Territorium nach Edelmetallen graben zu dürfen. Stevens, der durch seinen Vater von gewissen Goldfundstätten unterrichtet gewesen sein soll, begann seine Arbeit auf einer Insel im Tsoaχoub unterhalb Anawood und förderte schon nach kurzer Zeit goldhaltiges Gestein zu Tage. Dr. Goering, der mittlerweilen wiederum im Hererolande eingetroffen war, besichtigte persönlich die Fundstelle und konnte seiner Ansicht nach die Tatsache nur bestätigen, wie denn nun auch urplötzlich an verschiedenen Lokalitäten weitere goldführende Quarzadern auftauchten. Als die Kunde von dieser

neuen Entdeckung nach Deutschland gelangte, machte sie daselbst, wie leicht zu denken ist, ungeheures Aufsehen, um so mehr, als die Tatsachen sofort geradezu in's Unsinnige übertrieben wurden, indem man die Funde im Hererolande als viel reicher wie jene der Transvaal und sogar Australien's darstellte.

Infolge dieses unerwarteten Umschwunges stieg denn auch das Interesse für Südwestafrika wiederum erheblich; behufs weiterer Verfolgung der Schürfungen und Ausbeutung allfälliger abbauwürdiger Fundorte ging aus den Kreisen der Kolonialgesellschaft das südwestafrikanische Goldsyndikat hervor, das im März 1888 Dr. Gührich aus Breslau mit einer bergmännischen Begleitung nach dem Hererolande absandte, um die bereits blossgelegten Erzstätten von einem Fachmanne prüfen zu lassen. Auch von anderer Seite wurden Unternehmungen zwecks Ausbeutung jener Mineralschätze in's Leben gerufen: so von dem Bergingenieur Scheidweiler, der sich im Namen eines in Köln gebildeten Syndikats nach dem Schutzgebiete begab, von dem schon oben genannten Lilienthal, der einige Anteile der Diggers erwarb und ebenfalls mehrere Personen zur Vertretung seiner Interessen nach Südwestafrika sandte und schliesslich die neuerdings gegründete Deutsch-Afrikanische Minengesellschaft, die eine Expedition unter Führung von Dr. Schwarz ausgerüstet hat.

Über die Erfolge aller dieser Expeditionen ist bis jetzt noch wenig in die Öffentlichkeit gedrungen, sehr wahrscheinlich, weil die Resultate weit unter aller Erwartung, sogar der bescheidensten, geblieben sind.

Infolge der günstigen Aussichten, die sich durch die erwähnten Goldfunde für das südwestafrikanische Schutzgebiet zeigten, ist nun in jüngster Zeit auch wiederum die Habsucht einiger, seit Dezennien im Hererolande niedergelassener, englischer Händler, die das Wachsen des deutschen Einflusses überhaupt nur mit scheelen Augen verfolgt haben, wach geworden und unter der intellektuellen Anführung des Händlers Lewis ist es ihnen gelungen, bei Kamaharero einen neuen Umschwung der Stimmung gegen Dr. Goering und die Deutschen insgesamt zu bewirken. Auf Veranlassung Lewis berief Kamaharero im

September 1888 eine Versammlung von Häuptlingen nach Okahandja, zu der auch Dr. Goering zugezogen wurde, bei welcher Gelegenheit Lewis eine von ihm bereits vor dem deutschen Schutz- und Freundschaftsvertrage mit Kamaharero abgeschlossene Übereinkunft vorlegte, gemäss welcher ihm von jenem das alleinige Recht auf Ausbeutung der Minen in ganz Hereroland zugesichert wurde. Diese von Kamaharero im Beisein von Dr. Goering nunmehr auf's neue bestätigte Generalvollmacht räumte Lewis auch das Recht zu, Missionare zu entlassen und einzuberufen, Soldaten zu halten und Streitigkeiten zwischen Weissen zu schlichten, erhob ihn mit einem Worte zum eigentlichen Herrn des Landes! Da sich Lewis nicht blos mit der Vorweisung seiner Vollmacht und Bestätigung derselben durch Kamaharero begnügte, sondern Anstalten machte, die einzelnen Paragraphen auch zur Ausführung zu bringen, und den Deutschen in Otjimbingue unter anderem z. B. das Bauen weiterer Häuser verbot, so sah sich der Reichskommissar veranlasst, Hereroland bis auf weiteres zu verlassen und sich nach Walfischbai zu begeben.

Der Grund zu dieser nicht zu leugnenden, stets wachsenden Abneigung der Ovaherero gegen die ihnen zugedachte deutsche Protektion liegt zum Teil unzweifelhaft in dem bis jetzt erwiesenen Unvermögen, sie gegen die raubenden Horden Hendricks erfolgreich schützen zu können; diese wenig kluge Untätigkeit deutscherseits wurde dann natürlich von Lewis und dessen Trabanten benützt, um Kamaharero möglichst gegen die „illusorische“ Macht Dr. Goering's einzunehmen.[1])

1888 wurde sodann auf Kosten der in Südwestafrika interessierten Kolonialgesellschaft eine Schutztruppe, bestehend aus sieben Weissen und einigen uniformierten Eingeborenen — Bastards — organisiert; das Resultat dieser grossartigen Machtentfaltung entsprach natürlich der Anlage! Erst nachdem man sich gehörig dem Spott und den zu neuem Leben erwachten

[1]) Am 7. Oktober 1890 ist nun Kamaharero gestorben und dürfte nun auch, sofern dessen Sohn Samuel zum Nachfolger bestimmt wird, für die Deutschen eine günstigere Aera anbrechen.

Intriguen der Lewis'schen Konsorten blossgestellt hatte, griff das „deutsche Reich" endlich helfend ein, verstärkte die Schutztruppe und unterstellte sie der Leitung des Hauptmanns von François. Unterdessen spitzten sich aber die gegenseitigen Beziehungen zwischen den Deutschen und den von den Engländern aufgehetzten Eingeborenen weiter zu, infolge dessen die Truppe Otjimbingue, wo sie sich bis anhin aufgehalten hatte, verliess und befestigte Stellung in Tsoabis bezog. Dass es überhaupt so weit kommen konnte, ist nicht bloss der Fehler der Ovaherero, sondern auch jener der Deutschen, die sich eben einer Aufgabe gegenüber gestellt sahen, die nicht nur diplomatisches Talent, sondern in viel höherem Grade ein volles Verständnis der Sitten, des Naturells und der Entwicklung der Ovaherero verlangte. Wenn es dennoch zu keinem feindlichen Zusammenstoss mit den „Schutzbefohlenen", den Ovaherero, gekommen ist, und wenn trotz aller Streitigkeiten der deutsche Name allmälich auch im Hererolande wieder zu Ansehen gelangt, so ist dies in erster Linie, ich betone dies, das Verdienst der rheinischen Missionare. Lob dem, der Lob verdient!

Das Hauptaugenmerk einer im Hererolande interessierten Macht muss in erster Linie darauf gerichtet sein, ein für alle mal die räuberischen Übergriffe der Hottentotten zur Unmöglichkeit zu machen und dies kann nur dadurch geschehen, dass man zwischen den beiden erbitterten Feinden eine neutrale Zone schafft, die der in Gross-Namaland zerstreuten Bastardbevölkerung überlassen werden müsste. Der Kern hierzu findet sich bereits in Rehoboth und es würde sich daher nur darum handeln, die zahlreichen auf Keetmanshoop, Bethanien, Warmbad, im Oubtal, in |Hoaχa |nas und im Hererolande auf verschiedenen Stellen stationierten und fremder Oberhoheit unterstellten Bastards heranzuziehen, ihnen unter Zusicherung materieller Unterstützung zur Ansiedlung vorteilhafte Plätze anzuweisen und sie so als mächtigen Keil zwischen Ovaherero und Hottentotten zu plazieren.

Die Bevorzugung der Bastards gegenüber den beiden andern Nationen scheint mir an und für sich schon gewissermassen geboten, denn dem aufmerksamen Beobachter kann es

nicht verborgen bleiben, dass ihnen zum mindesten in Gross-Namaland schon in wenigen Dezennien die Obermacht zufallen wird. Während sie sich in aufsteigender Entwicklung befinden, geht der dem Kampfe um die Existenz nicht mehr gewachsene Hottentotte dem Untergange entgegen, und so wie sich im Laufe der Jahre aus der Hottentottennation eine Bastardrasse herausgeschält hat, so wird gleicherweise einst die Hereronation auch ihrerseits einem aus ihrem eigenen Körper geschnittenen Mischlingsvolke weichen müssen.

Eine bescheidene militärische Machtentfaltung, welche die eingeborene Bevölkerung im Bewusstsein erhält, dass jede Widersetzung unmöglich ist, wird auch dann nicht zu umgehen sein, denn daran muss man stets denken, dass es niemals weder gelungen ist, noch gelingen wird, dem Eingeborenen auf die Dauer nur durch moralische Macht zu imponieren. Eine Verteidigung, die nur mit den abstrakten Waffen der moralischen Überlegenheit kämpft, ist ihm, der den Kampf um's Leben in seiner ganzen Brutalität kennt, ein Zeichen der Ohnmacht.

„Wie wird sich überhaupt die Zukunft des südwestafrikanischen Schutzgebietes gestalten?“ so frägt sich wohl mancher, und wer vermöchte darauf eine Antwort zu erteilen?

Eine agrarische Kolonisation wird in Gross-Nama- und Mittel-Hereroland nur dann auf Erfolg rechnen dürfen, wenn es gelingt, dem das Feld bebauenden Bauern einen sicheren und leicht zu erreichenden Markt zu verschaffen, wo jener des Absatzes seiner Produkte gewiss sein kann.[1]) Jetzt fehlt dieser noch und kann überhaupt erst dann in's Leben gerufen werden, wenn der Abbau der Erzlagerstätten an die Hand genommen sein wird; dann stellt sich das Bedürfnis nach Feldfrüchten von selbst ein und im Verein damit auch ein Kern ackerbautreibender Kolonisten. Die landläufige Ansicht, dass sich die deutsche südwestafrikanische Interessensphäre — deren Grenzen aus der beigegebenen Karte hervorgehen — durchaus nicht zur

[1]) Dies natürlich unter der Voraussetzung, dass den Kolonisten mehr geboten werden soll, als die Aussicht, zeitlebens nie auf einen grünen Zweig zu kommen.

agrarischen Kolonisation eigne, ist unbedingt unrichtig, denn das ganze nördliche Hereroland von Otjiẕondjupa an, Upingtonia und jene unermesslichen Landstriche östlich von Grootfontein, dem Sitze der Bauern, bis gegen den Ngami-See hin sind ganz gewiss nicht schlechter als die bestgelobten Striche der Transvaal, unendlich viel besser aber als der nördliche und nordwestliche Teil der Capkolonie. Am Omuveroumue oder Waterberg, am Etjo und im Gebiete von Grootfontein, Okamambuti etc. allein würden, meiner Berechnung nach, über 500 Bauern vollauf ihr Auskommen finden und dies, ohne artesische Brunnen oder kostspielige Pumpwerke anlegen zu müssen. Anstatt den zahllosen kleinen, von jenen Sandsteinmassiven herabrieselnden Bächen zu gestatten, ungebunden im Tale zu verlaufen und so die Sohle desselben in weitem Umkreis, wie dies gerade in Otjiẕondjupa der Fall ist, zu versumpfen, würde man eine Reihe grosser Dämme, zu deren Konstruktion das Material ja dem Berge unmittelbar selbst entnommen werden kann, zu bauen haben und könnte sodann von diesen aus die in der Ebene verteilten Felder unschwer bewässern. Nordöstlich von Grootfontein habe ich das Wasser einer einzigen, am Abhang eines Hügels entspringenden Quelle in der Talsohle als meterbreiten und 1,5 cm tiefen Bach eine volle Stunde weit verfolgen können. Solche Verhältnisse treffen wir z. B. auf einer Reise von Otjiẕondjupa über Okamambuti nach Namŭtoni am Onẕila Tag für Tag; welche Wassermassen aber in demselben Gebiete sich erst zur Regenzeit finden, davon hat die Schilderung meiner persönlichen Erlebnisse deutlich genug gesprochen. Jenseits Otjosaẕu bestehen die kahlen Gebirgsmassive aus Granit und Gneiss; die in der Regenperiode vom Himmel gesandten Wassermassen fallen dort auf ein undurchlässiges Gestein und strömen, jeden Rest von Humus mit sich reissend, sogleich zu Tale um dort zu versickern; Gebirgsschluchten abschliessende Dämme, in verschiedener Höhe angelegt, würden auch dort allen Anforderungen genügende Reservoirs schaffen.

Dort, wo dem Terrain jede Erhöhung mangelt, fehlen natürlich auch die Quellen, und der Reisende hat da mit seiner

Karawane oft unsagbare Durstqualen auszustehen, aber nicht deshalb, weil überhaupt kein Wasser vorhanden ist, sondern weil es ihm an Zeit und Werkzeugen gebricht, zu dem unerschöpflichen Vorrat zu gelangen, der in der Tiefe ruht. Wer mit solchen versehen ist, der kann z. B. im Gebiete der Kalaχari überall genügend Wasser finden, oft drei und vier Meter, oft aber auch schon anderthalb Meter unterhalb der Bodenoberfläche, wie denn auch sämtliche Wasserstellen auf der Karawanenstrasse zwischen Gobabis und dem Ngami-See mit Ausnahme von |Oas, Olifantskloof, Rietfontein und Xansis künstlich geöffnet sind; es würde daher z. B. die Durchquerung der Kalaχari in ihrer ganzen Länge für eine Gesellschaft, die mit Dynamit und Bohrinstrumenten ausgerüstet ist, was diesen Punkt anbetrifft, gar keine Schwierigkeiten haben. Was der ackerbautreibende Ansiedler im Grossen tun müsste, das tut der afrikanische Jäger im Kleinen tatsächlich schon längst, indem er von bereits vorhandenen Wasserstellen aus nach allen Richtungen hin in einer Entfernung von 1/2—1 Tagereise neue Brunnen gräbt und sich so successive den Eingang in das Jagdfeld erobert. In dieser Weise ist die Basis zu den Karawanenstrassen durch vormals unpassierbare „Durstfelder“ gewonnen worden, und so sind die Wasserstellen |Noi χas, ||Noa ||kais, ƬAus tscha u. a. m. entstanden. Da der Bauer aber das Wasser zur Berieselung seines Ackers nicht unter, sondern über der Erde haben muss, so wird er hier Pumpen aufzustellen haben und auch da kommt ihm die Natur teilweise zu Hülfe. Bei der überaus grossen Regelmässigkeit des Westwindes, der sich Tag für Tag während wohl zwei Drittel des Jahres nachmittags zwischen 1/22 und 1/23 Uhr einzustellen pflegt und auf dessen sicheres Eintreffen ich auf meiner Reise z. B. im Osten Ondonga's so gut wie in der Kalaχari rechnen konnte, würde sich zu genanntem Zwecke vielleicht die versuchsweise Anlage von Windmotoren empfehlen.

Der Feldbau der Ovaherero beschränkt sich, wie aus früherem hervorgegangen ist, ausschliesslich auf die Flussbette und genügt in dieser Beschränkung für die Bedürfnisse der Eingeborenen um so mehr, als er ja eigentlich nur Mittel zum Zweck

ist, das Mittel nämlich, die Bevölkerung allmälich an Sesshaftigkeit zu gewöhnen. Ein grosser Teil Central-Hererolandes ist meiner Ansicht nach seiner gebirgigen Konfiguration wegen für Ackerbetrieb in grösserem Massstabe untauglich, wie es denn überhaupt auch durch eine, im Gegensatze zu den nördlicheren Gebieten, an Regentagen bedeutend ärmere Regenperiode ausgezeichnet ist; selbst die vorteilhaftesten Lokalitäten, wie |Usa !khos, stehen weit hinter solchen mittlerer Güte Upingtonia's zurück.

Das Kaokofeld kenne ich nicht aus eigener Anschauung und vermag daher über dessen Wert, den es für eine agrarische Kolonisation hat, nicht zu urteilen; nach den Berichten des Missionars Bernsmann scheinen sich aber einzelne Striche dieser Zone, z. B. das Gebiet von Zesfontein, sehr wohl zu Ackerbau zu eignen.

Gross-Namaland endlich kann, und darüber herrscht wohl kein Zweifel, am allerwenigsten auf die Einwanderung einer agrarischen Bevölkerung Anspruch erheben; bei dem geringen jährlichen Regenfall sind Quellen im Tafelberggebiete nur spärlich vorhanden und liefern überhaupt auch nur geringe Wassermassen, wie denn auch eine grosse Anzahl derselben während der trockenen Zeit völlig zu versiegen pflegen. Das ist der Charakter des Landes im Süden in dessen ganzer Breiteausdehnung — die Küstenzone lasse ich selbstredend ausser Betracht —; im Norden, etwa in der Höhe von Rehoboth, greift die Kalaχari jedoch weit nach Westen hinüber und dort im Becken des Oub-Flusses soll den Schilderungen der Jäger zufolge wiederum verhältnismässig „viel“ Wasser vorkommen. Wie es sich in Wirklichkeit aber damit verhält, wird erst eine sachverständige Durchforschung darzutun haben.

Unabhängig von Bergbau und anderen vorläufig noch gar nicht abzusehenden Vorbedingungen, und daher gewissermassen auch jetzt schon versuchswürdig, wäre die Zucht von Wollschafen und Angora-Ziegen, zu der sich vorzugsweise das, der geschlossenen Dornbuschdickichte entbehrende Gross-Namaland eignen dürfte, ähnlich der Karroo südlich vom Oranjeflusse, wo die Zahl der

von den Farmern gezüchteten Merinoschafe auf fünf Millionen geschätzt wird. Der Woll-Export der Capkolonie, der im Jahre 1830 blos 3300 lbs. betrug, ist fortwährend im Steigen begriffen und ist schon heute als eine der sichersten und reichsten Einnahmequellen dieses Landes zu bezeichnen; so bezifferte sich die Ausfuhr nach offizieller Statistik 1885 auf 34 432 562 lbs. und trug der Kolonie 28 522 160 Mark ein![1])

Ein entsprechender Versuch mit deutschem Kapital in Gross-Namaland wäre um so mehr zu empfehlen, als dieses zum Teil mit der Karroo klimatologisch und floristisch ja überraschend übereinstimmt; die beiden Lieblingsfutterbüsche des Merinoschafes, Pentzia virgata *Less.* und Pentzia globosa *Less.* scheinen zwar nördlich vom Oranjefluss zu fehlen, könnten aber aus Samen gezogen werden, so gut wie dies in Australien zu demselben Zwecke mit Erfolg getan worden ist. „Dem südafrikanischen Farmer,“ sagt W. Spilhaus in einem sehr lesenswerten Artikel über die Wollschafzucht in der Capkolonie, „ist der Pfad klar vorgezeichnet; durch sorgfältige Auswahl der Zuchttiere, durch das Erlassen energischer Gesetze zur Unterdrückung des Schorfes, durch Umzäunung seines Landstückes und durch Pflege der Weide, indem er nützliche Pflanzen aussäet, ihnen Zeit zum Aufwachsen gewährt und die unzuträgliche Vegetation ausrottet, kann er vieles dazu beitragen, seinen Wolleertrag zu steigern und sein Land zu bereichern, und er wird es auch tun.“

Was dem Cap-Farmer aber in der Karroo möglich ist, das sollte doch auch in Gross-Namaland mit demselben Nutzeffekt erzielt werden können. Daher frisch angefasst!

Der sorgfältigen Erwägung wert erachte ich auch Anpflanzungsversuche mit Textilfasern liefernden Pflanzen und zwar sollte es eine Hauptaufgabe unserer botanischen Centren sein, den Kolonien in dieser Hinsicht durch Lieferung von Anpflan-

[1]) Die mit Recht so sehr gefürchtete Tsetse kommt innerhalb der deutschen Interessensphäre in Südwestafrika, mit Ausnahme vielleicht der kurzen Uferstrecke am Okavango, sicherlich nirgends — auch am Ngami nicht — vor, was ich gegenteiliger Angaben des Hauptmanns v. François wegen ganz besonders hervorhebe.

zungsmaterial an die Hand zu gehen, wie dies von Kew in England aus schon längst für die englischen transoceanischen Besitzungen mit unberechenbarem Vorteil geschieht. Man vergleiche z. B. die monatlich in Kew ausgegebenen Bulletins of Miscellanous Information.

Von verschiedener Seite ist auch schon die Anlage von Straussenfarmen nach dem in der Capkolonie gegebenen Beispiele, dessen Anfänge in das Jahr 1864 zurückreichen, empfohlen worden, doch glaube ich nicht, dass dieser Zweig für das deutsche Schutzgebiet jemals grosse Bedeutung erlangen wird, um so weniger, als in den letzten Jahren auch der Preis der Straussenfedern von 168 Mark per Pfund (1860) auf 82 Mark (1884) herabgesunken ist. Hierzu kommt nun noch, dass bis 1883 die Capkolonie das einzige Land mit Straussenfarmen war; seit jener Zeit sind nun aber mehrmals Zuchtvögel nach Süd-Australien, der Argentinischen Republik und Kalifornien versandt worden, und die Regierung der Capkolonie hat sich daher aus Furcht, ihr einträgliches Monopol zu verlieren, veranlasst gesehen, eine Ausfuhrtaxe von 2000 Mark auf jeden Straussen und eine solche von 100 Mark auf jedes Straussenei zu legen. Wenn sich also auch die Nachfrage nach Straussenfedern wiederum dermassen steigern würde, dass sie den Preis derselben um ein Erhebliches beeinflussen könnte, so müsste man auch auf eine nicht unbedeutende Konkurrenz gefasst sein.

Ich habe bereits an früherer Stelle der von der westafrikanischen Kompagnie in Walfischbai und Sandwichhafen beabsichtigten Anlage von Schlächtereien erwähnt und dies führt mich nun schliesslich auch noch auf die Möglichkeit einer Viehzucht in grösserem Umfange. So lange die Produkte der westafrikanischen Kompagnie noch eines grösseren Marktes ermangeln, wird der Rinderbesitz der Ovaherero dem Bedarfe vollauf genügen, nicht aber, wenn jenes Unternehmen den erhofften Aufschwung findet. Der Omuherero ist, wie aus den Schilderungen über Sitten und Gebräuche dieser Nation hervorgeht, so eng mit seinen Ochsen verwachsen, dass schliesslich doch ein Zeitpunkt kommen wird, wo er sich weigert, dem Weissen weiterhin Rinder

zu verkaufen und dann stellt sich von selbst die Notwendigkeit einer eigenen Zucht ein; dass einer solchen ausser den verschiedenen und allerdings oft furchtbare Verheerungen anrichtenden Seuchen nichts im Wege stehen würde, bedarf wohl keiner Beweise.

Dies sind meiner Überzeugung nach die vor der Hand abzusehenden Hauptquellen des südwestafrikanischen Schutzgebietes, die geeignet wären, dasselbe für das Mutterland nutzbringend zu gestalten.

Von geringerem Belang erachte ich Fischerei, Jagd und Handel. Der Robbenschlag ist zur Zeit vollständig in den Händen von Capfirmen, und da sich die Tiere, deren Vorhandensein der kalten, von Süden kommenden Strömung zu verdanken ist, überhaupt nur auf den dem Festlande vorgelagerten, den Engländern zugesprochenen Inseln aufzuhalten pflegen, so können sie hier nicht weiter in Betracht kommen, so wenig wie die Wale, die in viel zu geringer Anzahl vorkommen, als dass diese Jagderträgnisse uns jemals in der Revenue-Statistik Deutsch-Südwestafrika's als Ziffer begegnen dürften.

Auf den Reichtum an Fischen aller Art der die Küste Südwestafrika's in deren ganzer Länge begleitenden, kalten Meeresströmung ist bereits von Belck und von Dr. Goering aufmerksam gemacht worden; letzterer empfiehlt überdies noch den Versuch einer Fischguanobereitung, bei der auch die bei der Schlächterei gewonnenen Abfälle Verwendung finden könnten. Fischguano soll dem besten Peruguano an Güte nicht nachstehen und würde am Cap, wie Dr. Goering berichtet, mit £ 12 die Tonne bezahlt werden.

Die Aussichten, die sich dem auf Tauschhandel mit den Eingeborenen angewiesenen Europäer eröffnen, sind sehr gering, ja hinsichtlich der Hottentottenbevölkerung so gut wie null, da diese ausser Stande ist, für die ihr angebotenen Artikel einen Gegenwert zu stellen. Die Ovaherero wie die Ovambo besitzen als einziges Tauschobjekt ihre Rinderherden, und so lange man gezwungen sein wird, die durch Tausch erlangten Ochsen über Land nach der Capkolonie oder gar nach der Transvaal zu

treiben, so lange als es überhaupt an einem Absatzgebiete im Lande selbst fehlt, kann auch dieser Handel nie recht gedeihen.

In früheren Jahren ist über Walfischbai ziemlich viel Elfenbein ausgeführt worden, seitdem sich aber die Dickhäuter bis zum Ngami-See zurückgezogen haben, ist der Export von Elephantenzähnen aus diesem Teile Afrika's auf ein Minimum zurückgegangen und wird in Zukunft noch weiter zurückgehen. Sogar Mossamedes, das doch den Vorteil hat, dass dort die elephantenreichen Distrikte verhältnismässig leichter und ungefährdeter als von Walfischbai aus zu erreichen sind, exportiert per Jahr nur ungefähr 2000 Ko.

Wer Sportmann ist, der mag in der nordöstlichen Ecke des Schutzgebietes genugsam Gelegenheit zu aufregender Jagd finden, nur darf er nicht mit dem Gedanken kommen, dort noch den ehemaligen, uns von Andersson, Chapman und Baines geschilderten Wildreichtum vorzufinden; die Zeiten sind längst für Südafrika verschwunden, wo die Eingeborenen die Tiere des Feldes zu Hunderten in die Fallgruben treiben konnten. Seitdem Elephanten, Strausse und Flusspferde selten geworden sind, wird die Jagd auf diese Tiere von den Häuptlingen, wie z. B. Moremi, als ein ihnen allein zustehendes Recht beansprucht und der Weisse bedarf daher dort einer besonderen Erlaubnis zum Schiessen derselben; wer es wagen sollte, sich dieser Anschauung zu widersetzen, der dürfte schnell genug durch Schaden klug werden.

In einer Beziehung ist das südwestafrikanische Schutzgebiet und namentlich Hereroland viel günstiger als alle anderen deutschen Kolonien bedacht, indem dort nämlich nichts weniger als Mangel an Arbeitskraft ist. Ich habe — und vor wie nach mir noch viele andere — den Bergdamara, der das gerade Gegenteil des hochmütigen und arbeitsscheuen Omuherero ist, stets als zuverlässigen, ausdauernden und bescheidenen Arbeiter kennen gelernt, der ohne viel Mühe zu jeder Beschäftigung angelernt werden kann. Für jedes Unternehmen, ob gross oder klein, wird es sich daher empfehlen, stets in erster Linie Bergdamara zur Arbeit heranzuziehen; durch freundliche Behandlung lässt er sich,

wie die Erfahrung beweist, leicht gewinnen und erweist sich dann als williger und mit dem geringsten Lohn zufriedener Knecht.

Damit glaube ich den Fragen nach der agrarischen und merkantilen Bedeutung des Schutzgebietes, so gut sich dieselben zur Zeit überblicken lassen, nach bestem Wissen beantwortet zu haben. Ich habe angedeutet, in welcher Weise deutsches Kapital und deutsche Arbeit dort eine nutzerspriessende Basis finden würden, und es ist nur zu hoffen, dass endlich einmal ein entsprechender, von der selbst in Südwestafrika nicht zu entbehrenden Umsicht und Landeskenntnis begleiteter Versuch gemacht werde. Wenn erst in Gross-Namaland ein paar Tausend Schafe weiden, so wird sich auch bald der eine oder andere Kolonist einfinden, der seinen Lebensunterhalt und den Anderer der Ackerkrume abgewinnt und wenn erst dieser Anfang gemacht ist, so wird die Weiterentwicklung gewiss von selbst ihren Gang finden. Audaces fortuna juvat! sollte dies in Südwestafrika minder wahr als anderswo sein?

ANHANG.

I. In der deutschen südwestafrikanischen Interessensphäre vom Verfasser beobachtete Antilopen-Arten.

Lateinischer Name	Capholländ. Name	Nama	Otjiherero	Oshindonga	
Antilope Euchore	Springbock	ǃarib	omenje	omenje	Im ganzen Gebiete häufig.
Cephalophus Mergens	Duiker	ǀhous	?	?	
Calotragus tragulus	Steenbock	ǃarib	ombuindja	okapuindja	
Boselaphus Oreas	Eland	ǃkanib	ongarangombe	ongalangombe	
Alcelaphus Caama	Hartebeest	ǁkamab	orukambe	okakambe	Kalaχari u. Nordhereroland.
Damalis lunatus	Bastard-Hartebeest	?	?	?	
Oreotragus saltatrix	Klipbock	ǁkhaisib	okaseni	ompala	Gross-Namaland.
Strepsiceros Kudu	Kuddu	χaib	oχorongo	oχolongo	Im ganzen Gebiete häufig.
Oryx Gazella	Gemsbock	ǀgaib	onduno	osuino	Vermeidet grosse Ebenen.
Catoblepas Gnu	Wildebeest	gaob	otjimburu	ompuχulu	In grossen Herden in Südost-Amboland und in der Kalaχari.
Eleotragus arundinallus	Rietbock	?	?	?	Ausschliesslich am Okavango und in dessen Überschwemmungsgebiet.
Aegyceros Melampus	Pallah	?	?	?	

II. Verzeichnis der auf der Reise gesammelten Tiere.

A. **Mammalia**; bestimmt von Herrn Prof. Dr. Th. Noack in Braunschweig. (Zoolog. Jahrbücher IV. Band.)

Vesperus damarensis *Noack*.
Felis pardus *L.*
Cynaelurus guttatus *Hermann*.
Lynx caracal *Güld.*
Hyaena crocuta *Zimm.*
Hyaena striata *Erxleben*.
Canis mesomelas *Schreber*.
Canis nov. spec. vel var.
Otocyon caffer *Lichtenstein*.
Genetta senegalensis *F. Cuv.*
Herpestes gracilis *Rüpp.* var. badius *Smith*.
Rhyzaena tetradactyla *Desmar.*
Lutra inunguis *F. Cuv.*
Cynictis penicillatus *G. Cuv.*
Macroscelides brachyrynchus *Smith* var. Schinzi *Noack*.
Xerus capensis *Kerr*.
Lemniscomys lineatus *Geoffr. et F. Cuv.*
Gerbillus tenuis *Smith* var. Schinzi *Noack*.
Georhychus hottentottus *Lesson*.
Lepus capensis *L.*

B. **Reptilia**; bearbeitet von Herrn Dr. Oscar Boettger in Frankfurt. (Bericht der Senckenbergischen naturf. Gesellschaft, Jahrg. 1887, pag. 136 ff.)

Chersina angulata *Schweigg.* Gross-Namaland.
Testudo semiserrata *Smith*. Amboland.
Testudo Verreauxi *Smith*. Gross-Namaland.
Pachydactylus Bibroni *Smith*. Gross-Namaland.
Agama hispida *L.* Gross-Namaland und Hereroland.
Agama atra *Dand.* Gross-Namaland und Hereroland.
Zonurus polyzonus *Smith*. Gross-Namaland und Hereroland.
Amphisbaena quadrifrons *Pts.* Nordwestliche Kalaχari.
Scapteira depressa *Merr.* Gross-Namaland.
Eremias pulchella *Gray*. Gross-Namaland und Hereroland.

Gerrhosaurus auritus *Boettg.* Amboland.
Tetradactylus seps. *L.* Capstadt.
Mabuia sulcata *Pts.* Gross-Namaland und Hereroland.
Mabuia striata *Pts.* Gross-Namaland und Hereroland.
Typhlosaurus lineatus *Blgr.* Nordwestliche Kalaχari.
Chamaeleon parvilobus *Blgr.* Hereroland und Amboland.
Chamaeleon Namaquensis *Smith.* Gross-Namaland u. Ngami-See.
Typhlops (Onychocephalus) Schinzi *Bttg.* Nordwestliche Kalaχari.
Homalosoma lutrix *L.* Capstadt.
Psammophylax multimaculatus *Smith.* Capstadt.
Rhamphiophis multimaculatus *Smith.* Gross-Namaland.
Psammophis sibilans *L.* Gross-Namaland und Hereroland.
Bucephalus Capensis *Smith.* Amboland.
Lamprophis rufulus *Licht.* Capstadt.
Boodon lineatus *D. u. B.* var. infernalis *Gthr.* Capstadt.
Leptodira semiannulata *Smith.* Gross-Namaland.
Python Sebae *Gmel.* Amboland.
Naja haje *L.* Amboland, ferner überaus häufig in Gross-Nama- und Hereroland.
Atractaspis irregularis *Reinh.* var. Bibroni *Smith.* Gross-Namaland.
Vipera arietans *Merr.* Kalaχari.
Vipera caudalis *Smith.* Gross-Namaland.
Vipera cornuta *Daud.* Gross-Namaland.
Rana Delalandei *Tsch.* Amboland.
Rana adspersa *Tsch.* Amboland.
Rana Grayi *Smith.* Capstadt.
Bufo regularis *Reuss* var. *B.* Capstadt.

Hierzu sind später noch dazu gekommen: Testudo pardalis *Bell.*, T. trimeni *Blgr.*, T. tentoria *Bell.* und T. Smithii *Blgr.*, sämtliche aus Gross-Namaland. (Vergl. Berichte d. Senckenberg. Gesellsch. 1888/89 pag. 281.)

C. **Pisces**; bestimmt von Herrn Dr. Hilgendorf in Berlin. (Briefliche Mitteilung.)

Clarias gariepinus *Burch.* Zur Regenzeit ausserordentlich häufig in Amboland.

D. **Mollusca**; bearbeitet von Herrn Professor Mousson in Zürich. (Journal de Conchyliologie Octobre 1887.)

Helix (Dorcasia) Alexandri *Gray* var. rotundata *Mousson*. Gross-Namaland.

Helix (Cochlicella) opposita *Mousson*. Amboland.

Achatina Schinziana *Mousson*. Amboland.

Achatina Damarensis *P*. Hereroland. (Bestimmt von Herrn Dr. O. Boettger.)

Bulimus (Eburnea) Damarensis *H. Adams* und die var. exspectata *Mousson*. Hereroland und Amboland.

Bulimus (Leucochiloides) minusculus *Mousson*. Amboland.

Stenogyra (Subulina) vitrea *Mousson*. Amboland.

Succinea arborea *Mousson*. Amboland.

Succinea spec.

Physa parietalis *Mousson*. Amboland.

Ampullaria occidentalis *Mousson*. Kunene.

Unio Kunenensis *Mousson*. Kunene.

E. **Coleoptera**; bearbeitet von Herrn Lèon Fairmaire in Paris. (Annales de la société entomologique de France, Mai 1888.)

Manticora Sichelii *Th*. G.-N.[1])

Lipostratia cyaniventris n. sp. H.

Lasiocera tessellata *Kl*. A.

Graphipterus postfasciatus n. sp. G.-N.

Anthia cinctipennis *Leq*. G.-N.

Anthia Burchelli *Hope* var. Andersoni *Chaud*. A.

Anthia cephalotes *Guér*. G.-N.

Passalidius fortipes *Boh*. H. u. A.

Bradybaenus pseudoscalaris *Bert*. A.

Cerapterus concolor *W*. G.-N.

Melambia gigas *F*. G.-N.

Pachylomera femorata *Klug*. A.

Scarabaeus canaliculatus n. sp. G.-N.

Gymnopleurus virens *Er*. H. u. A.

Pachysoma Schinzii, n. sp. G.-N.

Aphodius maestus *Fab*. A.

Aphodius dorsalis *Boh*. A.

Trox denticulatus *Ol*. G.-N.

Leontochaeta alopex *Fab*. G.-N. u. H.

Anomala russaticeps, n. sp. A.

[1]) Erklärung der Abkürzungen: H. = Hereroland, A. = Amboland, G.-N. = Gross-Namaland.

Syrichthus verus *Burm.* G.-N. u. H.
Oxythyrea amabilis *Schaum.* G.-N.
Pachnoda chalcea *Hb.* G.-N. u. H.
Pachnoda cincta *de G.* H.
Spilophorus plagosus *Westw.* H.
Sternocera luctifera *Kl.* A.
Julodis albomaculata *Boh.* G.-N.
Julodis flavosignata *Boh.* G.-N.
Julodis vittipennis *Boh.* H.
Julodis rufolimbata, n. sp. H.
Psiloptera sublaevicollis *Boh.* A.
Athaxia tenuicula *Fahr.* A.
Lycus trabeatus *Guér.* A.
Lycus ampliatus *Guér.* A.
Luciola tetrasticta, n. sp. A.
Hedybius collaris *Thunb.* H. u. G.-N.
Hedybius coronatus, n. sp. H. u. G.-N.
Melyris viridis *Fab.* A.
Melyris testaceipes, n. sp. A.
Opilus vagedorsatus, n. sp. A.
Apate cornuta *Ol.* H.
Sinoxylon senegalense *Karsch.* A.
Sinoxylon rufobasale, n. sp. G.-N.
Zophosis muricata *Fab.* G.-N.
Zophosis Linnei *Sol.* A.
Adesmia tenuegranata, n. sp. A. u. H.
Adesmia lobicollis, n. sp. G.-N.
Adesmia Fettingi *Haag.* H.
Stenocara vittata *Haag.* G.-N.
Metriopus Hoffmannseggi *Sol.* G.-N. u. H.
Rozonia strigicollis, n. g. u. n. sp. A.
Asphaltesthes impressipennis, n. sp. A.
Himatismus mandibularis *Er.* A. u. G.-N.
Himatismus lineatopunctatus, n. sp. G.-N.
Himatismus sphesiarioides, n. sp. G.-N.
Derostrophus Schinzii, n. sp. A. u. H.
Afrinus striolifrons, n. g. u. n. sp. G.-N.
Afrinus furcilabris, n. sp.
Nicandra costulipennis, n. g. u. n. sp. G.-N.
Eurychora ciliata *Fab.* A. u. G.N.
Eurychora rotundipennis, n. sp. A.
Geophanus plicicollis, n. sp. A.
Psammodes raucus *Haag.* G.-N.
Psammodes asperulipennis, n. sp. G.-N.
Psammodes longipes *Haag.* A.
Trachynotus rufozonatus, n. sp. G.-N.
Oncotus planiusculus, n. sp. G.-N.
Gonopus scabratus *Sol.* G.-N.
Clitobius immarginatus, n. sp. G.-N.
Nemanes expansicollis, n. g. u. n. sp. A.
Cylindrothorus spilosus *Sol.* H.
Mylabris oculata *Ol.* H.
Mylabris haemacta, n. sp. G.-N.

Coryna posthuma *Mars.* A.
Coryna argentata *Ol.* A.
Microcerus subcaudatus *Gerst.* H.
Anosius angustulus, n. g. und n. sp. A.
Brachycerus apterus *Fab.* A.
Cleonus albogilvus *Chev.* G.-N.
Cleonus mucidus *Sch.* G.-N.
Alcides dentipes *F.* A.
Acanthophorus Hahni *Dohrn.* A.
Macrotoma natalensis *White.* A.
Phyllocnema latipes *de G.* G.-N.
Taurocerus Klugi *Lac.* H.
Gnatholaea picicornis, n. sp. A.
Ceroplesis ferrugator *Fab.* G.-N. u. A.
Hecyrida terrea *Bert.* H.
Phoryctus mucoreus *Gerst.* Ngami.
Sigrisma tuberifrons, n. g. u. n. sp. H.
Camptolenes opacula n. sp. A.
Neognathus senegalensis *Lac.* H.
Paecilomorpha afra. *Kl.* A.
Corynodes compressicornis *Fab.* A.
Euryope minuta *Jac.* G.-N.
Aulacophora sternalis, n. sp. A.
Monolepta tricolor, n. sp. A.
Aspidomorpha cincta *Fab.*
Cassida tigrina *Ol.* A.
Epilachna Dregei *Muls.* Ngami.

F. **Hymenoptera;** bestimmt von Herrn Ritsema in Leiden. (Briefliche Mitteilung.)

Chrysis Lyncea *Fa.*
Chrysis stillboides *Spin.*
Apis fasciata *Latr.*
Palarus spec.
Bracon spec.
Eumenes tinctor *Christ.*
Eumenes dyschera *Sauss.*
Eumenes esuriens *F.* var.
Eumenes caffra *L.*
Pelopaeus spirifex *L.*
Pelopaeus Eckloni *Dahlb.*
Odynerus spec.
Synagris spec.
Priocnemis spec.
Ein Exemplar unbestimmt.
Mygnimia spec. (Bestimmt von Hrn. Dr. Schulthess in Zürich.)
Pyria smaragdula *Lep.*
Mutilla Sycorax *Sm.*
Alastor spec.
Xylocopa lugubris *Gerst.*

G. **Diptera;** Herrn van der Wulp in Leiden vorgelegen.

Lamyra gulo *Löw.*
Scylaticus spec.
Scatophaga spec.
Scatophaga spec.
Sarcophila spec.
Musca spec.
Musca spec.
Tabanus spec.

H. **Hemiptera**; bestimmt von Herrn Frey-Gessmer in Genf.

Melanostethus marginatus *Thunb.*
Brachus analis *Fabr.*
Crioceris cylindrica *Klg.*
Plagiodera circumcincta.
Platyzosteria [Larve].
Platypleura plumosa *Germ.*
Coreidae [Larve].
Coreidae [Larve].
Macropeltidae [Larve].
Macropletidae [Larve].
Piezogaster terminalis *Stal* var.
Piratidae [Larve].
Odontopus sexpunctatus *Lep.*[1])
Lygaceus [Larve].
Lygaceus spec.
Gonocerus [Larve].
Gonocerus [Larve].
Cletus clarus *Wek.*(?)
Hotea spec.
Libyssa Forskali *Klg.*
Solenosthidium spec.
Ischinodemus spec.
Zelidae spec.
Sacca spec.
Notonecta spec.
Spartocera spec.
Nevroscia grata *Pall.*
Nevroscia spec.
Pentatoma spec.
Sciocoris spec.
Delpada spec.

J. **Neuroptera**; im Besitze des Herrn Senator von Sélys-Longchamps in Liège und noch nicht näher bestimmt.

K. **Orthoptera**; bestimmt von Herrn Brunner von Wattenwyl in Wien. (Vorl. briefl. Mitteilung.)

Phyllocrania paradoxa *Burm.* (bestimmt von Herrn Professor Dr. G. Schoch in Zürich).

Gen. nov., spec. nov. ex tribu Oedipodidarum. Gen. nov., spec. nov. ex tribu Oedipodidarum. Oedaleus (Gastrimargus) verticalis *Sauss.* Sphingonotus scabriusculus *Stal.* Acrotylus apricarius *Stal.* Batrochomis perloides *Sauss.* Methone Anderssonii *Stal.* Phymateus morbillosus *Thunb.* Xiphocera Sparrmani *Stal.*	Gross-Namaland.

[1]) Massenhaft auf Welwitschia-Stöcken, wo diese Milbe schon Baines (Explorations in South-West-Africa, 1864, pag. 25) aufgefallen ist.

Schinzia horrida *Br.* Genus et species nova ex tribu Pamphagidarum.	Gross-Nama-land.
Euryphymus ferruginosus *Stal.*	
Euryphymus Vylderi *Stal.*	
Euryphymus spec. nov.	
Miomantis semialata *Sauss.*	Ambo-land.
Cilnia latipes *Stal.*	
Genus nov. et spec. nov. ex tribu Mastacidarum.	
Tryxalis spec.?	
Methone Anderssonii *Stal.*	
Gen. nov. et spec. nov. ex tribu Eremobidarum	
Xiphocera apicalis *Walker.*	
Charilaus spec. nov.	
Acridium aeruginosum *Burm.*	
Acridium moestum *Charp.*	
Caloptenus pallidicornis *Stal.*	
Suryphymus ferruginosus *Stal.*	
Suryphymus spec. nov.	
Catantops melanostictus *Schaum.*	
Chrotogonus hemiptocus *Schaum.*	
Jonocerus elegans *Thunb.*	
Acanthoproctus diadematus *Stal.*	
Acanthoplus longipes *Charp.*	
Clonia spec.	
Gastrimargus (Oedaleus) verticalis *Sauss.*	Kalaχari.
Acridium moestrum *Charp.*	
Gyna vetula *Br.*	
Liogryllus Capensis *Fab.*	
Oecanthus pelluceus *Scop.*	
Derocalymma spec.	
Deropeltis spec.	
Gryllodes spec.	
Brachytrupes membranaceus *Drury.*	
Gonypeta punctigera *Stal.*	
Gonypeta spec.	
Chiropacha capitata *Sauss.*	
Cleonaria Natalensis *Wstw.*	

L. **Libellulidae;** bestimmt von Herrn Senator von Sélys-Longchamps in Liège. (Briefl. Mitteilung.

Pantala flavescens *Fabr.*
Diplax Fonscolombii *Sélys.*
Diplacina planistyla *Rambur.*
Diplacina bicellularis *Sélys.*
Ceriagrion glabrum *Burm.*
Lestes pallida *Rambur.*
} Amboland.

M. **Myriapoda;** bestimmt von Herrn C. O. von Porat in Jönköping (Schweden).

Scolopendra morsitans *L.*, Kalaχari.
Spirostreptus falcicollis *Porat.* Gross-Namaland u. Amboland.

N. **Arachnoidea;** bearbeitet von Herrn Eug. Simon in Paris. (Ann. de la soc. entomol de France, Mai 1887.)

Habrocestum Schinzi *Simon*
Uroctea Schinzi *Simon.*
Cydrela rutilans *Simon.*
Cydrela crassimana *Simon.*
Megamyrmecium velox *Simon.*
Asemesthes subnubilus *Simon.*
Cyrtophora citricola *Forsk.*
Argiope nigrovittata *Thorell.*
Cyclosa tubicola *Simon.*
Harpactira atra *Latr.*
Solpuga Lethalis *C. Koch.*
Hexisopus fodiens *Simon.*
Lepreus lunulifer *Simon.*
Buthus raudus *Simon.*
Buthus fulvipes *Simon.*
Buthus laevifrons *Simon.*
Petrovicus furcatus *Simon.*
Mossamedes opinatus *Simon.*
Ischnurus tityrus *Simon.*

O. **Acarina;** bestimmt und bearbeitet von Herrn Prof. Berlese in Padua. (Atti della Società Veneto Trentina di sc. nat. vol. X fasc. II.)

Trombidium grandissimum *Koch.* Massenhaft im ganzen Gebiete unmittelbar nach Regen.
Argas Schinzii *Berlese.*
Hyalomma Utriculus *Berlese.*

III. Idiome der Eingeborenen der deutsch-südwestafrikanischen Interessensphäre.

A. Die Sprache der Naman oder Hottentotten.

Sie wird von den in Gross-Namaland wohnenden Hottentotten und mit dialektischen Abweichungen von den !Goränan, den !Haukhoin und den Nama-Buschmännern gesprochen. Da wir über dieses Idiom eine ausgezeichnete Arbeit meines Freundes Dr. Theoph. Hahn und ein ausführliches Wörterbuch von Missionar Krönlein besitzen, so verweise ich den sich dafür Interessierenden hauptsächlich auf diese zwei Publikationen und beschränke mich hier auf die Anweisung der Hervorbringung der in diesem Buche so oft wiederkehrenden Schnalzlaute.

Das Hottentottische besitzt folgende vier Inspirata oder Schnalzlaute:

1. einen dentalen Laut |,
2. einen palatalen Laut ǂ,
3. einen cerabralen Laut !,
4. einen lateralen Laut ||.

1.[1]) „Der dentale Laut entsteht, wenn man die Zunge gegen die oberen Vorderzähne setzt, und die Luft einziehend, sie zurückschnellt. Auf dem Westerwalde und im Siegen'schen kommt der dentale Schnalz als Lockruf der Schweine vor; so entsinne ich mich des häufigen Rufes: „Fikkesje (Ferkelchen) tä tä tä, ||||, Fikkesje tä tä tä, |||||! etc. Auch im Mansfeld'schen kommt dieser Laut als Lockruf vor. Der Klang des dentalen Schnalzes lässt sich vergleichen mit dem etwas schmatzenden Tone, der entsteht, wenn man Jemanden mit recht „spitzem Mäulchen" — sit venia verbo — küsst.

2. Der palatale Laut entsteht, wenn man die Zunge kurz oberhalb der Vorderzähne an den vorderen Gaumen setzt, gleichsam als wollte man ein recht weiches d sprechen; man zieht die Zunge, mit Luftzug nach innen, zurück: ǂa, ǂgaob, ǂnari.

[1]) Nach Th. Hahn: „Sprache der Nama."

Es tönt ungefähr wie das recht helle Klopfen des Spechtes an den Bäumen.

3. Der cerebrale Laut wird erzeugt, durch Ansatz der Zunge an den mittleren oberen Gaumen, ungefähr da, wo man sie ansetzt, bei der Aussprache des L in Lump. Man ziehe Luft und Zunge einwärts und es entsteht dann ein Laut, der fast genau dem Knall einer entkorkten Champagnerflasche gleicht: ǃa, ǃaroma, ǃna.

4. Der laterale Schnalz spottet jeder Beschreibung; ich begnüge mich daher zu sagen, dass er mit Zunge, Seitenzähnen, Gaumen und durch Einziehen der Luft gebildet wird. Akustisch ist er einem recht gemeinen Schmatzen vergleichbar, wie es wohl Gänse und Enten beim Wühlen in einer Pfütze vernehmen lassen: ǁna, ǁgau, ǁkha, ǁnuwu, ǁni, ǁam".

Das Weglassen der Schnalzlaute in hottentottischen Wörtern, denen solche zukommen, ist *unbedingt unzulässig*, ebenso unzulässig, wie wenn ein Berliner Kind, weil ihm die richtige Aussprache des g schwerfällt, anstatt gib z. B. ib schreiben wollte.

B. Otjiherero.

Auch über das zu der durch Präfixe ausgezeichneten Klasse der Bantusprachen gehörende Idiom der Ovaherero sind, abgesehen von den zahlreichen Übersetzungsarbeiten, Studien von fundamentalem Wert von den Missionaren H. Hahn (Grammatik), Kolbe und Brincker (Wörterbücher) erschienen. In wie weit die Sprache der im Kaoko lebenden Ovatjimba von der der Ovaherero abweicht, ist zur Zeit noch unbekannt. Von den meinen Lesern vielleicht fremden Lauten entspricht das tji, tjo, tja etc. etwa unserem tschji, tschjo, tschja u. s. w., das γ und das χ̱ dem norddeutschen sanften bezw. stärkeren ch, s̱ und ẕ lauten in der Aussprache sehr weich und stehen zwischen unserem s bezw. z und dem engl. th.

C. Oshiambo oder Otjiambo

sind Kollectivbezeichnungen für die zahlreichen in Amboland gesprochenen Bantudialekte. Einzelne derselben weichen von

einander nur unbedeutend ab, andere dagegen sind untereinander kaum näher als mit dem Otjiherero verwandt.

Eingehender erforscht zwecks Bibelübersetzungen ist bis anhin nur das Oshindonga, der von den Aandonga gesprochene Dialekt, den auch Brincker in dem oben erwähnten Wörterbuch des Otjiherero berücksichtigt hat; eine erschöpfende Arbeit haben wir von Missionar Rautanen zu erwarten, der ich hier nicht vorgreifen will.

Zum Verständnis der in den voranstehenden Schilderungen häufig erwähnten Präfixänderungen, je nachdem eine Herero- oder Ambobezeichnung in der Einzahl oder Mehrzahl gebraucht wird, lasse ich noch eine tabellarische Übersicht der verschiedenen Präfixe folgen.

	Otjiherero	Oshindonga	Oshi-kuanjama	Otji-ṅkumbi (Präfixe ohne Substantiva.)
Der Mensch	omuntu	omŭntu[1])	omŭhnu	omu
Die Menschen	ovantu	aantu	ovahnu	ova
Der Baum	omuti	omŭti	omŭti	omu
Die Bäume	omiti	omiti	omiti	omi
Der Trog	etemba	etemba	epeta	e
Die Tröge	omatemba	omatemba	omapeta	oma
Der Ochs	ongombe	ongombe	ongobbe	o
Die Ochsen	oz̯ongombe	oongombe	ojongobbe	ono
Die Ferse	otjipande	oshis̯i	oshififini[2])	otji
Die Fersen	ovipande	iisi	iififini	ovi
Die Borste	orus̯inga	olus̯inga	olufinga	olu
Die Borsten	otus̯inga	omas̯inga	omafinga	oma
Das Kind	okanona	okanona	okanona	oka
Die Kinder	ounona	uunona	uunona	aou
Das Ohr	okutui	okatsi	okutui	oku
Die Ohren	omatui	omatsi	?	oma

[1]) Der u-Laut im Präfixe omu wird im Oshindonga, im Oshikuanjama und wahrscheinlich auch noch in anderen Ambo-Dialekten unterdrückt.

[2]) Dem s, s̯ und z, z̯ des Otjiherero und Oshindonga entsprechen im Oshikuanjama f bezw. ď, die beide bei der Aussprache in ein s̯ auszischen.

Die Idiome der Kalaχari San.

Während meines Aufenthaltes in ǀNoi χas im Nordwesten der Kalaχari hatte ich mehrfach Gelegenheit mit Buschmännern verschiedener Stämme in Berührung zu kommen, und benützte diesen Anlass ein kleines Wörterbuch sowie eine Sammlung mannigfaltiger Satzbildungen anzulegen, aus der ich dann an Ort und Stelle die nachfolgenden grammatikalischen Elemente eines der Dialekte, jenes der ǁAi San analysierte. Ich bin mir wohl bewusst, wie mangelhaft dieser Versuch ausgefallen ist, aber da überhaupt hinsichtlich der Idiome der Buschmänner zur Zeit noch wenig bekannt, und dieses wenige zudem recht zweifelhafter Natur ist, so darf das Resultat meiner Nachforschung vielleich dennoch Anspruch auf einiges Interesse machen.

Die einzelnen Dialekte weichen mitunter sehr stark von einander ab, wie aus der beigegebenen Tabelle hervorgeht, so dass sich unter Umständen zwei Buschmänner, deren Wohnstätten in unmittelbarer Nachbarschaft sind, sich gegenseitig gar nicht verstehen. Gewisse Dialekte, wie jener der Kuń San oder der ǁAi San haben ein sehr grosses Verbreitungsgebiet, andere, wie der der ǁAu San sind auf die Bewohner eines kleinen Bezirkes beschränkt.

Hottentotte	ǃKuń	ǁAu	ǂAu	ǂKaurure ǁnai[1])	
ǁgami	ǃgu	tscha	ǃgu	ǃka	Wasser
sores	ǀgam	ǀgam	ǀgam	ǁũi	Sonne
tus	ǃka	tu	ǃga	ǃkũ	Regen
?	ǃnum	ǁnoa	ǃnum	ǃkou	Stein
ǀanis	ǂgam	ǂgam	ǃgo	koē	Strauss
ǃgorib	ǀgoe	bi	koe	ǃka	Zebra
	ǀi	Iam	Ii	djũ	Mund

Die nachstehenden Ausführungen beziehen sich, wo nichts anderes bemerkt ist, ausnahmslos auf das Idiom der ǁAi-Busch-

1) Dieser Stamm haust in der westlichen Kalaχari, östlich von der Missionsstation Mier; Herr Missionar Pabst war so freundlich, in meinem Auftrage gelegentlich einige Aufzeichnungen zu machen, die in ausführlicher Darstellung an anderer Stelle mitgeteilt werden sollen.

männer, das von ǀNoi χas bis zu den Kuppen am Ngami-See gesprochen wird.

Die Laute[1]) des ǁAi-Dialektes zerfallen in die drei Hauptgruppen der Vokale, der Konsonanten und der Schnalzlaute.

Vokale.

	a		
e		o	Diphtonge ae, ai, ao u. s. w.
i	ü	u	

Konsonanten.

Explosivae: fortes: k, t, p.
lenes: g, d, b.
Fricativae: fortes: χ, s.
lenes: γ, v, z.
Nasales: m, n, ṅ.
Liquidae: r.

Schnalzlaute.

ǀ, ǂ, ǃ, ǁ, I, T.

Die sämtlichen Vokale und zwar die einfachen sowohl als die zusammengesetzten können gedehnt (¯) oder nasaliert (˜) werden: ā, ã, ē, ẽ, u. s. w.

Die 4 Schnalzlaute ǀ, ǂ, ǃ, ǁ entsprechen vollständig den 4 auf dieselbe Weise bezeichneten Schnalzlauten der Hottentotten.[2])

Der I-Laut, der akustisch mit dem plötzlich abgebrochenen Röcheln eines Sterbenden zu vergleichen ist, wird hinten in der Kehle hervorgerufen. Der T-Laut weicht hinsichtlich seiner Bildung in sofern von den fünf übrigen Schnalzlauten, die reine Inspirata sind, ab, als er durch kurz abgebrochenes Ausstossen von Luft durch die halbgeöffneten Zahnreihen produciert wird, also gewissermassen den Übergang von den Schnalzen zu den Konsonanten bildet.

Gleichwie der Hottentottensprache, so kommt auch dem Idiom der ǁAi San die Intonation zu, d. h. Wörter gleicher Wurzel

[1]) Hinsichtlich der Aussprache der Laute verweise ich auf das in dieser Hinsicht massgebende Standard-Alphabet von Lepsius (Berlin 1863).

[2]) Vergl. pag. 537.

können mit verschiedener Tonhöhe ausgesprochen werden, wodurch dieselben dann vollständig ihre Bedeutung ändern. Die nachlässige und unserem Ohre überhaupt so fremdartige Sprechweise der San erschwert das Fixieren solcher feiner Tonschattierungen ausserordentlich und bietet dem die Sprache erlernenden Europäer unstreitbar die grösste Schwierigkeit; ich habe es daher auch aus demselben Grunde unterlassen müssen, in der vorliegenden Skizze diese verschiedenen Tonlagen zu berücksichtigen.

Die Wurzeln sämtlicher Nomina sind, soweit das gesammelte Material einen bezüglichen Schluss zu ziehen erlaubt, wie im Nama einsilbig und bleiben stets unverändert.

Das weibliche und männliche Geschlecht wird bei dem an und für sich geschlechtlosen Nomen durch Präfigierung von Iau resp. ‖gai zum Ausdruck gebracht:

Iau‡koa = der männliche Elephant,
‖gai‡koa = der weibliche Elephant.

Mit Iau pflegt der ‖Ai-Buschmann überhaupt etwas ganz Besonderes, nach seiner Anschauung Überwältigendes zu bezeichnen; er spricht von einem Iau tscha (tscha = Wasser) wenn die betreffende Wasserstelle z. B. sehr gross ist oder sich das Wasser durch irgend eine ihm unfassbare Eigenschaft — wenn es z. B. nicht durstlöschend ist — auszeichnet und ebenso nennt er die Regen bringenden nördlichen Winde Iau‡a‡kara (‡a = Wind, ‡kara = blasen). Der Modus der Geschlechtsbezeichnung ist übrigens bei den verschiedenen Buschmannstämmen kein einheitlicher; so hat der im Mittellaufe des Omuramba ua Matako hausende ǃKuṅ-Stamm an Stelle der beiden Präfixe Iau und ‖gai die Suffixe ǃo und de:

‡gam ǃo = männlicher Strauss,
‡gam de = weiblicher Strauss,

der ‡Au-Stamm in Rietfontein (ǀKunobis oder Otjimbinde) dagegen die Suffixe ǃgan und ai:

[1]) Iau doro heisst auch der beim Erzeugen des Feuers gedrehte Stab. Vergl. pag. 166, wo unrichtigerweise anstatt Iau — tau steht.

!go !gan = männlicher Strauss,
!go ai = weiblicher Strauss.

Der Plural wird im ||Ai-Dialekt ausnahmslos durch das Suffix dschi ausgedrückt:

ǂKai = das Auge,
ǂKai dschi = die Augen.

Pluralbildung durch Reduplikation, wie sie Hahn für das Idiom der !Khuai-Buschmänner angibt, ist mir nicht bekannt geworden.

Das Genitiv-Verhältnis wird durch einfache Apposition wiedergegeben, indem der Besitzer vor sein Regens zu stehen kommt:

Aχarob's Stein = Aχarob ||noa,
Aχarob's Pfeil = Aχarob ǂa,

oder auch indem das Pronomen possessivum III. Pers. Sing. mit dem angehängten Endvokal ī nachgestellt wird:

Aχarob's Stein = Aχarob ||noa χamī;

in der Satzbildung scheint aber von letzterem Modus stets Umgang genommen zu werden.

Der Dativ wird mittelst des Suffixes koe, der Accusativ mittelst des Suffixes ba gebildet:

Bringe meinem Hunde Fleisch: di arugu koe Ioχo uha,
Schlage den Hund: arugu ba ||χam.

Der Vocativ, dessen Anwendung eine äusserst häufige ist, wird durch Anhängen von dsche ausgedrückt:

O Hund! = arugu dsche!

Das Adjectivum ist unabhängig von Geschlecht und Zahl des begleitenden Substantivum, bleibt daher unverändert und geht dem Namen stets voran:

Der grosse Stein = ||guṅ ||noa.

Die Pronomina personalia, die gleichzeitig auch Pr. possessiva sind, lauten:

I.	Sing.	di,	I.	Plur.	si		gai,
II.	„	saz,	II.	„	sa		gau,
III.	„	χam,	III.	„	χa		gu,

daher: mein Hund = di arugu, euer Pfeil = sa ||gau ǂa.

Soll der Dativ des persönlichen Fürwortes ausgedrückt werden, so geschieht dies durch Suffigierung von koe:

Ich bringe dir: saz koe dira go uha;

der Accusativ dagegen wird durch nachstehende besondere Pronomina wiedergegeben:

I.	Sing.	te,	I.	Plur.	ǁgai,
II.	„	tschi,	II.	„	ǁgau,
III.	„	bi oder mi,	III.	„	ǁgu,

z. B.: er wird uns töten: χam a ga ǀku ǁgai (der Vokal a dient nur zur Verbindung der beiden Konsonanten m und g); ich schlage Dich: dira ǁχam tschi.

Die Pronomina demonstrativa lauten:

dieser —	Nominativ	ǀni,
	Dativ	ǀni koe,
	Accusativ	ǀni ba;
jener —	Nominativ	ǀneĭ,
	Dativ	ǀneĭ koe,
	Accusativ	ǀneĭ ba.

Steht das Demonstrativpronomen in Verbindung mit einem Nomen, so werden die Dativ- und Accusativ-Suffixe diesem und nicht dem Fürworte angehängt:

diesem Hund = ǀni arugu koe,
jenen Stein = ǀneĭ ǁnoa ba.

Pronomina interrogativa:

wer —	Nominativ	din,
wem —	Dativ	din ko, oder: din koe,
wen —	Accusativ	din ba, oder einfach: din,
welcher —	Nominativ	hamtscha,
	Dativ	hamtscha ga,
	Accusativ	hamtscha go;

daher z. B.: welchem Leoparden: hamtscha ga !oe?

Dem Zahlwort der ǁAi San liegt unzweifelhaft das quinäre System zu Grunde; obwohl sie selten in den Fall kommen, höher als 4 oder 5 zählen zu müssen, so trifft man doch mitunter einzelne Individuen, deren Kenntnisse in dieser Hinsicht unsern Nachforschungen Genüge leisten. Die Ausdrücke 1, 2

und 3 sind der Hottentottensprache entlehnt (?), von 4 an wird Zuflucht zu Zusammensetzungen genommen:

1 = |gui,

2 = |gam,

3 = !nona,

4 = |gam tscha ra hi |gam tscha ra hi, d. h. 2 + 2; die etymogische Bedeutung von tscha ra hi ist mir unklar; „und“ wird im Satzgefüge durch tschi ausgedrückt,

5 = |gui tschou d. h. 1 Hand; seltener bedienen sie sich des Ausdruckes |gam tscha ra hi |gam tscha ra hi |gui ba hi = 2 + 2 + 1,

6 = |gui tschou ra hi |gui ba hi, d. h. 1 Hand und 1,

10 = |gam tschou dschi, d. h. 2 Hände.

Die Zahlworte der !Kuñ San scheinen unbeeinflusst von der Sprache der Hottentotten geblieben zu sein; sie lauten:

1 = tsching \|e,	6 = tsching \|e gaba[1]) !gou = 1 + 5,
2 = tsching \|a,	7 = tsching \|a gaba !gou = 2 + 5,
3 = tsching !aū (oder !gau?),	8 = tsching !au gaba !gou = 3 + 5,
4 = tsching \|\|kai,	10 = ?
5 = !gou,	

Das Zeitwort des ||Ai-Dialektes — ein mit Pronominalsuffixen bekleideter Nominalausdruck — ist formlos; der Stamm hat für sich die Bedeutung des Präsens und des Imperativs. Die Vergangenheit wird durch den Partikel go, die Zukunft durch ga ausgedrückt.

Sehr oft wird wie im Hottentottischen auch noch hã suffigiert; Hahn nennt in seiner Grammatik diese Konjugation die einen Zustand ausdrückende habituelle.

I. Stamm. ma = geben.

Präsens.

1. Pers. Sing.	dira ma	1. Pers. Plur.	si \|\|gai ma
	saz ma		sa \|\|gau ma
	χam ma.		χa \|\|gu ma.

[1]) gaba entspricht wohl zum Teil dem tscha ra hi der ||Ai San.

Imperfectum.

1. Pers. Sing.	dira go ma	1. Pers. Plur.	si ǁgai go ma
	saz go ma		sa ǁgau go ma
	χam go ma.		χa ǁgu go ma.

Futurum.

1. Pers. Sing.	dira ga ma	1. Pers. Plur.	si ǁgai ga ma
	etc.		etc.

II. Stamm: uha = haben. (Habitualform von u = fassen, nehmen.)

Präsens.

1. Pers. Sing.	dira uha	1. Pers. Plur.	si ǁgai uha
	saz uha		sa ǁgau uha
	χam uha		χa ǁu uha

u. s. w.

III. Stamm: ha = sein.

1. Pers. Sing.	dira ha	1. Pers. Plur.	si ǁgai ha

u. s. w.

Die Negation wird durch Suffigierung des Partikels tama ausgedrückt, z. B.

ich gebe nicht = dira ma tama.

Ein interessantes Streiflicht auf die gesellschaftlichen Zustände unter diesen Stämmen wirft die Tatsache, dass in der Regel an Stelle der Präsensformen

dira uha tama = ich habe nicht
saz uha tama = du hast nicht u. s. w.

die alle weiteren Hoffnungen schroff ausschliessenden Formen

dira ma tama = ich gebe nicht,
saz ma tama = du gibst nicht

angewendet werden.

Zum Schlusse mögen zur Illustration der angeführten Regeln noch einige Sätze folgen:

Ich habe die Girafe gesehen = dira go ǃnabi mu.
Wo ist dein Pfeil? = saz ǂa hamtscha ha?
Ich werde Wild sehen = dira ga Ioχo mu.
Wo ist der Hund meines Sohnes? = di ǁkũb arugu hamtscha ha?

Welchen Hund schlägst du? = hamtscha ga arugutsgo ǁχam?
anstatt des weitläufigen: hamtscha ga arugu saz go ǁχam?
Bring den Pfeil meinem Sohne = die kũb koe ǂa uha.
Warum sagst du eine Lüge? = tuχu saz go tschu ǃnoa ma.
Er wird mich töten = χam ga ǀku te oder χam a ǀga ku te.
Ich kam und schoss = dira go ha tschi ǁgau.
Willst du mir das Fell geben, wenn ich dir Pulver gebe = dira ga ǃgai ma tschi saz ga kob te; d. h. ich werde dir Pulver geben und du gibst mir das Fell.
Öffne deine Hand = saz tschau ba ǁkoba.
Was hast du in deiner Hand? = saz tschau koe uha?
Was hast du für Neuigkeiten? = hamtscha ga ǃnoa dschi uha?
Er verlässt die Werft = χam ǁaisa χu.
Er liess mich im Felde = χam a go ǂha koe χu te.

Wörterverzeichnis des ǁAi-Dialektes.

a.

abaχu — vorbereiten
ais — Mutter
ani — bemalen
ara — o (Interjection)

ǀa.

ǀa — nass
ǀăi — fallen
ǀāi — Feuer
ǀãi — hässlich
ǀare — wenig
ǀasa — neu
ǀau — abschlagen

ǃa.

ǃa — Stelle, Örtlichkeit
ǃaba — klettern, steigen
ǃai ǃku — barhaupt
ǃai ǂnare — barfuss
ǃam — Glasperle
ǃana — wissen
ǃaū — heulen
ǃau — rufen
ǃauka — aussen

ǂa.

ǂa — Wind
ǂã — voraus
ǂaba — bersten
ǂai — im Feuer braten
ǂan — aufpassen
ǂaro — Körper
ǂau — langsam
ǂaũ — genug

Ia.

Ia — trinken
Iaba — Kalebass
Iai — weinen
Iaia — der erste
Iam — Mund

ǀam döbe	Unterlippe
ǀam tscha	spucken (wörtl. Mund-Wasser)
ǀau	bitter etc. (vide pag. 542)
ǀau tschau	Zeigefinger

Ta.

Ta	stehlen
Tai	Leber
Tamka	nachlässig
Tau	melken

ǁa.

ǁa	waschen
ǁaba	Sehne vom Bogen
ǁai	zusammenkommen
ǁai	Werft
ǁaiχa	Oberhaupt
ǁamka	auf
ǁara	fertig
ǁari	Skorpion

b.

bahi	und (ǁnoa bahi ǁgā bahi = Stein und Gras)
bi	Pferd (Zebra)
biri	erzählen

d.

dabe	Vley
dam	Zunge
dau	breit
diba	wer
dimi	dumm, verrückt
dini	Honig
doro	das Holzstück zum Feueranreiben.
du	Elandantilope
dum	Omuramba, Flussbett, Loch

e.

ē	ja
e	nein

Te.

Te	scharf

ǀe.

ǀei	lachen

g.

ga	beissen
ga ǂgai dum	taub
gaĩ	begraben
gaioχi	oft, sehr
gare	dumm
gau	besitzen
gui	aufheben
gũi	spielen
guni	Wagen
guni dau	Wagenspur (wörtl. Wagen breit)
guni tschu	Wagenfett (wörtl. Wagen Exkremente
guru	erlauben
guχa	niemals

ǀg.

ǀgā	Gras
ǀgaba	Hut, Kopfbedeckung
ǀgabi	grüne Schildkröte
ǀgai	tanzen
ǀgam	Sonne
ǀgari	Mähne

ǀgi	Aardvark (Orycteropus capensis)
ǀgina	Fliege
ǀgira	Schakal (Canis mesomelas)
ǀgoa	klein, jung
ǀgoe	grosse Landschildkröte
ǀgoga	voraus, vorwärts
ǀgore	Tätowierungsnarbe
ǀgu	nahe
ǀgui	Darm
ǂg.	
ǂga	glänzen
ǂgai	jagen
ǂgāī	Ohr
ǂgai	Springbock
ǂgara	betteln
ǂgau	Herz
ǂgei	dick
ǂgī	Fieber
ǂgimi	Felis caracal
ǂgoeǂgoe	Scolopender
ǂgoro	Fuss
ǂgoro dan	Fusspfad
ǂgu	in der Asche braten
ǂguṅ ǂaru tschau	Mittelfinger
!g.	
!ga	Rücken, zurück
!gai	Puffotter
!gāī	Steinbock
!gaisen	Gürtel
!gam	tief
!ganu	Eisendraht
!gari	klug
!gau	lang
!gaũ	Schmerz
!gõ	Harz, Gummi
!goaga	heute
!gana	Sack, Tasche
!gu	sprechen
!gubu	rund
!gum	blasen
!guṅ	reichen
ǁg.	
ǁgaba	Hunger
ǁgai	schaben
ǁgam	probieren
ǁgaru	Canis pictus
ǁgau	Hyaena striata
ǁgo	gross
ǁgoa	Höhle
ǁgoe	Lagerstelle, Bett
ǁgum	kurz
ǁguṅ	gross
ǁguri	nachfolgen
h.	
ha	ankommen, sein
ham	riechen
hāmko	hier
hamtscha	wo?
hoara	Krähe
ǂh.	
ǂha	Ebene
ǂhã	Ente
ǂhanu	gerade
ǂhuni	Ellbogen
!h.	
!haibi, !haisi	schnell

i.	
ī	kommen
Ti.	
Ti	lahm
Tirni	Rauch
ǂi.	
ǂi	treten
k.	
ka	verkaufen
kai	viel
kana	morgen
koa	abbrechen
koku	belauschen
kui	verbreiten
kutu	machen
\|k.	
\|ka	mit
\|kai	Geschenk
\|kam	etwas in ein Fell packen
\|kina	Perlhuhn
\|ko	Gemsbock
\|kobi	leihen
\|ku	töten
\|kuru	heftig, zittern
ǂk.	
ǂkai	Auge
ǂkai tscha	Träne
ǂkauṅ	verwundet
ǂkoa	Elephant
ǂkui	verachten
ǂkuṅ	Gehirn
!k.	
!kai	kalt
!kani	wiederkäuen
!kati	stark
!kau	abwerfen
!ko	Magen
!koe	fliehen
!ku	Mokalaχari
!kum	vertrauen
!kuṅ	gehen
‖k.	
‖kabi	Strausseneischale
‖kai	berühren
‖kama	Hartebeest
‖kara	roh, brutal
‖kari	Viehkraal
‖kau	Messer
‖ko	trocken
‖koa	grausam
‖koa	böse sein (Zischen der Schlangen)
‖koba	öffnen
‖ku	neben
‖kuī	keuchen
m.	
ma	geben
mii	sagen
mu	scheu
\|n.	
\|naī	alt
\|naitsa	jenseits
\|nami	werfen
\|nari	schaben, kratzen
\|nañ	Duiker
\|noa	rot
\|noe	Stock zum Graben der Wurzeln
\|nui	Spinne, dünn
ǂn.	
ǂnaī	zurückschauen

ǂnani	pfeifen
ǂnu	sitzen
ǂnuka	Nacht
!n.	
!nabi	Girafe
!nai	Niere
!nare	Hagel
!no	tadeln
!noa	Frosch
!nu	Hütte, Nest
!nū	schwarz
‖n.	
‖na	Horn
‖naga	unter
‖nai	plaudern, singen
‖naĩ	Tsama der Hottentotten (Citrullus spec.)
‖nau	beladen
‖no	Köcher
‖noa	Stein, Kuppe
‖nui	Fett
o.	
omi	finden
ꞁo.	
ꞁo	stinken
ǀo.	
ǀo	trocken
ǀoa	Knochen
ǀoaga	Abend
ǀoe	voll
ǀoro	selten
!o.	
!oa	bringen
!oa	Hase
!oasi	diesseits
!oe	Leopard
!okui	in
Io.	
Io	essen, Fleisch
Ioχo	Wild
Ioχo dau	Wildpfad
Iou (Ioau)	bitter
‖o.	
‖o	tot
‖oa	Ast
‖obi	Straussenei
‖omko	sterben
s.	
saũ	verbergen
se	nehmen
sora	Rinde
sore	Tabak
subu	leicht
sui	abbalgen
t.	
tabe	Salz, Brackstelle
tām	Znnge
tau	brennen
teĩ	aufstehen
tiri	stumpf
toa	zerreissen
toe	versetzen
tu	Regen, Wolken
tua	gestern
tu go Iui	Donner (wörtl. Wolken sprechen)
tscha	Wasser
tschã	gelb, grün
tschai	arm
tschara	Vogel
tschātschara	blau

tschau	Asche
tschau	Finger
tschau \|goa	kleiner Finger
tschau \|guitschi \|uri	Daumen
tsche	treu
tschi	und
tscho	Lunge
tscholi	Blatt
tschu	Mist
tschum	wachsen

u.

ū	stolz
ube	wegnehmen
ueχu	alles

\|u.

\|ũ	Vogelfeder
\|um	Atem
\|uri	Eisen
\|uru	verzeihen, vergessen

ǂu.

ǂu	bunt

ǃu.

ǃu	weiss
ǃum	ein Mädchen zur Frau nehmen

Iu.

Iui	sprechen

\|\|u.

\|\|u	bestrafen
\|\|ui	husten
\|\|um	schlafen

χ.

χai	Kuddu
χakoi	dort
χam	Löwe
χu	verlassen, gehen lassen
χum	Sand
χuo	ohne

Sachregister.

(Der „Anhang“ ist nicht berücksichtigt.)

A.

Aasgeier 479.
Abakorabis 404.
Acacia albida *Del.* 130. 424. 465. 469. 475.
— detinens *Burch.* 27. 356. 465.
— erioloba *Willd.* 462.
— giraffae *Burch.* 18. 21. 25. 27. 33. 36. 39. 41. 71. 93.[1]) 207. 243. 355. 358. 359. 367. 368. 400. 462. 465. 473. 475.
— hebeclada *DC.* 323. 465.
— horrida *Willd.* 17. 18. 21. 27. 87. 462. 465. 475.
— Sieberiana *DC.* 243. 249.
Acanthosicyos horrida *Welw.* (!Naras) 92. 425. 467. 468.
Ackerbau der Naman 90; der Bastards 114; der Ovaherero 147. 158; der Ovambo 294; der Makoba 378; Aussichten 517.
Achyranthes aspera *L.* 472.
Adam von Bethanien 67.
Adansonia digitata *L.* (Baobab) 242. 249. 361. 470. 471.
Adenium Böhmianum *Schinz* 208. 285.
Aerua Leubnitziae *Kuntze* 458.
— Pechuelii *Kuntze* 458.
Affen 477 ff.
Agamidae 92.
|Ai||gams (Gross-Windhoek) 108. 128. 456. 488.
||Aiχa ||ain siehe ||Eiχa ||ain.
Aiχa |aub 133.
||Ai San, Charakter dieses Stammes 388; Heilverfahren 395; Körpergrösse 393; Lebensweise 389; geistige Veranlagung 391; Volksstärke 388.
||Ai Schakal 476.
Akka, ihre Verwandtschaft mit den Buschmännern Südafrika's 397.
Albatrosse 478.
Albinismus, Fälle von, 275.
Alexander, Kapitain 431. 468.
Algen 129.
Aloe dichotoma *L.* 18. 28. 34. 424. 462. 467. 475.
— hereroensis *Engl.* 211.
— spicata *Haw.* 33.
ǂAm (Stampriet) 405.
!Aman 104.
Amboland, Verteilung der Stämme 273; allgemeine Schilderung 430 ff.; Kolonisation 519 ff.
!Ameib 125. 191. 398. 488.
!Am ||khub (Gründorn) 47.
ǂAm!hub 67.
Ammocharis spec. 464.
Amphibolit 430.
Amraal, Häuptling der |Kauan 104. 105.
Amŭtoni (Namŭtoni) 338. 518.
Ananas sativa *Lindl.* 254.
Ana-Akazie (Acacia albida *Del.*) 130. 424. 465. 469. 475.

[1]) Auf Pag. 93 ist dieser Art fälschlich Willdenow als Autor beigegeben.

Andersson, Elephantenjäger 191. 351. 379. 380. 381. 452. 478. 483.
Andropogon Sorghum *Brot.* (Kafferkorn) 294.
Angra Pequena 5. 7. 11. 54. 430. 432. 439. 440. 448 ff. 498 ff.
ǀAnis (Rehoboth) 109.
Aniχab am Uχab 195.
Antilope Euchore *Forst.* 23
Antilopen 476.
Aponda, Häuptling der Ovambandjeru 187. 414.
Arachis hypogaea *L.* 378.
Argas Schinzii *Berlese* 30.
Aris 128.
ǁArisdrift 448. 512.
ǂArisimab, Häuptling 43. 47. 48. 199. 200.
Aristida subacaulis *Steud.* 9. 459.
— ciliata *DC.* 24.
Aristida-Steppe, ihre Flora 463. 464.
Arundo donax *L.* 406.
Auasgebirge 108. 432.
ǁAub (Fischfluss) 34. 50. 104.
ǂAunin (Toppnaers) 92. 109.
ǂAu San, Buschmannstamm 389.
ǀAus 19. 54. 60. 384. 432 ff. 440 ff. 461. 502.
ꞁAu tscha 283[1]). 519.
ǀAweb, Quelle 343.
ǀAwib (Traufe) 84.

B.

Bajeje s. Makoba.
Balearica regulorum 478.
Balsamodendron spec. 242. 292.
Bamanguato 381.
Bam, Missionar 51. 53. 487. 508.
Baobab (Adansonia digitata *L.*) 242. 249. 361. 470. 471.
Barleria spec. 71.
Barmer Mission 485.
Barosma serratifolia *Willd.* u. Barosma crenata *Hook.* 85.
Basananthe spec. 326.
Bashimba, Volksstämme im südl. Angola 146.
Bastards, ihre Charakterzüge 113; Geschichte 115; Feldwirtschaft 114; Zukunft 516.
Batovana, Charakter 382; Herkunft 381; Leibesgestalt 380; Krieg mit den Ovaherero 105; Volkszahl 382.
Batua, ihre Verwandtschaft mit den Buschmännern Südafrika's 397.
Bauhinia Burkeana *Benth.* 91.
— Urbaniana *Schinz* 359. 475.
Beiderbecke, Missionar 418.
Belck, deutscher Reisender 6. 348. 502.
Berchemia discolor *Hemsl.* 228. 231. 296. 300.
Bergdamara 75; anthropol. Beschaffenheit etc. 121; Lebensweise 123. 124; Gebräuche 126; als Arbeiter 524.
Bernsmann, Missionar 134. 144. 423. 471. 488.
Bersaba 106. 111. 434. 487.
Betšuana 382.
Bethanien 51. 104. 111. 485. 487. 504.
Binnenlandflora, allgemeine Schilderung 460.
Bitterpits, Brunnen 360.
Björklund, Missionar 134.
Blattia 39.
Bleiglanz 432.
Blydeverwacht 108.
Boers zu Grootfontein 345. Geschichte ihrer Auswanderung aus der Transvaal 346; Unterstellung unter deutschen Schutz.
Böhm, R., Prof., 208.
— Missionar 425. 439. 441. 488.
Bondelzwarts 39. 109. 511.

1) Nicht Au tscha.

Boottia Schinziana *Aschers. et Gürke* 265.
Boscia spec. 92. 234
— Pechuelii *O. Ktze.* 93. 234. 409.
Botelet 451.
Brandkuppe 27.
Brincker, Missionar 127. 134. 426. 487. 496. 497.
Brunsvigia 41. 464.
Bubus, Wasserstelle 355.
Büffel 476. 481.
Bulimus damarensis *H. Adams* 482.
— minusculus *Mousson* 482.
Buphane spec. 464.
Buschmänner der Kalaχari vide unter ǁAi und ǂAu San.
— ihre Benennung durch die verschiedenen Volksstämme Südwestafrika's 397; ihre Verwandtschaft mit den Batua, Akka etc. 397.
Buschmannzeichnungen 398.
Buthus raudus *Simon* 396[1]). 481.
Büttner, Dr., Missionar 497. 510.
Buχuberg 50.
Buχubüchse 87.
Buχupulver 85.
Byzondermeid 50.

C.

Cadaba juncea *DC.* 464.
Calamodyten 478.
Calcium, salpetersaures 435.
Canis mesomelas *Schreb.* 476.
— pictus *Desm.* 476.
Cannabis sativa *L.* 94.
Cannas am Xamobflusse 446.
Cap Negro 467.
Captermite (Termes capensis) 25. 481.
Capstadt 2. 3. 4. 424.
Capverdische Inseln 428.
Capweide (Orangeflussweide) 84. 86. 448. 475.
Cassia spec. 243. 249. 472.
Catophractes Alexandri *Don.* 71. 205.[2]) 464.
Cavazzi, P. A. 183.
Ceropegia spec. 300.
Chapman 183. 451.
Christian Afrikaner 191.
Christliche Mission in Südwestafrika, ihre Geschichte 485.
Cissus Cramerianus *Schinz* 422.
Citronen 254.
Citrullus ecirrhosus *Cogn.* 22. 71. 138. 473.
— vulgaris *Schrad.* 410. 473.
Claria spec. 50.
Clarias gariepinus *Burch.* 265. 480.
Clematis orientalis *L.* subspec. brachiata *Thunb.* 71. 465.
Cleome lutea *Klotzsch.* 66.
Cobraschlange 21. 270. 479.
Codon Royeni *Thunb.* u. C. Schenckii *Schinz* 462.
Combretum hereroensis *Schinz* 209.
Combretum primigenum *Marl.* (Omumborombonga) 155. 182. 400. 466. 475.
Commelina spec. 265.
Commiphora africana *Engl.* 402.
Coniandra spec. 474.
Conrat, Ingenieur 56. 438.
Convolvulus spec. 327.
Copaifera Mopane *Kirk.* (Omutati) 209. 231. 472.
— coelosperma *Benth.* 359. 475.
Cornelius ǁOasib, Häuptling der Gei ǁkoun 71. 104. 106. 189. 195.
Corallocarpus spec. 474.
Corvus scapulatus *Daud.* 479.
Cotyledon orbiculata *L.* 211.
Crotalaria Pechueliana *Schinz* 422.

[1]) Nicht B. randus.
[2]) Nicht Cathophractes.

Cucurbitaceen-Wurzel als Heilmittel gegen Bisse toller Hunde 317.
Cyclosa tubicola *Simon* 481.
Cynaelurus guttatus *Hermann* 476.
Cynictis penicillatus *Cuv.* 477.
Cyperus esculentus *L.* (Uintjes) 29.

D.

Dabe tscha 383.
von Danckelmann, Dr. 346. 441.
Dannert, Missionar 138. 180. 438. 488. 497.
Dattelbaum 131.
Datura Metel *L.* 475.
David Christian, Häuptling 132. 194.
Daχa (Cannabis sativa *L.*) 94. 303.
Delpech, P., kathol. Missionar, dessen Ermordung 226.
Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika 503. 511.
Deutsche Interessensphäre Südwestafrika's, Gliederung derselben 429.
Deutsche Reichsvertretung in Otjimbingue 415.
Deutsch-Südwestafrika, hydrograph. Verhältnisse 448, orograph. Verhältnisse 429.
Deutsche Schutzherrschaft in Südwestafrika, deren geschichtl. Entwicklung 498.
Dianthera Petersiana *Klotzsch* 325.
Diazspitze 4.
Dichrostachys nutans *Benth.* 384.
Diehl, Missionar 415. 488.
Diorit 430. 436.
Diospyros mespiliformis *Hochst.* 228. 233. 237. 300.
Dirk Vyrlander, Häuptling 112.
Dolichos Lablab *L.* (var. rhomboideus *Schinz*) 92.
Dove 482.
Dufour, franz. Reisender 386.
Duparquet, Pater 494. 497.

E.

Eanda, Erklärung dieses Begriffs 163. 303.
Ebenholz vergl. Euclea.
Echujin 208.
Ectadium virgatum *E. Mey.* var. latifolium *Schinz* 15[1]). 460.
Eggert, Missionar 406.
Ehanda 273. 305.
Eich, Missionar 130. 415. 488 ff.
ǂEisibfluss 138.
ǁEiχa ǁain 107 ff. 200.
Ekuma 218.
Elandantilope 357. 528.
Elandbontje vergl. Elephantorhiza Burchelli *Benth.*
Elephantorhiza Burchelli *Benth.* 400. 475.
Elephant 476.
Elfenbein als Ausfuhrartikel 524.
Elim 490.
Elisabethrücken 7.
Entada arenaria *Schinz* 475.
Enten 218.
Epako 203.
Erdferkel 145. 477.
Erickson, Axel, Händler 139. 207.
Erongogebirge 125. 398; dessen Höhe 432.
Esimo 303 ff.
Etjo 434.
Etiro, Brunnen 137.
Etosapfanne 213. 214. 324. 337. 437. 454.
Etsilo 216.
Eucalyptus spec. 254.
Euclea pseudebenus *E. Mey.* 21[2]). 135. 242. 284. 448.

[1]) Eine Apocynacee und nicht, wie fälschlich auf Pag. 15 angegeben, eine Asclepiadacee.

[2]) Nicht pseudebenum.

Eugenia owariensis *Beauv.* 248. 472. 475.
Euphorbia spec. 16. [249]. 424. 461 ff.
Euphorbia quadrangularis 66[1]).
— virosa *W.* 424.
Euphorbienwüste, ihre Flora 16.
Eupodotis 479.
Evale 273. 305.

F.

Farini 394. 399.
Farnkräuter 418.
Fauna Südwestafrika's 475 ff.
Feigenkaktus 254.
Felis caracal 477.
Felis pardus 476.
Felsitporphyr 403.
Fenchel, Missionar 37. 121. 487.
Feuerschwamm, s. Zubereitung bei den Bergdamara 212.
Ficus damarensis *Engl.* 234. 466.
Ficus spec. 418.
Finnischer Missionsverein, seine geschichtliche Entwicklung u. Tätigkeit in Südwestafrika 490. 496.
Fischguano 523.
Fischerei-Aussichten 523.
Fischfluss (IIAub) 34. 50. 104.
Flamingo 478.
Flaschenkürbis (Lagunaria vulgaris *L.*) 160. 293.
Flusspferd 476.
Fockea spec. 242. 272.
Formica, Brigg 4. 5. 6.
Forstmisswirtschaft 482 ff.
François, v. 516[2]).
Francolinus spec. 32. 478.
Franke 6.
Franzmannschen (!Kara-gei khoin) 109.
Fredericks, Joseph, Häuptling 51. 52. 61. 499. 504.
— David, Daniel und Ruben 500.
Frettchen 92. 477.
Fringilliden (Finken) 478.
Fritsch, Prof. Dr. 77. 79. 112. 113. 122. 394. 397.
Frösche (Rana adspersa *Tsch.*) 480.

G.

Gabbrokuppen 436.
GaiIIkais (Okahandja) 109.
Galton, Francis, Reisender 123. 125. 351. 432. 489.
IGam ǂnūn[3]) 39. 109. 511.
Gameb, Häuptling d. GeiIIkoun 104. 108.
IIGameibfluss 43.
IIGamoχab 66.
Ganab 29. 32.
ǂGansbergen 111. 194.
!Gao khaosib 16. 17. 54.
Gardenia spec. 231.
!Garib vergl. Oranjefluss.
ǂGarib, Häuptling 43.
IIGaunab (Mantis fausta[4]), Hottentottengott 101.
GeiIaub (Grootfontein) 120.
GeiIaub (Gross-Namaland) 45 ff. 438[5]).
GeiIoub 111.
GeiIIkoun 104. 109.
Geigeria ornativa *Hoffm.* 153.
Genetta senegalensis *Cuv.* 477.

[1]) Hier handelt es sich wohl eher auch um E. virosa *W.* Die auf Pag. 249 erwähnte Euphorbie ist mir der Art nach noch unbekannt.

[2]) Zur Zeit mit der Wahrnehmung der Functionen des abberufenen Kaiserl. Kommissars für Südwestafrika betraut.

[3]) Vergl. Fussnote auf Pag. 560.

[4]) Oder vielleicht Empusa capensis? (Vergl. Zeitschr. f. Ethnologie, 1890, Pag. 265.)

[5]) Wohl richtiger als GaiIaub.

Gepard (Cynaelurus guttatus *Hermann*) 476.
Gesellschaftsvogel 478.
Gibeon 107. 111. 198. 488.
Giesekia pharnaceoides *L.* 15. 460.
Ginsterkatze 477.
Girafenfluss 49.
Girafe 476.
Girafenakazie vergl. Acacia giraffae.
Giris 201.
Giriχas 200.
Gloriosa spec. 326.
Glossina morsitans *Westw.* siehe Tsetse.
Gneiss 10. 24. 430.
Gnu 217. 337. 402.
ǂGo (Treibpfahl) 24.
!Goab 68.
|Gōa!geib 28.
||Gōoa|gib 104.
Gobabis 105. 111. 406. 436. 488.
Gobasebene 36.
Goering, Dr., Deutscher Reichskommissar 423. 509 ff. 513 ff.
von Goldammer, Feldweibel 509.
Golderz 513 ff.
Goldschakal 476.
Goliath v. Bersaba, Schulmeister 14. 15.
Goliath, Paul 50. 106.
— F. Christian 500. 508.
!Gora (Musikinstrument) 96.
!Gorānan (Korānna) 75. 119.
Gordon, Oberst 448.
Goreχas 404.
ǂGou||gama 71.
Goχas 487.
Granit 7. 10. 11. 24. 204. 400. 430 ff.
Granville, Lord 499.
Grewia spec. 92. 155.
Grielum obtusifolium *E. Mey.* 9.
Griqua, Erklärung dieses Wortes 110.
Grootbroekkaros 106. 434.
Grootfontein (Gross-Namaland) 68. 116. 120. 488.
Grootfontein (Upingtonia) 339. 344 ff. 417. 420. 456. 518.
Grossfluss vergl. Oranjefluss.
Gross-Namaland, seine Unterstellung unter deutsche Schutzherrschaft 510; allgemeine Schilderung 430 ff. Kolonisation 518.
Gross-Windhoek (|Ai||gams) 128.
Grundwasservegetation 475.
Guaχab-Fluss 35.
Guanoinseln 6.
!Gubub 21. 62. 447.
Gührich, Dr 514.
!Gui |aus 344.
Guiχab-Fluss 65.
Guos 16. 17. 54. 93. 444.
!Guribfluss 29.
|Guru-anis-Gebirge 436.
|Gurub-Fluss, schwarzer 44.
— weisser 43. 47.
Guldbrandsdalen 49. 106.

H.

ǂHabeb 39.
Haemanthus spec. 41. 464.
— toxicarius *Thunb.* 89.
Hagel 447.
Hahn, Dr. Hugo, Missionar 192. 195. 271. 486. 489. 496 ff.
— Josaphat 432. 497.
— Dr. Theophil 75. 95. 404. 435. 497.
!Hai ||guinχab 424. 467.
Hakjesdorn 26.[1])
Hälbich, Händler 133. 424.
!Han siehe Uintjes.
!Hanǂami-Hochebene 29. 51. 120. 434. 454. 566.
ǂHanda!hoab 130.
Handelsaussichten 523.
Hanfrauchen 94.

[1]) Vergl. Fussnote auf Pag. 27.

||Hamis (Blydeverwacht) 108.
Harpagophyton spec. 213. 472.
||Has 115.
Hase (Lepus capensis *L.*) 92. 477.
ǂHatsamas, Hauptsitz d. Geil||koun 109.
|Haukhoin siehe Bergdamara.
||Hawoben 42. 104. 109. 111.[1])
Hebammendienst b. d. Hottentotten 97.
Hegner, Missionar 119. 487.
Heidmann, Missionar 72. 116. 118. 127. 347. 441. 487.
Heilverfahren der Hottentotten 99; der der Ovaherero 173; der Ovambo 315—317; der Buschmänner 340 ff.
Helichrysum roseo-niveum *O. Hoffm.* 424.
Hendrik Witbooi 196 ff. 488.
Hereroland, allgemeine Schilderung 439 ff.; seine Unterstellung unter deutsche Schutzherrschaft 510; Kolonisation 518 ff.
Hererorasse siehe Ovaherero.
Hermannia spec. 66. 205.
— fructiculosa *Schum.* 464.
Hermaphroditen, ihr Schicksal bei den Ovambo 314.
Herpestes badius *Smith.* 477.
Heuschrecke (Methone Anderssonii *Stal.*) 10.
Hibisus rhabdotospermus *Garcke* forma palmatipartita *Gürke* 66.
!Hoaχa !nas 71. 111. 200. 438. 442 ff. 445. 487.
!Homeibfluss 70.
Honigbier 93.
!Hon||neib-Pyramide 43.
Hoornkranns 201.
Hope-Mine 511.
Höpfner, Dr. 502.
Hottentotten, ihre Bekleidung 83. 87; ihr Schmuck 84. 85; ihre Waffen 88. 89; ihre Wohnstätten 86; Viehstand und Haustiere 90; Religion und Kultus 100; ihr psych. Zustand 81—83; häusl. Sitten 98; Hebammendienst 97; Pubertätsfeste 96—97; ihre vorherrschenden Krankheiten und Epidemien 99; ihr Heilverfahren 99; Totenfeier und Bestattungswesen 100; erbrechtl. Verhältnisse 100; ihre Stammesverfassung 101; ihre Geschichte 103; Geschichte ihrer Kriege mit den Ovaherero 189.
Hottentotte, ethymologische Erklärung dieses Wortes 75; Frage n. seiner Herkunft oder Abstammung 76.
Hottentottengott (||Gaunab) 101. 557.
Hottentottenrasse, anthropol. Schilderung derselben 80.
Hottentottenschürze (Steatopygie) 80.
|Hovesses-Plateau 29.
Hüftriemen (Ozongondja) der Omuherero 150.
|Huib-Sandsteinplateau 25. 434[2]). 566.
!Huidub 71.
|Hunib (Boscia Pechuelii *O. Ktze.*) 93.
!Hu |nobes 29.
Hund, wilder 476.
Hyäne, Jagd auf eine, 401. 407.
— crocuta *Zimm.* 476.
— striata *Exleben* 476.
Hyalomma utriculus *Berlese* 30.
Hydnora africana *Thunb.* 461.
Hydrographische Verhältnisse des südwestafrik. Schutzgebietes 448.
Hyphaene ventricosa *Kirk.* 219. 220. 249. 300. 355. 360. 371. 452. 469 ff. 475.

[2]) Anstatt Havoben (Pag. 42) schreibe ich nun Hawoben.

[1]) Infolge unzweckmässiger Fassung des Passus über die Höhe könnte beim Leser die Meinung aufkommen, es sei das |Huib-Plateau niedriger als die !Hanǂami-Hochebene, während das umgekehrte der Fall ist.

Hyphaene guineensis *Thonn.* 469.
— benguellensis *Welw.* 469.
Hypnotische Suggestion als Heilmittel gegen Malaria 341.
Hyrax capensis *Schreb.* 477.
Hystrix sp. 477[1]).

I.

Ibis aethiopica 478.
Ibisvögel 248.
Ischnurus tityrus *Simon* 481.
Ikera, König v. Ombandja 239. 256. 290.
Insektenfauna Südwestafrika's 480.
Ipecacuhana, als Mittel geg. Fieber 263.
Irle, Missionar 187. 413. 415. 488.
Iselin, Ingenieur 476. 511. 512.

J.

Jagdaussichten 524.
Jager (ǀHoa ǀarab) 107. 108.
Jakobus Izak, Unterhäuptling 106. 111.
Jan Afrikaner 110 ff. 115. 191 ff. 200.
Jiheke (Plural von Oshiheke) 438.
Jilia 294.
Jitana 321.
Jiχanzi (Kornkörbe) 288.
Jonathan, Häuptling von Keetmanshoop siehe Zeib.
de Jongh 2. 61. 500.
Jonker Afrikaner (ǀHaramub) 107. 115. 189.
Jordan 19. 54. 224. 339 ff. 344. 347. 352.
Judt, Missionar 386. 406. 487.

K.

Kafferkorn (Andropogon Sorghum *Brot.*) 294.
Kafferkornbier (omalofo) 220. 300 ff. 563.
Kafferkornbrei 299.
Kahemoma, Häuptling der Ovambandjeru in Otjikuni 187. 413. 423.
ǁKais 404.
Kalaχari 105. 383; Allgemeine Schilderung 430 ff.; Kolonisation 519 ff.
Kalaχari-San s. ǁAi San und ǂAu San.
Kalk, krystallinischer 430.
— dolomitischer 434.
— recenter 435. 438.
Kalksteingerölle 435.
Kalkmergel 93. 435.
Kamaharero, Häuptling zu Okahandja 187. 193. 350. 415. 416. 422. 509 ff. 515.
Kambazembi, Häuptling zu Okandjoze 187. 417. 510.
Kambonde, Häuptling zu Okaloko 221. 266. 321 ff. 348 ff. 352. 493.
Kameldornbaum siehe Acacia giraffae *Burch.*)
Kamelfontein (ǀOas) 405. 519.
Kamugeu 432.
Kamureti, Häuptling in Otjizaoe 187.
ǂKān-Fluss 137. 512.
Kandjii, Häuptling zu Otjikuara 187.
Kaoko, allgemeine Schilderung 430 ff.
— Kolonisation 520.
Kaolinerde 319.
ǃKara-gei khoin 109 ff.
ǀKara khois (Byzondermeid) 50.
ǃKaraǀoan' 39.[2]) 109. ff
Karakobis 358. 359 ff.
ǀKaribib 137. 424. 432. 456.
Kaross, ihre Verfertigung 83.
Karunga 181. 297. 318.
ǃKaruχas 344.
Katjamaha, Häuptling 191.
Katjapia 414.
ǀKauan 104. 106. 111.[3])

[1]) Wahrscheinlich H. africae-australis *Peters.*

[2]) Anstatt ǃKaroǀoas und ǀGameǂnus bitte ich ǃKaroǀoan bezw. ǀGamǂnun zu lesen. Tritt in einem Hottentottenworte an Stelle der Schlusskonsonanten b oder s (vergl. Pag. 92) n, so wird dadurch die Mehrzahl ausgedrückt.

[3]) Nicht kouan.

||Kau-gao-|goan (Zwartbooi) 109. 111[1]). 194.
Kaχusub-Quelle 106.
Kavingava, Häuptling zu Okatumba 187.
Keetmanshoop, Missionsstation 37. 38. 111. 432 ff. 447. 510.
!Khosis 68.
Kido Witbooi, Häuptling 104. 106.
Kobus Fredericks, Häuptling 104.
Kirri (Wurfstock) 158. 286.
Klein-Barmen 132.
Klein-Windhoek (Otjikango okatiti) 128. 129. 456.
Klimatologische Verhältnisse Deutsch-Südwestafrika's 439; die Ursache ihrer Verschlimmerung 482.
Klimbebe 146.
Klipppan 360.
Klippschiefer 477.
Knudsen, Missionar 50. 106.
‡Koan !kub (Olifantskloof) 105. 403. 519.
Koch, Agent 425.
Kolbe, Forscher 142.
Kolonialgesellschaft für Südwestafrika 503 ff. 515.
Kolonisations-Aussichten 517 ff.
|Komabgebirgsstock (N. Gross-Namaland 131.
!Komab-Kuppe (S. Gross-Namaland) 43.
Konkordia 119.
Kopjes 105.
Kormoran 478.
Kotje Afrikaner 115.
|Kowesin 103. 106. 111.
Krähe 479.
Krankheiten, vorherrschende, der Hottentotten 99.
Krokodil 248. 479.
Kronenkranich 478.
Krönlein, Missionar 117. 496.
‡Kubusch (Gefäss) 87.
Kuddu-Antilope 43. 410.
Kuibes 25. 27. 53.
!Kuisib 431. 454. 511.
Kukuri, Häuptling zu Otjosazu 187.
|Kuñ San 393. 357.
Kunene 248. 448 ff.
|Kunobis vergl. Rietfontein (Kalaχari).
Kupfererz 207. 511.
Kupfererzstätte Otavi 293.
Kupfererzstätte Hope-Mine 511.
Küstenpflanzen 8. 457 ff. 465.

L.

Lagune 7.
Lagunaria vulgaris (Flaschenkürbis) 160. 293.
Lagunea Schinzii *Gürke* 325.
Larvenschwein (Potamochoerus africanus *Gray*) 477.
Laterit 128. 432.
Lean, engl. Händler 332.
Lebeckia multiflora *E. Mey.* var. parvifolia *Schinz* 9. 458.
Lepus capensis *L.* 477.
Letšulatebe, Häuptling 105. 381.
Leverfluss 105.
Levertal 106.
Lewisfontein 360. 471.
Lewis 514 ff.
Lilienthal, v. 514.
Limnanthemum 265.
Lippert, deutscher Reichsvertreter in Capstadt 501.
Litoralflora Südwestafrika's 8. 457. 466.
Livingstone 284. 381. 453.
Löffelgans 218.
London mission society 485.
Lophiocarpus tenuissimus *Hook.* 462.
Louis Alfred, Brigg 427.
Löwe 476.
Löwenfluss (Xamob) 41.
Löwenpforte 51.
Lüderitz, F. A. E. 19. 52. 499.
— Anfänge und Entwicklung seines Unternehmens 498 ff.

[1]) Auf Pag. 111 fälschlich ||Kan-goa-|goan.

Lüderitz, Expedition 2. 4.
— Factorei 5. 7.
Lutra inunguis *Cuv.* 477.
Lynx caracal *Güld.* 92.

M.

Madeira 2. 428.
Maerua angolensis *DC.* 33. 43.
Magneteisen 431.
Magnus, Prof. 129.
Maharero siehe Kamaharero.
Maherniabüsche 28.
Makoba, ihre Beschäftigung 378, ihre Bewaffnung 378; ihre Stehlsucht 379; ihre Volkszahl 382; ihr Krieg mit den Ovaherero 105.
Malaria und deren Heilung durch Suggestion 341.
Manasse, Herero-Häuptling 139. 187. 195. 200. 510.
Marsiliarosetten 265.
Matebele 382.
Melianthus comosus *Vahl.* 19.
Melkbosch (Euphorbia spec.) 16. 424. 461 ff.
Mesembrianthemum 21. 424.
— edule *L.* 91.
Meta, Schoner 4. 57. 502.
Meyer, Missionar 131. 443. 488.
Mier 116.
Mission, christliche, in Südwestafrika 485 ff.
— römisch-kathol. in Amboland und Amboella 252. 494.
Missionsarbeit auf dem Felde der Wissenschaft, insbesondere dem der Philologie 496.
Missionsstationen, Übersichtstabelle 487. 488.
Moffat, Missionar 108.
Mollusken 481.
Moremi, Häuptling 143. 368. 373. 386.[1]
Moses Witbooi 195. 199.
Moshoma 473.
Mosquito 219. 365.
Mossamedes opinatus *Simon* 481.
Motšuana siehe Betšuana.
Musa sapientum *Simon* 254.
Musikinstrumente der Hottentotten 31. 32. 95; der Ovaherero 161; der Ovambo 294.
Myriapoden 481.

N.

Nachtigal, Dr., deutscher Generalkonsul 6. 10. 52. 449. 504.
Naja haje *L.* (Cobraschlange) 21. 279. 479.
ǁNaiams 34.
ǃNaiter ǃnas 404.
Nama-Buschmann 127.
Namaqua, dessen sprachliche Unrichtigkeit nachgewiesen 76.
Namib 467.
Nampingana (Vater Kambonde's) 224. 330 ff.
Namŭtoni vergl. Amŭtoni.
Nangolo 321. 489.
ǃNani (Tafelberge) 25.
ǃNaras[2]) vergl. Acanthosicyos.
Nashorn 476.
ǃNauas 128.
Nautiluskuppe 6.
Nebelvegetation 475.
ǃNei honi 49.
Nels, Referendar 423. 509.
Nembungu 321. 329.
Neγale (Bruder Kambonde's) 322. 352. 493.
Neγumbo, Häuptling zu Uukuambi 230. 233. 257. 290.
Ngami-See 376. 383. 437 ff. 451 ff. 476.
— Flora 473.
Nicotiana glauca *Grah.* 133. 425. 469. 475.

[1]) Gestorben am 4. November 1890.
[2]) Die richtige Schreibweise ist ǃNaras und nicht ǁNaras.

ǁNoa ǁkais 519.
Nocana 450.
ǀNoi χas 388. 519.
ǂNosob oder Nui dum (Schwarzfluss) 406. 453.
ǂNosobberge 408. 413.
ǂNui ǀaus (Schwarz ǀAus) 21.
ǂNui dum (Schwarzfluss) 407.
Numida mitrata *Pall.* 478.
Nuujoma 312.[1]) 490.
Nymphaea stellata *Willd.* 265.

O.

ǂOan ǁobfluss 71. 128.
ǀOas (Kamelfontein) 405. 519.
ǁOasib, Cornelius, Häuptling 71. 104. 106. 189. 195.
Ochna Aschersoniana *Schinz* 420.
Ochsenwagen, dessen Einrichtung 11.
ǁOgein-Stamm 43. 109.
Ohama 327.
Okahandja 109. 415. 422. 432. 487 ff.
Okakango 422.
Okamambuti 344. 351. 355.
Okaloko 220. 469.
Okandeka 213.
Okandjoẓe 417.
Okaṣima 273.
Okaṣima ka Namŭtenja 325. 336. 456.
Okatumba 414.
Okavango 364. 449 ff. 521.
Okombahe 488.
Okoukuejo 212.
Okoẓondje vergl. Omaruru.
Okuruo (Werftfeuer) 155.
Olifantskloof ǂKoan ǀkub 105. 403. 519.
Oligomeris subuluta *Webb.* 462.
Olpp, Missionar 496.
Olukonda 225. 259. 441 ff. 491. 493.
Okumba 413.
Omakunde 294.
Omaheke 438.
Omalofo (Kafferkornbier) 220[2]). 300 ff.
Omambonde 419.
Omandongo 229. 490 ff.
Omapiu 422. 456.
Omaruru 138. 139. 422. 433. 442. 445. 488.
Omarurufluss 138. 454.
Omaṣingo 231.
Omatako-Pyramiden, 421. 432.
Omaγongo 301 ff. 314[3]).
Ombakaha 207. 208.
Ombandja onene 239 ff. 256. 273. 290.
— oshona 273.
Ombarantu 235. 273. 322.
Ombika 211.
Omburo 138. 140. 421. 422. 433. 456. 488.
Ompampa 305. 318.
Omuambo siehe Ovambo.
Omŭandi s. Diospyros mespiliformis.
Omŭje siehe ~~Berchemia discolor~~.
Omukuru (Gottheit der Ovaherero) 182.
Omŭlonga (Fluss) 217. 227. 449.
— Missionsstation 228. 493.
Omŭlunga siehe Hyphaene.
Omumborombonga (Combretum primigenum *Marl.* 155. 182. 400. 466. 475.
Omuramba 452.
— ua Maruru 138. 454.
Omuramba ua Matako 355. 417. 421. 454.
— ua Nkumbi 449.
— ua Tjiteve 449.
Omuṣema 135.
Omutati vergl. Copaifera Mopane.
Omutombe (Leibchen) der Omuherero-frauen 151. 279[4]).
Omuveroume 419. 435.
Omuwapu siehe Grevia spec.
Omŭχanga 279.
Omŭγango 294.

[1]) Anstatt Nujoma bitte Nuujoma zu lesen.
[2]) Omalofo dürfte wohl richtiger sein.
[3]) Auf Seite 314 fälschlich Omaχongo gedruckt.
[4]) Unrichtigerweise omutomba gedruckt.

Omŭɣongo siehe Sclerocarya Schweinfurthiana.
!On !as (Stampriet) 44.
Ondonga 273. 348. 490 ff.
Ondjumba 493.
Onganda (Werft) 155.
Ongandjera 273. 321. 491.
Onganga 313 ff.
Ongeama 130.
Oniikangua 335.
Onipa 329. 492 ff.
Oṅkumbi, Fort 249 ff.
— Missionsstation 252. 449. 494.
Ontaku 300.
Onẓila 337. 348.
Oohama 337.
Ookiep, Kupferwerk 1.
Opuntia Tuna *Mill.* 52. 254. 475.
Orangen 254.
Oranjefluss 3. 61. 117. 448. 511.
Orlam 164.
Orographie Deutsch-Südwestafrika's 432 ff.
Orue, Granit-Zwillingskuppe 138.
Oruẓo, Erklärung dies. Ausdruckes 164.
Orycteropus capensis *Gmelin* 477.
Oryx Gazella *L.* 279.
Oshihekeformation 325 ff.
Oshimpolofeld 452.
Oṣona 198. 432.
Otavi- (Kupfererz-) Mine 202. 293. 350.
Otjavanda tjongue 349. 351.
Otjiheveta 419.
Otjihivo-Berge, deren Höhe 432.
Otjikango 130. 193. 207. 488.
Otjikango okatiti (Klein-Barmen) 132.
Otjikuni 413.
Otjimbingue 134. 423. 440. 486 ff.
Otjioẓembafluss 137.
Otjipi 232.
Otjitambi 111.
Otjiua 204.
Otjiẓeva 130. 442. 445. 481. 488.
Otjomungundi 209.
Otjoṣaẓu 414. 440 ff. 488.
Otjotamboüme 137.
Otjovaẓandu 210.
Otjoẓondjupa 238. 351. 417. 418. 432. 438.
Otocyon caffer 476.
Otter vergl. Lutra inunguis.
Otuuapa 204.
Oub 109.
Outjo 208.
Ovaherero, ihre Sitten und Gebräuche 162; ihr Wohngebiet 146; phys. Typus 148; moralisch. Charaktereigenschaften 148; Bekleidung und Schmuck 150; ihr Hausgeräte 162; Beschneidungs-Ceremonien 168; Zahnoperationen 169; Fest des Haarschneidens 171; Heiratsgebräuche 172; Weibergemeinschaft 173; Krankenpflege 173; Trauerceremonien 174; Totenopfer und Leichenfeier 174; verwandtschaftl. Verhältnisse 175; erbrechtl. Verhältnisse 178; Religionsgebräuche 181; politische Organisation 187; ihre Kriegsgeschichte 189; ihre Seelenzahl 188.
— ethnol. Zusammengehörigkeit dieses Stammes 141; Wohnstrich 143; Erklärung dieser Wortbezeichnung 144.
Ovambandjeru 143 ff. 187. 321. 408. 413.
Ovambo, ethymolog. Deutung dieses Namens 270; Grenzumschreibung dieses Stammes 270; Herkunft 272; polit. Einteilung u. Volkszahl 273; geograph. Begrenzung dieser Stämme 274; Körperbau u. Hautfarbe 274; Fälle von Albinismus 275; Charaktereigenschaften 275; geschlechtl. Verhältnisse 276; Kleidungsweise 277; Haartrachten 280; Fuss- und Armspangen 282; alte Kriegswaffen (Bogen, Pfeil etc.) 285; ihre Werfteinrichtung 287;

ihre Gerätschaften u. Werkzeuge 292; ihr Kunstsinn 293; ihre Musikinstrumente 294; ihre Bodenprodukte 294; ihre Tabakkultur 295. 302; ihre Feldbestellungsweise 295; Erntefest 297; ihre Vieh- u. Geflügelzucht 297; ihre Sitten und Gebräuche 303; ihre gesellschaftl. Verhältnisse 303 ff.; Taufe 307; Beschneidung 308; Pubertätsfest 308; Strafjustiz 312; Aberglaube und Hexenprozedur 313; Opferdienst für Kranke 315—317; religiöse Anschauungen 318; politische Organisation 319.
Ovatjimba 143. 188.
Oχanga 308 ff.
Oχula 315 ff.
Ozombembambe 138.
Ozongombo 205.
Ozongondja (Hüftriemen) 150.

P.

Pabst, Missionar 120. 487.
Palgrave, W. C. 192. 193.
Panther (Felis pardus *L.*) 476.
Papageie 32. 478.
Parkinsonia africana *Sond.* 93.
Pavian (Cynocephalus porcarius *Schreb.*) 409. 477.
Pavonia Schumanniana *Gürke* 325.
Pechuel-Loesche, Dr. 432. 445. 461. 475. 482.
Pedetes caffer *Pall.* 477.
Pelargonium 8. 424. 458.
Pelikane 218. 248. 478.
Pella 104. 116. 446.
Peltophorum africanum *Sond.* 295.
Pennisetum spicatum *(L.) Kcke.* 294.
Perlhühner 478.
v. Pestalozzi, O. A. 500.
Pfeilgifte 89. 208. 285. 390. 402.
Philhetaerus lepidus *Smith* 478.
— socius 33.
— spec. 479.
Phoenicopterus erythraeus 478.
— minor 478.
Phoenix reclinata *Jacq.* 371. 471.
Phragmitis 469.
Phymateus morbillosus *Thunb.* 480.
Pinguine 7. 478.
Penguin-I. 6.[1])
Pohle, Director 2. 4. 11. 22. 55. 59. 61. 62. 448. 502.
Polyporus 212.
Poppe, Russouw & Co. 3.
Prescher, Steiger 502.
Pretrea-Früchte 472.
Procellariae 478.
Psittacideae 32. 478.
Pterocarpus erinaceus *Poir.* 249. 475.
Pterodiscus aurantiacus *Welw.*[2]) 264.
Pubertätsfest der Hottentotten 96. 97; der Ovambo 308.
Puffotter 92. 391. 479.
Python Sebae *Gmel.* 479.

Q.

Quellen u. Thermen Hererolandes 456.

R.

Rana adspersa *Tsch.* 480.
— delalandei *Tsch.* 480.
Rath, Missionar 489.
Rautanen, Missionar 222. 259. 329. 441. 490 ff. 497.
Rebhuhn (Francolinus spec.) 32. 478.
Reetflöte 31. 32. 95.
Regenstrauch (oshiγua sh'omvula) 296.
Regenvegetation 475.
Rehoboth 71. 109. 116. 421. 432. 441 ff. 445. 487. 491.
Reif 447.
Religion u. Kultus d. Hottentotten 100.

[1]) Die englische Schreibweise ist Penguin.
[2]) Unrichtigerweise als Pt. brasiliensis bezeichnet.

Rheinische Missionare 105. 485 ff. 496.
Rhigozum trichotomum *Burch.* 464.
v. Rhoden, Direktor der Rhein. Miss. Gesellschaft 116. 193. 419. 485.
Rhyzaena tetradactylata *Desmar.* 477.
Ricinusstaude (R. communis *L.*) 133. 254. 475.
Rietfontein (Gross-Namaland) 116. 121. 487.
Rietfontein (Kalaχari) 106. 388. 399 ff. 436. 519.
Robbenschlag 523.
Robertson, Jäger 366. 386 ff.
Römisch-kathol. Mission in Amboland 224 ff. 494.
Rooikat (Lynx caracal *Güld.*) 92.
Rotes Volk, Grenzen seines Wohnbezirkes 108; seine Zusammensetzung 109; sein Untergang 200.
Rothan, Fr., kathol Missionar, dessen Ermordung 226.
Royena pallens *Thunb.* 66.
Rust, Missionar 199. 487.

S.

Salix capensis *Thunb.* 84. 86. 448. 475.
Salsola aphylla *L.* 458.
— Zeyheri (*Moqu.*) *Bnth. et Hook.* 9. 458.
Salsolasträucher 16. 213. 462.
Salzpfannen 435. 455.
Sanct Helena 428.
Sanddünen 5. 7. 14. 430. 438.
Sandregion, ihre Fauna 15.
— ihre Pflanzen 15. 460 ff.
Sandsturm 15.
Sandfontein 425.
Sandzecken (Hyalomma utriculus *Berlese*) 30. 51.
Sanfarar 29.
Sansevieria thyrsiflora *Thunb.* 238.
— cylindrica *Bojer* 238. 472.
— zeylanica *Willd.* 238.
Sarcocaulon Burmanni *DC.* 8.
Sarcocaulonsträucher 16. 87. 458.
Scap- (oder Schaf-) Fluss 35. 436.
Schakal 9. 24. 476.
Schakalkopf 24.
Scheidweiler 514.
Schenck, Dr. Adolf 2. 11. 14. 53. 429. 433. 437. 447. 448.
Schepmansdorf 488.
Schiefersandstein[1]) 434.
Schildkröten 92. 266. 479.
Schilfsänger 478.
Schlächterei-Anlagen 513. 522.
Schmeelen, Missionar 104. 109. 485.
Schneefall 447.
Schröder, Missionar 38. 119. 129,
Schulz, Aurel, Reisender 449.
Schutztruppe 515.
Schutz- u. Freundschaftsvertrag zwischen dem Deutschen Reich und Bethanien 504 ff.
Schwarz, Dr. 514.
Schwarzfluss (ǂNosob oder ǂNui dum) 406.
Scirpusrasen 129.
Sclerocarya Schweinfurthiana *Schinz* 228. 249. 300. 323. 472. 475.
Scolopendra morsitans *L.* 481.
Scorpione 396. 481.
Scorpionenstich, Heilverfahren bei, 396.
Seal-I. (Guanoinsel) 6.
Seehund 478.
Seemöven 7.
Selous 450.
Serpentine 93. 430.
Sesbanea spec. 207.

[1]) Die tatsächlichen Verhältnisse sind in dem bezügl. Passus unrichtig interpretiert. Der Unterschied im Aufbau des ǀHuib- und des ǃHanǂami-Tafellandes ist nur in der Unterlage zu suchen, die bei ersterem aus Granit, bei letzterem aus Tonschiefer besteht. Anstatt Schiefersandstein (Pag. 434 Z. 10) lese man also Schiefersandsteinsystem. (Briefl. Mitteilung von Dr. Schenck.)

Setaria verticillata *Beauv.* 130. 208. 464.
Shark-I. 6.
Shikongo 321. 489.
Shipandeka 489.
Shipango 321.
Sibiχa's Pfanne 383.
Siedelsperlinge 33. 478.
Skobeljef, Korvette 58.
Slangkop 35. 436.
Solanum Melongena 254.
Sollnoab 35.
Spee, Graf 52. 508.
Sphaeroplea annulina *(Roth) Olg.* 129.
Spirostreptus falcicollis *Porat* 266. 481.
Sporengänse 248.
Springböcke 23. 215.
Springhase 477.
Stachelschwein (Hystrix) 477. 559.
Stampriet (ǂAm) 405.
— (ǃOn ǃas) 44.
Stapff, Dr. 438. 441. 511.
Steatopygie 80.
Steingröver, Matrose 511 ff.
Steinkopf 119.
Steppenbrände 218. 421.
Sterculia tomentosa *G. et P.* 472.
Stevens 513.
Storchvögel 248.
Strauss 23. 363. 476; Farmanlagen 522.
Stromboom 382.
Strophantus spec. 243. 249. 472.
Strychnos spinosa *Lam.* 255. 300.
— innocua *Del.* 359.[2])
Suga (Okavango) 451.
Swartkuppe 27.
Swartwater (Okamambuti) 355.
Sykomore 473.

T.

Tabak etc. der Hottentotten 93; der Ovaherero 161; der Ovambo 295. 302; der Makoba 381, 405.
Tafelberge 428. 433.
Tamarix articulata *Vahl.* siehe T. austro-afr.
— austro-africana *Schinz*[1]) 28. 42. 469. 475.
Tamulakan 451.
Tauben, wilde 400. 488.
Tausendfüssler 266. 481.
Temperaturverhältnisse des deutsch. Schutzgebietes 439 ff.
Terminalia 209. 231.
— prunioides *Laws.* 325. 465. 469.
— Rautanenii *Schinz* 337. 472.
Termiten (T. capensis? u. T. bellicosus) 25. 131. 234. 327. 481.
Testudo Verreauxi *Smith* 479.
Textilpflanzen 521.
Thermen 456.
Tierwelt der Küste. 9.
Tilly, Schoner, dessen Ankunft und Untergang vor Angra Pequena 56.
Tirasebene 23. 65.
Toa-Gras 24.
Toppnaers 92. 109 ff. 468.
Töttermann, C. G., Direktor der finn. Missionsgesellschaft 494.
Trappen 479.
Tribulus Zeyheri *Sond.* var. 264. 472.
Tsaullkaib 17. 54.
Tschama-Früchte 410.
Tschirub 18.
Tsetse-Fliege 378. 481. 521.
Tsoabis 200. 516.
Tšoan 383.
Tsoaχoub 130. 134. 423. 453. 454. 513.
de Tuin 116. 117.
Typhlops Schinzi *Boettg.* 479.

U.

Uashitenga 219.
ǀUllgama 54. 62. 438.

[1]) Doch wohl eher S. spinosa *Lam.*

[2]) So nenne ich nun die in Süd-Afrika heimische, von T. articulata verschiedene Tamariske.

Uintjes (!Han, Cyperus esculentus *L.*) 29. 91. 124.
|Ui‡ganis (Bethanien) 104.
Upingtonia, Bauernrepublik 348.
— ihre Unterstellung unter deutsche Schutzherrschaft 511.
!Uri dum (Weissfluss) 407.
!Uri kobis (Witvley) 408.
Urostigma spec. 326.
!Usa !kos 424.
Uukuambi 230. 232. 257. 290. 292. 312. 490.
Uukuanjama 225 ff. 273. 281. 290. 492 ff.
Uukuaruze (identisch mit Uukaluzi) 273. 322.

V.

Veldschoendrager 42. 104. 109. 111. 201. 511.
Viehe, Missionar 126. 138. 172. 173. 174. 184. 422. 487 ff. 497.
Vipera arietans *Merr.* 479.
Visser, Paul 199.
Viverriden 92.
Vledermuis 105. 406.
Vley, Erklärung d. Ausdruckes 438. 455.
Voandzeia subterranea *Th.* 294.
Vogelfauna Südwestafrika's 478.
Vogelsang, Heinrich 6. 19. 54. 59. 500. 504. 508.
Vollmer, Missionar 71. 496.

W.

Waffen der Hottentotten 88; der Bergdamara 124; der Ovaherero 157; der Ovambo 285; der Makoba 378; der Buschmänner 357. 389.
Wagner, Kaufmann 51.
Wale 523.
Walfischbai 111. 425. 439 ff. 488.
Walser, Händler zu Hairaχabis 37.
Wanderheuschrecken 480.
Wandres, Missionar 487.
Warmbad 111. 120. 485. 487. 510 ff. 516.
Wasserläufe, periodische des Hererolandes 454.
Wasservögel 248.
Weikolin, Missionar 348.
Weissfluss (!Uri dum) 407.
Welwitsch 467.
Welwitschia mirabilis *Hook.* 424. 467.
Wesleyanische Missionare 105.
Wesleyvale 105.
William Christian, Häuptling der Bondelzwarts 111. 115. 201. 510 ff.
Windhoek (|Ai||gams) 108. 128. 192. 193. 456. 488.
Wirbelwinde 445.
Witgat (|Hunib) vergl. Boscia.
Witvley (!Uri kobis) 408 ff. 447.
Wolf, Reisender 397 ff.
Wollschafzucht 520 ff.
Wurfkeule siehe Kirri.

X.

(Ist stets — ausgenommen sind die lateinischen Tier- u. Pflanzennamen — wie χ auszusprechen.

Xamob- (oder Löwen-) Fluss 41. 47.
Xansis 105. 106. 384. 385. 386. 519.
Xaudaman (Dreckdamara) 125.
Xerus setosus[1]) 477.
Ximenia americana *L.* 242. 300.

Z.

Zeib, Häuptling 39 ff 111. 202. 511[2]).
Zes, Karl, Häuptling (‡Arisimab) 43.
van Zeyhl, Straussen- u. Elephantenjäger 385.
Zinn 432.
Zizyphus 209.
Zugochsen, ihre Trainirung 12—14.
Zunderdosen als Tauschartikel 212.
Zygophyllum simplex *L.* 15. 460.

[1]) Setosus ist zu ersetzen durch capensis *Kerr.*
[2]) Anstatt Tseib ist Zeib zu lesen.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN



Beilage zu Dr. Hans Schinz: Deutsch-Südwest Afrika. 1884–1887.
Verlag von Schulze'sche Hofbuchhdlg. (A. Schwartz) Oldenburg.
Graph. Anstalt von Hofer & Burger, Zürich

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Ob

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schinz, Hans

Deutsch-Südwest-Afrika Forschungsreisen durch die deutschen Schutzgebiete Gross-Nama- und Hereroland, nach dem Kunene, dem Ngami-See und der Kalachari ; 1884 - 1887

Oldenburg [u.a.] [1891]

It.sing. 932 d
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11630624-0